The Drinched Book

UNIVERSAL
LIBRARY
OU_220450
UNIVERSAL
LIBRARY

OUP—880—5-8-74—10,000.

16 JUN 1975

OSMANIA UNIVERSITY LIBRARY

Call No. 907 Accession No. 35387

Author R19W

Rant, L. Von

Title Weltgeschichte. 1922. Vol 5.

This book should be returned on or before the date last marked below.

Leopold von Ranke

Weltgeschichte

Fünfter Band



Fünfte Auflage

*

1922

Verlag von Duncker & Humblot
München und Leipzig

Alle Rechte,
insbesondere die der Übersetzung,
vorbehalten.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Inhaltsverzeichnis
zum fünften Bande.

I. Die arabische Weltherrschaft und das Reich Karls des Großen.

II. Zersetzung des karolingischen, Begründung des deutschen Reiches.

I.

Die arabische Weltherrschaft

und

das Reich Karls des Großen.

Erstes Kapitel.

Oströmer und Neuperser im 6. und 7. Jahrhundert.

Der Kreis, in welchem sich die weltgeschichtliche Bewegung vollzog, war den Wohnsitzen des menschlichen Geschlechts gegenüber doch nur ein sehr beschränkter. Die geistig lebensvollsten Nationen waren in demselben eingeschlossen und das Produkt ihrer Thätigkeit in sich selbst unschätzbar. Aber wie leicht, daß eine Sturmflut elementarer Kräfte aus anderen Regionen sich über die Kulturwelt ergoß, sie unterwarf oder zerstörte.

Wenn nun das römisch-griechische Reich, der Sitz dieser Kultur, den Trieb hatte, die großen Hervorbringungen seines geistigen Lebens über seine Grenzen hinaus zu verbreiten, so konnte das doch nicht immer dadurch geschehen, daß es nachbarliche Feindseligkeiten mit einer Propagation seiner Ideen erwiderte. Es gab noch Nationen, deren innere Lebenskräfte einer solchen von Grund aus widerstrebten. Und dem Geiste der Geschichte der Menschheit hätte es nicht entsprochen, daß diese geradehin absorbiert worden wären. Denn das eigentümliche Leben der verschiedenen Nationen in ihrer Verflechtung untereinander und in ihrer Beziehung zu der idealen Gemeinschaft bedingt den Fortgang in der Geschichte der Menschheit. Auch der geographische Gesichtskreis mußte sich erweitern und nach und nach vollenden. Es liegt am Tage, daß das ohne erneuerte Völkerkämpfe unmöglich war. Die Aufgabe für die Kulturwelt möchte man darin sehen, das Gewonnene zu behaupten und das Fremde heranzuziehen, ohne doch dessen Selbständigkeit zu vernichten.

So könnte wohl die spätere Betrachtung urteilen, den Erfolgen gemäß, welche die Ereignisse hatten; das Interesse der Forschung aber liegt in den Ereignissen selbst: den Kräften, welche Fürsten und Völker einsetzten, den Zielen ihrer Bestrebungen, den Grenzen, die sie fanden, und den hieraus hervorgehenden Umgestaltungen. Alles bewegt sich in den unvermeidlichen Gegensätzen des in seiner Entwickelung begriffenen allgemeinen Lebens.

Wie die Zustände des Occidents aus einer Verbindung der germanischen Elemente mit den romanischen hervorgegangen waren, so beruhten die des Orients auf dem unmittelbaren Ankämpfen der von den Römern zwar angegriffenen, aber unbesiegt gebliebenen asiatischen Nationalitäten gegen das Kaisertum. Dabei treten die ältesten Völkerberührungen, welche die Historie kennt, wieder hervor. Der vornehmste Gegensatz knüpft an den Kampf zwischen Griechen und Persern an, welchen Herodot beschreibt.

Infolge der Unternehmungen Alexanders des Großen waren die orientalischen Reiche von dem Occident abhängig geworden. Auf diesem Boden hatte sich dann das Reich der Römer und das der Parther nebeneinander entwickelt. Welches auch der Anteil orientalischer Bevölkerungen an der Bildung des parthischen Reiches sein mochte, im ganzen entsprach es doch den von den Griechen und Macedoniern gelegten Grundlagen, wie denn die Münzen der Arsaciden griechische Inschriften tragen.

Aber aus den Trümmern desselben hat sich eine Neugestaltung der persischen Religion erhoben. Kein Zweifel, daß die vorwaltenden Ideen noch dieselben waren, welche einst das Reich des Darius belebt hatten.

Überall begegnen wir verwandten Vorstellungen, obwohl es unleugbar ist, daß dabei eine stärkere Hinneigung zur Idololatrie eingetreten war. Die Lehre von dem Kampfe zwischen guten und bösen Geistern war zu einer mythischen Kosmogonie ausgebildet, welche, Himmel und Erde umfassend, die Welt und die Zeiten mit Phantasiegebilden erfüllte, die doch wieder als göttliche Wesen erscheinen. Umsomehr hatte das System dieser Meinungen, die sich in einem sehr ausgedehnten Feuerkultus repräsentierten, das Volk ergriffen, zumal da es von den glücklichen Erfolgen der sassanidischen Dynastie, welche sich unmittelbar von der alten herleitete, bekräftigt wurde. Das neupersische Reich begnügte sich nicht mit den von den Parthern behaupteten Landschaften; es forderte die alten achämenidischen Gebiete für sich zurück.

Wir gedachten schon der großen Wechselfälle dieses Kampfes. Die Sassaniden behaupteten insofern die Oberhand, als ihre Autorität sich über das östliche Asien ausdehnte und den Römern gegenüber sich intakt erhielt. Sie setzten an der Ostgrenze des römischen Reiches den Krieg fort, während die Germanen die Westgrenze beunruhigten. Wollte man den wesentlichen Unterschied der germanischen Angriffe im Westen und der persischen im Osten angeben, so lag derselbe darin, daß dort nur einzelne Stämme fochten, die durch kein politisches Prinzip an ihre alten Götter gebunden waren; sie nahmen nach einigem Schwanken das orthodoxe Christentum bei sich auf.

Dagegen stellte sich im Osten ein großes Reich den Römern gegenüber, das nach und nach zu einer Machtstellung gelangte, die sich mit der römischen wohl messen konnte. Kaiser Justinian und der Sassanide Chosru I., genannt Nuschirwan, waren geistesverwandte Naturen. Doch hatte Nuschirwan in seinem eigenen Reiche noch andere Feinde zu überwältigen, als Justinian,

deren wir wohl gedenken müssen, da ihre Erscheinung ein Streiflicht auf die Zustände in dem entfernten asiatischen Orient fallen läßt.

Wenigstens berührt haben wir oben den Gegensatz, in welchen Alexander der Große am Ausfluß des Indus mit dem Brahmanentum geriet. Aus diesem erhob sich eine neue Macht am Ganges, welche Länder in Besitz nahm, die Alexander nicht hatte bewältigen können; noch weniger wären die Seleuciden dazu fähig gewesen. Seleukus Nikator überließ die Oberherrschaft in Indien dem neuen Reiche von Palimbothra.

Insofern war die Lehre der Brahmanen den ursprünglichen Vorstellungen der Griechen von dem Wesen der Götter homogen, als es auch bei den Brahmanen der Zweck des Dienstes war, die Macht der Götter durch Opfer zu gewinnen oder ihre Ungunst zu beschwichtigen. Die Lehre vom Opfer verbindet Tiefsinn und Aberglauben.

Die Brahmanen nahmen überdies an der Festsetzung der indischen Kasten, deren vornehmste sie selbst bildeten, wirksamen Anteil. Das wunderliche Gefüge, in welchem die oberste Klasse als durch ihre Geburt selbst bevorrechtet und die unteren als unterwürfig und von aller Kultur ausgeschlossen erscheinen, wurde zur Doktrin, welche das bürgerliche Leben und den Staat von Hindustan vollkommen beherrschten. Dem setzte sich nun im 3. Jahrhundert vor unserer Ära der Buddhaismus entgegen. Auf spekulative Lehren, die den brahmanischen verwandt sind, namentlich von der Metempsychose gestützt, geht doch der Buddhaismus zu ganz anderen Folgerungen fort; er verwirft die Opfer, also auch die Macht der Götter, die durch dieselben versöhnt werden sollen; die Verbindung des Priesterstandes mit den königlichen Geschlechtern durchbricht er dadurch, daß sein Stifter die höchste Würde niederlegt, auf die ihm durch seine Geburt zugefallenen Rechte verzichtet und sich in ein kontemplatives Dasein zurückzieht. Die Genossenschaft, die er gründet, kennt keinen Unterschied der Kasten. So stellte er der Herrschaft der Brahmanen eine tiefe und populäre Opposition entgegen, welche in Kampf mit denselben geraten mußte. Der Brahmaismus behielt in Indien die Oberhand; aber die Buddhisten fanden, sei es nun zersplittert und verjagt, oder wie sie selbst sagen, als Missionäre Eingang in die benachbarten ostasiatischen Länder und Reiche, deren Religion sie nach ihrem Sinne umbildeten. Auch in dem Reiche der Mitte, wo die herrschende Gewalt zugleich als eine göttliche betrachtet wurde, drang die Lehre ein; sie wurde da in blutigen Kämpfen verfolgt, wußte sich aber dennoch zu behaupten; sie unterwarf sich die mongolischen Stämme. Ein eigentümliches Reich gründete sie in Ceylon. Auch insofern hat der Buddhaismus ein Verdienst um die Geschichte der Völker, die er im weitesten Umkreis miteinander verbindet, bis er sich selbst in Tibet eine unangefochtene und unanfechtbare religiöse Stellung erkämpft. Die Anhänger Buddhas bilden die zahlreichste Religionsgenossenschaft auf Erden.

Sowie das Dunkel sich hebt, welches Ostasien den Blicken bisher verbarg, finden wir die dortigen politischen und religiösen Systeme, so großartig an

gelegt sie auch sind, doch nicht ohne innere Gegensätze, welche die Autorität zweifelhaft machen; denn das ist nun einmal das Schicksal der Menschen: im Streit miteinander bilden sie sich aus. Wie der Brahmaismus durch Buddha, so fanden die Ideen, auf denen das persische Reich beruhte, einen negativen Gegensatz, der wohl einmal die Oberhand zu behalten schien.

Den Grundzug des alten Systems bildete die Idee, daß der Mensch durch Landbau und gute sociale Einrichtungen dem guten Geist im Kampf mit dem bösen gleichsam zu Hülfe komme. Auch das sassanidische Reich hatte eine religiöse Grundlage. Die bestehende Ordnung der Dinge wurde durch eine Vereinigung der weltlichen und geistlichen Großen unter einem mit dem Nimbus religiöser Bevorzugung umgebenen königlichen Oberhaupt, dem Schahinschah begründet und festgehalten.

Schon von den Partherkönigen wissen wir, daß sie zwei Senate um sich hatten, von denen der eine aus Magiern, den Mobedhs, bestand, und daß sie selbst Mitglieder dieses Ordens sein mußten. Auch im neupersischen Reiche wurde die höchste Gewalt durch sieben vorwaltende Geschlechter und das Ansehen der Mobedhs zwar beschränkt, aber zugleich befestigt. Dieser Ordnung der Dinge stellte sich nun in Persien die Sekte der Mazdakiten entgegen.

Sie verwarfen die einmal aller gesellschaftlichen Ordnung unwiderruflich zu Grunde liegenden Ideen von Eigentum und Ehe. Mazdak behauptete sogar, daß der göttliche Wille eine ursprüngliche Gleichheit in diesen Beziehungen festgesetzt habe, und betrachtete es als einen besonderen Akt der Frömmigkeit, von den bestehenden Einrichtungen abzuweichen.

Der Gedanke reicht über die besonderen Verhältnisse des persischen Staatswesens hinaus. Ähnliche Tendenzen haben sich auch anderwärts von Zeit zu Zeit geltend gemacht. Die Voraussetzung der natürlichen Gleichheit aller Menschen drängt mit einer gewissen Folgerichtigkeit zu dem Versuch, die historisch gebildeten Einrichtungen zu durchbrechen und von Grund aus umzugestalten. Tendenzen dieser Art sind vielleicht unvermeidlich; in Schranken gehalten, können sie sogar zur lebendigen Fortbildung der Gesellschaft beitragen. Ihre Herrschaft aber würde verderblich sein; die Herstellung eines vermeinten Naturzustandes würde eine unerträgliche Tyrannei zur Folge haben. In dem sassanidischen Reiche gab es Unzuständigkeiten und Anlässe genug, um Meinungen und Absichten dieser Art hervorzurufen; aber es besaß auch innere Kräfte, um ihnen Widerstand zu leisten. Namentlich tritt hier Chosru Nuschirwan hervor.

Die Absicht der Mazdakiten war, bei dem Tode des ihnen geneigten Kabad im Jahre 531 denjenigen von seinen Söhnen, der sich zu ihrer Meinung bekannte, auf den Thron zu erheben, im Gegensatz gegen den Erstgeborenen, Chosru. Eben an der höchsten Stelle sollte die große Veränderung sich durchsetzen. Aber dieser Erstgeborene vereinigte sich mit den Mobedhs, um der destruktiven Bewegung zu widerstehen. Er war davon durchdrungen, daß diese Lehre nichts als Elend über die Perser bringen, ihren Glauben

vernichten und ihre Familienverhältnisse zerrütten würde. Alle die zerstörenden Kräfte, in deren Bekämpfung die alte Ormuzdreligion die Errettung der Welt gesehen hatte, schienen in Mazdak wieder aufzuleben. Chosru wendete die äußersten Gewaltmaßregeln gegen sie an. Ihre Anhänger wurden in Scharen umgebracht. Von diesem Tage an soll er Nuschirwan, d. h. der Unsterbliche genannt worden sein. Eine der bedeutendsten Gestalten in diesem Stadium der Weltentwickelung, noch beruhend auf den Grundsätzen der altpersischen Monarchie und doch wieder in engster Beziehung zur Staatsbildung seiner Zeit, den Bedürfnissen einer großen Macht überhaupt.

Die Grundsätze, auf welche die Gegner der Mazdakiten sich bei der Bekämpfung derselben stützten, erhellen aus einer Schrift dieser Epoche. In derselben wird gelehrt: darauf, daß die öffentliche Gewalt die Werke der Religion fördere, beruhe das Selbstgefühl des Iraniers; er verdanke seine hohe Stellung unter den Völkern seinem Gehorsam gegen die Religion und ihre Gesetze; das Böse wird von ihm fortwährend bekämpft.

Unstreitig hatte nun aber die Gesetzgebung und Verwaltung des Landes eine Ader von despotischer Gewaltsamkeit. Die Gesichtspunkte, die hierüber vorwalteten, lernt man aus einem Dokument der Verteidigung eines der folgenden Könige gegen die Vorwürfe, welche man wider die Administration des Reiches erhob, kennen. Darin wird das unbedingte Gebot mit dem Zweck gerechtfertigt, zu dem es erlassen werde. Eine Regierung habe außer Gott keine andere Stütze als Geld und Soldaten; das persische Reich sei allenthalben von Feinden umgeben, die nur durch zahlreiche Heere und massenhafte Kriegsvorräte zurückgehalten werden; die letzten vermöge man allein durch große Geldmittel zu beschaffen. Das Geld aber lasse sich nur dadurch zusammenbringen, daß man die Abgaben unnachsichtig eintreibe. Die vornehmste von den Abgaben, worauf das persische Reich beruhte, war die Grundsteuer, für welche Chosru Nuschirwan eine Art von Kataster durchgeführt hatte.

Man könnte versucht sein, die Grundlinien der inneren Politik des Schahinschah zu präcisieren. Es waren folgende: vor allem Konservation der Grundideen des Auramazdaglaubens der seitdem erfolgten Fortentwickelung desselben gemäß, Behauptung der hergebrachten religiösen und politischen Verfassung, bei welcher auch die großen Geschlechter und die Magier ihren Schutz fanden; Instandhaltung seiner Kriegsmacht, welche die Grenzen nach allen Seiten hin gegen die Barbaren sowohl wie gegen die Römer behaupten mußte; eine streng ausgebildete, in festen Formen einherschreitende, durch eine Beamtenhierarchie aufrechterhaltene Administration.

Unstreitig liegen darin die Lebensbedingungen aller großen Monarchien.

Wir haben der Verbindung gedacht, welche Perser und Germanen unterhielten. Es gab eine Zeit, wo die Perser, die emporkommenden Franken und die Oströmer in ihren wechselseitigen Beziehungen die Großmächte der Welt ausmachten. Nicht so durchaus maßgebend waren dabei die religiösen Differenzen, wie man wohl annimmt. In denselben kommt sogar ein Moment zu

Tage, welches eine innere Verbindung des römischen und des persischen Reiches herbeiführte: denn das persische Reich duldete fremde Elemente; es war eine Zufluchtsstätte der in den kirchlichen Streitigkeiten der Gräco-Römer ausgestoßenen Sekten. Unter denen aber gab es eine, die gerade durch diese Verbindung zu einer eigentümlichen Formation gelangte, die der Nestorianer. Wir kennen bereits Nestorius; in den verhängnisvollen Streitigkeiten über die beiden Naturen in Christus hat er dadurch eine neue Wendung angebahnt, daß er, dem Arianismus fern, doch einige Ausdrücke verwarf, in welchen die Anhänger des Athanasius ihre Doktrin symbolisierten. Daß er den Ausdruck Gottesgebärerin mißbilligte, brachte eine Irrung hervor, in welcher er selbst mit Beihülfe des römischen Stuhles abgesetzt wurde, ohne daß doch die griechische Kirche zu einer unbedingten Verwerfung seiner Ansichten schritt. Diese wurden vielmehr von Männern verteidigt, die selbst, wie schon erwähnt ist, auf dem Konzil von Chalcedon Berücksichtigung fanden; der vornehmste derselben, Ibas, hatte seinen Sitz in Edessa. Von ihm gingen die zum Nestorianismus hinneigenden Manifestationen aus. Die Schule von Edessa aber bildete den Mittelpunkt orientalischer Studien für griechische und persische Unterthanen. Junge Leute christlichen Bekenntnisses unter persischer Oberherrschaft besuchten sie. Als die Schule in dem Fortgang der kirchlichen Entzweiungen zu Grunde ging, wollten doch die Christen in Persien ihrer nicht entbehren. In Nisibis, wo früher ein ähnliches Institut bestanden hatte, wurde die edessenische Schule wieder erneuert. Diese ist es, welcher die Christen in dem sassanidischen Reiche ihre Kultur und damit auch eine verbesserte Stellung verdankten. Die Schule erscheint als Verteidigerin der christlichen Ideen dem vordringenden, absoluten Heidentum gegenüber.

Die Nestorianer nahmen selbst Teil an den erwähnten inneren religiös-politischen Streitigkeiten der Perser. Schon unter Kabad haben sie sich auf einer Synode, auf welcher die Ehe sanktioniert wurde, dem Thun und Treiben der Mazdakiten entgegengesetzt. Sie waren dabei, als die Mazdakiten von Chosru vernichtet wurden. Dazu kam, daß die Nestorianer mit dem persischen Staatswesen dadurch in die engste Verbindung traten, daß sie bei der Verwaltung der Steuern, für welche man geübter Schriftführer bedurfte, solche aus ihrem Schoße in den Dienst desselben stellten.

In der Aufrechterhaltung der alten Verfassung und den Modalitäten der höchsten Gewalt schlossen sie sich dem Schahinschah an, der sie dann wieder unter seinen besonderen Schutz nahm.

Die Nestorianer gelangten zu einer großen, für die fortschreitende Kultur überaus bedeutenden internationalen Wirksamkeit; der Erzbischof von Seleucia-Ktesiphon, der ursprünglich dem Patriarchat von Antiochia unterworfen war, konnte es wagen, durch die Kriege zwischen beiden Reichen begünstigt, vom Patriarchat sich loszusagen und eine selbständige Stellung zwischen beiden Reichen einzunehmen. An Chosru Nuschirwan fanden die Nestorianer nicht allein einen Beschützer, sondern, wenn man will, einen Bundesgenossen: denn

auch dem Großkönig von Persien konnte es nicht anders als erwünscht sein, eine Partei in seinem Reiche aufkommen zu sehen, die von den wechselnden Einwirkungen des Hofes und Kirchenregimentes in Konstantinopel unabhängig war.

Eben unter Chosru nun trat der größte unter den nestorianischen Patriarchen auf, Mar-Abas I. Er gehörte ursprünglich zur einheimischen Priesterschaft der Magier, hatte sich in Nisibis zu dem Christentum gewendet und darauf, indem er nach Alexandria reiste, die griechisch-syrische Bildung der Epoche sich erworben. Unter seinen Arbeiten ist vielleicht die wichtigste, daß er das alte Testament der alexandrinischen Übersetzung folgend in das Syrische übertrug; auch manche andere Übersetzung aus dem Griechischen in das Syrische verdankte man ihm. Er kann als einer der vornehmsten Gründer der syrischen Gelehrsamkeit betrachtet werden. Als Inhaber des Bistums von Seleucia erlangte er einen unabhängigen und überaus angesehenen Wirkungskreis in der östlichen Welt.

Der Katholikus des Ostens, — denn diesen Titel nahm der Patriarch an —, verschaffte sich eine dem Papsttum verwandte Autorität. Er beanspruchte auch seinerseits das Vorrecht, jedermann zu richten, aber von niemand gerichtet zu werden.

Von den zahlreichen Bischöfen dieses Bekenntnisses im persischen Reiche durfte keiner sein geistliches Amt verwalten, wenn er nicht vom Katholikus bestätigt wurde; die Bischöfe schworen ihm sämtlich Gehorsam, wie der Ausdruck lautet „bis zur Wiederkunft Christi auf Erden"; denn den letzten Ereignissen glaubte man schon nahe zu sein. Der nestorianische Katholikus hielt lange Zeit alle christlichen Gemeinden des Sassanidenreiches und seiner Nachbarn unter seiner Aufsicht; wir begegnen solchen auch in Arabien.

Wenn sich der Schah dem Eindringen des Christentums von Abyssinien her in Arabien widersetzte, so hatte er doch nichts gegen arabische Kirchen einzuwenden, die den Katholikus von Seleucia als ihr Oberhaupt anerkannten.

Auch in Merw und Chorassan finden wir nestorianische Kirchen; zur Seite persischer Handelsleute von christlichem Bekenntnis in Mangalor, Ceylon, Calliana in der Nähe des heutigen Bombay Geistliche, die in Persien ordiniert worden waren. Selbst in das Reich der Mitte drangen die Christen vor. Auf einem denkwürdigen, erst tausend Jahre nachher wieder entdeckten Monument in syrischer und chinesischer Sprache wird eine Anzahl von Geistlichen genannt, welche die christliche Lehre nach nestorianischer Auffassung verkündet haben.

Das Christenwesen traf in Indien und China mit dem Buddhaismus zusammen. Man konnte glauben, daß es durch seine innere Kraft diese und andere Religionsformen überwinden würde. Dazu aber hätte es Protektoren bedurft, wie Chosru Nuschirwan war, durch deren anerkannte Autorität die lokalen Widersacher hätten zurückgewiesen werden können.

In jener Zeit ist die Meinung verbreitet gewesen, Chosru selbst habe Hinneigung zum Christentum empfunden; er sei, so versichert die griechische Tradition, allezeit mit philosophisch-theologischen Studien beschäftigt gewesen, er habe die Glaubenssätze der verschiedenen Religionen miteinander verglichen und die christlichen für wahrer und verständlicher erklärt als alle anderen.

Eine offenbare Erdichtung ist es, wenn man erzählte, Chosru habe sich selbst taufen lassen.

Er stand auf den Konfinien der Auramazdareligion und des Christentums. Daß dies letzte besser begründet war als die erste, scheint ihm nicht entgangen zu sein, allein den Schritt, vom Heidentum abzufallen und zum Christentum überzutreten, hätte er nicht gewagt; er hätte gefürchtet, den Boden unter seinen Füßen zu verlieren. Den Krieg mit dem byzantinischen Reiche sah er ungern.

Den gesetzlichen Bestimmungen, auf welchen der Friede beruhte, suchte er allezeit nachzukommen. Als er bei einem neuen Ausbruch des Kampfes nach Dara kam, sind die Friedensurkunden zusammengebunden gegen den Himmel emporgehoben worden. Chosru rief Gott zum Zeugen an, daß er es aufs tiefste beklage, wenn der Krieg sich erneuern und neues Blutvergießen notwendig machen sollte.

Eine auf dem alten persischen Boden erwachsene, ihren Kreis mit Einsicht umspannende, durchaus rationelle Natur, den meisten altpersischen Königen und den früheren Sassaniden bei weitem überlegen; man kann ihn unbedenklich dem ersten Darius zur Seite stellen. Chosru Nuschirwan hatte das dem Ruhme großer Regenten förderliche Glück eines langen Lebens. Er hat seinen Nebenbuhler Justinian, dem ein ähnlicher Vorzug zu teil wurde, doch eine Reihe von Jahren überlebt. Chosru starb im Februar 579. Über seiner Asche entzündete sich durch unerwartete Verwickelungen ein Kampf zwischen beiden Reichen, der beiden verderblich wurde und die Gestalt der Welt veränderte. Man zieht nicht immer in Betracht, was es mit dem Gleichgewicht der großen Mächte auf sich hat; daß nämlich ein solches die Bedingung der allgemeinen Freiheit bildet. In dem 6. Jahrhundert findet sich manche andere Idee, die man ihm nicht zutraut, so thatsächlich auch diese. Damals beruhte der Fortgang des allgemeinen Lebens auf dem Gegensatz und dem Gleichgewicht des römischen Imperiums und des sassanidischen Königtums, von denen das eine im Orient, das andere im Occident vorwaltete. Sie mußten nebeneinander bestehen, weil sonst das eine oder das andere eine die Nachbarvölker niederdrückende Gewalt ausgeübt haben würde. Wir wissen: die Römer hätten ohne Gegenwirkung des persischen Schah die Germanen niemals aufkommen lassen; und wie oft sind die Perser, indem sie ihre Herrschaft nach dem fernen Orient ausdehnten, durch römische Angriffe daran gehindert worden. Auch übten sie aufeinander selbst eine Einwirkung aus, durch welche ihre inneren Verfassungen wieder modifiziert wurden. Da ist nun einmal geschehen, daß die beiden Reiche in eine Verbindung traten, welche die Selbständigkeit von Persien

gefährdete; sodann aber, daß zwischen ihnen die wildeste Feindseligkeit entsprang, welche die Grundlage ihrer Macht erschütterte.

Nicht so ganz unähnlich, wie man so sagt, dem Vater war der Sohn Chosrus, Hormisdas. Auf die Vorstellungen der Magier gegen die Christen soll er geantwortet haben: wie sein Thron nicht auf den beiden Vorderpfeilern allein ruhen könne ohne die beiden hintern, so dürfe er auch nicht die Christen und Bekenner anderer Religionen gegen sich aufbringen. Mit den Nestorianern trat er in ein so enges Verhältnis, daß die Magier darüber eifersüchtig wurden.

Von ihm wurde ein anderer Katholikus von großem Ansehen, Jesujab, auf den Stuhl von Seleucia befördert.

Allein die Umsicht seines Vaters besaß Hormisdas nicht. Seiner Magnaten unsicher, ließ er sich doch in einen Krieg mit den Türken ein, die allerdings geschlagen wurden; aber der Feldherr, der sie besiegte, des Namens Bahram, glaubte dadurch stark genug geworden zu sein, um sich gegen seinen Fürsten, der eine Partei gegen sich hatte, zu empören. Es gelang ihm, Hormisdas vom Throne zu stoßen. Da jedoch der gesetzmäßige Nachfolger, der ursprünglich zu dessen Gegnern gehörte, die höchste Macht selbst in Besitz zu nehmen trachtete, wandte Bahram seine Streitkräfte auch gegen diesen und warf ihn nieder. Es ist Chosru Parwiz, der dann keinen anderen Ausweg wußte, als die Hülfe der Römer nachzusuchen. Er hat selbst gesagt, er habe den Christengott gebeten, ihm den Weg zu weisen, den er gehen solle. So flüchtete er in das römische Gebiet mit seinem Harem und den Getreuen seines Gefolges.

Dem römischen Kaiser Mauricius wird es als ein Akt der Besonnenheit nachgerühmt, daß er den Flüchtling nicht nur bei sich aufnahm, sondern mit ihm Freundschaft schloß und dann ihn zurückzuführen Anstalt traf. Seine Unterstützung bewirkte, daß ein persisches Heer für den verjagten Fürsten ins Feld gestellt wurde. Die Perser wichen aus Dara, dem römischen Heere erlag der Empörer Bahram, unter dem Schutz der Römer bestieg Chosru II. Parwiz den Thron seiner Väter.

In den welthistorischen Krisen treten dann und wann Momente ein, in denen sich blutige Feindseligkeiten in ein enges Bündnis verwandeln zu wollen scheinen. Eine solche Epoche war die damalige. Die guten Verhältnisse zwischen Mauricius und Chosru wurden besonders durch die Nestorianer vermittelt.

Wäre es hiebei geblieben, so würden die beiden Reiche in ihrem eigentümlichen Bestand nebeneinander sich zwar gegenseitig beschränkt, aber zugleich durch ihr freundschaftliches Verhältnis verstärkt haben; eine fremde Feindseligkeit würde dann niemals über sie Herr geworden sein.

Aber diese großen Allianzen von Reichen, die, aus so verschiedenem Ursprung stammend, lange Jahrhunderte miteinander gerungen haben, sind doch darum unsicher, weil in einem jeden von ihnen widerstrebende Elemente wirksam sind, welche dann wohl wieder die Oberhand bekommen. Niemals trat

ein solcher Umschwung der Politik gewaltsamer und durchgreifender im römischen Reiche hervor, als bei der Katastrophe des Mauricius im Ausgang des Jahres 602. Wir haben derselben, ihres Ursprungs und ihrer Rückwirkung für den Occident oben gedacht. Da waren die Folgen namentlich für Italien heilbringend: denn dadurch wurde die Emancipation der Völker germanischen Ursprungs befördert.

Für den Orient war ihre Wirkung höchst verderblich, da sie eine Invasion der Perser in die Provinzen des römischen Reiches hervorrief.

Chosru Parwiz hielt sich für berufen, seinen Adoptivvater und Beschützer an dem Mörder, dem gewaltthätigen Kaiser Phokas zu rächen; er wendete seine ganze Kriegsmacht gegen die Römer, um, wie die persische Erzählung ist, einen der Söhne des Ermordeten, Theodosius, der zu ihm geflüchtet sein soll, auf den Thron zu setzen; er wurde dabei von dem nestorianischen Patriarchen begleitet.

Die persische Erzählung, sehr allgemein gehalten, wird durch die griechische zum Teil bestätigt, hauptsächlich aber ergänzt. Daß Chosru die Absicht hatte, sich des römischen Reiches zu bemächtigen, nehmen auch die Griechen an, obgleich sie die Flucht des Theodosius zu Chosru leugnen. Nach Theophanes geht alles davon aus, und dabei muß man wohl stehen bleiben, daß der Mörder und Nachfolger des Mauricius, Phokas, in einem der angesehensten Befehlshaber in Mesopotamien, namens Narses, einen Opponenten findet, der sich, da Phokas ein Kriegsheer gegen ihn schickt, an Chosru wendet, und von diesem unterstützt, das kaiserliche Heer aus dem Felde schlägt. Hienach wäre es ein Einverständnis der Gegner des Phokas unter den Römern selbst mit dem Schahinschah gewesen, was den Krieg zum Ausbruch brachte. Dadurch hauptsächlich wurde Phokas veranlaßt, mit den Feinden im Occident Frieden zu machen und alle seine Kräfte gegen die Perser zu wenden. Aber indem er den Occident aufgab, konnte er doch den Orient nicht behaupten. Chosru rückte mit einem großen, mit Elephanten verstärkten Heere gegen die Gräco-Römer vor und erfocht einen Sieg, durch welchen das Übergewicht der Perser in Vorderasien entschieden ward.

Durch diese Wendung der Dinge scheint Narses selbst bewogen worden zu sein, die Gnade des Kaisers zu suchen. Diese wurde ihm versprochen.

Zu den Unthaten, wodurch Phokas sich berüchtigt gemacht hat, gehört es, daß er Narses wegen seines früheren Abfalles lebendig verbrennen ließ. Die Römer hatten gemeint, Narses sei der einzige Mann, der den Persern hätte Widerstand leisten können. In seinem Tode sahen sie eine Gefährdung ihrer eigenen Sicherheit. Die Perser nahmen nicht allein Dara in Mesopotamien ein, sie erfochten auch in Persarmenien einen Sieg über die Römer, worauf sie Cappadocien und Paphlagonien durchzogen und von dieser Seite bereits bis nach Calcedon streiften. In beiden Feldzügen wurde das Kriegsheer, dem Phokas seine Erhebung verdankte, so gut wie zerstört. Notwendig wirkte das auf die Hauptstadt zurück. Der Cirkus, durch dessen Beitritt Phokas einst

den Thron erlangt hatte, wurde irre an ihm. Eine Kundgebung, welche darin lag, daß man neben dem Bilde des Kaisers ein Bildnis seines beliebteren Schwiegersohnes Crispus aufstellte, ließ die Veränderung der Stimmung erkennen und erregte zugleich die wilde Entrüstung des Phokas noch mehr, so daß er die Führer der verschiedenen Parteien hinrichten ließ. Die beiden Stützen, auf die sich sein Thron lehnte, das Heer und der Cirkus, fingen an ihm zu fehlen. Man hätte erwarten sollen, daß Chosru, der keine Gegner im Felde fand, sich der Herrschaft über die Stadt, die mit ihrem Kaiser entzweit war, hätte bemächtigen können. Allein wie hätte jemals zwischen der rechtgläubigen Hauptstadt, welche dem Phokas auch deshalb abgeneigt war, weil er in die geistlichen Angelegenheiten eigenmächtig eingriff, und Chosru, der noch mit den Nestorianern im Bunde stand, sich ein Einverständnis bilden können.

Zwischen ihnen erhob sich eine dritte Partei, deren Oberhaupt der Exarch von Afrika, Heraklius war. Er war noch von Mauricius, in dessen Diensten er sich hervorgethan hatte, zu dieser Stellung erhoben und hielt dessen Andenken im Gegensatz zu Phokas aufrecht. Zuerst brachte er die barbarischen Einwohner der Provinz, an die er zu diesem Behuf Geld verteilte, in ein Bündnis gegen den Kaiser. Er schickte dann eine Abteilung der Mannschaften nach Ägypten, unter Nicetas, dem ihm zur Seite stehenden Sohne seines Bruders Gregorius. Der ganze geistliche Orient, namentlich aber Ägypten waren durch die Zersprengung einer Synode in Antiochien, welche gegen die geistlichen Eigenmächtigkeiten des Phokas Widerspruch erhob, in Aufregung gesetzt. Wir finden sogar die Nachricht, daß die Erhebung des Heraklius von Ägypten aus angeregt worden sei. Hier also fand Nicetas die beste Aufnahme; die Beamten des Phokas wichen vor ihm; mit Beihülfe der Einwohner gewann er Alexandrien. Nicht ohne allen Erfolg waren die Gegenanstalten des Phokas; aber sie führten nicht zum Ziel. Nicetas behauptete sich in Ägypten. So geschah, daß Phokas, der schon Syrien verloren hatte, jetzt auch von Afrika und Ägypten ausgeschlossen wurde. Daß nun Heraklius sich etwa mit Chosru Parwiz zum Sturze des Phokas hätte verbinden sollen, lag doch ganz außerhalb seines Gesichtskreises. Die Gewaltthaten des persischen Heeres empörten vielmehr sein Gemüt; er wollte weder die Verwüstung der Perser, noch die Unthaten des Phokas dulden. In der Absicht, diesen zu stürzen, schickte er seinen Sohn Heraklius mit einer Flotte nach Konstantinopel. Das Unternehmen wurde dadurch begünstigt, daß die streitbaren Mannschaften nach Antiochien abgegangen waren, wo ein Aufruhr ausgebrochen war. Nur der Befehlshaber derselben, Bonosus, war nach Konstantinopel zurückgekommen, als Heraklius an der Reede anlangte. Die Versuche, die Bonosus machte, die Landung zu hindern, waren sehr gewaltsam (er legte Feuer in der Hafenstadt an), aber sie führten nicht zum Ziel. Phokas selbst flüchtete nach dem kaiserlichen Palast. Hier aber wurden die Gegner, die es auch aus persönlichen Gründen waren, seiner mächtig. Sie schleppten ihn gefangen nach dem Hafen vor Heraklius. Die

Worte, die Phokas und Heraklius hiebei gewechselt haben sollen, sind doch sehr bezeichnend. Soweit also, habe Heraklius gesagt, hast Du das Reich gebracht. Phokas habe geantwortet: Du magst es unternehmen, die alte Ordnung herzustellen. Ihm geschah, wie er so vielen anderen gethan hatte, er wurde entsetzlich hingemordet. Von Heraklius weiß man nicht, ob er gekommen war, den Thron selbst in Besitz zu nehmen. Ohne einen Kaiser aber konnte Konstantinopel nicht bestehen. Heraklius wurde am 5. Oktober des Jahres 610 vom Patriarchen gekrönt.

Auch ein religiöses Motiv mag dabei mitgewirkt haben. Heraklius erschien als der größte Verehrer der Gottesgebärerin; bei seiner Ankunft sah man die Bilder der Jungfrau an den Masten. Heraklius mußte versuchen, das Reich zu behaupten und aus dem verzweifelten Zustand, in dem es sich befand, zu retten. Phokas war besiegt; aber eben die, welche dazu hauptsächlich mitgewirkt hatten, waren die vornehmsten Feinde der durch Phokas' Sturz gebildeten Regierung. Während der Verwirrungen, welche den Thronwechsel in Konstantinopel veranlaßten, breiteten sich die Perser in Syrien aus; sie brachten Apamea und Edessa in ihre Gewalt und drangen bis Antiochia. Im nächsten Jahre erschienen sie in Cappadocien, nahmen Cäsarea und führten viele Tausende in Gefangenschaft. Im Jahre 613 finden wir an ihrer Seite die Saracenen, die arabischen Grenzvölker, welche schon Ammianus schildert, die bald zu den einen, bald zu den anderen hielten und Syrien jetzt mit einer wilden Plünderung heimsuchten. Damaskus wurde von Chosru in Besitz genommen.

Noch hoffte Heraklius durch Friedensanerbietungen den Gegner zu gewinnen, aber Chosru erkannte ihn nicht an; seine Gesandten ließ er nicht vor sich. Die Griechen behaupten, er habe nicht daran gezweifelt, daß er das römische Reich sich vollkommen unterwerfen werde. Wirklich unternahm er einen Zug, der zu den größten Erfolgen führte. Im Jahre 614 überschritt er den Jordan, eroberte Palästina und nahm Jerusalem ein. Wie wir bemerkten, galt die heilige Stadt als der Mittelpunkt der idealen christlichen Kirche. Sie wurde damals ihrer Schätze beraubt, unter anderen auch des heiligen Kreuzes, d. h. des Teiles von dem einst von der Mutter Konstantins aufgefundenen Kreuzes, den diese in Silber gefaßt in der Grabkirche hatte aufstellen lassen. Gregor der Große hatte ihm damals einen Lobgesang gewidmet; es galt als das größte Heiligtum der Welt. In der allgemeinen Bewegung der Völker muß es als ein Ereignis betrachtet werden, daß die Kapitale der Religion, die einst von den Römern in Besitz genommen war im Kampfe gegen die Parther, jetzt von den Nachfolgern derselben, den Persern, dem römischen Reich und dem Christentum entrissen wurde. Ein erster Sieg der Orientalen, der nicht behauptet werden konnte, aber doch einer späteren Eroberung den Weg gebahnt hat. Gleich damals schien sich alles zu vollziehen. Im folgenden Jahr drangen die Perser nach Ägypten vor, nahmen Alexandrien und selbst das südliche Ägypten in Besitz. Sie ließen eine Schar zurück, welche von dort

nach der afrikanischen Provinz vordrang. Chosrus Absicht war, die Macht des Kaisertums zu vernichten. Schon hatte er auch die Hauptstadt von Galatien, Ancyra, wo sich die verschiedenen Straßen, die aus Asien und Syrien nach Konstantinopel führten, zusammentrafen, eingenommen. Ein Teil seines Heeres rückte gegen Konstantinopel selbst heran und eroberte Chalcedon, das nur geringen Widerstand leistete.

In welchen Zustand das griechische Reich unter diesen Umständen geraten ist, ergiebt sich aus einem Schreiben, das nicht im Namen des Heraklius, sondern der Behörden in Konstantinopel, die sich als Archonten bezeichnen, an Chosru erlassen worden ist. Es lautet fast allzu kleinmütig. Heraklius wird darin entschuldigt, daß er das Kaisertum angenommen habe, was eigentlich gegen seinen Willen geschehen sei. Der König wird angefleht, Heraklius als sein eigenes Kind zu betrachten. Es ist nicht viel weniger als eine Unterwerfung unter seinen Willen, die sich darin ausspricht. Alles war vergeblich; die Gefahr wuchs ins unermeßliche, als die Avaren, die eben noch dem Heraklius Hoffnung auf ein Bündnis gemacht hatten, eine Zusammenkunft, die zum Abschluß desselben bestimmt war, dazu benutzten, um Feindseligkeiten auszuüben.

In dieser Krisis, einem Kampf um die Existenz, in welchem Kriegführung und Unterhandlung auf gewöhnlichem Wege nichts helfen konnte, hat Heraklius einen Entschluß gefaßt, der allein ihn retten konnte und in der That gerettet hat. Er glaubte, nur dann noch eine gewisse Aussicht für sein Reich zu haben, wenn es ihm gelang, in den asiatischen Provinzen, wo sich die römischen Kriegsvölker noch in vielen Positionen gehalten hatten, die Perser anzugreifen. In der äußersten Gefahr hat sich der gräco-römische Geist in Konstantinopel nochmals zum Widerstand aufgerafft.

Als der erste Moment des wiederaufgehenden Glückssternes mag es betrachtet werden, daß es einer griechischen Gesandtschaft gelang, die Avaren, die in Thracien standen, zu einer versöhnlichen Haltung zu vermögen; der Chakan entschuldigte, was früher vorgefallen war. Dadurch erst wurde es dem Kaiser möglich, ein streitfertiges Heer gegen Chosru Parwiz selbst in stand zu setzen; alle Anhänger des Phokas waren von demselben ausgeschlossen. An deren Stelle wurden neue Truppen geworben, die dann Heraklius mit Eifer und Geschick einübte.

Durch seine Manöver, Schlachten ohne Blutvergießen, wußte er sie an den Lärm der Waffen zu gewöhnen. So einsilbig die griechischen Geschichtschreiber über die Siege der Perser sind, so ausführlich und in übertriebenen Farben schildern sie die Heldenthaten des Heraklius.

Er drang in Armenien ein und schlug mit seiner neu eingeübten Reiterei die persische aus dem Felde. Vorgeschobene persische Heerscharen wurden genötigt, ihre Rettung in den Gebirgen zu suchen. Sobald sie von den Bergen herabkamen, wurden sie angefallen und vernichtet. Die Gräco-Römer, die sonst vor dem Staube eines heranziehenden Perserhaufens geflohen waren,

brachten im Jahre 622 die Zelte derselben in ihre Gewalt. Die Griechen preisen ihren Kaiser als einen Helden. Der Krieg hat wieder das Äußere eines Religionskrieges. Wie die Perser die Annäherungen an das Christenwesen, die in den letzten Zeiten vorgekommen waren, von sich abgestreift haben, so treten auch die Griechen als entschlossene Gegner des persischen Religionswesens auf. Heraklius betrachtet die aufgeschlagenen Evangelienbücher als Orakel; die Feuertempel, auf die er stößt, vernichtet er nun auch seinerseits. Es war eine wohlgeschulte, rachbegierige Armee, die Heraklius sich gebildet hatte, mit welcher er dann im persischen Gebiet vordrang und dem Schahinschah empfindliche Verluste beibrachte. Der König der Könige, dessen Selbstgefühl und Selbstvertrauen durch seine Siege gestiegen war, wurde dadurch mehr gereizt als entmutigt.

Im Jahre 626 schritt Chosru Parwiz nochmals zu einem Angriff, welcher alles entscheiden sollte. Auch er bildete sich ein neues Heer und zwar auf eine in Persien nicht herkömmliche Weise aus den niedrigen Volksklassen, bei denen man auch seine eigenen Dienstleute bemerkte, gleich als hätte er den Einflüssen der Mazdakiten Raum gegeben. Zugleich aber schickte er einen seiner Heerführer, Namens Sarbarus, gegen Konstantinopel. Hauptsächlich suchte er die Avaren mit ihren Verbündeten, den Bulgaren und slavischen Völkerstämmen, in die Waffen zu bringen; auch den Namen der Gepiden hören wir da noch einmal. Heraklius verzweifelte nicht, dem allen zu begegnen. Er stellte drei Heeresabteilungen auf, von denen die eine Konstantinopel gegen die Avaren verteidigen, die andere unter seinem Bruder Theodorus den Persern in Chalcedon Stand halten sollte. An die Spitze der dritten wollte er sich selbst stellen und dem Kriege durch die Bundesgenossenschaft, die er zu schließen im Begriff war, einen Ausschlag in seinem Sinne geben. Zunächst kam alles auf die Hauptstadt an. In Konstantinopel hat man noch mancherlei Versuche gemacht, Frieden und Freundschaft mit den Avaren zu erhalten, doch vergeblich.

Die Avaren hatten sich ganz im Sinne des Chosru gerüstet, dessen Gesandte sich bei ihnen einfanden. In seinem feindseligen Übermut hat der Chakan die Griechen aufgefordert, ihm Konstantinopel einzuräumen; die Einwohner müßten zufrieden sein, wenn er sie in einem einfachen Hauskleid davon gehen lasse, eine Äußerung, welche die Bürger empörte. Der Kampf, der sich anbahnte, war der schwerste, den Konstantinopel bisher zu bestehen gehabt hatte. Die Möglichkeit der Abwehr lag darin, daß die Griechen Hafen und See beherrschten und Avaren und Perser in getrennten Lagern standen. Auf seiten der Avaren fochten slavische Hülfsvölker, und diese suchten nun die Verbindung zwischen beiden griechenfeindlichen Lagern zu vermitteln. Aber Konstantinopel fing jetzt an, sich auf das tapferste zu verteidigen. Man darf den Byzantinern nicht bestreiten, daß sie hier abermals, wie bei jenem Anfall des Gainas, viel Energie bewiesen haben. Die städtischen Truppen trieben die Avaren, welche die langen Mauern bereits eingenommen hatten, von den

aufgeworfenen Ringwällen zurück. Zu einer andauernden Belagerung aber waren die Avaren doch nicht fähig. Sie konnten selbst einen längeren Aufenthalt in der Nähe der Hauptstadt nicht aushalten, so daß der ungeduldige Chakan vermocht wurde, die Belagerung, zu deren Fortsetzung es ihm an Lebensmitteln fehlte, abzubrechen. Konstantinopel wurde gerettet. Sarbarus war dann wenigstens nicht mehr unmittelbar zu fürchten.

Indessen hatte Heraklius sich nach dem Schwarzen Meer in Bewegung gesetzt; er landete in Trapezunt. Wäre er auf sich allein angewiesen geblieben, so würde der Erfolg doch sehr zweifelhaft gewesen sein, aber in der Nähe gab es Volksstämme, die er für sich zu gewinnen und gegen die Perser fortzureißen hoffen durfte. Wir begegnen in dieser Epoche zuerst den Türken in greifbarer Gestalt.

Der türkische Stamm, urverwandt mit den Finnen, war damals nach den iranischen Landschaften vorgerückt; er war im Begriff, Nordiran einzunehmen im Gegensatz gegen die alten Iranier.

Schon längst waren die Türken mit den Römern, welche in ihnen natürliche Bundesgenossen sahen, in Berührung gekommen. Unter Kaiser Justin II. wird eine römische Gesandtschaft erwähnt, welche versuchte, die Türkenstämme gegen die Perser in Bewegung zu bringen. Es vergegenwärtigt die Schwierigkeiten dieser Völkerverbindung, wenn wir lesen, die Gesandtschaft habe zur Hin- und Rückreise nach ihrer Aussage zwei Jahre gebraucht; und einen Einblick in die Beziehungen der Völker untereinander gewährt es, was wir von dem Empfang dieser Gesandtschaft erfahren. Der Fürst, an den sie gerichtet war, zeigte äußerste Betrübnis. Um deren Ursache befragt, sagte er endlich: von alters her habe man die Ankunft einer römischen Gesandtschaft als ein schlimmes Zeichen für die Lage der Welt betrachtet: denn an den Namen von Rom und dessen Herrschaft knüpfe sich die Ordnung der Welt. Sehr schlecht aber müsse es mit dieser stehen, wenn Rom durch eine Gesandtschaft den Beistand entlegener Völkerschaften nachsuche. Man erkennt daraus die Autorität, deren sich der römische Name im inneren Asien erfreute. Einen Erfolg hatte diese Gesandtschaft nicht. Aber schon damals schöpften die Perser aus der beginnenden Verbindung von Türken und Römern Besorgnis. Mit einem der türkischen Stämme nun trat Heraklius in Verbindung. Man hat immer angenommen, daß es der der Chazaren gewesen sei, welche damals die Landschaften an der Wolga besetzt hatten, und vor denen die Slaven weit und breit zurückwichen.

In Iberien traf er mit ihnen zusammen, und sehr anschaulich erfahren wir, wie das geschah. Der Türkenfürst und sein Gefolge steigen, so wie Heraklius mit den Seinen in ihre Nähe kommt, von den Pferden und begrüßen ihn mit Huldigungen, die eine Art von Unterthänigkeit bedeuten. Der Kaiser bittet sie, wieder zu Pferde zu steigen und Gleich mit Gleich zu verhandeln. Freundliche Worte werden gewechselt, der Kaiser begrüßt den Türkenfürsten als Sohn, das Diadem, das er trägt, setzt er demselben auf das

Haupt: denn auf die innigste Verbindung ist es abgesehen. Bei dem Gelage, das dann folgt, verspricht der Kaiser, seine Tochter, deren Bildnis er bei sich trägt, dem Chan zur Gemahlin zu geben. Heraklius versäumte kein Mittel, um die Türken, die er als ebenbürtig behandelte, zum Kriege gegen die Perser mit fortzureißen. Das gelang ihm dann auch. Ein ansehnliches türkisches Heer gesellte sich dem Kaiser bei. Nicht unmittelbar wurde Heraklius hierdurch Meister in Persien, aber er konnte, wie sein Plan gewesen war, in das Innere des Reiches vorrücken. Und wir sehen das einzige Schauspiel, daß ein römischer Kaiser mit einer erst durch ihn selbst gebildeten, nicht gerade starken Heeresmacht in die Regionen, in welchen der König der Könige seinen Sitz hatte, vordringt und hier durch direkten Anfall und indirekte Einwirkung eine Veränderung von Grund aus hervorruft.

Chosru lebte in seinen Lust- und Jagdschlössern in der Mitte seines Reiches im Genuß der Macht und schwelgerischen Fülle eines orientalischen Selbstherrschers. Der vornehmste seiner Paläste war Dastagerd. Der Residenz in Madain zog Chosru den Aufenthalt in Dastagerd vor, wo die dreihundert Feldzeichen, welche die Perser den Römern abgenommen hatten, und mancherlei Kostbarkeiten und Kunstwerke aufbewahrt wurden. „Das Schloß war mit zahlreichen, abgesonderten Gehegen umgeben, in denen Strauße, Gazellen, wilde Esel, Tiere des Waldes, aber selbst Löwen und Tiger, Objekte der orientalischen Jagd, ernährt wurden. Da waren die Arome von Indien und die Seidengewänder aus Sina, sorgfältig und mit geschickter Hand gestickte Teppiche, alles, was die Natur und Kunst darbot, in großer Fülle.

Man hat immer behauptet, Chosru habe besonders die Kunst der Musik gepflegt, eine Erinnerung, welcher die Sage von Schirin poetischen Glanz verleiht.

Chosru säumte nicht, der unerwarteten Invasion ein, so gut es ging, in der Eile zusammengebrachtes Heer unter einem Anführer des Namens Rhazates entgegenzusetzen. Der römisch-griechische Kaiser wußte diesem den Vorsprung abzugewinnen; er überschritt den großen Zab und schlug in der Nähe von Ninive ein Lager auf. Hier nun erschien auch Rhazates, anfangs nur mit einer geringen Heeresmacht, die aber demnächst von Chosru ansehnlich verstärkt werden sollte. Der Kaiser beschloß, die Ankunft dieser Truppen nicht abzuwarten: denn was hätte aus ihm werden müssen, wenn er von der feindlichen Übermacht erreicht und von allen Seiten eingeschlossen worden wäre. Die Gegner ließen ihm Zeit, sich gleichsam das Schlachtfeld auszusuchen, das für seine Truppen angemessen war. Heraklius selbst erschien an der Spitze derselben. Er bekämpfte in Person die drei Anführer der Perser und wurde des einen nach dem anderen Meister, gleichsam im Zweikampf, wie Alexander der Große, als er in Persien eindrang.

Heraklius war in Kämpfen dieser Art sehr geübt und trug den Sieg davon, doch hatte er damit noch keinen entscheidenden Erfolg erreicht. Die persischen Heerhaufen waren in Unordnung geraten, aber nicht geschlagen.

Obgleich Rhazates umgekommen war, nahmen sie doch eine feste Position ein. Dann erst langten die Verstärkungen des Chosru bei ihnen an und sie wandten sich gegen Heraklius. Aber dessen Stärke bestand in einer geübten, zu jedem Dienst fähigen und fertigen Mannschaft, weniger in der Übermacht der Waffen als in der Geschicklichkeit und Präcision militärischer Bewegungen. Er führte jetzt einen gewagten, aber zum Ziele treffenden Entschluß durch, der ihn nicht allein rettete, sondern auch den Gegner mit Verderben bedrohte. Einer seiner Heerführer, Namens Georgius, ging mit äußerster Eile vor und besetzte die vier Brücken über den kleinen Zab; er machte eine Anzahl Perser, die sie beschützen sollten, zu Gefangenen. Dann folgte Heraklius nach.

Chosru traf Anstalt, seine Truppen so rasch wie möglich zusammenzuziehen, und Heraklius mußte fürchten, an der Brücke des Tornaflusses doch noch Widerstand zu finden. Aber die Perser hatten dem tapferen Kaiser gegenüber den Mut verloren, wie einst die Römer vor den Persern.

Die Perser flohen bei dem ersten Anblick der Römer von der letzten Brücke. Der Schahinschah wurde jetzt inne, daß er sich in seinem Schlosse nicht würde behaupten können; er dachte nur noch auf seine Rettung. Ohne daß jemand von seinem Vorhaben eine Ahnung gehabt hätte, entwich er mit wenigen Begleitern aus Dastagerd. Heraklius, der die Flußübergänge und die ganze Provinz beherrschte, zerstörte die Wohnungen und Schlösser, vor allem Dastagerd selbst, um die Verwüstungen des römischen Gebietes zu vergelten. Auch die persischen Bauwerke waren ein Monument des Reiches und der Zeit. Vermutlich werden die Hügel der Ruinen, wenn man sie untersucht, manches Überbleibsel des sassanidischen Altertums aufweisen. Nicht allein aber in dem Anfall der Römer bestand das Unglück Chosrus; die verschiedenen Fäden der Ereignisse griffen zu seinem Ruin zusammen; vor Konstantinopel war es unerwartet zu einem Verständnis zwischen den Persern und den Griechen gekommen. Der über diese Dinge am besten unterrichtete griechische Autor berichtet, der Schahinschah habe in gewohnter Gewaltsamkeit Befehl gegeben, Sarbarus, dem man mißtraute, umzubringen. Der Bote, der das Schreiben überbringen sollte, fiel aber in Galatien in die Hände der Römer. Diese veranlaßten Sarbarus nach Konstantinopel zu kommen und legten ihm dasselbe vor. Empört darüber, aber keineswegs ohnmächtig nahm Sarbarus Stellung gegen seinen Fürsten, der ihn verderben wollte. Er schloß einen Vertrag mit dem Patriarchen und dem Stellvertreter des Kaisers, dem Sohne desselben ab. Dann begab er sich wieder in das Lager und verfälschte den Inhalt des Briefes dahin, daß vierzig angesehene Anführer mit ihm zugleich getötet werden sollten. Willst du das ausführen? fragte er den Befehlshaber, der ihm am nächsten stand. Dieser selbst und die übrigen Führer des Heeres vereinigten sich mit Sarbarus; sie erklärten Chosru für abgesetzt und schlossen eigenmächtig einen Frieden mit dem römischen Reiche; dann traten sie den Rückweg nach ihrer Heimat an.

Wie so ganz ward hierdurch die Lage des Chosru Parwiz verändert.

Seine Bundesgenossen, die Avaren hatten die Belagerung von Konstantinopel aufgegeben; seine eigenen Truppen, deren Führer ihm bereits verdächtig geworden war, gingen geradezu auf die Seite der Römer über; zugleich stand der römische Kaiser in der Mitte seines Reiches. Aber mit alledem fühlte sich Chosru noch nicht besiegt; denn eigentliche Niederlagen hatte er noch nicht erlitten.

Es gelang ihm, ein neues Heer zusammenzubringen, mit dem er den Übergang des Flusses Naharwan besetzte. Bei demselben befand sich eine Schar von Elephanten, so daß Heraklius den Fluß nicht zu passieren vermochte. Er selbst wäre in die größte Gefahr geraten, wenn die Perser an Chosru festgehalten hätten. Allein in diesem Moment erhob sich der Widerstand der Großen des Landes gegen den Schahinschah. Es war an sich ein Widerspruch, der allgemeine Wirkung hervorbringen mußte, daß Chosru einst mit Hülfe der Römer auf den Thron gelangt und der Kaiser jetzt als sein siegreicher Feind in das Innere des Landes vorgedrungen war. Die strenge Regierung, die Grausamkeiten, die der König hatte geschehen lassen, die Verwendung auswärtiger Heerführer, die man als Barbaren bezeichnete, hatten ihm die Gemüter entfrembet. Auch die Vorgänge bei dem Heere, das vor Konstantinopel lag, konnten nicht ohne Rückwirkung auf die Stimmung in Persien selbst bleiben. Der König hatte die Absicht, seinen dritten Sohn, der am meisten mit ihm einverstanden war, zum Thronfolger zu erklären. Aber diese Abweichung von der legitimen Succession, auf welche er sich doch eigentlich selbst stützte, brachte die Empörung zum Ausbruch. Der älteste Sohn, Siroes, war nicht gemeint, das über sich ergehen zu lassen. Er trug kein Bedenken, den römischen Kaiser gegen seinen Vater zu Hülfe zu rufen. Er ließ Heraklius wissen, was er vorhabe, und suchte ein Bündnis mit ihm. Sollte sein Unternehmen mißlingen, so meinte er sich einen Rückhalt an den Römern zu verschaffen; sollte es ihm aber gelingen, so bot er ihnen Friede und Freundschaft an.

Der Kaiser forderte Siroes auf, die in Gefangenschaft gehaltenen Römer aus derselben zu befreien und zu seinem eigenen Vorhaben zu gebrauchen. Siroes scheint den Rat befolgt und sich zu einem Kampfe dieser Art in Bereitschaft gesetzt zu haben. Aber schon war ein so gefährliches Unternehmen nicht mehr nötig. Die bewaffnete Macht des Königs wurde durch einen Militärtribunen, der in der Armee bei Chalcedon gedient hatte und jetzt zurückgekommen war, für Siroes bearbeitet. Der Abfall, der vor Konstantinopel begonnen hatte, vollendete sich vor Ktesiphon.

Chosru wurde in einem seiner Paläste überwältigt und gefangen gehalten. Siroes zog in denselben ein und ließ sich als König der Könige begrüßen. Aber die Großen sagten ihm: zwei Könige zu haben, seien sie nicht gemeint; er müßte seinen Vater umbringen oder sie würden denselben nochmals anerkennen; diesem Ansinnen folgte nun Siroes. Nicht leicht aber war es, einen Mann zu finden, der es über sich brachte, seine Hand an den König der Könige,

das Abbild der Gottheit zu legen. Mihr Hormizd hieß der Mensch, der das unternahm; er war der Sohn eines angesehenen Persers, den Chosru Parwiz ungerechter Weise hatte hinrichten lassen. Bei seinem Anblick sah Chosru, daß er verloren war, er bot seinen Nacken dem Beile dar. So lautet die persische Tradition. Im Februar 628 ist Chosru Parwiz umgekommen.

In ihm war noch einmal, nach Vorfällen, die einen ganz anderen Ausgang erwarten ließen, der Gegensatz des persischen und des heidnischen Prinzips gegen das christliche und römische zur vollen Erscheinung gelangt. Er hatte die größten Siege erfochten und beherrschte Vorderasien, als er durch die kecke Energie eines römischen Kaisers und innere Uneinigkeit gestürzt wurde und für eine entgegengesetzte Einwirkung Platz machte; die Oberhand blieb nochmals bei den Römern, deren Bundesgenosse der neue persische König war.

Die Abzeichen der Gottesgebärerin, unter denen Heraklius zuerst nach Konstantinopel gekommen war, hatten den Sieg davongetragen; man war überzeugt, durch unmittelbare göttliche Beihülfe. Der Dienst, den die Nestorianer nicht annahmen und die Perser heftig bestritten, triumphierte mit einem glänzenden Siege. Die Folge war, daß die Nestorianer, die unter dem Schutz der Perser eine große Anzahl von Kirchen eingenommen hatten, weichen mußten und die Monophysiten dahin zurückkehrten.

Heraklius selbst hat den Versuch gemacht, die Differenzen, die zwischen den Monophysiten und den Anhängern des chalcedonischen Konzils obwalteten, kirchlich auszugleichen. Vollständig war die Restauration auch in dieser Hinsicht nicht, noch weniger war sie es in einer anderen, die am meisten in die Augen fällt. Das römische Reich war im westlichen Asien und selbst in Ägypten durch die fremde Occupation von den heftigsten Schlägen heimgesucht, von den empfindlichsten Verlusten betroffen worden. Die durch den Krieg verwüsteten Provinzen konnten nicht dadurch hergestellt werden, daß der Feind, der sie verwüstet hatte, genötigt worden war, sie zu verlassen. Auch war das ja nicht durch eine Erhebung der Römer im alten Sinne, durch die Kraft der Legionen geschehen. Die Hauptstadt hatte sich die Ehre der Selbstverteidigung erworben. Alles andere war mehr durch eine, an das Abenteuerliche streifende Invasion, als eine nachhaltige Entwickelung der bewaffneten Übermacht bewirkt worden. Das römisch-griechische Syrien und Ägypten war nicht mehr das alte. Von jenem faktischen und zugleich rationellen Gleichgewicht der Zeiten Nuschirwans war nicht mehr die Rede.

Man hatte auf Leben und Tod gekämpft, die religiösen Ideen waren aufeinander gestoßen. Die Gräco-Römer betrachteten den Sieg als eine Rettung von dem äußersten Verderben.

In seinem Bericht an Senat und Volk von Konstantinopel, der in der Hagia Sophia verlesen wurde, erklärt der Kaiser, Himmel und Erde müsse sich freuen: denn der verruchte Gottesfeind sei vernichtet. Mit Jauchzen und

Freude mögen sie herbeiströmen, um Gott zu verehren. Dieses Gefühl war das allgemeine. Der Kaiser wurde als der Unterfeldherr Gottes betrachtet.

Mit Siroes wurde eine Abkunft getroffen, in deren Folge sich römische und persische Abgesandte vereinigten, um die Perser, die sich noch in Edessa und in anderen römischen Städten befanden, von dort nach Persien abzuführen, unbelästigt von den Einwohnern. Der Kaiser, der seine letzten sechs Kriegsjahre den sechs Tagen der Weltschöpfung verglich, ging nach Konstantinopel zurück, um den siebenten, den Ruhetag daselbst zu begehen.

Das Volk kam ihm mit Ölzweigen entgegen, an der Spitze der Patriarch und der Sohn des Kaisers. Der Vater und der Sohn fielen einander mit Thränen in die Arme. Psalmensingend zog man in Konstantinopel ein.

Im nächsten Jahre brachte Heraklius das heilige Kreuz, das ihm Siroes auslieferte, nach Jerusalem zurück, wie man erzählt, auf einem Triumphwagen knieend, es mit den Händen emporhaltend, und stellte es wieder in der Grabeskirche als Wahrzeichen des Christentums auf.

Die gesamte Christenheit begrüßte es als ein Wunder, als eine den Glauben bestätigende Fügung Gottes. So ging dieser Krieg zu Ende, der vielleicht als der vornehmste Markstein zwischen der alten und der neuen Geschichte betrachtet werden muß. Andere Kriege sind hauptsächlich für die, welche besiegt wurden, verderblich gewesen, hier aber waren die beiden Großmächte, die einander gegenüberstanden, zuweilen Sieger zuweilen Besiegte, von den Folgen dieser Wechselfälle heimgesucht worden. Ihr äußeres Verhältnis wurde dadurch wenig verändert, die beiden Regierungen und die Religionen behaupteten sich. Allein in sich selbst waren die beiden Reiche doch in ihren Grundfesten erschüttert, das römische durch die langandauernde Occupation mehrerer Provinzen, das persische durch den Rückschlag, den es erfuhr und durch den es in seinem Lebensprinzip getroffen wurde.

Die sassanidische Herrschaft ist eigentlich daran verblutet. Wie das römische Reich einen starken Imperator, so verlangte das persische einen anerkannten und kräftig waltenden Schahinschah. Aber die neue Regierung war durch eine Empörung gegründet und Siroes kein Mann dazu, um die Königsmacht wiederherzustellen; die Gewaltsamkeit, durch die er auf den Thron gekommen war, konnte er selbst nicht verwinden; er starb nach siebenmonatlicher Regierung.

Alle seine Brüder hat er umgebracht; der Sohn, den er hinterließ, war ein Kind von sieben Jahren. Das Reich verwaltete einer der Großen. Gegen die vormundschaftliche Regierung erhob sich derselbe Sarbarus, der sich bei Konstantinopel gegen Chosru Parwiz empört hatte, und es gelang ihm wirklich, den Thron in Besitz zu nehmen. Aber die Großen und das Volk wollten von dem Stamme Sassan nicht abweichen, Sarbarus wurde von seinen Leibwächtern umgebracht. Die Perser fanden sich noch lieber in die Notwendigkeit, zwei Töchter des Chosru nacheinander als Königinnen anzuerkennen, von denen die eine, Borane, sich durch Wohlthätigkeit und Milde hervorthat, die andere,

Azarmidocht, das strenge Regiment ihres Vaters wiederherzustellen trachtete. Wer mir widerstrebt, soll sie gesagt haben, den werde ich vernichten. Die Aufmerksamkeit der einen und der anderen war nur auf die Art und Weise der inneren Regierung gerichtet. In diesem Augenblick aber erhob sich ein Feind von größerer Energie als je ein früherer. In dem Kampf, der dann ausbrach, ist die Gewalt der Schahinschah auf immer zu Grunde gegangen.

Zweites Kapitel.

Mohammed und der Islam.

In der Mitte zwischen den beiden großen Potenzen, dem römischen und dem persischen Reiche, die beide auf entgegensetzten Religionen beruhten, hat sich eben in den Zeiten ihrer letzten Konflikte eine dritte Macht, die zugleich religiöser Natur, oder sagen wir, eine neue Religion, die zugleich Macht war, gebildet: die Religion Mohammeds, welche diesem selbst, und in noch größerem Umfang seinen Nachfolgern eine überwiegende Stellung in dem allgemeinen Wettstreit der Nationen verschafft hat. Versuchen wir, diese Neubildung in ihren Grundzügen zu vergegenwärtigen.

Arabien ist nicht allein auf drei Seiten vom Meer umgeben, sondern auch durch die beiden großen Wüsten von Suez und die syro-mesopotamische, von der übrigen Welt geschieden; nicht mit Unrecht wird es von den Einwohnern als Insel bezeichnet. Die maritime Lage, durch welche es in stetem Kontakt mit den seefahrenden und handeltreibenden Nationen stand, gab ihm eine nicht geringe Bedeutung für den allgemeinen Weltverkehr. Sehr verständlich ist die Tradition, nach welcher Alexander der Große die Besitznahme von Arabien, welches den Umkreis der von ihm im Osten und Westen eingenommenen Gebiete durchbrach, in seinen letzten Momenten ins Auge faßte; das war ihm jedoch nicht beschieden. Auch gerieten die Mächte des asiatischen Kontinents in eine nur zu oft feindselige Berührung mit den Arabern. Aber weder die Nachfolger Alexanders, noch auch die Römer sind über die anstoßenden Grenzbezirke hinausgekommen.

Die Völker der arabischen Marken, die Saracenen, bewegten sich allezeit mit einer gewissen Freiheit in den unaufhörlichen Kriegen zwischen den Römern und den Sassaniden. Hatten aber die benachbarten Mächte nur geringen oder vorübergehenden Einfluß auf die Araber, so übten dagegen die vorwaltenden Religionen einen wesentlichen und nachhaltigen auf dieselben aus.

Nach der Kunde, die den Griechen und Römern davon zukam, war auch

hier ein Polytheismus, der sich an den Sterndienst anknüpfte, die herrschende Form des Glaubens und Lebens. Jeder Stamm verehrte sein Gestirn. Nicht selten erscheinen auch Idole, die insofern über das ausschließende Stammeswesen hinausreichen, als sie ein Asylrecht, welches auch andere Stämme anerkannten, in Anspruch nahmen und genossen. Ein uralter Tempel des Saturn wird erwähnt, der von allen Arabern als ihr ältestes Heiligtum verehrt wurde und die gesamte Nationalität repräsentierte; der schwarze Stein zu Mekka, welchem das arabische Gemeingefühl sich anschloß, scheint demselben zu entstammen.

An die polytheistische Tradition schließt sich eine andere an, die mit der jüdischen verwandt ist. Ihr zufolge ist der schwarze Stein durch einen Engel Gottes vom Himmel auf die Erde gebracht worden. Abraham, der als Stammvater auch der Araber verehrt wird, erscheint als Begründer dieser Ordnung der Dinge, die allmählich das Übergewicht davon trug. Das Judentum drang überhaupt unter den Arabern auf das mächtigste vor.

Unterdessen war auch das Christentum eingedrungen. Wir erfahren, daß es von einem Missionar Phemion in primitiver Einfachheit in der Mitte von Yemen gegründet worden ist, wie von St. Patrik in Schottland, der durch sein Gebet den Baumkultus zerstörte. Die Pflanzung wurde von den Eingeborenen bekämpft, von Abyssinien aus unterstützt, von den Persern zerstört. Doch gab es, wie erwähnt, christliche Bistümer, die unter dem Katholikus von Seleucia standen. Unter den Arabern entspann sich hierüber ein Widerstreit der Meinungen. Die Hanife, Apostaten der Idole, zeigten Vorliebe für die geoffenbarten Religionen, Judentum und Christentum, wurden aber von denen, die an dem nationalen Götzendienst festhielten, tödlich gehaßt.

In diesen religiösen und nationalen Gegensätzen bildete sich nun die Persönlichkeit des Mannes aus, der noch heut von hundert Millionen Menschen als der Bote Gottes verehrt wird, Mohammed ben Abdallah. Nicht aus Fluktuationen der religiösen Meinungen aber allein ist die Stellung entsprungen, welche Mohammed einnahm; sie hängt mit den besonderen Verhältnissen des Stammes in Mekka zusammen, dem er angehörte. Zu den vornehmsten arabischen Stämmen zählen die Koreisch, welche durch ihren die Welt umfassenden Handel und ihre genealogische Übermacht Mekka beherrschten. Eine besondere Familie des großen Stammes bildeten die Haschimiten, die jedoch von den übrigen immer mit einer gewissen Eifersucht angesehen wurden. Ich darf nicht versäumen, eine Tradition hierüber beizubringen, die sich bei dem ältesten Biographen Mohammeds, Ibn Ishak, findet.

Als den Vater Haschims bezeichnet er den Abd Manaf. Haschim, der Sohn des Abd Manaf hatte vier Söhne, darunter Abd Almuttalib, den Großvater Mohammeds. Schon damals war Mekka und die Kaaba von Pilgrimen aus allen Stämmen Arabiens besucht. Haschim und Abd Al-

muttalib hatten das Vorrecht, für Speisung und Tränkung derselben zu sorgen. Zu diesem Behufe grub der letztere einen Brunnen, Zemzem, welcher nie ausgeschöpft werden noch wasserarm sein sollte, nicht jedoch ohne mannigfaltige Feindseligkeiten der Koreischiten. Abd Almuttalib gelobte, wenn es ihm gelinge, das Werk zu vollenden, von seinen zehn Söhnen einen dem Götzen, der im Inneren der Kaaba am meisten verehrt wurde, dem Hobal zu opfern. Soweit kam es nun nicht. Als er schon bereit dazu war, seinen jüngsten Sohn, Abdallah, zu opfern, wurde er durch die Stammesgenossen daran verhindert. Der Götze ließ sich zuletzt durch hundert Kamele befriedigen. Der Sohn des auf diese Weise in die äußerste Gefahr, dem Götzendienst zu erliegen gebrachten und dann doch geretteten Abdallah war Mohammed. Sollte er je vergessen haben, daß er sein Dasein nur dem Lösegeld, welches zur Beschwichtigung des am meisten gefürchteten Götzen dargeboten wurde, zu verdanken hatte?

Vater und Mutter starben ihm sehr früh; dem Großvater wird zugeschrieben, daß er ihn in die Kaaba trug und Allah für den kräftigen Knaben dankte. Auf diesem Gegensatz nun zwischen Allah, dem wahren Gott, und den Götzen, die man neben ihm verehrte, beruht die Geschichte Mohammeds. Die Kaaba in Mekka galt als bevorzugt bei der Schöpfung Allahs, der, indem er Himmel und Erde aus dem Nichts hervorgerufen, zugleich die Kaaba geschaffen habe. Die Idole, welche anderwärts in Arabien angebetet wurden, leitete man von Steinen her, die aus der Kaaba weggeschleppt seien. Die Araberstämme pilgerten nach Mekka zugleich zu dem höchsten Gott und zu diesen Idolen. Der Knabe wuchs zuerst unter der Pflege seines Großvaters, hierauf unter dem Schutze seines Oheims, Abu Talib heran; sonst war er ohne Vermögen und ohne Schutz: denn die Genossenschaft der Koreischiten, die aus den Stammesoberhäuptern bestand, war doch zugleich eine kaufmännische Aristokratie. Das hauptsächlichste Geschäft, das sie trieben, war eben der Handel. Die Sicherheit eines jeden beruhte auf dem gegenseitigen Schutze, den die großen Familien einander gewährleisteten. Mit diesem Kreis trat nun Mohammed durch seine Vermählung mit Chadidscha in die engste Beziehung. Sie war eine reiche Besitzerin, deren Geschäfte er mit Glück und Erfolg besorgte, so daß er ihr vollkommenes Vertrauen und ihre Hand erwarb. Chadidscha war nach Ibn Ishak die angesehenste Frau aus dem Stamme Koreisch, um die sich viele andere bemühten. Mohammeds Oheim, Hamza, ging mit ihm zu Chuwailid, dem Vater Chadidschas, und hielt um sie für ihn an.

Die Stellung, in welche Mohammed dadurch eintrat, ersieht man aus einem Vorfall, der schon deshalb Erwähnung verdient, weil er von Ibn Ishak berichtet wird.

Bei dem Wiederaufbau der Kaaba soll ein Streit zwischen den vorwaltenden Familien, den Kabilen, darüber entstanden sein, wer den schwarzen Stein, das allgemein verehrte Heiligtum, wieder einsetzen solle; Mohammed

habe den Streit durch die Auskunft beschwichtigt, daß er den Stein auf ein Tuch legte, an welchem die Mitglieder der verschiedenen Familien anfaßten, um ihn empor zu heben; die Einfügung habe er dann selbst vorgenommen. Wenn sich dies wirklich so ereignet hat, so beweist es wenigstens soviel, daß Mohammed ein gewisses moralisches Ansehen und eine entscheidende Einwirkung auf die Erhaltung der Eintracht im Stamme Koreisch, der mehr als zwanzig Familien zählte, besessen hat. Sollten wir auch hier nur einer Tradition folgen, so ist es doch schon von historischem Gewicht, daß sie sich bilden konnte.

Kein Zweifel kann daran sein, daß der religiöse Zustand in Mekka in nachdenkenden Geistern Mißfallen erweckte. Unter anderem konnte ein Umzug an der Kaaba, bei welchem die Männer nackt, die Frauen nur in leichter Verhüllung den Tempel umkreisten, zum Zeichen ihrer Verehrung gegen die daselbst aufgestellten Idole, nicht verfehlen, Anstoß zu geben. Noch größeren Widerwillen erregte ein Herkommen, das allen menschlichen Gefühlen Hohn sprach; die Gewohnheit, junge Mädchen, die auferziehen zu können man verzweifelte, lebendig zu begraben. Die Meinung brach sich Bahn, das sei nicht die Religion Abrahams. Vier angesehene Männer sollen sich verbunden haben, die wahre Religion Abrahams anderwärts zu suchen; einer von ihnen, Zayd, wäre aber zurückgekehrt und hätte erklärt, daß eben in Mekka die wahre Religion vorhanden sei, wenn man nur die bösen Gebräuche abstelle und den trügerischen Götzen entsage.

Inmitten der Immoralitäten, zu denen der Götterdienst der Stämme führte, erhob sich die Erinnerung an die älteste Religion der Menschheit, die sich hier mit den nationalen Traditionen verwebte. Es ist eine Art von Restauration, wenn man von den Götzen absah und auf den Einen Gott zurückkam. Soll ich, heißt es in einem uns aufbehaltenen Gedichte Zayds, an Einen Herrn glauben oder an tausend? Dann wäre ja die Herrschaft geteilt. Ich habe Wohlgefallen an Dir, Allah, als meinem Herrn: denn ich sehe außer Dir keinen Gott, an den ich glauben könnte.

In diesem monotheistischen Gedanken lebte und webte nun der Haschimite Mohammed. Er trat den Koreischiten gegenüber mit der Lehre auf, Allah sei der wahre Gott ohne Genossen, und verwarf die Anbetung aller Idole neben demselben. Doch blieb er nicht dabei stehen, dies als seine persönliche Meinung auszusprechen. Er behauptete, von Allah damit beauftragt zu sein, er trat als dessen Sendbote auf. Indem er sich von dem Bestehenden losriß und auf ein Ursprüngliches zurückzukommen suchte, welches ihm in der Seele lag, geriet er in eine innere Agitation, von der größten Tiefe und Gewalt, welche an jene Ekstasen erinnert, von denen die Neoplatoniker so viel zu sagen wußten, und welche auch die Juden kannten. Daß er von der Idee der geoffenbarten Religion ausgegangen ist, welche bei den Arabern viele Anhänger zählte, aber auch viele Gegner, läßt sich nicht leugnen. Anders wäre es nicht möglich gewesen; denn die vornehmen Koreischiten waren ver-

hältnismäßig gebildete Leute. Es gab eine Gesellschaft in Mekka, welche in poetischen Hervorbringungen wetteiferte, und zugleich mit der Welt weit und breit in Verkehr stand. Nicht gerade die echten Urkunden des Glaubens waren bekannt, aber seit Jahrhunderten hatten christliche und gnostisch-jüdische Sekten ihre Ansichten und ihre Bücher in Arabien in Umlauf gesetzt. Ich will nur einer dieser Sekten gedenken, deren Vorstellungen bei Mohammed nicht allein wiederkehren, sondern ihm bei seiner Behauptung, der Sendbote Gottes zu sein, zum Vorbilde dienten. Es ist die Sekte der Elchasaiten, die schon im dritten Jahundert in Arabien verbreitet war. Nach Epiphanius, der in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts lebte, hatten sie ein geheimnisvolles prophetisches Buch, das nach den Philosophumena des Pseudo-Origenes von einem Engel geoffenbart worden war. Das eine und das andere bildet eigentlich die Grundlage des arabischen Prophetentums. Die Elchasaiten nahmen eine successive Offenbarung an, die zuerst den Erzvätern, dann Abraham, Moses und Jesus zu Teil geworden sei. Einer solchen meinte auch Mohammed teilhaftig geworden zu sein. Er behauptete, in der der Nacht Al Kadr die Offenbarungen erhalten zu haben, die er im Koran niederlegte; in dieser Nacht seien die Engel auf das Geheiß ihres Herrn herabgestiegen, um ihm die göttlichen Bestimmungen über alle Dinge mitzuteilen. Mohammed spricht von dem geheimnisvollen Buch, das ihm der Engel Gabriel im Namen Allahs überreicht habe.

Ich will nur Eine Stelle anführen, die mir die bedeutendste von allen scheint. „Lies," so sagt ihm der Engel, der ihm die geheimnisvolle Schrift mitteilt, „lies im Namen Deines Herrn, der alles erschaffen, und der den Menschen geschaffen aus geronnenem Blut. Lies bei Deinem Herrn, dem glorreichen, der gelehrt den Gebrauch der Feder und der den Menschen lehrt, was er nicht gewußt."

Eine in ihrer Art grandiose Zusammenstellung; der Schöpfer des Alls, des Menschen hat diesen zugleich unterwiesen und ihm den Gebrauch der Schrift gelehrt. Der ewige Gott, der als derselbe gedacht wird, wie man ihn in der Kaaba verehrte, Allah (Eloah) wird als der unmittelbare Urheber alles Wissens, das als ein göttliches erscheint, angesehen. Aber man ist von ihm abgewichen und ihm ungehorsam geworden. Mohammed empfindet sich als den Mann, der den Auftrag erhalten habe, dem ein Ende zu machen und den verunstalteten reinen Gottesdienst wieder herzustellen. Ob die Erscheinungen, die er dann gehabt haben soll, auf Hallucinationen oder Illusionen beruhen, ob sie psychologisch oder physiologisch zu erklären sind, vermesse ich mich nicht zu untersuchen. Gewiß sind sie kein Produkt der Willkür. Sie gehören dem Geist des Jahrhunderts an, das überall in der Welt an Wunder- und Engelerscheinungen glaubte.

Es ist eine Tradition seiner Familie, daß er die Einsamkeit liebte und dann Traumgesichte hatte bis zur Morgenröte, die sich am Tage in Erscheinungen umwandelten. Wenn er in den Bergen umherirrte, glaubte er

von allen Sträuchern und Bäumen die Stimme zu vernehmen, daß er der Gesandte Gottes sei. Er hielt sich wohl zuweilen selbst für besessen; allein der Inhalt der Offenbarungen bestärkte ihn darin, daß er die Wahrheit sage. Das wesentliche Moment liegt in dem Anspruch einer unmittelbaren Offenbarung Allahs an Mohammed, der eben aus diesem Grunde als der Sendbote Gottes auftritt. Und nur darauf darf man bestehen, daß die ursprüngliche monotheistische Überzeugung schon in Mohammed vorhanden war. Die Behauptung unmittelbarer Erleuchtung ist erst der zweite Schritt in dem Gewebe der Lehre des Islam. Die Idee knüpft an die christliche an, ist aber doch von derselben sehr verschieden. Denn bei dem Christentum kam es darauf an, die Einseitigkeit der Nationalität zu überwinden, bei Mohammed vielmehr darauf, den zerstreuten Stämmen einen nationalen Mittelpunkt zu schaffen. Das Christentum enthielt die Weltreligion an und für sich. Mohammeds Absicht ging dahin, die Kaaba, in welche die Verehrung der Götzen eingedrungen war, von derselben zu reinigen und durch die monotheistische Idee die oberste Gewalt zu reformieren. Seine Gedanken waren von Anfang an zugleich politischer Natur. Ein Produkt dieser Intentionen und Zustände sind die frühesten Suren des Koran, die er als göttliche Offenbarungen betrachtete und durch deren Vorlesung er Jünger warb.

Die ersten Gläubigen waren eben die, die den häuslichen Kreis bildeten, in dem er lebte: Ali, sein Vetter, den er zu sich genommen hatte, seine Gemahlin Chadidscha, sein Sklave Zayd, den er von dieser zum Geschenk bekommen und dem er die Freiheit gegeben hatte. Mit einem oder dem anderen seiner Vertrauten verfügte sich Mohammed zuweilen in die einsamen Schluchten der nahen Berge. Die erste Kunde einer religiösen Neuerung entsprang aus ihren gemeinschaftlichen Gebeten, bei denen sie überrascht und gestört wurden. Nach und nach erschien dann die Bedeutung ihrer Abweichung. Der vornehmste von allen Bekehrten ist Abu Bekr; er rief alle die zu dem neuen Glauben, dem Islam, auf, welche ihm persönlich vertrauten. Erst drei Jahre nach der ersten Offenbarung begann Mohammed, wie er sagte, nach göttlicher Weisung, seine Lehre öffentlich zu predigen. Indem er aber dabei die Götzen anfeindete und bekämpfte, erregte er die bitterste Feindschaft. Noch erfreute sich Mohammed des Schutzes seines Oheims Abu Talib. Er meinte zuweilen, auch dieser werde ihn, von den Feinden gedrängt, verlassen. Er war entschlossen, auch dann nicht zu weichen; setze man ihn zwischen Sonne und Mond und fordere ihn auf, seine Lehre aufzugeben, so werde er das nicht thun. Abu Talib entließ ihn mit der Versicherung, daß er ihm seinen Schutz nicht entziehen werde. Hierauf trauend sammelte sich Mohammed eine größere Gemeinde aus den verschiedenen Kabilen des Stammes, die dadurch nicht wenig beunruhigt wurden. Seine Worte waren unwiderstehlich. Ein Unterhändler, der gekommen war, um Mohammed allerlei Anerbietungen zu machen, wenn er von seinem Glauben zurücktrete, wurde durch seine Worte bekehrt, so daß er mit ihm

auf die Kniee niederfiel. Man stritt darüber, wie man Mohammed bezeichnen sollte, ob als Wahrsager, Dichter oder Zauberer. Das letzte fand deshalb Anklang, weil seine Rede ein Zauber sei, durch welchen der Mann von seinem Vater, seinem Bruder, seiner Gattin und seinem Geschlecht losgerissen werde. Genug, die erste Wirkung war eine Absonderung von den Stammesfamilien. Nicht jeder aber hatte einen Beschützer wie Mohammed in Abu Talib. Es war auf Mohammeds Anraten, daß sich die gefährdeten Gläubigen nach Abyssinien begaben.

Es könnte wohl scheinen, daß dabei eine Erinnerung an die frühere Herrschaft der Abyssinier und ihre Vernichtung durch Chosru den Beweggrund gebildet habe; denn ein Gegner der Perser war Mohammed immer, allein das war doch nicht das Motiv, das er jetzt hervorhob. Dies bestand vielmehr darin, daß dort ein Fürst herrsche, der Recht und Gerechtigkeit ausübe; er werde ihnen Schutz gewähren, bis sie gefahrlos nach Mekka zurückkehren könnten; denn darauf, die Gewaltsamkeiten der Stammeshäupter von seinen Anhängern abzuwehren, blieb allezeit sein Sinn gerichtet. Die Koreischiten schickten eine Gesandtschaft an den Naggasi, den König von Abyssinien, um ihn zu veranlassen, die Flüchtlinge aus seinem Lande zu weisen. Dieser aber war mit den Erklärungen, bei denen sie Jesus als einen Diener Gottes bezeichneten, zufrieden. Er gab den Koreischiten abschlägige Antwort.

Man hat Mohammed damals von seiten der Koreischiten den Vorschlag gemacht, die Gottesdienste zu vereinigen: denn dann würde der Schutz des Allah und zugleich der Götzen gewonnen werden, ein Vorschlag, der nicht der erste seiner Art sein würde; er erinnert an die Abkunft, welche unter Licinius zwischen Vielgötterei und Monotheismus getroffen worden ist. Mohammed aber hat geantwortet: er bete das nicht an, was von den Ungläubigen angebetet werde. Unglaublich ist, was man immer aufs neue wiederholt hat, Mohammed habe sich zur Duldung von drei Göttinnen entschlossen, eine Erzählung, bei der Satan selbst in Scene tritt. In der dreiundfünfzigsten Sure des Koran, in welcher das Dasein der Fürbitterinnen, an welche die Araber glaubten, ausdrücklich geleugnet wird, soll entweder Mohammed selbst oder ein böser Geist Worte entgegengesetzten Inhalts hinzugefügt haben. Angenommen wird dann weiter, daß die Ausgewanderten in Abyssinien hieraus auf eine Annäherung zwischen Mohammed und den Koreischiten geschlossen hätten und zurückgekommen wären. Allein wie wunderlich lautet das alles. Mohammed soll noch an demselben Tage das ihm entschlüpfte Wort widerufen haben. Wie ließe sich aber denken, daß nur der eine Bericht den Exulanten zugekommen, der andere ihnen verborgen geblieben wäre. Die Erzählung steht in so schneidendem Widerspruch mit allem, was wir authentisch über Mohammed wissen, daß ich sie nicht anzunehmen wage. Aber immer schärfer wurden die gegenseitigen Reibungen. Infolge der Zurückweisung der in Abyssinien gemachten Versuche und des Fortganges

der Bekehrung fingen die Koreischiten an, für sich selbst zu fürchten. Den größten Eindruck machte es, als einer der tapfersten Koreischiten, Omar, der bisher ein Verfolger Mohammeds gewesen war, zu seiner Partei überging. Omar hatte erfahren, daß seine Schwester und deren Gemahl Mohammed anhange. Indem er sie darüber heftig anließ, bekam er eine Sure zu Gesicht, die sie eben miteinander lasen. Durch den Inhalt derselben wurde er so betroffen, daß er zum Islam übertrat. Er erschien in einer Versammlung, bei welcher auch Mohammed anwesend war, die aber noch in Omar einen Feind sah, gegen den man sich würde zu wehren haben, jedoch mit der Voraussetzung, daß man ihn überwältigen würde. Indem trat Omar ein und bekannte sich zum Islam. „Gott ist groß," rief Mohammed aus, der das immer vorausgesagt hatte, dem es aber doch unerwartet kam. Aber Mohammed erlitt auch schwere Verluste: denn die verhältnismäßige Sicherheit, deren er sich erfreute, beruhte auf der Stammesverbindung, welche durch die religiöse Abweichung an und für sich nicht unterbrochen wurde. Innerhalb der Genossenschaft freier Männer, welche den Stamm bildeten, konnte der Anhänger des neuen Glaubens nur dann angetastet werden, wenn er von seinem Stamm preisgegeben wurde. Wohl blieb noch die Auskunft übrig, daß ein Moslim sich einem anderen Stamme anschließen konnte, was doch seine eigene Familie wieder nicht zulassen durfte, um nicht an ihrer Ehre zu verlieren.

Wir berühren hier die vornehmste in der Verfassung des Landes liegende Schwierigkeit, auf welche Mohammed stieß, und welche seine Laufbahn bestimmt hat. Unleugbar ist es, daß seine religiöse Idee mit den herkömmlichen Vorstellungen, in denen sich die Stammesverbindung bewegte, in Widerspruch stand. Sehr empfindlich war es für Mohammed, daß erst Chadidscha, dann aber Abu Talib kurz nacheinander mit Tode abgingen. Der Bruder des letzteren, Abu Lahab, empfing auf die Frage, wo sich sein Vater Abd Almuttalib befinde, eine Antwort, die ihn mit Mohammed auf ewig verfeindete. Mohammed konnte seinem System gemäß, das nur zwischen Gläubigen und Ungläubigen unterschied, wohl nicht anders antworten, als daß derselbe den Mächten der Hölle überliefert sei. Abu Lahab nahm ihn auch dann noch äußerlich in seinen Schutz, aber wenn Mohammed mit anderen über den Glauben sprach, ist Abu Lahab hinter ihm hergegangen und hat die Zuhörer ermahnt, ihm nicht zu glauben, er sei ein Lügner. Recht eigen nimmt man da die Kombination der religiösen Differenz mit dem Stammesverhältnis wahr.

Noch erwartete Mohammed den Sieg seiner Sache von dem allmählichen Fortschritt der Lehre. Aber die Ungerechtigkeiten zu dulden, die deshalb verhängt wurden, weil man Gott bekenne, erschien auf die Länge unerlaubt: denn dadurch werde der Bestand der Religion selbst gefährdet. Schon damals war der Streit nicht allein ein religiöser.

Die Koreischiten glaubten durch die Lehre Mohammeds mit dem Verlust

der Vorrechte bedroht zu werden, die auf ihrer Herrschaft über die Kaaba beruhten; sie meinten zu ihrer Verteidigung Mohammed vernichten zu müssen. Auf der anderen Seite hielt sich auch Mohammed für gerechtfertigt, wenn er zu seiner Verteidigung jedes Mittel anwende, das in seiner Gewalt stehe. Verhehlen wir uns nicht, daß der Streit bereits die höchste Macht betraf; denn wenn Mohammed durchdrang, so mußte ihm eine Autorität zu Teil werden, neben der keine andere aufkommen konnte. In einer der Erleuchtungen, deren er sich zu erfreuen meinte, wurde ihm offenbart, daß er für den Glauben Krieg führen dürfe.

Wie aber hätte er sich schmeicheln können, in Mekka, wo die Stammesverfassung, von der er abwich und die ihn nicht schützte, allmächtig war, seine Feinde zu bestehen. Da hat er dann den Gedanken gefaßt, Freunde unter den arabischen Stämmen außerhalb Mekkas zu suchen. Es geschah nicht allein, um seinen Religionsbegriff auszubreiten, sondern zugleich aus Feindschaft gegen die Koreischiten, wenn er sich mit seiner Lehre an Stämme wandte, die sich Jahr für Jahr als Wallfahrer und Pilger in dem heiligen Gebiet von Mekka einzufinden pflegten. Am meisten fand er Gehör bei den Angehörigen der Stämme Auß und Chazradsch, welche damals Yathrib, das spätere Medina, inne hatten. Sie waren hier mit jüdischen Stämmen zusammengetroffen und hatten mit ihnen Verträge geschlossen, bei denen jedoch auch wieder feindselige Berührungen eintraten. Die Juden hatten dann wohl vernehmen lassen: ein neuer Messias würde auftreten und ihnen das Übergewicht über Chazradschiten und Außiten verschaffen. Auf die Mitglieder dieser Stämme, die am Pilgerfest teilnahmen, machte nun die Persönlichkeit und die Lehre Mohammeds den größten Eindruck; sie meinten beinahe, er sei jener von den Juden erwartete Messias. Eine solche Hülfe aber wollten sie nicht den Gegnern zu teil werden lassen, sondern für sich selbst gewinnen.

Schon bei dem Pilgerfest vom Jahre 620 kam es zu einer persönlichen Annäherung, auf dem folgenden zum Verständnis bei einer Zusammenkunft, die man von dem Orte, wo sie stattfand, einer Stelle, wo der durch Schluchten führende Weg eine andere Richtung nimmt, die Akaba nennt. Sie ist besonders deshalb merkwürdig, weil in derselben nicht allein von der Verzichtleistung auf den Polytheismus und von dem Glauben an Allah und seinen Propheten die Rede war, sondern auch einige Momente festgesetzt wurden, die sich zum Teil an den Dekalog anschließen und die überhaupt die Grundlagen eines geregelten bürgerlichen Lebens ausmachen. Man hat sie das Bekenntnis der Frauen genannt, weil darin die Verpflichtung zum Kriegsdienst nicht erwähnt wird.

Vollständig war die Vereinbarung nicht, da die beiden arabischen Stämme selbst unter einander nicht einig waren. Die Schlichtung ihrer Zwistigkeiten mußte der Anerkennung der neuen Lehre vorangehen. Mo-

hammed soll, um die Aussöhnung zu bewirken, einen seiner vertrautesten Anhänger nach Yathrib gesandt haben. Das Werk gelang vollkommen.

Im Jahre 622 konnten die beiden Stämme in Medina eine Deputation, die aus zweiundsiebzig Männern bestand, zum Pilgerfest schicken, um einen Bund mit Mohammed zu schließen. Die wesentliche Bedingung desselben ist, daß sie den Schutz Mohammeds über sich nehmen. Das geschah nicht im Gegensatz mit allen Koreischiten. Ein Angehöriger Mohammeds, sein Oheim Abul Abbas, war bei den Verhandlungen zugegen und erklärte, wenn Mohammed sich den Stämmen von Yathrib anschließen wolle, so dürfe das nur unter der Bedingung geschehen, daß diese die Verpflichtung übernehmen, ihn gegen seine Feinde zu schützen; er schien zu fürchten, daß sie ihn seinen Feinden auszuliefern gemeint sein könnten. Die Abgeordneten versicherten, ihre ehrliche Absicht sei eben keine andere, als dem Propheten Treue und Anhänglichkeit zu bewahren und ihr Leben für ihn einzusetzen.

Nicht als Stammesgenossen nehmen sie ihn an, was ein Ungedanke gewesen wäre, sondern als gottgesandten Propheten. Die religiöse Idee trat an die Stelle der Stammesverbindung und ersetzte sie.

Öffne deine Hand, sagte der vornehmste der Abgeordneten zu Mohammed und schlug dann in dieselbe ein. So thaten auch die anderen, sie gelobten dem Gottgesandten Treue und Gehorsam. Die Koreischiten, weit entfernt von der friedlichen Gesinnung, die ihnen Abul Abbas zuschrieb, sahen in der Verbindung Mohammeds mit zwei fremden Stämmen eine Art von Kriegserklärung. Eine Zeit lang hielten sie noch an sich, aber alle Tage trat ihre Feindseligkeit unverhohlener hervor, so daß die Anhänger des Propheten überzeugt wurden, auf keine Schonung mehr rechnen zu dürfen. Sie entschlossen sich, von Mohammed selbst aufgefordert, zur Flucht nach Medina, wo ihre religiösen Meinungen nicht allein nicht verfolgt wurden, sondern höchst willkommen waren. So zogen die einen zu Fuß, die anderen auf Kamelen, doch kam es vor, daß zwei auf Einem Kamele saßen. Abu Bekr, Ali und Mohammed waren zuletzt allein in Mekka.

Da soll nun eine Versammlung gehalten worden sein, um über die Maßregeln zu beraten, durch welche die alte Einheit und Macht des Stammes Koreisch wiederhergestellt werden könne. Der erste Vorschlag war: Mohammed hinter Thür und Riegel festzuhalten. Dagegen aber wurde die Einwendung gemacht, seine schon ausgebreitete Lehre würde den Versuch herbeiführen, ihn mit Gewalt zu befreien. Gegen einen anderen Vorschlag, ihn zu verbannen, wurde erinnert, daß er alsdann bald an der Spitze eines feindlichen Stammes zurückkehren würde. Der dritte Vorschlag ging dahin, daß aus jeder Familie des Stammes ein junger Mensch von guter Herkunft erlesen werden sollte; diese alle sollten, jeder mit seinem Schwert bewaffnet, gleichzeitig auf Mohammed eindringen und ihn töten; die Blutschuld würde dann eine allen Familien gemeinschaftliche sein; die nächsten Verwandten würden sich mit dem Sühnegeld begnügen müssen. Wir dürfen das wohl

wiederholen, weil es die Möglichkeiten, die in der Situation lagen, zur Anschauung bringt, obwohl die Überlieferung fabelhafte Züge der gröbsten Art an sich trägt.

Man erkennt die Verlegenheit, in welche sich der Stamm Koreisch durch Mohammeds Auftreten versetzt sah, zugleich aber die Notwendigkeit für diesen selbst, die Flucht zu ergreifen.

Noch eine andere, von einem anderen Gewährsmann vernommene Sage teilt Ibn Ishak mit, welche ein Licht auf die allgemeine Lage wirft. Der vor Mohammeds Hause angesammelten Menge habe man in Erinnerung gebracht, das Vorhaben Mohammeds gehe dahin, wenn der Stamm ihm folge, die Koreischiten zu Herren von Arabien und Persien zu machen; Mohammed selbst habe aus dem Hause tretend dies bekräftigt, aber überzeugt, daß er dennoch verloren sei, eine Hand voll Sand über sie geworfen, so daß sie erblindet wären und ihn nicht mehr gesehen hätten; er habe auf wunderbare Weise das Mittel gefunden, sich insgeheim zu entfernen. Die wundergläubige Legende zeigt gleichwohl den Gegensatz: Tod des Propheten, um sich nicht unterwerfen zu müssen; die Zusage der Herrschaft über die Stämme und Nachbarn, wenn man ihm folgt.

Nur die Ideen seien erwähnt, welche die Traditionen in sich schließen. Die Thatsachen der Flucht erfahren wir durch eine Überlieferung aus dem Munde der Aischa, der späteren Gemahlin Mohammeds, die er am meisten liebte. Sie hat erzählt: sie sei bei ihrem Vater Abu Bekr gewesen, als Mohammed bei demselben eintrat und ihm seinen Entschluß abzureisen ankündigte. Abu Bekr fragte, ob sie zusammenreisen würden. Bei der Bejahung dieser Frage vergoß er Freudenthränen, was seine Tochter noch nie an ihm oder einem anderen gesehen hatte. Er hatte schon alles zur Abreise vorbereitet. Ibn Ishak berichtet dann, wie die beiden Männer durch eine Hinterthür des Hauses sich nach einer Höhle des Berges Thaur unterhalb der Stadt begaben; insgeheim wurden sie mit Lebensmitteln versehen. Mohammed selbst gedenkt der Tage, wo er mit einem Gefährten in der Höhle war. „Wir sind allein", hat Abu Bekr einmal gesagt; Mohammed hat geantwortet: „Aber mit uns ist Allah". Endlich war die Zeit eingetreten, wo sie ihre Kamele herbeikommen lassen und ohne Gefahr den Weg nach Yathrib einschlagen konnten. Glücklich gelangte Mohammed am 20. September 622 nach Koba, einem Dorfe bei Yathrib, das von dieser Zeit an Medinat-annabi, Stadt des Propheten, genannt wurde.

Die Erzählung im einzelnen mit historischer Sicherheit festzustellen, wäre unmöglich: sie ist mit religiösen Traditionen durchzogen, und wie könnte das anders sein. Aber auch abgesehen hievon bildet das Ereignis die wichtigste Epoche der arabischen Stammesgeschichte und der religiösen Gestaltung des Orients überhaupt.

Aus dem mit der Vielgötterei durchdrungenen Stammeswesen erhebt sich der Monotheismus, ohne sich doch von jenem vollkommen loszureißen.

Das vornehmste Fundament der bisherigen arabischen Gemeinschaft, die Verehrung des schwarzen Steines wurde dabei nicht allein festgehalten, sie wurde sogar der Eckstein der neuen Vereinigung. Die älteste nationale Erinnerung wird für den Monotheismus in Anspruch genommen. Auf die monotheistische Idee wird ein neues Gemeinwesen gegründet, dessen Oberhaupt der Interpret des göttlichen Willens ist; die Flucht von Mekka bezeichnet den Moment dieses Überganges. Aber durchgeführt war derselbe nicht, wenn nicht die Idee, um deren Willen Mohammed Mekka verlassen hatte, seinen Feinden gegenüber sich siegreich behauptete. Der Streit zwischen den Stämmen Koreisch und Haschim verwandelte sich in einen Kampf zwischen Mekka und Medina. Im Laufe desselben hat sich das Wesen des Islam erst durchgebildet.

Das Erste, was Mohammed nach seiner Ankunft in Medina that, bestand darin, daß er einen unbewohnten Platz von allen Überresten früherer Baulichkeiten säubern ließ und dann einen Tempel darauf errichtete, unten von Stein, höher von Ziegeln, das Dach von Laubwerk, um es den Laubhütten ähnlich zu machen, unter denen die Kinder Israel beim Zug durch die Wüste gewohnt hatten; es ist die erste Moschee; sie diente zugleich als Versammlungshaus der Gläubigen.

Die Flüchtlinge — Mohadschirun — und die Ansar — die Helfer — d. h. die Medinaten, welche die Flüchtigen bei sich aufgenommen hatten, wetteiferten beim Bau miteinander.

Man will wissen, daß der erste Gebetsausrufer (Muezzin) ein christlicher Sklave aus Abyssinien gewesen sei. Dann aber folgte eine weitere Ausbildung der einst bei Akaba begonnenen Vereinbarung.

Eine höchst außerordentliche Abkunft, in der sich die Ideen des Stammes mit denen der Religion verbinden, schloß nun Mohammed mit den Medinaten. Wir besitzen darüber ein Dokument, dessen Echtheit keinem Zweifel unterliegt. Demzufolge blieb man noch immer sehr entfernt davon, eine durchgreifende Vereinigung zu treffen. Die verschiedenen Stämme behalten ihren besonderen Wirkungskreis, aber den Gläubigen wird inmitten derselben eine besondere Stellung zugewiesen. Kein Gläubiger soll einen Gläubigen wegen eines Ungläubigen töten und auch keinem Ungläubigen gegen einen Gläubigen Beistand leisten; die Gläubigen sollen einander allen anderen Menschen gegenüber unterstützen, aber auch die Juden sollen geschützt werden; niemand soll Beistand geleistet werden, der sie angreift. Die Flüchtlinge bilden also ebensowohl eine besondere Genossenschaft in dem neuen Bündnis, wie die Stämme in Medina. Der Prophet hat unter allen die höchste Jurisdiktion und die Kriegführung. Die Juden, die ihre Gottesverehrung ebenfalls bewahren, sind ihm doch unterworfen. Die Autorität des Propheten ist der feste Punkt, an welchen sich ein neues Staats- und Gemeindewesen anschließt.

Auf der Idee von der unbedingten, ausschließlichen Herrschaft Allahs, der seinen Willen durch Mohammed kundgiebt, ist die neue Religion über-

haupt begründet. In dieser Abstraktion würde sie aber doch nichts als ein geistliches Regiment haben hervorbringen können. Indem sie sich mitten unter den widerstrebenden und zweifelhaften Stämmen festsetzte, mußte ihr zugleich die höchste weltliche Gewalt zufallen. Dazu war die erwähnte Abkunft ein wesentlicher Schritt; denn darauf beruht alles, dem gottgesandten Propheten seine unabhängige Macht gegen die Feinde zu sichern, vor denen er aus Mekka gewichen war.

Der Kampf, der dann ausbrach, entsprang nicht etwa daher, daß die Mekkaner den Geflüchteten zurückgefordert hätten, sondern daher, daß die Flüchlinge, welche in der That Verjagte waren, obwohl um ihren Propheten geschart, sich doch im Zustand des äußersten Bedürfnisses befanden. Bei siebzig Mann waren obdachlos, fast nackt. Abends rief sie Mohammed zu sich und setzte ihnen einen großen Napf gerösteter Gerste vor; sie schliefen unter dem vorspringenden Dach der neuen Moschee, aber sie brannten vor Begier, die ihnen von ihren Gegnern zugefügte Unbill zu rächen.

Eben hiezu eignete sich ihre Aufstellung in Medina, weil von da aus am leichtesten der mekkanische Karawanenhandel unterbrochen werden konnte.

Im Jahre 623 haben sie schon auf verschiedene Karawanen Jagd gemacht, wiewohl ohne Erfolg. Im Jahre 624 aber bot sich ihnen eine günstige Gelegenheit dar; und es ist bei Bedr zu einer Schlacht gekommen, die ein unvergängliches Andenken hinterlassen hat. Wir würden sehr unvollständig sein, wenn wir nicht dieses ersten Kampfes der Flüchtlinge und teilnehmenden Hülfsgenossen Mohammeds mit den Koreischiten gedenken wollten. Der Kampf zwischen den beiden an sich wenig bedeutenden Städten ist charakteristisch für die Zeit und entscheidend für die Dinge, die da folgen sollten.

Mekka, ein großer Handelsplatz von mannigfaltigen Beziehungen zu Persien und Indien, war doch besonders auf Verkehr mit dem römischen Reiche angewiesen, der durch die Karawanenzüge nach Syrien und Gaza vermittelt wurde. Auf eine solche Karawane, welche im März 624 von Gaza nach Mekka zurückkehrte, plante Mohammed einen Angriff.

Sie bestand aus tausend Kamelen und hatte bereits eine obwohl nicht starke Bedeckung unter dem vornehmsten Führer der Koreischiten, Abu Sufjan Ibn Harb. Man hat wohl gesagt, Mohammed und Abu Sufjan seien Jugendfreunde gewesen, aber durch gegenseitige Verspottung heftige Feinde geworden. Besser bezeugt ist es jedoch, daß zwischen dem Vater Abu Sufjans und Abd Almuttalib, dem Großvater Mohammeds, eine Art von Ehrenstreit nicht ohne Eifersucht obgewaltet habe; man habe es dem Vater Abu Sufjans, Harb, zum Vorwurf gemacht, daß er sich mit einem Manne wie Abd Almuttalib messen wolle; um so mehr sei Abu Sufjan über die Anmaßung Mohammeds empört gewesen, sich als den Gesandten des einzigen Gottes darzustellen. Jetzt hatte Mohammed ein Bündnis mit den Stämmen geschlossen, durch deren Gebiet die Karawane ziehen sollte. Schon hierdurch

geirrt, geriet Abu Sufjan in noch größere Besorgnis, als er vernahm, daß ihm ein Angriff der Flüchtlinge unter Mohammed drohe. Er war vorsichtig genug, den herkömmlichen Karawanenweg zu vermeiden, so sehr auch seine Kamele in der Nähe der alten Erfrischungsstätten unwillkürlich dahin drängten. Abu Sufjan schlug einen anderen Weg längs der Seeküste ein; zugleich aber ließ er in Mekka melden, daß die Karawane sich in Gefahr befinde und bewaffneter Hülfe von dort her bedürfe.

In Mekka konnte die Nachricht nicht anders als den größten Eindruck machen: denn die Einwohner waren mannigfach bei der Karawane beteiligt. Einige Familien erwarteten Waren, andere hatten den Kaufleuten Geld vorgeschossen.

Wiewohl die Vorzeichen nicht gerade günstig waren, vereinigten sich doch die streitbaren Stammesgenossen. Wer nicht selbst mitziehen konnte, ließ sich vertreten.

Nachdem der Gefahr, daß die dergestalt verlassene Stadt überfallen werden könnte, vorgebeugt war, zogen die Koreischiten zahlreich in den Kampf. Wer zu Pferd war, hatte auch einen Panzer, aber auch einige zu Fuß waren gepanzert. Die Familie der Machzumiten stellte allein dreißig Pferde. Ihr Führer, Abu Dschahl, einer der vornehmsten Antagonisten Mohammeds — er soll bei jener Beratung dessen Tod gefordert haben — führte das große Wort unter den Vorrückenden. Auch als die Nachricht eintraf, daß für die Karawane zunächst nichts zu fürchten sei, blieb Abu Dschahl doch dabei, den Zug fortzusetzen. Abu Sufjan fühlte bereits Eifersucht gegen ihn, weil er sich vordränge. Gegen sein Erwarten wurde Mohammed inne, daß es nicht die Beraubung einer Karawane gelte, sondern ein Kampf gegen die mit Macht heranziehenden Koreischiten bevorstehe.

Mohammeds kleines Heer rückte unter zwei schwarzen Fahnen vor, die eine für die Mohadschirun, die andere für die Ansarier. Mohammed war noch zweifelhaft, ob sie ihm gegen die Feinde folgen würden, und zog sie selbst zu Rate. Die Mohadschirun sagten ihm: er möge nur der Erleuchtung Gottes folgen, sie würden ihm nirgends und niemals fehlen. Die Ansarier, die urspr̈üglich nur die Pflicht hatten, ihn innerhalb ihrer Grenzen zu beschützen, erklärten sich bereit, ihm auch außerhalb derselben zu folgen, selbst über das Meer; auch die in Medina zurückgebliebenen würden nur bedauern, nicht da anwesend zu sein, wo es zu wirklichem Kampfe komme.

Hierauf faßte Mohammed den Entschluß, eine Schlacht gegen die Stammesgenossen von Mekka zu wagen. In ihm verbanden sich scheinbar entgegengesetzte Eigenschaften. In der Einsamkeit seiner Ekstase glaubte er nochmals den Engel Gabriel zu sehen. Dann aber ritt er auf Kundschaft aus und wußte sich dabei so gut zu unterrichten, daß er die Aussage, die man einigen Gefangenen abgepreßt hatte, sie gehörten zur Karawane Abu Sufjans, verachten konnte.

Zu seinen Leuten hat er gesagt: Niemand werde in dieser Schlacht um-

kommen, ohne nicht sogleich ins Paradies einzugehen. „Wie", ruft einer seiner Gläubigen aus, „zwischen uns und dem Paradies ist nichts als der Feind"; er warf die Datteln weg, von denen er eben aß, griff zu seinem Schwert und stürzte gegen den Feind, wo er bald den Tod fand. Ein anderer, dem Mohammed gesagt hatte: es sei für Allah das Wohlgefälligste, wenn man seine Sache ohne Schutzwaffe führe, legte seinen Panzer ab, schritt zum Angriff und wurde getötet. Man sieht, daß die Prinzipien der moslemischen Kriegführung aus der Schlacht von Bedr ihren Ursprung herleiten. Es hatten sich Zweikämpfe entsponnen, in welchen die Koreischiten verschmähten, mit den Ansariern zu schlagen, mit denen sie nichts zu thun hätten, worauf ihnen Mohadschirun im Kampf entgegentraten, die dann, obwohl unter großen Gefahren, die Oberhand behielten. Die Erzählung erinnert an die Horatier und Curiatier vor Rom. Aber besonderen Einfluß hat dieser Zweikampf bei den Arabern nicht. Ganz anders ist doch der Horizont, der die Handlungen umschließt. Man sieht nicht recht, ob dieser Zweikampf nicht schon der Anfang der Schlacht bei Bedr war, in welcher die Koreischiten von den Moslimen völlig geschlagen wurden.

Die Eifrigsten von diesen hätten gewünscht, keinen einzigen von den Feinden am Leben zu lassen. Mohammed zog es vor, die, welche die Waffen niederlegten, zu Gefangenen zu machen. Einer derselben war sein Oheim Abul Abbas, der fortan bei ihm blieb; von anderen konnte er Lösegelder von Belang erwarten. Auch ein sociales Motiv ist in der Schlacht hervorgetreten. Es liegt in der Gleichstellung der Kampfgenossen von höherem und niederem Range durch den Glauben.

Bemerkenswert in dieser Hinsicht ist das Ende des Abu Dschahl. „Ich fand ihn", sagt der Hudhalit Abdallah Ibn Masud, der ihn getötet hatte, „in den letzten Zügen, setzte ihm den Fuß auf den Nacken und lobte Gott, der ihn geschändet habe". Die größte Schande sah Abu Dschal darin, daß ein Knecht komme, um einen Herrn zu töten. „Hätte das nicht auch von einem der Vornehmeren geschehen können?" Der Hudhalit schlug ihm den Kopf ab und nahm ihm die Waffen. Er brachte sie zu Mohammed, der bei diesem Anblick hoch erfreut war.

Mohammed ging unter den Leichen herum, die ihm Abu Bekr mit Namen bezeichnete. Dann wurden diese in einen zugeschütteten Brunnen geworfen. „O Abu Dschal", rief Mohammed hinein, „und Ihr anderen, habt Ihr die Verheißung Eures Herrn wahr gefunden? Ich habe die meines Herrn wahr gefunden".

Der Erfolg der Schlacht bei Bedr war die Bestätigung seiner Mission vielleicht für ihn selbst, gewiß für die, welche sich ihm anschlossen. Aber die, welche ihn von Anfang an befehdet hatten, beharrten in ihrer Feindseligkeit.

Im Jahre 625 rüsteten sich die Koreischiten mit großer Energie gegen Mohammed; selbst Frauen zogen mit zu Feld, um die Krieger anzufeuern.

Am Berge Ohod kam es zur Schlacht, in welcher die Moslimen hauptsächlich dadurch in Nachteil gerieten, daß sie sich zu früh auf die Beute stürzten. Noch fehlte es ihnen, wie Mohammed selbst sagt, an Disciplin. Der Prophet ist damals persönlich in Lebensgefahr geraten, man hielt ihn bereits für tot. Aber er wurde noch glücklich gerettet und legte Hand an eine bessere Organisation seiner Truppen. Denn nicht allein auf die Hingebung der Gläubigen und ihre idealen Tendenzen kam es an, sondern auf die realen Mittel der Gegenwehr.

Den wichtigsten Moment bildet der Angriff der Mekkaner auf Medina im Jahre 627. Die Gefahr für Mohammed lag darin, daß er seine Verbündeten aus den jüdischen Stämmen umsoweniger in Abhängigkeit halten konnte, jemehr sein eigenes Religionswesen feste Gestalt gewann. Von den jüdischen Stämmen wurde eine Verabredung mit den Koreischiten getroffen, die zu seinem Untergange führen sollte. Die Koreischiten wollten den Propheten in Medina angreifen; die Juden versprachen ihren Beitritt, sobald jene vor Medina anlangen würden. Der Führer der Koreischiten war diesmal Abu Sufjan selbst. Er rückte aus Mekka mit viertausend Mann, dreihundert Pferden, fünfzehnhundert Kamelen heran. Noch viele aus anderen Stämmen gesellten sich ihm zu, so daß er zehntausend Mann unter seinen Fahnen zählte.

Unmöglich wäre es gewesen, einem so stattlichen Heerhaufen der Mekkaner im offenen Felde entgegenzugehen und dabei zugleich Medina unterworfen zu halten. Mohammed entschloß sich auf den Rat eines Persers, der ihm angab, was in Fällen dieser Art in seinem Heimatlande geschehe, ein Lager vor der Stadt aufzuschlagen und dasselbe mit einem tiefen, breiten Graben gegen unvorhergesehene Fälle zu schützen. Es hat ein gewisses Interesse, diese primitiven Fortifikationsarbeiten zu erwähnen. Einer jeden Familie war eine Strecke zugeteilt. Bei der Standarte Mohammeds wurde die Erde ausgeschüttet, auch Steine wurden dort zusammengehäuft, um im Notfall zur Abwehr zu dienen. Mohammed selbst nahm an der Erdarbeit Teil. Die vornehmsten Häupter der Moslimen hatten abwechselnd die Aufsicht über den Graben; Reiter ritten auf und ab, um die Verbindung zu unterhalten. Wer wollte die kleinen Abenteuer der Verteidigung selbst wiederholen. Das wichtigste war, daß Mohammed, indem er den andringenden Feind zurückwies, die Gegner im Zaume hielt, die sich in der Stadt wider ihn regten. Nach einiger Zeit geschah, daß Abu Sufjan, in seinen Erwartungen getäuscht, durch die fruchtlosen Kämpfe ermüdet und von eintretenden Nachtfrösten überrascht, sein Dromedar bestieg, um mit seinem Volk den Rückzug anzutreten.

Mohammed konnte nun seine Waffen gegen die Juden richten, deren er ohne viel Mühe Meister wurde. Erbarmen kannte der Prophet so wenig wie seine Gefährten. Das Urteil wurde gefällt, daß die Männer getötet, Frauen und Kinder als Sklaven verkauft werden sollten. Der Prophet erschien auf dem Marktplatz, ließ tiefe Gruben aufwerfen und darin einen nach dem andern hinrichten. Es waren ihrer sechshundert. Hierdurch erst wurde Mo-

hammed vollkommen Meister in Medina. Doch meinte er damit nicht etwa, aus dem allgemeinen Verband der Araber, dessen Mittelpunkt Mekka war, zu scheiden.

Im Jahre 628 unternahm er einen neuen Zug nach Mekka, der jedoch nur als eine bewaffnete Wallfahrt erschien und erscheinen sollte. In seiner nächsten Umgebung regte sich Widerspruch gegen die Mäßigung, die Mohammed an den Tag legte. Abu Bekr verwies das den Widerstrebenden; er sprach das vernünftige Wort aus: der Mensch wolle die Dinge immer beschleunigen; Gott lasse sie reifen.

Durch die drohende Annäherung der bewaffneten Moslimen wurden die Mekkaner doch nicht vermocht, die Wallfahrt in diesem Jahre zuzulassen: denn sie würden dann als Besiegte angesehen werden. Es kam zu Verhandlungen, die zu einem Waffenstillstand führten, bei welchem sich Mohammed mancherlei Beschränkungen gefallen ließ. Jeder Koreischit, welcher zu ihm fliehe, sollte ausgeliefert werden; nicht so die Moslimen, welche zu den Koreischiten fliehen würden. Den anderen arabischen Stämmen sollte es freistehen, sich nach Belieben mit Mohammed oder den Koreischiten zu verbinden.

Die Zeit des Friedens, die nun eintrat, benutzte Mohammed, um die Stammverwandten der yathribitischen Juden, welche starke Positionen in den Bergen eingenommen hatten, zu bekämpfen. Er bewährte auch hier ein angebornes kriegsmännisches Talent. Er wußte sich der in den Festen vorgefundenen Belagerungswerkzeuge zu seinem Zweck zu bedienen; so eroberte er die acht festen Schlösser der Juden in Chaibar; und sein wachsender Ruhm bewirkte, daß immer neue arabische Stämme sich ihm anschlossen. Er erschien als Fürst und gleichsam als König.

Eben in diese Zeit möchte es gehören, daß die Nestorianer, die sich seit der Katastrophe des Chosru in Persien ohne Schutz sahen, einen solchen bei Mohammed suchten, der bereits als selbständiger Fürst betrachtet wurde. In den arabischen Geschichtschreibern geschieht der Sache keine Erwähnung. Deren Aufmerksamkeit ist allein auf den Ausgang des großen Kampfes zwischen Mekka und Medina, von welchem alles andere abhing, gerichtet.

Und nicht lange konnte es dauern, so mußten sich aus dem innerlich feindseligen, äußerlich sehr zweideutigen Verhältnis, in dem beide Gemeinwesen begriffen waren, neue Anlässe zu einem Kampf entwickeln.

Sie rührten von den Beziehungen zu den minder mächtigen Stämmen her. Die eine Tagereise von Mekka wohnenden Chozaiten waren mit Mohammed in Bund getreten. Dieser Stamm hatte mit den Bekriten, Verbündeten der Mekkaner, Blutfehde.

Der Vertrag verbot nun den beiden rivalisierenden Gemeinwesen, sich in diese Streitigkeiten einzumischen. Aber die Bekriten, die den Gegnern zu schwach waren, wußten sich Hülfe von den Koreischiten zu verschaffen, wodurch sie die Oberhand erlangten, so daß die Chozaiten in benachbarte Bezirke vertrieben wurden. Nicht alle Koreischiten waren dabei beteiligt. Abu Sufjan

namentlich war gar nicht gefragt worden. Eben darin jedoch lag der Unterschied zwischen Mekka und Medina, daß dort keine feste Gewalt bestand, während hier die Moslimen durch Mohammed in strenger Unterordnung gehalten wurden. Die Chozaiten wendeten sich an Mohammed. In seiner Moschee sprachen sie den Propheten an; sein Entschluß war auf der Stelle gefaßt. Abu Sufjan, welcher herbeieilte, um den Frieden zu erneuern, fand kein geneigtes Gehör, weder bei Mohammed, noch bei dessen nächster Umgebung. Mohammed drohte nicht etwa, aber er rüstete unverzüglich, niemand wußte wozu. Es war ihm ganz recht, wenn man ihm anderweite Absichten zuschrieb. Die aufgerufenen Stämme strömten zu Mohammed herbei, ohne sein Vorhaben zu kennen. Der Sammelplatz war Bir Abi Utba, sein Heer ward auf 10—12000 Mann geschätzt. Er selbst hielt die Fasten, andern erlaubte er nicht allein, sondern befahl es sogar, sie zu brechen, wenn man gegen den Feind ziehe.

Mohammed gelangte nach Marr Azzahran, ohne daß man in Mekka von seinem Aufbruch Nachricht gehabt hätte. Plötzlich leuchteten in der Nähe der Stadt tausend Wachtfeuer auf den umliegenden Höhen auf.

In diesem wohlvorbereiteten, unerwartet ins Werk gesetzten Kriegszug lag nun die Entscheidung der Zukunft für Arabien. Die Koreischiten in Mekka sahen sich vor die Alternative gestellt, entweder die Autorität ihres alten Stammesgenossen anzuerkennen, d. h. den Islam anzunehmen, oder sich mit ihm auf Leben und Tod zu schlagen. Man schickte neue Botschafter an Mohammed, aber diese konnten kaum zu ihm gelangen, und wenn dies geschah, so erstaunten sie selbst über den Wechsel der Dinge. Der Zufall fügte es, daß Abu Sufjan mit Abul Abbas, der sich jetzt bei seinem Neffen befand, zusammentraf. Abu Sufjan rief aus, als er das Heer vor sich sah: gegen eine solche Macht habe Mekka keine Wehr noch Waffen. „Das Königtum Deines Neffen ist groß geworden," sagte er zu Abbas. „Nein," erwiderte dieser, „es ist nicht ein Königtum, sondern ein Prophetentum."

Will man wissen, was den größten Eindruck auf Abu Sufjan machte: so ist es der Aufschrei des Morgengebetes gewesen, welches allenthalben wiederhallte. Abu Sufjan hatte den byzantinischen und den persischen Hof gesehen; er war erstaunt, daß die Moslimen ihrem Führer, in dessen Nähe niemand laut zu reden wagte, größere Ehrerbietung bewiesen, als die beiden Höfe ihren Herren. Er war schon bereit, den ersten monotheistischen Teil der moslimischen Formel nachzusprechen; jetzt in Mohammeds Gegenwart mit dem Tode bedroht, wurde er bewogen, auch den zweiten anzuerkennen, daß Mohammed der Sendbote Gottes sei. Er wurde Moslim und huldigte Mohammed. Die Stammeshäupter, die mit Mohammed so lange gestritten hatten, erkannten ihn jetzt als Gesandten Gottes an, dem sie zu Gehorsam und Diensten verpflichtet seien. Hätte Mekka sich zum Widerstand entschlossen, so wäre ein Blutbad, ein Werk der Rache unvermeidlich gewesen. Aber Mohammed selbst hatte davor ein Grauen. Er versprach nicht allein jedem,

der sich unterwerfe, sondern auch allen denen, die nicht widerstehen würden, Sicherheit ihrer Person und Habe. Nur etwa sechs persönliche Feinde nahm er aus. Mit diesen Nachrichten kehrte Abu Sufjan nach Mekka zurück und verkündigte sie in den Straßen. So widerwärtig der Eindruck sein mochte, so behielt doch die Überzeugung die Oberhand, daß man sich fügen müsse. Die Koreischiten warfen ihre Waffen weg und schlossen sich in ihre Häuser ein. Nur einige geringe Haufen oder Stammesabteilungen wichen aus der Stadt auf benachbarte Höhen. So konnte geschehen, daß Mohammed als Meister und Gebieter am 11. Januar 630 in Mekka einzog. Als er die Volksmenge, die ihn empfing, überblickte, wurde er selbst davon betroffen. Er beugte sein Haupt so tief, daß sein Bart den Sattel berührte. In der Stadt wollte er kein Haus betreten, da das, welches ihm gehört hatte, verkauft war. Zu seiner Wohnung erkor er die Stelle, wo vor der Flucht die Koreischiten einst zusammengekommen waren, um über seine Ermordung zu beraten. Zugleich sorgte er dafür, daß seine an Abu Sufjan gegebene Zusage gehalten wurde. Auf die Meldung, daß einige seiner alten Feinde bei den Ihren zu Hause säßen, antwortete er: er könne ihnen nichts anhaben; es sei eben gerecht. Das Wesen des Ereignisses lag darin, daß Mohammed den Besuch der Kaaba, von dem er ausgestoßen und der ihm noch vor kurzem mit bewaffneter Hand verweigert war, jetzt als unblutiger Sieger vollziehen konnte.

In voller Rüstung, zur Seite Abu Bekrs, mit dem er sprach, ritt er nach der Kaaba, indem er ausrief: Gott ist groß. Das Wort wurde von den Anwesenden tausendstimmig wiederholt, bis er Schweigen gebot. Dann machte er sieben Umgänge, bei deren jedem er den schwarzen Stein mit seinem Krummstabe berührte, noch inmitten der Götzenbilder. Hierauf befahl er dieselben umzustürzen oder zu übertünchen.

Auch über das Bildnis Abrahams sprach er seine Mißbilligung aus. Es stellte einen eisgrauen Alten, mit Pfeilen in der Hand, mit denen er das Los warf, vor. „Was hat,“ sagte er, „Abraham mit dem Lose zu thun? Er war kein Götzendiener, ein Rechtgläubiger war er.“ Eben den Glauben Abrahams meinte er restauriert zu haben.

Mohammed, an der Kaaba stehend, sprach nochmals seine monotheistische Formel aus, die zugleich sein Prophetentum in sich schloß, und dankte Allah, daß er dieselbe durch den Erfolg der Waffen bestätigt habe. Von politischem Wert sind die Grundsätze, die er hiebei vernehmen ließ. „O ihr Koreischiten,“ rief er aus, „Gott hat den Ahnenstolz und Hochmut von Euch genommen, alle Menschen stammen von Adam und Adam ist aus der Erde geschaffen, der vornehmste von Euch ist, wer am frömmsten ist. Die Moslimen sind Brüder, Eine Hand gegen alle anderen.“ Im Kriege, in welchem die Söhne von Sklaven oft die größten Heldenthaten verrichteten, hatte die Ansicht von der ursprünglichen Gleichheit der Menschen Wurzel geschlagen. Dem Rechte der Herren über Leben und Tod der Sklaven machte Mohammed ein Ende, indem er eine solche Handlung mit einer fast unerschwinglichen Buße belegte.

Indem er sich der ältesten Überlieferung, der mosaischen, anschloß, gab er doch auch Ideen Raum, welche aus der Gesetzgebung der römischen Kaiser entsprangen.

Mohammed war noch weit entfernt, den Aufbau eines neuen Reiches, mit dem er umging, vollendet zu haben. Den größten Widerstand fand er bei den Hawazin, die er mit Hülfe der Koreischiten angriff. Er ist noch einmal persönlich in Lebensgefahr geraten. Bei der Beuteverteilung schien es, als begünstige er seine alten Stammesgenossen vor den Ansariern, denen er doch seine Siege hauptsächlich verdankte. Mohammed sagte diesen: die äußeren Vorteile gönne er den Koreisch, doch sei den Medinaten der bessere Teil beschieden; er selbst bleibe bei ihnen.

Zur Ausbreitung des Islam trug es nicht wenig bei, daß es unter den arabischen Stämmen Mißvergnügte gab, welche sich von der ihnen innerhalb derselben auferlegten Unterordnung loszumachen strebten. Sie gingen leicht zu Mohammed über, dessen Autorität ihnen gegen andere Stammesgenossen Rückhalt verlieh. Die Stammesverfassung hob Mohammed nirgends auf; er war zufrieden mit der Annahme des Islam.

Stellvertreter schickte er nicht um zu regieren, sondern zu überwachen. Aber in manchen Stämmen fand er auch entschiedenen Widerstand; sie riefen ihre Grenznachbarn, die Griechen, zu Hülfe, so daß Mohammed mit dem griechisch-römischen Reiche in feindselige Berührung geriet.

Er selbst hielt in Medina eine Art von Hof als Prophet, Kriegsoberhaupt und Potentat.

In seine Umgebung führt ein Gedicht ein, durch welches ein von dem Propheten wegen Beleidigung dem Tode Geweihter seine Gnade anruft; er stellt sich demselben und seiner Umgebung unerwartet persönlich dar. „Ich habe vernommen, der Gesandte Gottes hat mich bedroht; ich fürchte ihn mehr, als einen Löwen, der in waldiger Gegend haust. Ich habe unaufhörlich die Wüste durchwandert, bis ich meine Hand in die Hand dessen lege, dessen Wort das entscheidende Wort ist. Er ist ein Licht, welches anderen zur Leuchte dient; er ist das aus der Scheide gezogene Schwert Gottes. Zu einer Schar von Koreischiten, die sich bekehrten, hat er gesagt: wandert aus. Sie wandern aus, Panzer vom Geflechte Davids sind ihr Gewand im Kriege, blank und weit herabhängend; sie sind nicht ausgelassen, wenn ihre Lanzen den Feind treffen, und unverzagt, wenn sie getroffen werden; nur von vorne in der Kehle werden sie getroffen.“ Nach den Mohadschirun gedenkt er auch der Ansarier. „Edle Thaten sind bei ihnen erblich. Sie sehen mit scharfblickenden, wie Kohlen glühenden Augen umher und weihen ihr Leben dem Propheten; sie betrachten es als eine heilige Pflicht, sich mit dem Blute erschlagener Ungläubigen zu reinigen.“

In anderer Weise zeigen die historischen Erinnerungen Mohammed in der Mitte seiner Gefährten. Bei jener Umlagerung von Medina hat man ihn nackt bei dem Graben mitarbeiten sehen; er erschien da als der Schönste

von allen, seine Körperfarbe war die weißeste, sein starkes Haupthaar bedeckte den Rücken. Es giebt eine persönliche Schilderung von ihm, die man Ali zuschreibt. Sie enthält nichts besonders auffallendes; Mohammed war ein Mann von mittlerer Statur, leicht in allen seinen Bewegungen. Wert legte Ali auf den allgemeinen Eindruck, den er machte; man habe sich wohl in seiner Nähe gefühlt, jedermann sei ungern von ihm geschieden; man bekannte, niemals einen Menschen gesehen zu haben, der auf ähnliche Weise des Wortes Meister gewesen sei, wie Mohammed. Wir kennen schon die Art und Weise seines persönlichen Verkehrs, welche die Menschen hinriß. Sie ist ein Moment in der Gründung einer auf persönlicher Hingebung beruhenden Genossenschaft. Zuweilen aber schwoll ihm die Zornesader auf seiner hohen Stirn, was jedermann in Schrecken setzte. Niemand hätte ungestraft seine Mission in Zweifel ziehen dürfen. Seine Umgebung rühmt ihn als den zuverlässigsten Beschützer, als einen Mann, der immer gebe, ohne doch jemand zu beschämen, der von ihm empfange; er sei bemüht, die Gläubigen auf dem rechten Wege festzuhalten und sie nicht von demselben abweichen zu lassen. Er war immer heiter. Er verband Würde und Anstand mit leutseligem, menschenfreundlichem Wesen. Alle seine Sklaven ließ er nach und nach frei. Er bedurfte derselben nicht, denn er leistete sich selbst die kleinsten Dienste. Unzähligemal hat man aus Abulfeda wiederholt, daß er sich selbst seine Sandalen, oder auch das Gewand, das er trug, wieder in stand zu setzen nicht verschmähte.

Nach Chadidschas Tode hat er eine Gemahlin nach der anderen genommen; man zählt ihrer dreizehn. Von Aischa, die er zuletzt bevorzugte, erfahren wir doch, daß sie sein Andenken an Chadidscha zuweilen eifersüchtig machte.

Jedoch genug von diesen einzelnen Charakterzügen, deren Zuverlässigkeit nicht einmal über allen Zweifel erhaben ist. Betrachten wir die Handlungen seines Lebens in ihrer objektiven Erscheinung.

In der Geschichte der Menschheit nimmt Mohammed dadurch eine überaus bedeutende Stellung ein, daß er den Begriff und die Lehre des Monotheismus für einen großen Teil der Welt neu begründet hat. Er unternahm das in einer götzendienerischen Nation, die das umsomehr war, als ihre Stammesverfassung und ihr gesellschaftlicher Zustand mit dem Polytheismus verschmolzen waren. Der Kampf zwischen beiden bildete die größte Angelegenheit der Welt und wurde in Mekka selbst unter diesem Gesichtspunkt aufgefaßt. In jenem Krieg zwischen Heraklius und Chosru Parwiz schloß sich Mohammed mit seinen Gläubigen der griechisch-römischen Anschauung an.

Unter den götzendienerischen Stammesgenossen Mohammeds herrschte die Ansicht, daß die großen Erfolge der Perser den Sieg des Dienstes der Idole auch in Arabien herbeiführen würden. Abu Bekr, der Vertraute Mohammeds, ging zu ihnen hinaus, um ihnen die entgegengesetzte Meinung des Propheten kundzuthun. Die populare Lebhaftigkeit des Streites erkennt man daran, daß es zwischen Abu Bekr und einem der Oberhäupter der Götzendiener zu einer Wette über den Ausgang des römisch-persischen Krieges kam, die Mo-

hammed billigte, nur, daß er den Termin des Sieges der Römer weiter hinausschob.

Der Monotheismus inmitten von Arabien war zugleich durch Juden- und Christentum repräsentiert. Mohammed faßte die beiden Religionen, die sich auf die Offenbarung stützten, als die, welche die Schrift besitzen, zusammen. Er erscheint in Beziehung auf die allgemeine Bewegung des Geistes als ein Bundesgenosse der geoffenbarten Religionen, keineswegs als ein Gegner derselben. Den monotheistischen Begriff konnte er aber in seiner Heimat weder in der christlichen Form, noch in der jüdischen zur Geltung bringen. Das letztere würde eine Verleugnung der Nationalität der Araber in sich geschlossen haben, welches doch das innerste Bewußtsein derselben bildete.

Die Araber wollten nur von Ismaël, nicht von Israël hören; ich meine: sie hielten an dem eigentümlichen, altbegründeten Stammeswesen fest, ohne von der religiösen Entwickelung des eigentlichen Judentums ergriffen zu werden.

Ebensowenig schloß sich Mohammed an die Christen an, bei denen damals der Streit über die Lehre von der Gottesgebärerin und den beiden Naturen vorwaltete. Diese Doktrinen schienen doch wieder eine Modifikation des absoluten Monotheismus zu enthalten, so daß Mohammed sich ihrer nicht geradehin zur Bestreitung des Polytheismus bedienen konnte. Die Entfernung von den beiden Offenbarungen aber gab der Lehre Mohammeds wieder einen besonderen Charakter. Von dem alten Testament hat Mohammed zwar die Psalmen gekannt und nachgeahmt; auch die Gesetze des Dekalogs, aber von einer historischen Benutzung der urkundlichen Überlieferung ist er doch weit entfernt; er hielt sich in dieser Beziehung an den Talmud, was dann von unermeßlicher Wichtigkeit geworden ist, weil er von dem inneren Zusammenhang der echten Überlieferung abwich und sich dem willkürlich Ersonnenen, Fabelhaften hingab.

Ebenso hatte er von den echten Evangelien keine eingehende Kenntnis. Er kannte nur die Pseudo-Evangelien und die Legenden der gnostisch-christlichen Sekten, durch welche er auf den Gedanken gekommen ist, auch seinerseits eine Offenbarung in Anspruch zu nehmen; durch die Behauptung einer solchen gewann er eine doktrinäre Unabhängigkeit in der Mitte der beiden anderen Religionen. Daß er sich als Sendbote Gottes aufstellte, ist, wie oben erwähnt, erst der zweite große Schritt in seinem System.

Wie mancher momentane oder egoistische Antrieb dabei mitgewirkt haben mag, so muß man doch gestehen, daß die objektive Wahrheit der Lehre selbst, die auf ihrem Weltgang begriffen war, ihm bei seinem Anspruch, der Sendbote Gottes zu sein, mächtig zu Hülfe kam. Er verlangte Glauben, weil er der Sendbote Gottes sei; der Inhalt der Lehre, die er verkündigte, trug aber dazu bei, ihm Glauben zu verschaffen. Als einen theistischen Philosophen darf man ihn nicht betrachten; nicht als eine bloße Idee erscheint in ihm der Gotteinheitsglaube. Die Freiheit von den Beschränkungen des Gottesbegriffs, die man ihm nachrühmt, würde doch nur negativer Natur sein; bei Mo-

hammed hat alles einen positiven Charakter. Seine Überzeugungen sind ihm Offenbarungen, aber sie knüpfen an die Vorstellungen, selbst an die Vorurteile der Araber an. Den Monotheismus predigt er nicht in absoluter Allgemeinheit. Sein Allah hat zugleich mit Himmel und Erde die Kaaba geschaffen, um der Mittelpunkt seines Glaubens zu sein. Alles hat ein vollkommen arabisches Gepräge. Die nationalen Traditionen verschmelzen sich mit den religiösen Doktrinen.

Man hat den Koran in neuester Zeit prosaisch und monoton gefunden und ihm alle Originalität abgesprochen. So verhält es sich auch großenteils. Eigentlich schöpferisch im Reiche des religiösen Glaubens kann Mohammed nicht genannt werden. Aber es giebt auch Stellen, die von tiefem, echtem Schwunge zeugen. Wo Mohammed von der Größe Gottes, von dem göttlichen Walten in der Natur redet, zeigt er zuweilen Erhabenheit und Tiefe. Erfüllt von dieser Idee bekämpfte er den Götzendienst, der als eine Beschränkung der Macht Allahs d. i. Eloahs erschien.

Der Gedanke, das Reich Gottes, welches über allen politischen Beziehungen steht, aufzurichten, ist eigentlich das Gegenteil von dem, was Mohammed ins Auge gefaßt hatte. Dessen Absicht war von Anfang an auf die Gründung eines irdischen, namentlich arabischen Reiches gerichtet.

Die Auffassung Mohammeds unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von der christlichen, daß sein Allah weniger ein Vater ist als ein Herr. Von den geheimnisvollen Beziehungen der Gottheit zu dem Menschengeschlecht, welche das Christentum beleben, hat Mohammed keinen Begriff. Die Grundlage, von der er ausging, war die Jehovahreligion, aber in einer durch und durch nationalen Auffassung.

Man könnte versucht sein, die Besonderheiten des Islam von den Lebensumständen Mohammeds herzuleiten; wenigstens hängen sie mit denselben auf das genaueste zusammen. Den Monotheismus ergriff er eben im Widerspruch mit dem polytheistischen Stammeswesen in Mekka. Alle vermittelnden göttlichen Gewalten mußten abgewehrt werden, um den Dienst des Allah zum exklusiven, einzigen zu machen. Dem Monotheismus konnte er aber nur dadurch Raum schaffen, daß er sich als den gottgesandten Propheten darstellte. Diese beiden Schritte sind, wie oben gezeigt, doch noch zu unterscheiden. Die Erleuchtungen Mohammeds fanden dadurch Eingang, daß er sie in arabischer Sprache vortrug, die damals in ihrer Blüte war. Denn nichts fesselt die Gemüter mehr als der rechte Gebrauch der Muttersprache. Die Wirkung seiner Erleuchtungen war eine unwiderstehliche.

Indem er aber eine Religionsgemeinde bildete, welche die untergeordneten Stammesgenossenschaften, die Familien zersetzte, so erweckte er damit in der vornehmsten, der der Koreischiten, eine Feindseligkeit, die den Islam im Keime zu ersticken drohte.

Ohne die unbedingte Hingebung an die Offenbarung, was eben Islam bedeutet, konnte sie sich den Feinden gegenüber nicht behaupten. Doch war

dies nicht hinreichend. Dem Interpreten des göttlichen Willens schien es erlaubt, die Lehre, die er kraft seiner apostolischen Mission verkündigte, auch mit den Waffen zu verteidigen, was man als den dritten Schritt in der Ausbildung seines Systems ansehen kann.

Da jedoch die Kräfte dazu in Mekka nicht zu finden waren, wurden auswärtige Verbündete gesucht, was die Begriffe des Stammeswesens noch mehr auseinanderwarf und zugleich die Notwendigkeit einschloß, den Zuständen Rechnung zu tragen, in denen sich die Verbündeten befanden. Zuvörderst wurde dadurch eine Rücksicht auf die Juden erforderlich, die sich an dem Bunde mit den Medinaten beteiligten. Damit wird die Annahme der vornehmsten Gebote des Dekalogs und einiger anderer aus dem Judaismus stammenden Anordnungen, namentlich der Fasten, des mehrmals am Tage zu wiederholenden Gebetes, die dann weiter entwickelt wurden, zusammenhängen. Der Sendbote Gottes bildete nach und nach ein gewisses System für die bürgerliche Regierung. Er gab seiner Religionslehre eine bestimmte Form.

Allein damit war doch nichts haltbares geschaffen; man befand sich in der Mitte von Feindseligkeiten, welche Vernichtung drohten. Die neue Religionsform mußte sich erst in einem Kriege bewähren, der dann gegen den Sitz des bisherigen Gemeingefühls der Stämme, gegen Mekka ins Werk gesetzt wurde. Hier nun durchdrang sich die religiöse Idee mit der Anwendung der Waffen.

Indem Mohammed zum Kampfe gegen die Ungläubigen schritt, stellte er den unmittelbaren Eintritt in das Paradies seinen Gläubigen in Aussicht. Vielleicht läßt sich auch hier ein Einfluß des Talmud erkennen. Denn mit den Vorstellungen vom Paradies, die der Talmud enthält, stimmen die Beschreibungen desselben bei den Mohammedanern fast wörtlich zusammen. Sie unterscheiden sich nur durch Zusätze, welche die Araber nach ihren Landesgewohnheiten besonders anmuteten. Wir berührten, welchen Einfluß diese Idee in der ersten Schlacht auf den Todesmut der moslimischen Streiter ausübte.

In diesen Kämpfen aber entwickelte der Bote Gottes ein gleichsam angeborenes Talent der Heerführung. Wie der erste Angriff, so gelang ihm nachmals die Verteidigung. Dabei war, zumal da Medina selbst eine Umlagerung erfuhr, volle Einmütigkeit der Verteidiger von nöten, aber es zeigte sich doch, daß die Juden dem System der Religion und Herrschaft, welches Mohammed aufrichtete, widerstrebten; sie erschienen selbst als Verbündete des Feindes. Mohammed strafte ihr zweideutiges Verhalten mit schonungsloser Grausamkeit. Von der Annäherung an das Judentum ging er zu heftiger Feindseligkeit gegen dasselbe fort. Dadurch geschah es wieder, daß der arabische Gedanke vollständig das Übergewicht erhielt.

Erst hierauf konnten sich andere Stämme mit rechter Freudigkeit anschließen. Mohammed selbst kam in den Stand, in der dreifachen Eigenschaft des religiösen Oberhauptes, Gesetzgebers und militärischen Anführers aufzu-

treten und mit anwachsenden Kräften den Kampf gegen die Koreischiten in Mekka ernstlicher als bisher aufzunehmen. Das tägliche fünfmalige Gebet der Gläubigen erschien wie ein gemeinschaftliches Feldgeschrei. Zerstören aber, wie oben erzählt, wollte er seine Vaterstadt doch nicht. Ihm lag nur daran, seine Landsleute zu einer freiwilligen Unterwerfung unter seine Mission zu bringen. Die monotheistische Lehre hatte sich schon so weit Bahn gebrochen, daß sie ohne hartnäckigen Widerspruch angenommen worden wäre; zur Annahme der zweiten aber, vom Apostolat Mohammeds, gehörte die Überlegenheit der Waffen, die Furcht vor dem Untergange. Nachdem nun Mohammed seiner Vaterstadt Meister geworden, entsagte er dem Gebrauch der Waffen. Aus den Haschimiten, die ihm gefolgt waren, den Medinaten, den hinzugetretenen Arabern und den bezwungenen Koreischiten bildete sich eine einzige große Genossenschaft, welcher Gesetze gegeben werden mußten, um die einen gegen die anderen zu schützen und alle unter dem neuen Oberhaupt zu vereinigen. Die Glaubensformel enthielt zugleich eine Huldigung. Die Republik der Stammeshäupter in Mekka verschwand vor dem Übergewicht des gottgesandten Propheten. Mohammed ist ein Araber durch und durch, der in dem Widerstreben gegen eine ihm widerwärtige Stammesherrschaft sich bis zu einer weltgeschichtlichen Stellung erhob.

Die Summe seiner Lehre liegt immer in dem Wort: Gott ist groß und Mohammed sein Prophet. Mit diesem Wort hat er eine ganze Nation in sich selbst beruhigt und verbunden. Aber darin lag doch kein Glaube für die Welt. Sie hatte zu viel arabische Elemente in sich, aus der Sitte des Landes oder dem Klima herübergenommen; sie konnte sich kaum jemals mit fremden Bevölkerungen bis auf den Grund verschmelzen. Sie war Trägerin der Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen. Die Verbindung der Waffen mit dem Glauben in propagandistischem Sinne ist die Signatur des Mohammedanismus. Was demselben eine eigentümliche Bewegungsfähigkeit verlieh, war die noch niemals auf diese Art ins Leben gerufene Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt in Einer Hand.

Eine verwandte Richtung hatte einmal das Hohepriestertum der Juden an den Tag gelegt, aber sie war durch den Begriff des Königtums zurückgedrängt und ein fortwährender gegenseitiger Antagonismus beider Gewalten begründet worden.

Mohammed war der erste, der sie vollkommen vereinigte, wobei dann der geistlichen Idee die Prärogative zufiel. Diese Gestaltung hat ein neues Ferment in die Weltgeschichte gebracht. Es wird uns noch viel beschäftigen.

Drittes Kapitel.

Die Kalifen Abu Bekr und Omar und die ersten Eroberungen der Araber.

Über den Versuch, den Islam als Religion in der Welt auszubreiten, giebt es eine alte Sage, welche an das christliche Apostolat erinnert. Anknüpfend an eine fabelhafte Erzählung, nach welcher die Jünger Jesu, er sagt: Isa, Ibn Marjam, Bedenken getragen hätten, eine Mission in weite Entfernung zu übernehmen, was aber denn doch geschehen sei, soll Mohammed seine Anhänger angewiesen haben, ebenso seine Religion in fremden Ländern zu verkündigen.

Andere Traditionen berichten von einer schriftlichen Anmahnung Mohammeds an die benachbarten Fürsten, den Kaiser und den Schahinschah, den Negus von Abyssinien und einen unabhängigen Statthalter von Ägypten, worin er sie aufgefordert habe, ihn als den wahren Boten Gottes anzuerkennen; sie würden dann alle unter dem Einen Gott vereinigt werden. Aus der Art und Weise, wie diese Botschaften aufgenommen worden seien, leitet man dann die Feindseligkeiten her, in welche die Araber mit den großen Mächten, die ihre Nachbarn waren, gerieten. Aber in der That haben weder mündliche Annäherungen noch schriftliche Aufforderungen eine Wirkung hervorgebracht. Die Ausbreitung des Islam ist nur durch Krieg und Waffen erfolgt.

Wäre es dabei geblieben, daß die Religionsformel, welche die Summe des Islam enthält, in Arabien zur Herrschaft gekommen wäre, so würde schon darin ein großes Ereignis liegen. Denn in der Mitte zwischen dem heidnischen Element, das in dem Neoparsismus lag, und der mit dem Christentum identifizierten römischen Monarchie trat der Islam mit einer überlegenen, in sich selbst kompakten Macht auf. Die Natur des Islam machte jene Aufforderung selbst oder auch eine Wirkung derselben unmöglich, weil den benachbarten Gewalten die Annahme einer Religion, die zugleich Fürstentum war, überhaupt nicht zugemutet werden konnte. Ihre Accession wäre Unterwerfung gewesen. Wie ist es nun aber zum Ausbruch des Krieges gekommen? Er knüpfte sich, wie schon angedeutet, an das Unternehmen Mohammeds, alle arabischen Stämme zu vereinigen, an. Den entschiedensten Widerstand fand Mohammed bei denen, welche seit alter Zeit mit dem römischen Reich verbunden und sogar zum Christentum übergegangen waren. Gegen diese war der Feldzug gerichtet, den er in seinen letzten Lebensjahren abordnete. Die christlichen Tribus sollten an einem für die Bekenner des Islam heiligen Tage überfallen und unterworfen werden. Von diesem Vorhaben wurde der gräco-römische Befehlshaber in diesen Gegenden, der Vicarius Theodorus durch einen Araber selbst, oder, wie es schon damals heißt, einen

Saracenen, unterrichtet; denn diese Worte werden infolge der althergebrachten Verhältnisse zu den Grenzvölkern von Anfang an von den Griechen als gleichbedeutend gebraucht. Darauf sammelt er seine Mannschaften aus den benachbarten Regionen, größtenteils Araber selbst und überfällt nun seinerseits die heranrückenden Emire. Drei von ihnen werden getötet, der vierte, Chalid, entflieht. Nicht eigentlich also gegen den Kaiser unmittelbar war die Absicht Mohammeds gerichtet, sondern auf die Vereinigung der Stämme unter seinen Fahnen dem Kaiser zum Trotz. Den Stämmen soll er gesagt haben: es zieme sich nicht, daß sie einem fremden Fürsten unterworfen seien, da ihnen Gott einen Führer ihres eigenen Stammes geben wolle, den sie als ihren Bruder betrachten könnten. Ich will nicht jede Einzelheit dieser Berichte als authentisch betrachten, aber man sieht doch daraus den Grund und die Richtung, in der sich der Streit entspann. Mohammed war gesonnen, den erlittenen Verlust durch einen Einfall in das römische Gebiet zu rächen. Zur Ausführung desselben bestimmte er den Sohn seines ehemaligen Sklaven Zayd, der bei dem vorigen Angriff umgekommen war. Die Angesehensten seiner Umgebung waren damit nicht einverstanden, Zayds Sohn Osama schien keine geeignete Persönlichkeit, einen großen Zug ins Feld zu führen. Mohammed bestieg die Kanzel, um sie zu beruhigen; er gab noch den Befehl zum Aufbruch, in diesem Augenblick ist er gestorben, am 8. Juni 632.

Vielleicht die größte Frage in jedem Staatswesen bildet die Succession der höchsten Gewalt. Wer die Monarchien kennt, weiß es, welch einen Unterschied die Aufeinanderfolge verschiedener Persönlichkeiten in der Behandlung der Geschäfte mit sich bringt. Wie viel größer aber wird die Schwierigkeit, wenn eine Gewalt gegründet ist, die eigentlich keinen allgemeinen Namen hat, sobald der Träger dieser Gewalt plötzlich mit Tode abgeht. Die Autorität ist bleibend begründet; wer aber soll den Mann ersetzen, der eine solche eben erst geschaffen hat, wenn derselbe nicht mehr ist. Zuerst regte sich die Vorstellung, der Prophet werde wiederkehren, wie einst Moses nach vierzigtägiger Abwesenheit zu den Kindern Israel. Aber Abu Bekr, der Vater Aischas, in deren Gemächern Mohammed gestorben war, begab sich dahin und überzeugte sich, daß der Prophet tot sei. Du warst mir, sagte er, Vater und Mutter, Du bist mir lieb im Tode wie im Leben. Dann ging er zu den anderen hinaus mit den Worten: Wer ausschließend an Mohammed glaubte, der erfahre, daß Mohammed tot ist. Wer aber an Gott und Mohammed glaubte, der wisse, daß Gott lebt. Die Worte sind tiefsinnig und treffend. In der Nachricht, daß Mohammed gestorben sei, lag nun zugleich die eben berührte Frage, wer an seiner Stelle an die Spitze treten solle. Die Umgebung Mohammeds hatte zwei verschiedene Bestandteile, von denen jeder seine besonderen Ansprüche machte. Die Hülfsgenossen, Ansarier genannt, meinten, daß ihnen, da Mohammed durch sie geschützt und Arabien unterworfen worden sei, auch die Führung gebühre, ihnen und keinen anderen. Allein dem gegenüber erhoben die ursprünglichen Gefährten

Mohammeds, die Mohadschirun, den gleichen Anspruch: denn sie seien es, welche wegen des Glaubens an die Macht Allahs Verfolgungen erduldet und die Flucht unternommen hätten; das frühere Verdienst setzte sich dem späteren entgegen. Wäre es bloß auf das Verdienst um den Glauben angekommen, so würde die Entscheidung immer geschwankt haben, aber auf seite der Flüchtlinge, der Mohadschirun, machte man noch ein anderes Moment, das des Stammes geltend. Nicht als hätte man Erblichkeit angenommen: denn dann würde die Tochter Mohammeds, Fatima und ihr Gemahl Ali den Vorzug gehabt haben. Man bezog sich vielmehr auf das alte Ansehen der Koreischiten, inbegriffen der Haschimiten, unter denen zuletzt Abu Bekr und Omar die Oberhand erhalten hatten: niemals würden sich die Araber entschließen, anderen, die nicht von dieser Herkunft seien, Folge zu leisten. Das Gefühl des Stammes, welches von jeher bei den Arabern vorgeherrscht hatte, trat hiebei nochmals in den Vordergrund. Das wirkte aber auch auf die Ansarier zurück, welche aus zwei Stämmen zusammengesetzt waren, von denen keiner dem anderen den Vorzug einräumen wollte; sie waren geneigter, die Autorität der unmittelbaren Genossen Mohammeds anzuerkennen, als die des einen oder des anderen unter ihnen selbst. Der erste, der dies aussprach, war der Ansarier Beschir; er hat gesagt: er wolle niemanden der Ehre berauben, die ihm Gott gegeben habe. Die erste der Fragen war hierdurch erledigt. Die nächsten Genossen Mohammeds bei seiner Erhebung, Kriegführung und Administration sollten seine Nachfolger sein. Ein Wort Mohammeds selbst wurde dafür angeführt. Wer aber unter diesen sollte den Vorzug haben? Abu Bekr stellte seine beiden Gefährten Omar und Abu Obeida Ibn Dscharrah als die Männer vor, welche würdig seien, daß die höchste Gewalt auf sie übergehe. Diese erwiderten: er selbst sei der Würdigste, Und alles, was von der entschiedenen, aber leidenschaftslosen Gesinnung Abu Bekrs verlautet, der in jeder Stunde seines Lebens unbedingten Glauben und gesunden Menschenverstand verbunden hatte, ließ keinen Zweifel darüber, daß dem so sei.

Indem sich Omar anschickte, Abu Bekr zu huldigen, kam auch Beschir heran. Schon erfüllte sich die Gasse mit Menschen, die jubelnd beistimmten. Wie einst unter Mohammed die Idee des Stammes und der höchsten Gewalt vereint die Oberhand behielten, so auch bei der Wahl des Nachfolgers. Abu Bekr nannte sich Nachfolger des Propheten Gottes, Chalifa Raßul Allah. In dieser Eigenschaft hat er die Herrschaft zwei Jahre lang in Händen gehabt. Er hat sie nach allen Seiten gegen aufrührerische Stämme und falsche Propheten verteidigt und über die alten Grenzen von Arabien hinaus geltend gemacht.

Unter seinem Scepter stand eine wohlgeeinte Genossenschaft von Stämmen und siegreichen Heerscharen. Als er den Tod kommen fühlte, rief er Omar herbei und übertrug ihm die Nachfolge. Abu Bekr und Omar sind Charaktere fast noch mehr als Mohammed, welcher sich in einer nicht durchaus geraden Linie bewegte, wie das bei den ersten Gründungen der Macht der

Fall zu sein pflegt. In Abu Bekr stellte sich schon neben Mohammed die Konsequenz der moslimischen Ideen einförmiger dar. Er wich nie von dem einmal eingeschlagenen Wege ab; er zeigte sich immer besonnen und umsichtig, nicht etwa ein Apostel, sondern ein gleichgesinnter, treuer, mannhafter Gefährte. Omar hatte zur Seite Mohammeds zuweilen eine Anwandlung gefühlt, sich von demselben loszureißen, er war von einem Unternehmungsgeist, der keine Schranken kennt; er hat wohl erinnert werden müssen, sich allezeit eng an den Steigbügel des Propheten zu halten, und später eingestanden, daß er einst bei dem langsamen Fortschritt gegen Mekka versucht gewesen sei, sich von dem Propheten zu trennen; dann aber habe er sich überzeugt, was Mohammed angeordnet, sei das richtige gewesen. Als der Nachfolger desselben zeigte er das Talent eines geborenen Herrschers. Er war von der Pflicht der Gerechtigkeit gegen das Volk überzeugt und kannte zugleich die Bedingungen einer haltbaren Ordnung des Gemeinwesens. Er nannte sich Emir al Muminin: Fürst der Gläubigen. Indem er eine Würde verwaltete, wie die Welt noch keine gleiche gesehen, hielt er doch an der Einfachheit des altarabischen Lebens fest. Von diesen beiden Männern ist die Richtung eingeschlagen worden, welche die arabischen Eroberungen innegehalten haben. Das welthistorische Problem lag darin, wie sich die Araber, die bisher an dem Kampfe der beiden Weltmächte nur einen zufälligen und wechselnden Anteil genommen hatten, zu denselben verhalten würden, nachdem sie vereinigt, waffenmächtig und durch propagandistischen Religionseifer angeregt waren. Die Beziehungen zu dem einen und dem anderen Reiche hatten etwas ähnliches darin, daß die partiellen Verbindungen derselben mit arabischen Stämmen nicht mehr bestehen konnten, seitdem die Araber eine Nation bildeten, die in sich zusammenhielt.

Darüber mußte es zum Kampfe zwischen ihnen kommen. Einer Kriegserklärung hätte es nicht bedurft, schon nicht den Gräco-Römern gegenüber, noch weniger den Persern. Die Araber befanden sich dadurch in dem engsten Kontakt mit dem persischen Reich, daß sie sich in Irak niedergelassen hatten. Eben in der Epoche, in welcher Arsaciden und Sassaniden miteinander kämpften, war das kleine Reich Hira aus arabischen, aramäischen und nabatäischen Elementen entstanden. Es gab auch hier Könige, die eine gewisse Unabhängigkeit besaßen, und an deren Hofe sich eine Kulturverbindung zwischen Arabern und Persern bildete, in welche auch die Ausbreitung des Christentums eingriff. Die Könige von Hira wurden nach dem Belieben des Schahinschah eingesetzt. Noman, der ein Christ gewesen sein soll und den Titel eines Königs von Chosru Parwiz bekommen hatte, wurde abgesetzt und nicht zwar seine Würde, aber doch seine Macht einem arabischen Emir, Iyas, übertragen, der zugleich das persische Interesse im inneren Arabien wahrnahm. Das Schwanken zwischen beiden Nationalitäten konnte nicht fortdauern, nachdem das Kalifat zu stande gekommen war. Der arabische Emir Mothanna begab sich zu Abu Bekr, indem er die die Einheit der Nation in sich schließende

Glaubensformel aussprach, um denselben bei seinem Vorhaben, die Araber von der persischen Herrschaft loszureißen, um Beistand anzugehen. Denn allein gelassen vermochte er den Kampf gegen die Perser nicht zu bestehen. Abu Bekr schickte ihm dann den größten Kämpen des Islam, der soeben den letzten Unruhen in Arabien ein Ende gemacht hatte, Chalid, Sohn Welids, zu Hülfe. Die arabischen Geschichtsbücher sind voll von den Heldenthaten, welche Chalid, in dem sich Körperkraft, Heldenmut und moslimischer Enthusiasmus vereinigten, in Irak vollbracht habe. Er geriet mit den Persern, die er in ihren Grenzbefestigungen angriff, in offenen Krieg; zweimal hat er persische Führer im Zweikampf überwunden. Er erbeutete die Ketten, mit denen diese die gefangenen Moslimen zu fesseln gedacht hatten. Mit den Einwohnern von Hira schloß er einen Vertrag, durch welchen diese sich zu einem Tribut verpflichteten. Der nächsten, dringendsten Aufgabe schien damit genügt zu sein. Abu Bekr hielt für ratsam, den damals besten seiner Kriegsführer nach einer anderen Seite hin zu verwenden. Zugleich mit dem Angriff auf Persien war nämlich der Krieg gegen die Oströmer, der schon unter Mohammed begonnen hatte, von Abu Bekr erneuert worden.

Osama hatte jenen Feldzug wirklich unternommen, nicht unglücklich, aber ohne nennenswerten Succeß. Dem neuen Kalifen kam es zu statten, daß die Römer arabischen Stämmen die Zahlung der gewohnten Jahrgelder versagt und sie überdies verhöhnt hatten. Hierdurch wurde der Widerstand vollends gebrochen, den die mit den Römern verbündeten arabischen Stämme den Medinaten entgegengesetzt hatten. Abu Bekr stellte vier Heere ins Feld, die es eigentlich gewesen sind, von welchen die Eroberung von Syrien ausgegangen ist. Dem Heerhaufen, welcher sich gegen Gaza wendete, setzte sich der Befehlshaber von Cäsarea, Sergius, mit den römischen Truppen und den Einwohnern der Provinz entgegen; er war aber viel zu schwach und mußte fliehen. Im Gedächtnis ist geblieben, daß er, als er, auf der Flucht begriffen, sich verloren sah, seinen Begleitern geraten hat, davon zu reiten und ihn seinem Schicksal zu überlassen. So kam nicht unwürdig seines Namens der letzte Römer um, der diese Region beherrschte; die Araber wurden Meister derselben. Einem anderen Heerhaufen unter Chalid ben Said gelang es, die Araber, die sich noch nicht von den Römern getrennt hatten, ohne eigentlichen Widerstand zu zerstreuen und dann auch die römischen Truppen selbst, die gegen ihn anrückten, zu schlagen. Durch diesen Erfolg ermutigt, rückte er, ohne weitere Unterstützung abzuwarten, im römischen Gebiet vor. Kaiser Heraklius war nicht ganz unvorbereitet; er übertrug den Oberbefehl seinem vornehmsten Feldhauptmann Baanes und dem Sacellarius Theodorus. Diese behielten den Platz gegen die vordringenden Araber. Es gelang Baanes bei Merdsch-es-Soffar, eine Tagereise südlich von Damaskus, sie aus ihren Stellungen zu werfen und zu schlagen, so daß sie die Flucht ergriffen. Eine zweite Abteilung der Araber unter Amru ben As stieß im Süden des Toten Meeres auf die Truppen unter Theodorus, dem Bruder

des Kaisers, und wurde von diesem an weiterem Vorrücken verhindert, so daß die Römer den vordringenden Haufen der Araber wirklich Widerstand leisteten. Es kam hinzu, daß sie auf das feste Bostra zählen konnten, die alte militärische Kolonie, aus der ein römischer Kaiser hervorgegangen war, damals das Bollwerk der Provinz, welches einen Mittelpunkt für die bewaffnete Macht bildete. Von den Arabern selbst vernehmen wir, daß Heraklius auf die Widerstandskraft dieses Platzes rechnete, aber doch, wegen der weiteren Fortschritte der Araber besorgt, Syrien verließ, um aus anderen Provinzen Hülfe herbeizuschaffen.

In der Verlegenheit nun, die hieraus entsprang, in der Besorgnis, im syrischen Kriege zu unterliegen, wandte Abu Bekr sein Augenmerk auf Chalid ben Welid, durch dessen Teilnahme die Siege in Irak entschieden worden waren, und berief ihn nach Syrien. Der bewährte Kriegsheld folgte dem Rufe mit den besten und erprobtesten seiner Mannschaften. Unterwegs zwang er noch einige arabische Stämme, die Bundesgenossenschaft der Römer zu verlassen; dann erschien er vor Bostra, wo er sich mit anderen Heerhaufen vereinigte, welche die Stadt bereits umlagert hielten. Die Verstärkung, welche die Araber hierdurch erhielten; der Name Chalids, der eines großen Rufes genoß, bewirkten eine vollkommene Entmutigung der Einwohner. Wir vernehmen, der Führer wäre entschlossen gewesen, zu widerstehen, aber die Einwohner der alten Kolonie, die damals Griechen waren, hätten es vorgezogen, ein Abkommen mit den Arabern zu treffen. Sie verpflichteten sich zu einem Kopfgeld und Getreidelieferungen. Bostra war die erste römische Stadt, welche in diesen Gegenden den Arabern in die Hände fiel. Der Verlust derselben war entscheidend für den Besitz des Landes. Jetzt konnte der Bruder des Kaisers, Theodorus, die Stellung am Toten Meere, die er gegen Amru genommen hatte, nicht behaupten. Amru, mit dem Eroberer von Bostra vereinigt, erfocht bei Adschnadein einen namhaften Vorteil über Theodorus. Nach diesem Siege drangen die Araber nach der Hauptstadt des Landes, Damaskus, vor und nahmen sie nach sechsmonatlicher Belagerung ein.

Eine sehr bemerkenswerte Tradition über die Eroberung von Damaskus findet sich bei Eutychius und Elmacin. Dieser zufolge wurde Damaskus an den verschiedenen Thoren von den einzelnen moslimischen Heerführern berannt. Nach langer Belagerung sah sich der Befehlshaber der Stadt genötigt, auf Vertrag zu denken und knüpfte Unterhandlungen mit Chalid an, der ihm Sicherheit für das Leben und Eigentum der Bewohner von Damaskus, wie für die Kirchen zusagte, wenn man ihm die Thore öffne, und als dies geschehen, seinen Soldaten befahl, das Schwert in der Scheide zu behalten. Unterdes drangen die anderen arabischen Führer an den anderen Thoren, nicht ohne blutigen Kampf ein, aber als ihnen die Zusage Chalids schriftlich vorgelegt wurde, hielten sie auch ihrerseits inne. Die Feindseligkeiten, welche die Moslimen ausübten, waren insofern sehr empfindlich, als ihnen die Hälfte des Geldvorrates und anderer fahrender Habe ausgeliefert werden

mußte. Zugleich aber konnte den Einwohnern die Kopfsteuer, die ihnen die Araber auferlegten, den drückenden Anforderungen der römischen Staatsverwaltung gegenüber, nicht sehr beschwerlich fallen.

Damit war jedoch Syrien noch keineswegs unterworfen. Der Kaiser hatte in Antiochien neue Streitkräfte gesammelt. Baanes und der Sacellarius rückten ins Feld, so daß es am Jarmuk zu einer großen Schlacht kam.

Die beiden Heere der Griechen sollen 40000 Mann gezählt haben. Aber eine bei weitem größere Schar stellten die Araber auf. Von den kaiserlichen Heeren wurde das eine nach dem anderen geschlagen.

Die Truppen, die unter Baanes standen, sind dann in der Weise altrömischer Legionen soweit gegangen, ihrem Kaiser abzusagen und Baanes zum Imperator auszurufen, wodurch sie jedoch veranlaßten, daß sie von dem anderen Teil des Heeres verlassen wurden. In dieser Verwirrung sind die Araber zu einem durch ihre vorteilhafte Lage verstärkten, umgestümen Angriff vorgeschritten. Sie erfochten einen Sieg, durch welchen der große Kampf endgültig entschieden und Syrien den Römern verloren gegangen ist. Der griechische Bericht erklärt die Niederlage der kaiserlichen Truppen sehr ungenügenderweise aus den Staubwolken der Wüste, unter denen die arabischen Heere vorgedrungen seien.

Das Wesentlichste des Ereignisses liegt doch in den Mängeln des römischen Kriegswesens, die eine Art von Selbstauflösung in sich schließen. Die Grenzbefehlshaber waren zu schwach, um die ersten Anfälle auszuhalten. Die alte Militärkolonie, auf der die Verteidigung des Landes beruhte, ergab sich selbst dem Feinde; der diesem entgegengeschickte Feldherr warf sich eigenmächtig zum Imperator auf, vermochte aber nicht die Truppen mit sich fortzureißen, so daß sie beide zu Grunde gingen und die Araber den Sitz ihrer Macht in dem schon vorher eroberten Damaskus aufschlugen.

Bei weitem nachhaltiger war der Widerstand, den die Araber bei den Persern fanden. Wir haben noch einmal das Schauspiel eines echt orientalischen Krieges. Nach Chalids Abberufung aus Hira erhoben sich die Perser, die auch in dem Zustand der Verwirrung, in welchem sich die sassanidische Dynastie befand, die Schwächung des Reiches nicht dulden wollten. Eine von den Frauen, welche zum Throne gelangten, berief den Befehlshaber von Chorasan, Rustem, an ihre Seite. Sie würde ihm die Krone auf eine Reihe von Jahren selbst abgetreten haben, wenn die persische Sitte solche Unregelmäßigkeiten zugelassen hätte. Sie bekleidete ihn jedoch mit dem unbeschränkten Oberbefehl. Sie sagte ihm, daß er niemand über sich haben solle als Gott. Rustem wußte nun den populären Widerstand gegen die Araber zu organisieren und brachte zugleich ein Heer in altorientalischer Form ins Feld, mit Elephanten und Kataphrakten. Dem stellte Omar, denn Abu Bekr war bereits gestorben, den tapferen Abu Obeid Ibn Massud entgegen.

Auch der war ein guter Kämpe. Er wagte es einmal, dem gewaltigen Feinde gegenüber die Brücke abzubrechen, welche seinen Leuten den Rückzug

möglich gemacht haben würde, aber er wurde geschlagen. Die Araber erlitten eine Niederlage, die sie auf eine oder die andere Art in ihren Erzählungen über die Brückenschlacht beschrieben haben.

In dem allgemeinen Verhältnis trat dadurch keine Änderung ein, daß unerwartet ein männlicher Sprosse des sassanidischen Geschlechts, ein Enkel Chosrus, Jezdegerd in Jstachr aufgefunden und gekrönt wurde, endlich auch in Madain zur Anerkennung gelangte. Er vereinigte die verlorenen Gebiete wieder mit dem Reiche und säumte nicht, die zerstörten Feuertempel wiederherzustellen.

Damit aber erweckte er das Selbstgefühl des Islam. Omar selbst wurde durch den Abbruch, den die moslimische Macht erlitten hatte, in seiner Seele getroffen; er würde in Person gegen die Perser ausgezogen sein, hätten ihn nicht die Freunde und Ratgeber, die um ihn waren, davon abgehalten. Er brachte ein neues stattliches Heer zusammen, an dessen Spitze er Saad Ibn Abi Wakkas stellte. Darin lag der Vorteil der Lage von Medina, daß es die Möglichkeit der Hülfeleistung nach verschiedenen Seiten darbot.

Wie sehr Saad von Omar abhing, sieht man aus einigen Überbleibseln der von ihnen gepflogenen Korrespondenz. In zweifelhaften Fällen fragt Saad beim Kalifen an, indem er selbst die eingetretenen Schwierigkeiten hervorhebt. Der Kalif ruft die vornehmsten Moslimen zur Beratung, dann entscheidet er. Diese Entscheidung wird dem Befehlshaber als eine unwiderrufliche überbracht.

Saad nahm Stellung bei Kadesia, der Porta Persiae, wo Pferde und Kamele reichliche Weide fanden und er durch Flüsse, in deren Mitte es gelegen war, geschützt wurde.

Noch einmal ist es dann zu Unterhandlungen gekommen.

Die Perser waren erstaunt über die Hartnäckigkeit ihrer Gegner. Sie behaupteten, alte Verdienste um die Araber zu haben; sie hätten dieselben in ihre Gebiete aufgenommen und ihnen sogar einen Anteil an dem Weltverkehr mit Indien zukommen lassen.

Man bot ihnen an, ein arabisches Fürstentum an den persischen Grenzen zu errichten. Aber wie wäre es für Omar möglich gewesen, darauf einzugehen, da so viele Moslimen gefallen waren, was die Rache der Gläubigen herausforderte. Die Perser mußten alle Kräfte aufbieten, um die Eingedrungenen wieder zu vertreiben. Rustem rückte mit seinem wohlgerüsteten Heere ins Feld und überschritt den Fluß Attik, der den Moslimen eine gewisse Sicherheit darbot. Die Elephanten mit ihren Türmen und Bewaffneten erscheinen wie im Kampfe des Porus am Indus und in den Kriegen der Seleuciden als das kräftigste Bollwerk des Orients gegen den Occident. Dagegen besteht die beste Waffe der Araber in den Kamelen, deren Vorzug von jeher gewesen war, daß die Reiterei vor ihnen nicht Stand hielt. Es folgte nun ein blutiges Zusammentreffen, welches vier Tage dauerte.

Nach einem zuverlässigen Bericht hielten sich die Araber am ersten Tage

für so gut wie geschlagen. Aber sie bekamen Hülfe aus Syrien, die ihren Mut wieder erfrischte; Streiter sollen ihnen zugezogen sein, die soeben am Jarmuk gefochten hatten; so leisteten sie an den beiden folgenden Tagen guten Widerstand. Die Entscheidung hing auch dann noch von den Elephanten ab. Saad hatte sich bei den Eingeborenen erkundigt, wie man dieser Tiere Herr zu werden vermöge. Jener Notiz zufolge gelang es den Arabern, sie in Wut zu versetzen, so daß sie, nach Verwundung des stärksten, dem die übrigen instinktmäßig zu folgen pflegten, durch den Fluß zurückgingen. Da mußte sich auch Rustem von dem Hochsitz, auf welchem er bisher der Schlacht zugesehen hatte, erheben, um sich über den Fluß zu retten. Hiebei ist das persische Heer geschlagen und Rustem getötet worden. Doch war die Niederlage, welche die Perser erlitten, keine so vollständige, daß das Heer auseinandergesprengt worden wäre. Es schlug den Weg nach Madain ein, hielt aber noch auf verschiedenen Stationen Stand. Die Perser waren erstaunt, daß die Elephanten in der Schlacht so wenig ausgerichtet hatten. Aber gerade der Nachteil, in den diese geraten waren, scheint sie überzeugt zu haben, daß sie den Kampf mit den Arabern nicht würden bestehen können. Sie faßten den Entschluß, sich in das Innere Persiens zurückzuziehen und gleich damals war ihr Augenmerk auf Nehawend gerichtet. Den besten Teil ihrer Schätze nahmen sie mit sich.

Man darf wohl sagen, daß auch ohne die Eroberung von Madain die vornehmste Kriegsfrage entschieden war. Kadesia muß als eine der großen Feldschlachten betrachtet werden, welche das Schicksal ganzer Epochen bestimmen. Saad wendete sich nun nach den verlorenen Regionen zurück und unterwarf sie, Hira ging an ihn selbst über.

Da sind auch einige Einrichtungen getroffen worden, die zur Behauptung des Landes dienten. Denen, die an dem Pakt, der mit ihnen geschlossen war, festgehalten hatten, wurden die gemachten Zusagen nochmals bestätigt, den Abgefallenen und Wiederbezwungenen eine höhere Buße auferlegt.

Und zugleich trafen die Araber Anstalt, die Behauptung dieser Gegenden durch eine Kolonialanlage zu sichern. Omar hatte das von Anfang an angeordnet; nur über die Wahl des Platzes wurde erst durch Nachfrage über Gesundheit und bessere Luft entschieden. So wurde Kufa gegründet. Es war die erste auf dem Grund und Boden der moslimischen Eroberungen errichtete arabische Pflanzstätte von militärischer Bestimmung.

Während dieser Ereignisse in Irak war auch die Eroberung von Syrien immer weiter fortgeschritten.

Da die Römer kein neues Heer ins Feld stellten, so nahmen die Araber auch von den anderen großen Handelsplätzen Besitz. Ihr erster weiterer Kriegszug unterwarf ihnen Tadmor (Palmyra), ein anderer die phönizischen Hauptstädte.

Wenn man die Erzählungen über die Eroberungen genauer ansieht, so beruhen sie immer darauf, daß die Römer den Städten keine Hülfe weiter

leisten können, und die Einwohner sich genötigt sehen, einen Vertrag mit den Arabern zu suchen und ihnen Tribut zu versprechen. Die Unterwerfung von Damaskus diente zum Muster für die übrigen. So ist selbst Jerusalem in die Hände des Kalifen Omar geraten. Ein kleines griechisches Heer war in Palästina aus dem Felde geschlagen worden. Aber die Stadt wurde noch tapfer verteidigt. Bei der Verstärkung der moslimischen Armee durch Omar selbst faßten die Einwohner von Äelia, — denn unter diesem Namen erscheint Jerusalem bei den Arabern, die Absicht, mit dem Kalifen einen Vertrag zu schließen. Omar sagte ihnen Sicherheit für ihre Person, ihren Besitz und ihre Religion zu, worauf sie unter Teilnahme ihres Patriarchen die Thore öffneten. Es war im April des Jahres 637, vier Monate nach der Schlacht bei Kadesia.

Alle diese Provinzen, das gesamte Gebiet, um welches in den ersten Epochen der ältesten Weltgeschichte die Völker gestritten hatten, fielen in die Hände der Araber. Der römische Befehlshaber in Mesopotamien, Johannes, Prokurator von Osrhoene, fühlte sich nicht imstande, die Provinz zu behaupten. Er bewilligte eine Summe Geldes als Tribut gegen das Versprechen des arabischen Häuptlings, der ihn angriff, sich jenseit des Euphrat zu halten. Heraklius nahm daran großen Anstoß, weil es ohne vorangegangene Anfrage bei ihm geschehen war. Er rief Johannes ab, wodurch dann die Araber vollends die Oberhand bekamen. Noch in demselben Jahr haben sie Nisibis erobert; auch Edessa, ein Mittelpunkt der religiösen Kultur der Christen, mußte sich bequemen, Tribut zu zahlen. Unterdessen war auf der anderen Seite auch Antiochien mit Gewalt der Waffen eingenommen worden.

So ist Syrien unter die Herrschaft der Araber geraten. Der römische Imperator und seine Legionen verschwanden aus diesen Ländern. Ihre Stelle nahmen die siegreichen arabischen Horden ein, die eine theokratisch-militärische Organisation hatten.

Einen wesentlichen Impuls zu diesen Unternehmungen gaben die Handelsinteressen, welche besonders den Koreischiten von Mekka immer vor Augen schwebten. Die Karawanen konnten nun Syrien durchziehen, wodurch Mekka noch umfassender als früher ein Mittelpunkt des Handels mit dem Kontinent wurde. Damit aber stand noch eine andere, maritime Erweiterung der moslimischen Herrschaft nach Osten hin in enger Verbindung.

Schon unter Abu Bekr war die Absicht der Moslimen auf Obollah gerichtet, wo ein lebendiger Verkehr zwischen Indien und Persien stattfand. Die indischen Waren wurden auf dem persischen Meerbusen in diese Marken herbeigeschafft. Es war bereits erobert, aber durch die Veranstaltungen Rustems wieder verloren worden.

Dahin richtete Omar aufs neue seine Augen.

Dabei haben auch andere Absichten mitgewirkt, namentlich die, den Persern, mit denen der Krieg noch immer fortgesetzt wurde, die Hülfe aus

diesen Ländern abzuschneiden. Der vornehmste Zweck lag jedoch in der Besitznahme dieser seebeherrschenden Gestade überhaupt.

Nur gering war die Truppenzahl, welche Omar unter Otba zunächst dorthin schickte. Diese hatten zugleich mit den Einwohnern und den persischen Heerführern zu kämpfen; aber sie waren stark genug, eine weit überlegene Mannschaft zu schlagen. Otba trat mit den Arabern an der Küste in Verbindung; er gewann sie, indem er sie zum Islam, der alle Araber miteinander verband, überführte. Sie zeigten ihm den durch seine Lage zur Gründung einer Kolonie geeignetsten Platz, eine mit Steinen bedeckte Fläche, was eben Basra bedeuten soll. Hier gründete Otba Bassora und brachte die Schiffahrt auf dem persischen Meerbusen unter arabischen Einfluß. Er richtete einen Seeplatz von umfassender Bedeutung für den Orient ein: denn leicht war von dort Siraf zu erreichen, in jener Epoche die wichtigste Reede, wo die Verbindung mit Indien und China sich vollzog. Man erstaunt beinahe, in dem tumultuarischen Treiben der Zeit großen Gedanken zu begegnen, welche der Weltverbindung andere Wege anwiesen, als die bisherigen und Mekka, den alten Mittelpunkt des arabischen Lebens, zu einem der ansehnlichsten Handelsplätze der asiatischen Welt erhoben. Omar ist eine große Figur in den universalen, namentlich geographischen Kombinationen aller Zeiten.

Viertes Kapitel.

Innere Irrungen im griechisch-römischen Reiche. Verlust von Ägypten.

Die aus ihren Wüsten hervorbrechenden Araber hatten dergestalt die beiden Nachbarreiche, von denen das eine die höchste Autorität über den Occident, das andere ein maßgebendes Ansehen über den Orient besaß, in einem plötzlichen zusammentreffenden Anlauf bezwungen. Das persische Reich war so gut wie gestürzt worden, der Monotheismus zum ersten Male in die östlichen Gebiete eingedrungen. Vor Augen liegt, daß damit eine neue Ära für Ostasien anbrach.

In Kufa und Basra hatte sich der Monotheismus neue Metropolen gegründet zum Kampfe zu Land und zur See. Diese Gegensätze waren gleichsam ethnographischer Natur. Es kam darauf an, wie weit der Islam sich in Persien selbständig behaupten und von da in die Länder der alten Religionssysteme vordringen und sie übermeistern werde. Einen ganz anderen weltgeschichtlichen Charakter hat der eröffnete Kampf mit dem gräco-römischen Kaisertum. Der arabische Monotheismus stieß hier mit einer bei weitem tiefer

begründeten und besser organisierten Religion zusammen, die er zu überbieten meinte, von der sich aber seine ursprünglichen Impulse selbst herschrieben.

In dem Kaisertum und dem Christentum bestanden noch alle Elemente der Kultur der früheren Jahrhunderte, von denen sich der rasch und einseitig entwickelte Islam losgesagt hatte. Das weltgeschichtliche Interesse konzentrierte sich darin, inwiefern die neu gegründete arabische Macht im Kampfe mit dem Kaisertum weiter fortschreiten, ob sie demselben noch andere Provinzen entwinden oder es vielleicht ganz umstürzen würde, worin eine Auflösung der historischen Grundlagen der Kultur gelegen hätte.

Indem nun der Islam, von Kopf bis zu Fuß gewaffnet, von einem einheitlichen religiösen Gedanken beseelt, in das römische Reich vordrang, geschah es diesem, daß der Versuch, die Entzweiungen zu heben, durch die es bisher geschwächt worden war, und die innere Einheit herzustellen, vielmehr neue Entzweiungen hervorrief.

Wir kennen die Einwirkungen, welche die Lehre von den zwei Naturen in Christus, ihrer Differenz und ihrer Vereinigung ausgeübt hatte.

Die religiöse Parteiung machte eine Vereinigung aller Kräfte des Reiches zur Verteidigung beinahe unmöglich.

Um die Schroffheiten der Gegensätze zu mildern, geriet man auf einen Gedanken, der vielleicht selbst nicht ohne Rückwirkung der in Arabien im Streit begriffenen Glaubensmeinungen entstanden ist.

Es war der Gedanke, die Verbindung beider Naturen durch die Einheit des Willens, wie man sagte: die göttliche Energie in den Vordergrund zu stellen. Man meinte, damit die Monophysiten zu gewinnen und zugleich die Anhänger des chalcedonischen Konzils zufrieden zu stellen. Kaiser Heraklius hat diese Idee zwar nicht zuerst gefaßt, ist aber damit zuerst öffentlich hervorgetreten. In seiner Natur lag es, in den Schwierigkeiten, in die er geriet, eine Auskunft zu suchen, die von dem gewohnten Wege abwich. In derselben Zeit nun, in welcher er die Waffen ergriff, um sich durch eine Offensive, die niemand erwartete, gegen die Perser zu verteidigen, hat er auch den theologischen Gedanken ausgesprochen, durch den er den Streit der religiösen Parteien innerhalb seines Reiches auszugleichen oder wenigstens zurückzudrängen meinte. Zuerst bei einer Zusammenkunft mit dem Oberhaupt der armenischen Monophysiten ist diese Idee vom Kaiser zur Sprache gebracht worden. Näher erörtert wurde dieselbe in den Konferenzen desselben mit Cyrus, damals Patriarchen der Lazier.

Auf eine Anfrage, inwiefern bei beiden Naturen sich doch Eine Willensmeinung annehmen lasse, brachte Sergius, Patriarch von Konstantinopel, alte Zeugnisse bei, welche die kirchliche Annehmbarkeit dieser Meinung bestätigten. Nach einiger Zeit ist sie dann in der That auf einer Provinzialsynode zu Karin (Erzerum) in Armenien im Jahre 628 durchgeführt und daselbst angenommen worden. Auch in anderen Provinzen wurden hierüber Verhandlungen gepflogen und dem vornehmsten intellektuellen Förderer derselben,

Cyrus, der inzwischen zum Patriarchen von Alexandrien ernannt war, gelang es dort, durch die neue Doktrin eine Vereinigung der Monophysiten mit den Anhängern des chalcedonischen Konzils zu stande zu bringen.

Auf die Beweise, welche die Kirchenhäupter für ihre Doktrin anführten, kann es uns nicht ankommen. Es ist die spekulative Frage über das Zusammenwirken beider Naturen, nicht in zwei verschiedenen Wirkungssphären, sondern in einer einzigen, den Willen beherrschenden, konzentrischen Energie.

Ich denke nicht, daß es die schlechteste Auskunft war, die getroffen worden ist, nachdem man einmal das Geheimnis rationell zu definieren unternommen hatte und aus dem Glauben in die dialektischen Diskussionen der Theologen herabzog. Für Heraklius hatte sie eine unendliche Bedeutung: denn wenn sie angenommen wurde, so gelangte er dadurch zu einem erneuerten Einfluß auf die kirchlichen Parteien, deren auseinandergehende Tendenz die Regierung des Reiches besonders erschwerte. Selbst die doktrinellen Abweichungen, die im Abendland hervortraten, schienen dadurch beseitigt werden zu können und vor allem: man faßte festen Fuß den Einwendungen der Mohammedaner gegenüber, die in der Lehre von der doppelten Natur gleichsam eine Vielgötterei sahen. Der Monotheletismus war nicht allein ein Werk theologischer Grübelei; er war die Grundmaxime des Kaisers, durch welche er seine monarchischen Absichten und die Pacifikation der Kirche zu erreichen dachte.

Ein glänzendes, großes Ziel, aber in weiter Entfernung. Die nächste Wirkung war doch, daß eine Meinungsverschiedenheit darüber entsprang, ob nicht die doppelte Natur auch die Energie selbst ergreife, so daß deren zwei angenommen werden müßten. Gerade an die vermeinte Einigung in Alexandrien knüpfte sich eine heftige Kundgebung entgegengesetzter Lehren an, deren Interpret der Patriarch von Jerusalem, Sophronius, war, während der Patriarch von Alexandrien an der unter seiner Führung getroffenen Vereinigung festhielt. Die Kirche geriet in die Gefahr, sich in verschiedene dogmatische Gegensätze aufzulösen. Dem ausbrechenden neuen Zerwürfnis suchte Heraklius dadurch zu begegnen, daß er die Worte, in denen sich der Gegensatz aussprach, zur öffentlichen Erörterung zu bringen ausdrücklich verbot. In einer Konstitution, genannt Ekthesis, legte er die Übereinstimmung des Monotheletismus mit der kirchlichen Ansicht ausführlich dar. Seine Vorkehrungen waren jedoch vergeblich. Mit den Feindseligkeiten, denen der Kaiser hierdurch ausgesetzt wurde, griffen noch andere zusammen, die aus seinen Familienverhältnissen herrührten.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Eudocia, die ihm einen Sohn hinterließ, hatte sich Heraklius mit seiner Nichte Martina, der Tochter seiner Schwester Maria, vermählt, eine Verbindung, die dem altrömischen Gesetze widersprach. Wir erinnern uns, wieviel es einst dem Kaiser Claudius kostete, darüber hinwegzukommen. Indessen war das alte Gesetz erneuert worden; die justinianische Gesetzgebung verbietet ausdrücklich die Ehe zwischen Oheim und Nichte. Dem stimmte auch die Kirche bei; das war das Gemeingefühl der

ganzen Nation. Und da nun auch Martina Söhne bekam, so konnten Zweifel darüber, ob denselben ein Recht der Nachfolge zustehe, nicht ausbleiben.

Man nimmt an, daß dieses Mißverhältnis in die politisch militärischen Angelegenheiten in Syrien eingriff so gut wie das religiöse.

Noch bei weitem stärker trat das hervor, als Heraklius in die Jahre kam, in denen man an seinen Tod zu denken pflegt. Um alle Zweifel an dem eventuellen Erbfolgerecht des ältesten Sohnes aus seiner zweiten Ehe, Heraklius genannt Herakleonas abzuschneiden, erhob der Kaiser denselben im Jahre 638 auf das feierlichste zum Augustus in Gegenwart des ganzen Senates. Nicht ohne die Gebete des Patriarchen wurde demselben an Stelle der Kopfbedeckung eines Cäsar, die er trug, eine kaiserliche Krone auf das Haupt gesetzt. Auch der ältere Bruder, der Sohn der Eudocia, Konstantin, war zugegen. Dann erschienen alle höheren Beamten, die Abteilungen der Truppen mit ihren Fahnen, um ihre Glückwünsche darzubringen und ihre Verehrung zu bezeugen.

Am folgenden Neujahrstage wurde eine feierliche Prozession nach der Hagia Sophia veranstaltet, bei welcher Herakleonas von seinem älteren Bruder Konstantin am Arm geführt wurde; auch dadurch waren sie unterschieden, daß der ältere eine Chlamys, der jüngere eine Toga prätexta trug. Die offizielle Nachricht eines späteren Kaisers über diese Vorgänge verbreitet sich eingehend über die Abstufung in der Bekleidung der angesehenen Personen aus den höchsten Rangklassen, die sie begleiteten.

Wenige Tage darauf wurden sie nochmals in den Palast beschieden. Die kaiserliche Familie erschien in vollem Glanz; der Kaiser, seine Gemahlin Martina und alle ihre Kinder waren anwesend. Die Großen brachten ihre Glückwünsche feierlich dar; erst dem Reiche, dann dem Kaiser und seiner Gemahlin, hierauf dem älteren und dem jüngeren Augustus und allen übrigen. Trotz der erlittenen Verluste fühlte der Hof von Konstantinopel sich noch vollkommen im Besitz der höchsten Gewalt im römischen Reiche.

Heraklius versäumte nicht, auch die Nachfolge im Sinne dieser Ceremonie zu bestimmen. Er setzte fest, daß nach seinem Tode ihm Constantinus sowohl als Herakleonas nachfolgen sollten, jedoch unter Anerkennung der kaiserlichen Autorität Martinas. Er ist nicht ohne Besorgnis für das Schicksal Martinas gewesen. Man findet, daß er eine ansehnliche Summe Geldes zu deren Gunsten in die Hände des Patriarchen gelegt hat.

Heraklius starb am 11. Februar 641; man sieht wohl, daß er nach beiden Seiten hin unheilschwangere Fragen dem Reiche hinterließ. Nach dem Laufe der menschlichen Dinge war es doch keineswegs gewiß, daß seine Absichten in Beziehung auf die Nachfolge zur Ausführung gelangen würden. Schon einmal war etwas ähnliches versucht worden, als Sophia nach dem Tode Justins II. die oberste Gewalt in Händen zu behalten gedachte; sie hatte damit nur ihren eigenen Sturz bewirkt. Als nun jetzt das Testament des Heraklius zur Ausführung kommen sollte, fand es Widerspruch, der doch, so zu sagen, eine konstitutionelle Begründung hatte, im Cirkus, wo noch

immer die alten Rechte der römischen Plebs fortlebten. Martina suchte in ihrer Eigenschaft als Kaiserin-Mutter, deren Ansprüche sehr umfassend ausgelegt werden konnten, die Anerkennung des Volkes, aber man antwortete: ihr Stiefsohn und ihr Sohn seien Kaiser und würden als solche anerkannt werden; ihr aber selbst als Kaiserin-Mutter eine bevorzugte Stellung einzuräumen, widerspreche dem Herkommen im römischen Reiche; einer Frau würde es nicht geziemen, Gesandtschaften in eigener Person zu empfangen; die Römer würden das niemals dulden. Martina ging hierauf in den Palast zurück; ihre Söhne wurden als Kaiser anerkannt und wie es nicht anders sein konnte, der ältere, Konstantin, hatte kraft des Rechtes, das ihm seine Geburt gab, die Vorhand in dem Kaisertum. Er war von schwacher Leibesbeschaffenheit und unaufhörlich krank. Man fürchtete seinen nahen Abgang, der für die Kinder, die er bereits hatte, besonders das älteste, Constans, verhängnisvoll werden konnte. Um dem vorzubeugen, wurden von den Anhängern Konstantins, welche zugleich Gegner der Kaiserin waren, umfassende Maßregeln getroffen. Man nötigte nicht allein den Patriarchen, das ihm für Martina übergebene Geld auszuliefern, sondern Konstantin selbst wurde veranlaßt, das Schicksal seiner Kinder dem Heere anzuvertrauen, an das er dann verschiedene Schreiben richtete. Auf den Grund dieser Anregungen versammelte sich dasselbe in Chalcedon.

Konstantin hat das Kaisertum nicht länger als vier Monate verwaltet. Als er mit Tode abging, was jedermann erwartete, schrieb man doch sein Absterben einer Vergiftung durch die Kaiserin zu. Ihrerseits nahm Martina Bedacht, ihrem Sohne Herakleonas die Krone zu verschaffen, was ihr denn auch gelang; denn das demselben zuerkannte Erbrecht zurückzunehmen, trug man doch Bedenken.

Herakleonas versäumte nicht, die besten Versicherungen für Konstantins Kinder zu geben, allein niemand wollte ihm trauen, so lange Martina am Leben wäre.

Der sonderbare Zustand trat ein, daß die Hauptstadt in der Gewalt des Herakleonas, Chalcedon in der der Armee war, welche die Rechte der Söhne Konstantins wahrnahm. Herakleonas begab sich selbst nach Chalcedon, ohne jedoch Eingang zu finden. Den Bürgern der Hauptstadt war es sehr unangenehm, daß ihre Landbesitzungen, namentlich ihre Weinberge bei der bevorstehenden Lese in den Händen der Truppen waren.

Dazu kamen die geistlichen Streitigkeiten, die mit den dynastischen zusammengriffen.

Und nicht leicht darf man diese Entzweiungen nehmen; sie haben vielmehr das größte Ereignis in dem Fortgang des Islams hervorgerufen. Man wußte schon längst, daß die kirchlichen Entzweiungen die Fortschritte der Araber erleichtert haben, aber die Nachrichten, die man darüber bei den griechischen Geschichtschreibern findet, sind ungenügend; was die arabischen erzählen, erweist sich als unzuverlässig.

Sehr erwünscht sind da die bis auf die neueste Zeit verborgen gebliebenen Berichte des Bischofs Johann von Nikiu, die eine lange Reise zu uns haben durchmachen müssen: denn aus dem griechischen Idiom sind sie erst in das arabische, dann in das äthiopische übertragen, dann, in eine abendländische Sprache übersetzt, der Forschung zugänglich geworden. Aus diesen nun erfahren wir, daß die Vorfälle in Konstantinopel und Ägypten auf das genaueste zusammenhängen. Seine Berichte verdienen um so mehr Rücksicht, da er den Begebenheiten sehr nahe stand. Die Pflicht des Historikers ist es, sie mit den in die Geschichte aufgenommenen zu vergleichen und sich über ihr gegenseitiges Verhältnis ein Urteil zu bilden.

Nach der arabischen Überlieferung, wie sie sich bei Ibn Abd el-Hakem findet, unternahm nach der Besitznahme von Syrien der tapfere Koreischit Amru, der schon früher einmal nach Alexandrien gekommen und durch eine Art von Wunder als künftiges Oberhaupt dieses Landes bezeichnet worden war, die Eroberung von Ägypten. Er stellte dem Kalifen vor, daß diese ebenso leicht wie nützlich sein werde, konnte aber die Erlaubnis desselben nicht vollständig erlangen. Noch auf dem Marsch erhielt Amru ein abmahnendes Schreiben Omars, das ihm jedoch die Fortsetzung seines Zuges erlaubte, in dem Falle, daß es ihm erst dann zugehe, wenn er schon in Ägypten sei. Amru eröffnete das Schreiben erst, als er in Ägypten angekommen war. Er brauchte keine weitere Rücksicht auf dasselbe zu nehmen und rückte auf einer Straße, deren Etappen sich nicht genau nachweisen lassen, die aber von Pelusium nach Memphis führte, vor, ohne dabei Widerstand zu finden. Er stieß erst bei dem festen Babylon auf ein feindliches Heer, das dort unter Mokaukas vereinigt war.

Dieser Mokaukas, Statthalter von Ägypten, war ein Kopte, in welchem sich der kirchliche Gegensatz der einheimischen Bevölkerung gegen das geistliche Regiment der Griechen repräsentierte, der zwar den Arabern einigen Widerstand entgegensetzte, dann aber, namentlich als dieselben verstärkt wurden, zu Unterhandlungen schritt, die auf einen verräterischen Übertritt von den Römern zu den Arabern hinzielten, unter dem Vorgeben, daß auch er eine von der der Griechen verschiedene Religion bekenne. Diese Unterhandlungen führten zu einem Vertrag, nach welchem Mokaukas einen nach der Zahl der Einwoher zu erhebenden Tribut versprach, wogegen man ihnen ihr Leben und Eigentum zusicherte. Durch diesen Vertrag wurde nun Ägypten gleichsam waffenlos, so daß sich Amru desselben mit leichter Mühe bemächtigte. Der Widerstand, den die Gräco-Römer leisteten, war ohne alle Bedeutung. Die Eroberung von Ägypten ist das Werk des Übertritts eines verräterischen Oberhauptes der Kopten zu dem arabischen Heerführer.

Suchen wir nun bei dem gleichzeitigen Bischof von Nikiu nähere Aufklärung, so kommen wir auf eine Erzählung, welche die von den arabischen Autoren behaupteten Thatsachen ausschließt. Leider findet sich in der Handschrift des Bischofs eine Lücke, in der er den ersten Einfall der Araber und

den Beistand, den ihnen eingeborene Parteihäupter leisteten, besprochen haben wird. Er erzählt die Gewaltsamkeiten der Araber und berichtet von einem förmlichen Siege derselben über die Römer bei Aboit, unfern von Lykopolis. Durch diesen Verlust erschreckt, warfen sich zwei römische Anführer nach der Burg und Stadt Babylon in der Nähe von Memphis, um wenigstens Unterägypten zu behaupten, von wo sie bald darauf den Arabern, die heranziehen, sich entgegensetzen. Es kommt bei Heliopolis zu einer Schlacht, in welcher Amru durch ein geschicktes Strategem die Römer in die Mitte nimmt und vollkommen schlägt. Hierdurch wird Amru Meister in diesen Gegenden; er nimmt selbst die Stadt Babylon ein, nicht die Citadelle, und breitet sich dann weiter aus.

In dieser Bewegung aber stellte sich ihm der Praefectus Augustus Theodorus entgegen, der ihn dann wenigstens bei einem Zusammentreffen überwand. Der Kampf dauerte noch eine Zeitlang weiter fort, aber Amru hatte Ägypten, wenn nicht vollkommen übermeistert, doch in die größte Verwirrung gebracht. Einige Nomen, namentlich Fajjum, traten in ein Verhältnis der Unterthänigkeit; sie zahlten ihm Tribut, wogegen ihnen Leben und Habe versichert wurden; in anderen wurden sogar die Römer, die sich in ihrem Gebiet antreffen ließen, niedergemacht. Nicht wenige gingen zum Islam über. Ein allgemeiner Schrecken lag über dem Land, als Heraklius mit Tode abging. Die, welche sich nicht unterwerfen wollten, flüchteten nach Alexandrien. Von alle dem haben die arabischen Berichte kein Wort; bei ihnen erscheint die Belagerung von Babylon als Anfang der Eroberung, während sie doch mehr den Schluß derselben bezeichnet. Ich denke nun, daß erst durch diese Ereignisse die Autorität, welche die Araber in Ägypten ausübten, erklärt wird. Ihre Macht lag in den Waffen; doch kamen ihnen die Entzweiungen zwischen Griechen und Kopten, Melchiten und Jakobiten zu Hülfe. So stand es, als Heraklius starb; das Land schien beinahe verloren. Da führt uns nun der Bischof nach Konstantinopel zurück.

Er gedenkt des älteren Sohnes des Heraklius, Konstantin, der zunächst Kaiser wurde und eine Flotte ausrüstete, die den Versuch machen sollte, mit den Arabern zugleich zu unterhandeln und zu kämpfen; wenn es damit nicht gelinge, solle sie nach Konstantinopel zurückkehren; der Kaiser werde dann das Volk auffordern, die Wiedereroberung von Ägypten mit aller Kraft zu unternehmen. Zugleich ließ er den Patriarchen Cyrus zu sich kommen, um sich mit ihm zu besprechen. Der Bischof erwähnt nicht die Ansammlung von Truppen bei Chalcedon, welche zu demselben Zweck verfügt worden sein mag. Aber indem die Verteidigung von Ägypten in Konstantinopel vorbereitet wurde, starb Konstantin. Sein Nachfolger Herakleonas schlug andere politische Wege ein.

Denn, wie wir anderweitig wissen, die Armee, die er in Ägypten hätte verwenden sollen, bestand aus seinen Gegnern. Beliebt war er keineswegs. Auch der Bischof berichtet, daß man ihn nicht für den rechten Kaiser halten

wollte, weil er aus einer Ehe, welche von der Kirche verworfen werde, entsprungen sei. Herakleonas, erzählt nun der Bischof weiter, habe Cyrus nach Alexandrien zurückgeschickt mit dem Auftrage, die Araber nicht zu bekämpfen, sondern mit ihnen einen Vertrag zu schließen. Der Unterschied zwischen Konstantin und Herakleonas würde darin liegen, daß der erstere den Kampf gegen die Araber erneuern wollte, Herakleonas denselben aufgab. Das war um so unvermeidlicher, weil Amru immer größere Fortschritte machte.

Cyrus fand in Alexandrien eine günstige Aufnahme und begab sich von dort nach dem Lager der Moslime vor Babylon, wo er eine Abkunft mit Amru traf, den er bereits als Herrn von Ägypten begrüßte und dem er einen Tribut bewilligte.

Die römischen Truppen sollten sich auf die eine oder die andere Weise aus Ägypten entfernen und keine anderen dahin gelangen. Dagegen verpflichtete sich Amru, der jetzt allein die Militärmacht in den Händen behielt, in die inneren Verhältnisse Ägyptens, namentlich die kirchlichen, nicht einzugreifen.

Mit diesem Vertrage kehrte Cyrus nach Alexandrien zurück. In einer Versammlung der Mitglieder der Verwaltung und der vornehmsten Einwohner der Stadt, die alle den Feind fürchteten, las er die Abkunft vor und verschaffte ihr allgemeine Billigung. Amru war inzwischen in den Besitz der wichtigsten Stellungen gelangt. Er hatte Nikiu eingenommen, nicht ohne ein entsetzliches Blutbad. Die römischen Truppen wurden in den Nil getrieben und hier von den Arabern unbarmherzig niedergemacht. Auch die Festung von Babylon selbst geriet in seine Hand. Wir erfahren, die Truppen seien mit Hinterlassung ihrer Waffen und einigem Gelde abgezogen. Es kam nur noch auf die Eroberung von Alexandrien an. Dem Bericht des Bischofs zufolge erschienen die Moslime bald nach Abschluß des Vertrages, um die zunächst in Aussicht gestellte Zahlung in Empfang zu nehmen. Die Einwohner der ägyptischen Hauptstadt, die noch immer eine gewisse Autonomie besaßen, wie denn der Bischof des Widerstreites der blauen und grünen Faktion gedenkt, waren erstaunt über die Anmaßung der Moslimen; sie kannten den abgeschlossenen Vertrag noch nicht; sie forderten die Truppen auf, diese Anmutung mit den Waffen zurückzuweisen. Die Heerführer aber verweigerten eine solche Demonstration mit Bezugnahme auf die von Cyrus übernommenen Verpflichtungen, von denen das Volk hiebei zuerst erfuhr. Es geriet in heftige Aufwallung gegen den Patriarchen und wollte ihn, so sagt unser Gewährsmann, steinigen. Cyrus fand noch Zeit, sich zu rechtfertigen. Er stellte dem Volke vor, daß der einzige Zweck seiner Verhandlungen und Festsetzungen ihre eigene Wohlfahrt sei; er wolle nur sie selbst und ihre Kinder retten. Er sprach mit tiefer Bewegung; mit thränenden Augen flehte er sie gleichsam um Gnade an. Hierdurch wurden die Bürger umgestimmt. Auch sie waren jetzt bereit, den Vertrag anzunehmen und brachten selbst das zur Befriedigung der Araber erforderliche Geld zusammen. Von alledem ist

nun in den arabischen Berichten und selbst bei Eutychius keine Rede. Sie haben von dem eigentlichen Verlauf überhaupt keine Kunde gehabt; und wie sie das Vorrücken Amrus einzig von den mit dem angeblichen Mokaukas eingegangenen Abmachungen herleiten: so wissen sie von neuen Kämpfen zu erzählen, die Amru mit den Einwohnern der Stadt Alexandrien und den dort befindlichen Truppen zu bestehen gehabt habe. Amru wird dabei selbst gefangen, dann aber wieder frei; endlich nimmt er die Stadt ein, ohne viel Widerstand zu finden, aber doch mit der Gewalt des Schwertes. Ohne sich die Augen über die Mangelhaftigkeit der Erzählung des Johannes von Nikiu zu verschließen, kann man doch nicht anders, als derselben unbedingt den Vorzug vor den arabischen geben. Wenn man sie aber annimmt, so tritt das gesamte Ereignis in ein anderes Licht. Nicht allein durch Empörungen, die auch der Bischof annimmt, sondern durch eine Abkunft mit den Römern hat Amru Ägypten eingenommen. Es war schon durch einen blutigen Krieg größtenteils in seine Hände gefallen. Wenn nun bisher noch in Konstantinopel die Meinung vorgewaltet hatte, ihn zur See und zu Lande bekämpfen zu können, so war nach dem Übergang der Regierung auf Herakleonas und seine Mutter der Gedanke einer solchen Unternehmung ausgeschlossen: denn diese hätte von der neuen, unter Konstantin zusammengebrachten Kriegsmacht für sich selbst zu fürchten gehabt. In ihrem eigenen Interesse hat die damalige gräco-römische Regierung die Wiedereroberung von Ägypten aufgegeben. Durch die mit Cyrus verabredete Abkunft trat der Verfechter des Islam, Amru, gewissermaßen in den Dienst der monotheletischen Kaiserin. Eigentlich in diesem Verhältnis stellte Amru Ruhe und Ordnung in Ägypten wieder her. Alle die, welche nach Alexandrien geflüchtet waren, begaben sich unter dem Schutz der eingegangenen Bedingungen nach ihrer Heimat zurück. Der Bischof, der dann wieder seine Augen nach Konstantinopel wendet, bringt auch über die dortigen Vorfälle Nachrichten bei, die wir anderweit nicht finden. Er berichtet, Martina habe sich mit einem der Heerführer, dem Logotheten David verbunden, nicht ohne ihm Hoffnung zu machen, sich mit ihm zu vermählen. Kombiniert man dies mit den Ägypten betreffenden Notizen, so hat es einen Augenblick gegeben, in welchem Martina, mit Amru und Cyrus einverstanden, in Alexandrien und zugleich in Konstantinopel die Oberhand zu behalten fähig schien; dort sogar mit Hülfe der Moslime, hier mit Hülfe des eben genannten Logotheten. Der Bischof von Nikiu berichtet ferner: dem gegenüber habe sich nun die der Martina feindliche Faktion in Konstantinopel erhoben; hierüber sei es zu offenem Kampf gekommen; die Gegner Martinas seien in Konstantinopel selbst ihrer Meister geworden, hätten sie aus dem Palast fortgerissen und sie sowohl als ihre Kinder gräßlich mißhandelt und nach Rhodus deportiert, wo sie den Blicken entschwinden. Der Sturz der Martina, der im Herbst des Jahres 641 erfolgte, mußte notwendig auch den ägyptischen Angelegenheiten eine andere Gestalt geben. Amru, der im Einverständnis mit Martina vor-

gerückt war, wurde dieser Rücksicht entledigt und kam in den Fall, Ägypten für sich selbst und seinen Kalifen einzunehmen. Es scheint zwar, als hätte die jetzt in Konstantinopel zur Macht gelangte Partei daran gedacht, sich Ägyptens wieder zu bemeistern. Aber dazu war sie doch unfähig.

Mit Einem Worte: nicht ohne eine gewisse Folgerichtigkeit ging die höchste Gewalt von den römischen Autoritäten auf die arabischen über. Amru fand geeignete Werkzeuge in Personen der bisherigen Administration: Menas in Unterägypten, Philoxenus in dem mittleren, Sinoda in dem oberen; die aber die bisherigen Lasten der Eingeborenen aufrecht erhielten und vermehrten. Der Bischof ist sehr bestimmt über den Druck, der von ihnen ausgeübt worden sei.

Unleugbar ist, daß in kirchlicher Hinsicht die Herrschaft der Araber den Jakobiten, die den größten Teil der christlichen Bevölkerung ausmachten, sogar angenehm sein konnte. Sie hatten bisher am meisten durch die Eingriffe, welche die Kaiser gegen die Kirche ausgeübt hatten, zu leiden gehabt — einmal durch die oft sehr empfindliche Willkür, mit welcher die geistlichen Würdenträger behandelt wurden; noch mehr durch die Einflüsse der herrschenden kirchlichen Partei auf die entgegengesetzten Meinungen und ihre Bekenner. Das erste war unter Phokas, das zweite unter Heraklius der Fall gewesen. Den Jakobiten, denen die meisten Kirchen gehörten, konnte ein arabischer Emir, der sich innerhalb gesetzlicher Schranken bewegte, selbst angenehmer sein als ein eigenmächtig eingreifender Imperator. Sie hatten nach dem Tode des Cyrus, der ihnen sehr beschwerlich gefallen war, das Vergnügen, ihren ins Exil geschickten Patriarchen wieder zurückkommen und in seinen Kirchen erscheinen zu sehen. Die Bewohner von Alexandrien erwiesen, sagt der Bischof von Nikiu, dem arabischen Emir alle Ehrerbietung. Von Tag zu Tag wurde er stärker. Der Bischof sagt wörtlich: Amru ließ sich die Auflage zahlen, die man ihm versprochen hatte; aber er nahm nichts von den Gütern der Kirche; aller räuberischen Gewaltsamkeiten enthielt er sich. So damals, wie nachher.

Man sieht wohl, wie wenig die Erzählung von der Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek zu diesem thatsächlichen Verhältnis paßt. Ich sehe darin nichts, als einen Reflex des späteren Erfolges, daß die römisch-griechische Litteratur in den Hintergrund trat, die arabische dagegen die Oberhand bekam. Sehr wohl dagegen stimmen damit die Konzessionen zusammen, die in der sogenannten Kapitulation Amrus enthalten sind und durch welche den Einwohnern von Ägypten gegen einen im ganzen zu entrichtenden Tribut Sicherheit für ihre Person, ihre Güter und ihre Kirchen gewährt wurde. Es wurde ihnen selbst anheimgegeben, ob sie den Tribut zahlen oder den Schutz der neuen Regierung entbehren wollten. Für diesen Fall sind besondere Bestimmungen getroffen worden, jedoch, soviel wir sehen, brauchten sie nicht in Anwendung zu kommen. Ägypten trat in ein vertragsmäßiges Verhältnis zu den Arabern, wie ein solches in Syrien nach dem Muster von

Damaskus und in sehr bestimmten Formen zuletzt auch in Jerusalem eingerichtet worden war. Lange Zeit dienten diese Zugeständnisse als Norm der Verwaltung. Von Ägypten weiß man durch die bestimmtesten Zeugnisse, daß sich die Einwohner in den nächsten Jahrhunderten unter der arabischen Herrschaft in einem erträglichen Zustand befunden haben.

Bei alledem erfuhren doch die universalen Beziehungen Ägyptens durch dies Ereignis eine durchgreifende Abwandelung. Das Land, von dem bisher die großen Hauptstädte des römischen Reiches ihre Lebensmittel bezogen hatten, wurde jetzt die Kornkammer von Arabien; es wurde ein Kanal gegraben oder vielmehr nach einer Vernachlässigung langer Zeiträume erneuert, um das Getreide von Ägypten nach Medina zu führen. Es ist der Kanal, der bei Fostat vom Nil sich abtrennt, Kairo durchschneidet und bei Colzom (dem Klysma der Alten) ins Rote Meer geht. Nero, Trajan und Omar bieten einander hiebei die Hand, Vorgänge der neuesten Zeit erinnern daran.

Als ein Ereignis muß es angesehen werden, daß sich die ältesten, den Einwirkungen von Griechen und Persern vorangegangenen Völkerbeziehungen wiederherstellten; in den Schauplätzen der ältesten Geschichte walteten jetzt die Araber vor. Ägypten verlor seine unmittelbare Beziehung zu den Gestaden des Mittelmeers, aber es nahm an der maritimen Weltverbindung Teil, welche die Araber vom persischen Meerbusen aus nach dem fernsten Osten eröffneten.

Fünftes Kapitel.

Das Kalifat von Damaskus und das byzantinische Reich in der Mitte des 7. Jahrhunderts.

Die Hauptveränderung in der Lage der Welt bestand nun darin, daß sich in dem östlichen Becken des Mittelmeeres die beiden Mächte begegneten, welche die allgemeine Herrschaft in Anspruch nahmen: die vordringende der Araber und die zurückweichende der Oströmer.

Nach dem Sturz der Martina, in den auch Herakleonas verwickelt wurde, war die Nachfolge, der sie widerstrebt hatte, dennoch eingetreten. Der Sohn des Konstantin, Constans II., war auf den Thron gestiegen. Bei dieser Veränderung hatte der Senat das entscheidende Wort gesprochen. Es kam eine Regierung zu stande von weniger imperatorischem Charakter. Der neue Fürst Constans erkannte das ausdrücklich an; er dankte den Senatoren für seine Erhebung, bat sie aber zugleich, seine Freunde, Ratgeber und Wegweiser bei der Regierung zu sein.

Constans II. hatte mit mannigfaltigen Empörungen zu kämpfen. Nur mit Mühe hielt er die bewaffnete Macht in Pflicht. In Afrika, Armenien, Isaurien erhoben sich rebellische Oberhäupter. Was unsere Aufmerksamkeit aber hauptsächlich beschäftigt, ist sein Verhältnis zu der in Syrien und nunmehr auch in Ägypten entwickelten Macht des Emir Moawija, der seinen Sitz in Damaskus aufgeschlagen hatte und an der phönizischen Küste eine stattliche orientalische Seemacht bildete, ungefähr eine solche, wie sie einst im syrischen Kriege den Römern Widerstand geleistet hatte. Überhaupt trat eine Flut der weltgeschichtlichen Bewegungen ein, die als eine der früheren, durch welche der Osten in die Hände von Rom geraten war, eben entgegengesetzte betrachtet werden kann. Dem Emir von Damaskus gelang es, sich der Insel Cypern und des festen Aradus zu bemächtigen. Nachdem die Hauptstadt von Cypern, Constantia (das alte Salamis) eingenommen war, unterwarfen sich die Einwohner. Moawija begnügte sich mit einem Tribut, der nicht mehr betrug, als die Auflagen der Kaiser; dagegen ließ er sich versprechen, daß sie bei einem weiteren Kriege niemals wieder mit Konstantinopel gemeinschaftliche Sache machen, sondern vielmehr dem Herrscher von Damaskus über das Vorhaben der Römer selbst Nachricht geben sollten. Aradus meinte Moawija durch Vermittelung eines Bischofs in seine Hände zu bringen, in welchem Falle er sich dann mit ähnlichen Verpflichtungen begnügt hätte. Im folgenden Jahre wurde das kleine Eiland mit Gewalt erorbert, wie es einst von den Römern ergriffen worden war. Durch diese Eroberungen und die Besitznahme von Ägypten hatten die Araber die Oberhand in dem östlichen Becken des Mittelmeeres erlangt.

Im Jahre 652 ist nun ein Stillstand geschlossen, der aber gleich darauf wieder gebrochen worden.

Die Araber drangen in die empörten Provinzen Armenien und Isaurien ein. Der Aufruhr eines römischen Patricius führte sie nach Nordafrika.

Im nächsten Jahre brachte Moawija auch Rhodus, das einst die See beherrscht hatte, durch seine Lage sowohl als die Thatkraft der alten Rhodier, in seine Gewalt. Im Gedächtnis ist geblieben, daß er den schon früher in Verfall geratenen, dann wieder aufgerichteten Koloß abbrechen ließ. Ein Jude kaufte ihm das Erz ab, er soll damit neunhundert Kamele belastet haben. Man wird annehmen dürfen, daß die Denkmale des Mausolus, die ein Wunder der Welt waren, damals nicht verschont geblieben sind.

Naturgemäß richtete sich seine Absicht auf die Eroberung von Konstantinopel selbst. Hiebei aber trat ihm die Antipathie der Bewohner der phönizischen Küstenstädte in den Weg. In Tripolis, welches der Mittelpunkt der Rüstungen war, wurden dieselben durch empörerische Regungen entschlossener Einwohner gewaltsam unterbrochen, aber nicht gehindert. Bald darauf kam es zu einem Zusammentreffen der römischen und arabischen Seemacht in der Nähe jenes Phoenicus Lyciae, welches einst als Sammelplatz der Seeräuber im Kampfe gegen Rom gedient hatte. Die damaligen Römer waren nicht mehr imstande,

die See zu behaupten; sie erlitten eine Niederlage. Der Kaiser wurde durch die Fürsorge seiner tripolitanischen Freunde gerettet. Er hatte sein Gewand mit einem Anderen vertauscht, dieser ist dann getötet worden. Constans war jedoch noch keineswegs machtlos.

Auch in den verlorenen Provinzen hatte er noch Anhänger. Ob er sich aber behauptet haben würde einer gewaltig vorschreitenden Kriegsmacht gegenüber, wie die des Moawija war, ist doch sehr zweifelhaft. Die Wahrheit zu sagen, ist er nur dadurch gerettet worden, daß die Streitkräfte Moawijas in andere Bahnen fortgerissen wurden.

Ein Kampf um das Kalifat brach aus, an welchem der Emir von Damaskus vor allen anderen Menschen beteiligt war. Eine der wichtigsten Begebenheiten ist dieser Kampf, dessen Entscheidung die Verflechtung der allgemeinen Geschichte beherrscht hat; dessen Ursprung und Verlauf aber aus dem innersten Getriebe des moslimischen Lebens hervorging, so daß er die Politik und Verfassung durch Aktion und Reaktion auf Jahrhunderte bestimmt hat.

Betrachten wir zuerst den Ursprung.

Indem Omar die Macht des Islam auf der einen Seite über die persischen, auf der anderen Seite über die Gebiete des römischen Kaisertums ausbreitete, war er einst beim Eintreten in die Moschee ermordet worden. Es ist bezeichnend, daß man nicht weiß, ob es ein abyssinischer Christ gewesen ist, der diesem großen Leben ein Ende machte. Omar dankte Gott, daß es nicht durch einen Moslim geschehen sei. Mit seinem Tode traten nun ähnliche Erwägungen ein, wie die, welche nach dem Ableben Mohammeds die Fortsetzung der Autorität durch die Einsetzung des Kalifats entschieden hatten.

Es ist sehr begreiflich, daß die vornehmsten Anhänger Mohammeds, welche von Omar zu Rate gezogen zu werden pflegten, nach dessen Tode die Entscheidung über die Nachfolge in die Hände bekamen. Aber sie waren verschiedener Meinung. Die Banu Haschim waren für Ali, den innigsten Vertrauten Mohammeds, den Gemahl seiner Tochter Fatima, der eine Art regelmäßigen Successionsanspruch zu besitzen schien; die Banu Machzum für Othman, ebenfalls einen der Schwiegersöhne Mohammeds. Die Wahl leitete Abderrahman, der schon unter Omar großes Ansehen besessen, für sich selbst aber das Kalifat abgelehnt hatte.

Wer wollte die Diskussionen wiederholen, welche da vorgefallen sein sollen. Das entscheidende ist der letzte Moment. Da hat Abderrahman beiden Bewerbern eine auf die künftige Regierung bezügliche Frage vorgelegt.

Nach den älteren Traditionen stellte Abderrahman die Frage, ob Ali sich im Angesicht Gottes verpflichten wolle, die Regierung nach Maßgabe des heiligen Buches, der Sprüche des Propheten und der Beispiele der zwei Kalifen zu führen. Er soll geantwortet haben: wer könne alles das wissen, was das Buch Gottes und die Tradition in sich schließe; der Vorgänger im Kalifat habe er gar nicht gedacht. Es giebt hierüber noch eine andere,

später aufgezeichnete, aber auf alten Überlieferungen beruhende glaubwürdige Nachricht bei Abulpharadsch, nach welcher Ali gefragt wurde, ob er den Koran und auch die Konstitutionen der beiden vorangegangenen Kalifen befolgen wollte; er antwortete ausdrücklich: in letzter Beziehung behalte er sich seine Entschlüsse vor. Erst in dieser Form tritt die Differenz greifbar hervor.

Ali hätte nach den bestehenden Stammesgewohnheiten eine Art von Erbrecht für sich gehabt, freilich kein unbedingtes, das er auf seine Nachkommen hätte übertragen können; denn nicht durch Fatima, so hat man später immer gesagt, habe ein solches auf ihn übergehen können; durch eine Frau konnte das nicht geschehen.

Von dieser Einwendung ist, soviel ich finde, damals nicht die Rede gewesen; die Anerkennung des Erbrechtes lief überhaupt den Ideen entgegen, welche bisher vorgewaltet hatten. Ohne Erbrecht waren die beiden ersten Kalifen aus den vornehmsten Gefährten Mohammeds erwählt und eingesetzt worden. Wäre nun aber jetzt ein Erbrecht anerkannt worden, so hätte das eine gewisse Freiheit der Aktion eingeschlossen. Soviel man sieht, wollte sich Ali eine solche vorbehalten. Durch die Häsitation desselben, die sich auf den Gesamtbestand der moslemitischen Einrichtungen bezog, wurde Abderrahman bewogen, von ihm abzusehen. Er wandte sich mit seiner Frage an Othman, der sie ohne alles Bedenken bejahte. Abderrahman dankte Gott, der Othman diese Antwort eingegeben habe, und huldigte ihm. Ali zögerte, huldigte aber bald darauf ebenfalls. Genug, in Medina behauptete sich die Idee des reinen Kalifates.

Die Stellung Othmans wurde jedoch durch den Fortgang der Begebenheiten schwieriger, als die seiner Vorgänger gewesen war. Denn diese übten ein natürliches Übergewicht über die Heere aus, die sie ins Feld stellten. Dem neuen Kalifen gegenüber gewannen die Heerführer, die in voller Thätigkeit waren, eine größere Selbständigkeit. Die drei unter Omar errichteten Kolonien nahmen eine oppositionelle Haltung an, da Othman die vakanten Stellen nicht nach ihrem Sinn besetzte: sie schritten zu Demonstrationen gegen seine Regierung, als welche den Koreischiten allzu günstig sei, namentlich auch den persönlichen Verwandten Othmans. Ihre Deputationen trafen in Medina zusammen und hier fanden sie dann unter den Mohadschirun, welche die ursprünglichen Grundsätze, das Übergewicht der Gläubigen festhielten, Beifall und Anklang.

Ein Zugeständnis Othmans, welches sich aber sofort als nichtig erwies, so daß die schon auf der Heimkehr begriffene ägyptische Deputation von Fostat wieder zurückkam, brachte einen Aufruhr in Medina selbst hervor. Man drang in Othman, das Chalifat niederzulegen. Er sagte: er wolle lieber sterben, als auf seine ihm von Gott verliehene Würde Verzicht leisten.

Er wurde hierauf in seine Wohnung eingeschlossen und nur von seinen Sklaven verteidigt, bis endlich die Empörer Feuer anlegten, in das Haus eindrangen und den zweiundachtzigjährigen umbrachten.

Nun nahm Ali die Herrschaft, die ihm von Abderrahman abgesprochen war, in Besitz. Er hatte jetzt die Einwohner von Medina für sich. Aber anderwärts fand er doch mannigfaltigen Widerstand. Namentlich wollte die bevorzugte Gemahlin Mohammeds, die Tochter Abu Bekrs, Aischa in Mekka, diese Veränderung in der höchsten Gewalt, wie sie in Medina vor sich gegangen war, nicht anerkennen. Deren Wort aber hatte, wie Ali selbst sagte, bei den Gläubigen das meiste Gewicht. Sie galt als die Mutter der Gläubigen.

Sie wandte sich mit ihren Anhängern von Mekka nach Bassora. Man machte ihr dort zum Vorwurf, daß sie in dem großen Heere anwesend sei, und ihren Anhängern, daß sie sich nicht gescheut hätten, den Schleier der Mutter der Gläubigen zu lüften. In Basra behielt die Partei der Aischa zunächst die Oberhand.

In Kufa dagegen drang trotz allen Widerstrebens doch die Ansicht durch, daß der Islam eines Imam bedürfe und Ali, der dem Propheten so nahe gestanden, für diese Würde am meisten geeignet sei.

Ali empfing die Kufaner mit Freuden, und erklärte: er werde ihre Stadt zum Mittelpunkt des Glaubens erheben. Hierauf bekam er die Oberhand über seine Widersacher in Basra. Es scheint, als habe er sich von den Führern, die am Tode Othmans schuld waren, scheiden wollen. Diese aber, welche nichts mehr fürchteten, als Versöhnung zwischen Ali und Aischa, begannen die Schlacht. Aischa hielt auf einem Kamel in der Mitte der Gläubigen.

Auch hier werden Zweikämpfe erwähnt, die zu Gunsten der Anhänger Alis ausfielen. Um das Kamel der Aischa entzündete sich der Kampf, der nicht eher endete, als bis dem Tiere die Sehnen durchschnitten wurden. „Was sagst Du nun Aischa," fragte Ali die Gefangene. Sie antwortete: „Ali, Du hast gesiegt."

Ali war hierdurch in den östlichen Provinzen, sowie in Arabien Meister geworden. Dagegen fand er im Westen einen mächtigen und entschlossenen Gegner.

Der Emir von Damaskus, Moawija, sah in Othman seinen Freund, seinen Verwandten und forderte Blutrache für ihn. In Damaskus stellte er das blutbefleckte Hemd Othmans in der Moschee aus, um die Gläubigen zum Kampf anzufeuern. Ali wurde als mitschuldig am Tode Othmans betrachtet, weil er, obwohl in Medina anwesend, nichts für ihn gethan hatte, und weil die meisten seiner Anführer zu den früheren Rebellen gehörten.

Moawija sammelte in Syrien ein Heer, mit dem er gegen den Euphrat vorrückte. Wer könnte bezweifeln, daß er es von vornherein darauf abgesehen hatte, das Kalifat für sich selbst zu gewinnen. Er hatte freilich kein Recht darauf, aber Blutrache für den Verstorbenen zu nehmen hielt er für Recht; er führte dafür eine Stelle aus dem Koran an.

Das hatte es zu bedeuten, wenn er, als die beiden Heere bei Siffin aufeinander stießen und schon schlugen, den Koran an die Lanzen binden ließ, für den er die Waffen ergriffen habe. In der Schlacht selbst hatte er nicht

gerade einen entschiedenen Sieg errungen, aber die Moslimen wurden inne, daß sie sich durch ferneren Kampf nicht untereinander vernichten dürften.

Die Aufforderung Moawijas, ein Schiedsgericht aufzustellen, fand Eingang bei den Irakanern, und Ali wurde gezwungen, derselben Folge zu geben.

Ein Schiedsgericht kam wirklich zu stande. Von schlechter Vorbedeutung für Ali war es von vornherein, daß der Parteigänger Moawijas, Amru, der Eroberer von Ägypten, der ihm schon bei Siffin die besten Dienste geleistet hatte, als einer der beiden Schiedsrichter aufgestellt wurde.

Die Tradition ist voll davon, daß durch eine Betrügerei Amrus Moawija als Kalif bezeichnet worden sei.

Unbefangen angesehen hatte aber diese Ernennung ihren Grund in der damaligen Situation. Von den beiden Bewerbern hatte der Eroberer von Syrien, der jetzt auf dem Mittelmeer vordrang, mehr zu bedeuten als Ali, dessen Stärke nur in seiner Partei lag, durch die Othman gestürzt worden war. Nie hätte Amru, der Ägypten eingenommen, geduldet, daß Moawija nicht Herrscher von Syrien geblieben wäre, ohne welches Ägypten nicht behauptet werden konnte. Die Macht Moawijas war entscheidend für ihn.

Die Erhebung des Emirs von Damaskus enthielt zugleich eine Konsolidation des gesamten mohammedanischen Reiches im Sinne des Impulses nach Westen. Syrien, Ägypten, die Eroberungen am Mittelmeer knüpfen so mit der Idee des Islam zusammen.

Doch wurde dieser Impuls dadurch in seiner einseitigen Bewegung nicht etwa verstärkt. Der Erfolg war vielmehr, daß die Streitkräfte Moawijas zugleich nach dem Osten gerichtet werden mußten, um die Einheit des Islam aufrecht zu erhalten.

Ali hatte unzählige Anhänger, welche sich der ergangenen Entscheidung nicht fügen wollten; die glaubenseifrigsten unter denselben machten es ihm sogar zum Vorwurf, daß er auf ein Kompromiß überhaupt eingegangen war. In Kufa und Basra hielt man an ihm fest, in Farsistan wurde er als der wahre Kalif anerkannt. Auf allen Seiten brach der Kampf zwischen Moawija und Ali aus. Der Erfolg war zunächst, daß die in Persien und die über die Römer gemachten Eroberungen gleichsam in zwei Kalifate gespalten wurden.

In diesem Kampfe konnte Moawija nicht mehr an Konstantinopel denken; er ließ sich vielmehr zu einer Anerkennung des gräco-römischen Kaisertums herbei, welche man kaum mehr hätte erwarten sollen.

Moawija wurde im Jahre 658 vermocht, einen Vertrag zu schließen, aus dem sich ergiebt, daß er die Hoheit des römischen Reiches und den Kaiser durch eine pekuniäre Rekognition anerkannte. Wenn nun aber dergestalt der vornehmste Gewalthaber der Araber trotz aller Fortschritte der Eroberungen einen Frieden schloß, der dem römischen Kaiser Sicherheit und Vorteil darbot, so kann man es verstehen, daß Constans, da er vom Osten her gesichert schien, keine Zeit verlor, auf der anderen Seite den Bestand seines Reiches zu behaupten und zu verstärken.

Constans hatte Siege über die benachbarten Slaven erfochten und die Herrschaft im westlichen Becken des Mittelmeeres aufrecht erhalten.

Nachdem er sich des einzigen Mannes, der ihm gefährlich werden konnte, seines eigenen Bruders Theodosius entledigt hatte, faßte er den Gedanken, den Sitz seines Reiches nach dem Occident zu verlegen. Er begab sich selbst nach Italien. Wir haben seiner Anwesenheit daselbst schon gedacht. Seine Absicht war, Unteritalien, Sardinien und das noch nicht verlorene nördliche Afrika zu vereinigen, und, wenn wir recht unterrichtet sind, einen Versuch zur Wiedereroberung Ägyptens zu machen.

Wir erfahren aus den arabischen Berichten, daß er eine große Flotte ausrüstete, der die moslimische an Zahl nicht gewachsen war. Die Araber berichten: nur durch ihr Gottvertrauen seien sie den Kampf aufzunehmen bewogen und dafür durch Sieg belohnt worden; auch eine zweite Flotte habe Constans in See geschickt, aber sie sei durch Sturm zertrümmert worden.

Der Kaiser stieß in Italien mit einer anderen Weltkraft zusammen, den Germanen in dem langobardischen Reiche, in welchem sich die Selbständigkeit der Germanen damals hauptsächlich repräsentierte. Er hatte Neapel inne, aber Benevents konnte er sich nicht bemächtigen, in Rom war seines Bleibens nicht. In Sicilien selbst fanden die finanziellen Anforderungen des Imperiums, deren man sich bereits entwöhnt hatte, den größten Widerstand. Constans ist einige Zeit darauf ermordet worden. In Konstantinopel ist man mit seinem Unternehmen nicht einverstanden gewesen. Man hat nicht zugegeben, daß seine erbberechtigten Kinder ihn nach dem Occident begleiteten: denn dadurch würde das Ansehen der königlichen Stadt selbst geschmälert worden sein. Die Ideen Constans' II. verflogen wie ein Meteor, ohne zur Reife gediehen zu sein.

Nach seinem Tode bestieg Konstantin IV. Pogonatus den Thron. Pogonatus wußte Sicilien zu behaupten. Ein dort aufgestellter Imperator wurde mit leichter Mühe bezwungen; auch seiner beiden Brüder, von denen man ihm sagte, man habe die Absicht, auf Grund ihrer Ansprüche ein Dreikaisertum zu errichten, entledigte er sich. Er behauptete also die Autorität, insofern sie noch bei dem Tode seines Vaters bestand. Allein die Feindseligkeiten mit den Arabern hatten sich trotz jenes Vertrages immer fortgesponnen; sie traten vielmehr jetzt wieder mit verdoppelter Kraft hervor: denn indessen war Moawija seiner islamitischen Gegner Meister geworden.

Eine weitverbreitete Sage ist: die blutige Entzweiung über die Succession im Kalifat, die so weit ging, daß die Kalifen einander verfluchten, habe eifrige Moslimen zu einer Verschwörung veranlaßt, deren Absicht gewesen sei, den einen und den anderen in den Städten, wo sie regierten, Damaskus und Kufa, umzubringen; auch Amru, der in ihrer Mitte von Fostat her eine beherrschende Stellung einnahm, sei zum Tode bestimmt worden; Moawija und Amru seien durch Zufälligkeiten gerettet worden, Ali dem Geschick erlegen infolge der Irrungen, in die er mit denen geraten war, welche rechtgläubiger

waren, als er selbst. Wie es sich nun auch mit der Wahrhaftigkeit dieser Erzählung, in der sich überall fabelhafte Züge finden, verhalten mag, durch den Tod Alis wurde Moawija alleiniger Kalif. Er war der Sohn Abu Sufjans, des Urenkels Omajjas, von dem das Geschlecht seinen Namen hat.

Der Sohn Alis fand es unmöglich, die Ansprüche desselben, die ihm zu Gunsten gekommen wären, zu behaupten; er unterwarf sich Moawija, der nun in Kufa einzog. Nicht unmittelbar aber wurde das Kalifat Moawijas in den östlichen altpersischen Landschaften anerkannt. Namentlich Basra setzte sich ihm unter dem unternehmenden, gewaltthätigen Zijad hartnäckig entgegen. Der Omajjade, in welchem sich Thatkraft und Beugsamkeit, Festhalten des obersten Prinzips und Nachgiebigkeit in den Mitteln dasselbe zu erreichen vereinigten, verschmähte es nicht, dem Gegner den Besitz der Oberherrschaft in den orientalischen Regionen zu bestätigen. Zijad wird als der Haupturheber der diktatorischen Justiz, welche seitdem bei den Moslimen geherrscht hat, betrachtet. Er war der Sohn einer Sklavin. Moawija ließ sich dadurch nicht abhalten, ihn als Mitglied seines Geschlechtes zu behandeln und für seinen väterlichen Bruder zu erklären; zwischen beiden waltete seitdem das beste Verständnis ob.

Wenn man sich der Kämpfe zwischen den Koreischiten und Haschimiten, zu denen Mohammed gehörte, erinnert, Kämpfe, aus welchen die Gestaltung des Islam eigentlich hervorgegangen ist, indem der Religionsbegriff Mohammeds obsiegte, so ist es auffallend und unerwartet, daß nun mit der Zeit doch die Vorkämpfer der Koreischiten, die Omajjaden, die Oberhand davontrugen und die fortschreitende Macht des Islam dominierten. Und damit mag es zusammenhängen, wenn die Omajjaden niemals als vollkommen gläubige Moslimen betrachtet worden sind.

Der Name Moawijas beherrschte jetzt den Osten wie den Westen. Er nahm seinen Wohnsitz in Damaskus; es war der Mittelpunkt des neuen Reiches.

Das Schicksal von Damaskus ist gleichsam ein Spiegelbild der Geschicke von Vorderasien. An die Oase von Damaskus und ihren Weltverkehr knüpften die ältesten Völkerverhältnisse an. David hat es erobert, Salomo verloren. Eine Zeit lang selbständig, geriet es alsdann unter die Herrschaft der Assyrer und Perser, der Nachfolger Alexanders des Großen, der Römer. Trajan hat es der römischen Provinz einverleibt. Auch dann aber behauptete es seine eigentümliche Bedeutung für den Weltverkehr der Nationen und ihre Verbindung.

Noch Julian hat Damaskus als den Augapfel der gesamten orientalischen Römerherrschaft bezeichnet. Nach ihm wurde es der vornehmste Sitz des Christentums, welches dann die griechisch-römische Kultur überhaupt umfaßte und hier gelehrte Institute hervorbrachte, die ihm einen unaufhörlich fortschreitenden Bestand zu sichern schienen.

Da war es dann in die Gewalt der Araber gefallen. Unter denen nun gewann Damaskus eine neue Bedeutung für die Welt. Hier hatte jetzt die der römischen entgegengesetzte Strömung der Weltkräfte ihren Mittelpunkt.

Einen Augenblick zurückgedrängt, trat dieselbe doch, sobald Moawija die Hände im Osten frei hatte, wieder hervor. Den Anlaß gab Sapor, ein geborener Perser, der, in römischen Diensten zum Dux emporgestiegen, den Gedanken faßte, sich mit Hülfe Moawijas des römischen Imperiums zu bemächtigen. Bezeichnend ist die Haltung Moawijas.

Als ein kaiserlicher Gesandter bei ihm eintraf, um ihm seine Verpflichtungen gegen den römischen Kaiser zu Gemüt zu führen, fragte er einfach, was dieser ihm dafür biete. Der Gesandte fragte, was er verlange. Moawija entgegnete: die öffentlichen Einkünfte des Reiches. „Wie", sagte der Gesandte, „die Substanz des Kaisertums willst du uns entreißen, und uns nur den Schatten lassen?"

Er gab zu erkennen, daß die göttliche Allmacht das nicht zulassen würde. Nun kam es doch zu einer Empörung. Der Kaiser schickte ein Heer ins Feld, um Sapor, der Adrianopel inne hatte, zu bekämpfen und jeder moslimischen Unterstützung desselben entgegenzutreten. Dabei geschah es aber, daß Sapor, mit seinem wilden Pferd gegen die Pforten einer Stadt ansprengend, umkam.

Die nächsten Gefahren wurden hierdurch beseitigt. Nach allen Unfällen, die man erlitten, faßte man wieder Mut in dem Vertrauen, daß Gott das römische Reich nicht untergehen lassen wolle. Aber erst da trat die schwerste Bedrängnis ein.

Die von Moawija dem Sapor zu Hülfe geschickten Truppen beherrschten Kleinasien; sie drangen bereits bis nach Chalcedon vor, von wo sie Beute und Gefangene wegführten. Konstantinopel wurde nur durch seine maritime Lage geschützt. Diese selbst aber gab nun den Kalifen den Anlaß zu einem unmittelbaren Angriff; er ließ seine überlegene Flotte gegen die Hauptstadt zum gefährlichsten Angriff heransegeln. Zu einer eigentlichen Belagerung ist es dabei nicht gekommen, nur zu Kämpfen, die sich unaufhörlich in den Gewässern oder auch zu Lande wiederholten. Die Zeitgenossen rühmen, mit welcher Mannhaftigkeit die Byzantiner ihre Mauern vom goldenen Thor bis Magnaura verteidigten. Sie hielten den Feind ab, der aber auch durch kleine Begegnungen zur See zurückgedrängt wurde. Die Araber überwinterten in Kizikus. In den Sommermonaten kamen sie sieben Jahre lang, um Konstantinopel in ihrer Weise zu berennen, immer jedoch ohne Erfolg. Endlich wurden sie des Kampfes müde. Von Krankheiten heimgesucht, wollten sie inmitten der Stürme und Fluten nicht aushalten und beschlossen zurückzugehen. Die Griechen waren bereits stark genug, um sie zu verfolgen. Es ist in Lycien zu einer Schlacht gekommen; diesmal behielten die Griechen die Oberhand.

Wir begegnen hier zuerst der Verwendung des griechischen Feuers, wo-

von sich schon früher Analogien gezeigt hatten, aber in anderen Regionen. Die Erzählung ist, daß ein Grieche aus Heliopolis in Syrien, welches bereits in den Händen der Araber war, jetzt zu dem kaiserlichen Heere übergegangen sei und diese Waffe wieder erneuert und in Anwendung gebracht habe. Die arabische Flotte wurde größtenteils verbrannt und durch die successiven Unfälle so gut wie vernichtet. Da brach sich auf seiten der Araber die Meinung Bahn, daß Konstantinopel unter dem unmittelbaren Schutze Gottes stehe.

Es kam hinzu, daß sich auf dem Libanon eine Empörung zu Gunsten der Gräco-Römer ins Werk setzte, die der Mardaiten, an die sich alle anschlossen, die dem arabischen Eroberer nicht allein den Beitritt zum Islam versagten, sondern auch den Tribut verweigerten.

Als unter diesen Umständen der Kaiser wieder auf Frieden antrug, versammelte Moawija seine Emire und die Koreischiten, zu denen er selbst gehörte, die sich mit ihm in der Meinung vereinigten, daß man einen Frieden mit den Römern eingehen solle.

Die Überlegenheit des Verstandes, den der römische Gesandte zeigte, machte Eindruck auf die Araber. Sie entschlossen sich auch diesmal zu einer Rekognition der Rechte des Kaisertums; sie versprachen dreitausend Pfund Gold, alle Jahre, zugleich eine Anzahl Sklaven und schöne Pferde.

Überhaupt nahm das griechisch-römische Reich noch einmal eine achtunggebietende Stellung ein.

Konstantin IV. Pogonatus, der die Belagerung Konstantinopels so glücklich abwehrte, hat sich auch durch zwei andere Handlungen, die sich auf das Innere bezogen, ein gutes Andenken erworben.

Die erste war die Beseitigung der monotheletischen Streitigkeiten und die Aussöhnung mit Rom, wovon noch die Rede sein wird. Die andere war die Errichtung oder Durchführung einer militärischen Verfassung zur Verteidigung des Reiches, wie es damals noch bestand. Im Kampfe mit Bulgaren und Slaven auf der einen Seite, auf der anderen mit den Arabern, wurde eine in den verschiedenen Provinzen schlagfertige Devensive unbedingt notwendig. Dazu waren die sogenannten Themata eingerichtet, d. h. umfassende Militärkommandos, welche die Verteidigungsanstalten in den kleineren Bezirken in sich begriffen.

Wir besitzen über dieselben eine kleine Schrift eines späteren Kaisers, in der wir jedoch mehr Beweise historisch-geographischer Gelehrsamkeit finden, als bestimmte Nachrichten über den damaligen Zustand. Noch fühlten sich die Kaiser, welche zugleich das südliche Italien und Sicilien und das nördliche Afrika beherrschten, als Fortsetzer der römischen Imperatoren; aber der Nerv der Einrichtungen lag doch im Orient. Der Autor behauptet, daß besonders die Einfälle der Araber Anlaß zu denselben gegeben haben. Er zählt siebzehn Themata im Orient und zehn im Occident auf. Dabei werden dann die in denselben begriffenen verschiedenen Völkerschaften mit ihren alten Namen aufgeführt, am sorgfältigsten in den Themen Anatolikon und Arme-

niakon. Man darf annehmen, daß es darauf ankam, die Lokalerinnerungen allenthalben zum Anteil an der Verteidigung aufzurufen. Der kaiserliche Autor versichert, daß von dieser Zeit an die römischen Namen und Bezeichnungen verfielen. Alles wollte Grieche sein, ein Moment, dessen man sich erinnern muß, wenn man den Übergang eines römischen in ein byzantinisches Reich, der sich nach und nach vollzog, verstehen will.

Sechstes Kapitel.

Die Eroberungen der Araber in Afrika.

Das allgemeine Weltverhältnis bleibt immer dasselbe; am Mittelmeer begegnen einander zwei Potenzen entgegengesetzten Ursprungs, die eine anknüpfend an die alten Völkerentwickelungen, gleichsam die Hervorbringung der Vergangenheit und ihrer mannigfaltigen Agonien, aber bereits zurückweichend und im Nachteil; die andere das Produkt der islamitischen Siege und Umbildungen mit einem so zu sagen eingeborenen Anspruch auf die Weltherrschaft und in dem Vorteil begriffen, welchen der Fortschritt überhaupt hervorzubringen pflegt: er nährt das Selbstgefühl.

Die Erzählung der Begebenheiten, die sich daran knüpfen, wird dadurch bedingt, daß jedwede von den beiden Potenzen ihre inneren Kämpfe zu bestehen hat und nur in dem Maße zu einer haltbaren Gestaltung gelangt, als diese wenigstens momentan unterbrochen werden.

Das Imperium war in demselben Grade unfähiger zum Widerstand, als es über dynastische oder religiöse Ideen in Entzweiung geriet. Der Islam wurde nur dann zu neuen Angriffen fähig, wenn die Einheit im Kalifat soweit hergestellt war, um keine Teilung der Streitkräfte zu veranlassen.

Die Ereignisse nun, in denen die beiden Mächte auf einander stießen, im einzelnen zu verzeichnen, gehört nicht in den Rahmen dieser Geschichte. Der Autor wird sich Glück zu wünschen haben, wenn es ihm nur gelingt, die charakteristischen und durchgreifenden Momente hervorzuheben und dem großen Gange der Begebenheiten gerecht zu werden.

Das Objekt ihres Streites war der Besitz von Nordafrika, wohin die Araber unmittelbar nach der Eroberung von Ägypten einen Teil ihrer Heerscharen ergossen hatten.

Amru hat noch jenes Barka genommen, welches, von den Eingeborenen gegründet, nach und nach zu einer Macht, die mit Cyrene wetteiferte, gelangt war, immer unter dem Einfluß der weltbeherrschenden Potenzen. Amru unterwarf die Einwohner, gestattete ihnen aber bei der Einbringung ihres

Tributes Exemptionen, bei denen sie eine gewisse Selbständigkeit behaupteten. Es war noch zur Zeit Omars, der aber, eingedenk seines Systems, Amrus weiterem Vordringen Einhalt gebot. Unter dem Kalifen Othman begannen die Unternehmungen längs der Küste aufs neue.

Die Empörung eines römischen Patricius, des Namens Gregorius, gab dazu die nächste Veranlassung. Der Statthalter von Ägypten, Abdallah, war nicht etwa mit Gregorius verbündet; er benutzte nur die Gelegenheit, um seine eigene Macht weiter auszubreiten; die Einwohner wurden genötigt, sich zu einem Tribut zu bequemen.

Doch waren weitere Fortschritte der Araber unmöglich, da der große Kampf über das Kalifat ausbrach, der ihre Streitkräfte beschäftigte. Nachdem dann aber Moawija dasselbe an sich gebracht hatte, erneuerte er die Unternehmung gegen Afrika.

Okba Ibn Nafi, ein Koreischite, wie er selber, rückte im Jahre 668—669 aus Ägypten in die früher schon eingenommenen Landschaften wieder ein und drang noch um vieles weiter vor.

Er kam nach Waddan unfern des Kap Mesurata und gelangte dann nach Dscherma, der Hauptstadt von Fezzan, von der er zuerst zurückwich, so daß sich die Einwohner sicher fühlten, worauf er raschen Sinnes umkehrte und es wirklich besetzte. Okba ging dann nach Barka zurück, von wo er auf einem anderen Feldzug die Landschaft Mezatah südlich von Tripolis, und die Stadt Ghadamis an der Grenze der Wüste Sahara erreichte. Infolge der inneren Zerwürfnisse einmal seiner Stellung enthoben, dann aber wieder in den Besitz derselben gelangt, ist Okba im Kampfe mit den Römern und Berbern, die damals einen eingeborenen Fürsten an ihrer Spitze hatten, erlegen. Er ist der vornehmste Begründer von Kairwan, welches mit den anderen großen Kolonien der Araber wetteiferte. Das Grabmal des Okba gilt als das älteste Denkmal der arabischen Baukunst in Afrika.

Auch damals waren die Dinge nicht dazu angethan, um diese Unternehmungen fortzusetzen. Die Araber wurden durch ihre inneren Streitigkeiten, welche die Succession im Kalifat betrafen, vollauf beschäftigt. Moawija, der neben Mohammed, Abu Bekr und Omar als der vierte der großen Männer erscheint, welche die Herrschaft der Araber begründet haben, faßte den Gedanken, noch bei seinen Lebzeiten seinem Sohne Jezid die Nachfolge im Kalifat zu sichern; ein Vorhaben, das den stolzen Arabern als eine ihrem Herkommen und ihrer Sinnesweise zuwiderlaufende Neuerung erschien. Sie sahen darin eine Nachahmung des Vorbildes der byzantinischen Kaiser, durch welche das Kalifat in eine Monarchie verwandelt werde. Auch die unliebsame Persönlichkeit erweckte allgemeines Widerstreben. Moawija hat sich nochmals nach Mekka begeben müssen, wo er den Widerspruch der entschlossensten Anhänger des Propheten nur durch ein sehr despotisches Gebaren erstickte; er bedrohte in der Moschee, in der er die Nachfolge proklamierte, die vier Männer, von denen er Widerspruch fürchtete, mit unmittel-

barer Tötung. Jedem stellte er ein paar erprobte Anhänger mit dem Schwert zur Seite, um sie niederzuhauen, wenn sie den Mund öffnen würden; sie schwiegen hierauf. Moawija konnte im Gefühl, seinen Zweck erreicht zu haben, sich nach Damaskus zurückbegeben, wo er in den ersten Tagen des April 680 gestorben ist.

Man schreibt ihm das schöne Wort zu: die Ernte sehne sich nach dem Schnitter.

Nach seinem Tode brach der Streit, den er zu vermeiden gedacht hatte, aufs neue aus. Die Partei Alis lebte in dessen zweitem Sohne Hussein wieder auf, dem man es hoch anrechnete, daß man einst den Propheten das Kind mit seinen Lippen hatte berühren sehen. Allein Jezid war doch bei weitem stärker. Hussein wurde mit Gewalt niedergeworfen, die Medinaten, die sich ihm anschlossen, in einer offenen Schlacht besiegt, Medina mit Gewalt unterworfen. Alles erscheint noch als ein Kampf zwischen Haschimiten und Koreischiten, der an den Streit Mohammeds mit Abu Sufjan anknüpft. Aber damit war noch nicht der volle Sieg errungen. In Mekka erhob sich Abdallah Ibn Zobeir, der Sohn eines der tapfersten Gefährten Mohammeds, der selbst nach Othmans Tod nach dem Kalifat gestrebt hatte. Aischa war seine Tante mütterlicherseits, Chadidscha seine Großtante väterlicherseits; auch war er ein tapferer Mann. Muslim, der Sieger von Medina, zog nach Mekka und war im Begriff es zu erobern, als Jezid starb.

Hierauf wurde die Belagerung von Mekka aufgehoben, Abdallah in Arabien allgemein als Kalif anerkannt, und wäre er sofort nach Syrien gezogen, so hätte er vielleicht auch in Syrien die Oberhand erlangen können: denn der Sohn Jezids, Moawija II., war kein Mann, der Vertrauen eingeflößt hätte. Allein dahin ging der Sinn des Abdallah doch nicht.

In Damaskus und Syrien behauptete sich die Bevorzugung, die den Omajjaden zu Teil geworden war. Bedrängt von den Anhängern Abdallahs erhoben die Koreischiten den einzigen Mann aus dem Stamm Omajja, welcher die Zügel der Regierung führen konnte, zu ihrem Kalifen. In den griechischen Autoren findet sich die Nachricht, daß eine förmliche Wahl in Damaskus stattgefunden habe. Die Nachfolge ging an einen Verwandten des Hauses, Merwan über. Noch weiter entfernt sich von der arabischen Tradition der Bericht, den ein Fortsetzer von lateinischen Annalen, der im Anfange des 8. Jahrhunderts lebte, hinterlassen hat. Da findet sich keine Erwähnung der religiösen Differenzen unter den Moslimen. Jezid, der diesen wegen seines Verfahrens gegen Hussein verabscheuungswürdig vorkommt, wird von den Annalisten mit Lob überhäuft. Er wird gerühmt, weil er trotz seiner erhabenen Stellung doch mit jedermann leutselig umgegangen sei; er sei bei allen Nationen seines Reiches beliebt gewesen, aber schon nach einer halbjährigen Regierung sei er gestorben. Da nun sei ein großer Zwiespalt im Reiche ausgebrochen. Von allen Kriegsscharen sei Abdallah als Fürst anerkannt worden; er habe dann Merwan aus Medina verjagt und

nach Syrien gehen heißen: hier aber sei derselbe durch einige Heerführer zum Fürsten erhoben worden. Eine Wahl wird also auch da angenommen. Es ist aber wohl nicht anders, als daß die Entzweiung auf Stammesverhältnissen beruht, die hier jedoch zurücktreten. Merwan und seine Partei kämpften eine Zeitlang gegen die Übermacht Abdallahs. Um nicht unterzugehen, wandte sich Merwan an den römischen Kaiser Konstantin. Zwischen beiden kam es zu einer Abkunft, in welcher Merwan sich verpflichtete, die römischen Gefangenen herauszugeben und eine Rekognition von tausend Dinaren jeden Tag zu bewilligen. Diese Abkunft ist nun wirklich geschlossen worden; und sie ist für die Kombination aller Angelegenheiten von der größten Wichtigkeit, weil dadurch Merwan nicht nur freie Hand gegen seine Gegner, sondern, wie wenigstens ein Autor andeutet, auch Hülfe von Konstantin bekam. Zu der bedeutenden Stellung, welche Constantinus Pogonatus annahm, gehört auch diese Abkunft; denn der Friede mit den Arabern war Bedingung für das Gedeihen des Reiches.

Man kann die fabelhaften und doch schematischen Ausführungen, welche in Bezug auf die Ansprüche des Kalifats geltend gemacht wurden, übergehen. Der Streit der Stämme wurde nochmals zu Gunsten der Koreischiten entschieden. Merwan, der im Mai 685 starb, hinterließ das Kalifat seinem Sohne Abdalmelik.

Auch dieser, der eine Reihe von Jahren mit Abdallah zu kämpfen hatte, konnte nicht daran denken, die erwähnten Unternehmungen in Afrika ernstlich fortzusetzen oder den Frieden mit Konstantinopel zu brechen; er erneuerte vielmehr die von seinem Vater geschlossene Abkunft. Wenn nun dennoch ein solcher Bruch erfolgte, so lag das Motiv dazu auf der anderen Seite. In Konstantinopel war der friedliebende Constantinus Pogonatus gestorben. Er war sehr beflissen gewesen, die Einheit der Monarchie zu erhalten. Seinen Brüdern hatte er den Titel Augustus entzogen; auch seine jüngeren Söhne sollten ihn nicht führen. Sein ältester Sohn Justinian sollte ihm nachfolgen, ohne durch einen Nebenbuhler beeinträchtigt zu werden. Man kann dem Vater zutrauen, daß er im stande zu sein hoffte, denselben noch zu erziehen und auf die Bahnen zu lenken, die er selbst eingeschlagen hatte. Allein Krankheit raffte ihn vor der Zeit hinweg; im September 685 bestieg Justinian II., erst sechzehnjährig, den Thron.

Justinian war weit entfernt von der Ruhe und Umsicht seines Vaters. Eher könnte man die hochfliegenden Gedanken seines Großvaters Constans II. und des Stifters des Hauses, Heraklius, selbst an ihm wahrnehmen. Die Situation, in der er sich befand, hatte ihren wesentlichen Moment darin, daß das Imperium einer Macht gegenüberstand, welche prinzipiell eine feindselige war, mit der man aber damals in ein freundschaftliches Verhältnis getreten war. Was von einem Frieden zwischen Abdalmelik und Justinian gemeldet wird, erscheint doch nur als eine weitere Ausbildung des zwischen ihren Vätern Merwan und Konstantin abgeschlossenen Vertrages. Die Summe

Geldes, zu deren Zahlung sich Abdalmelik verpflichtete, war dieselbe, welche Merwan versprochen hatte. Auch einige ähnliche Leistungen, die eine Rekognition des römischen Reiches in sich schlossen, blieben bestehen. Die beiden Fürsten traten in eine noch engere Verbindung, als ihre Väter. Namentlich haben sie sich über eine neue Einrichtung in den Grenzprovinzen verständigt, deren Durchführung ein dauerndes freundschaftliches Verhältnis voraussetzte. Land und Einkünfte von Cypern sollten zwischen ihnen geteilt werden; Justinian machte sich anheischig, die Mardaiten aus dem Libanon abzuführen.

Nichts war dem Kalifen lästiger als die Nachbarschaft der Mardaiten, die den Libanon inne hatten und das ganze Gebiet bis Armenia quarta hin, d. h. den römischen Teil von Großarmenien, mit steten Einfällen heimsuchten. Sie bildeten den Mittelpunkt für alle Abtrünnigen in diesen Regionen. Man erinnerte sich in Konstantinopel wohl nicht, daß diese populäre Verbindung dazu gehört hatte, den mächtigen Moawija friedlich zu stimmen und ihn zum Abschluß des ersten Friedens zu vermögen, welcher bis dahin noch immer bestanden und dem Reiche Gelegenheit gegeben hatte, die Verteidigung zu organisieren. Justinian leistete auf diese Beihülfe Verzicht. Er verpflanzte die Mardaiten nach Armenien, wie sie einst von den Küsten des Schwarzen Meeres nach dem Libanon verpflanzt sein sollen. Justinian meinte ihrer dort zur Sicherung seiner Grenzen zu bedürfen. Er schaffte die eingedrungenen Saracenen aus dem Lande oder ließ sie umbringen, um seinen Mardaiten Raum in Armenien zu machen.

Für das Kalifat war es ein erheblicher Vorteil, dieser gefährlichen Nachbarschaft entledigt zu sein. Des Friedens mit den Arabern versichert, brach Justinian die von seinem Vater mit den Bulgaren getroffene Abkunft. Er schlug ihre Horden aus dem Felde und that ihren räuberischen Einfällen Einhalt. Von den Slaven unterwarf er einige Stämme, andere schlossen sich ihm freiwillig an. Er ist dabei auch in Nachteil und zuweilen in Lebensgefahr geraten; die Slaven führte er zum Teil nach Abydos über und siedelte sie daselbst an. Von seinen Handlungen die nachwirkendste ist die, daß er sich aus den übergetretenen Slaven ein Heer bildete, 30000 Mann stark, welches er als ein überschüssiges bezeichnete, d. h. als ein solches, das nicht in dem Berufe der Provinzialverteidigung, welchen die Einrichtung der Themata bezweckte, aufgehe.

Er bekam durch dasselbe eine militärische Macht in die Hand, die er nach dem politischen Bedürfnis verwenden konnte; sie gab ihm auch den Arabern gegenüber ein großes Selbstvertrauen, eben in dem Augenblicke, als es zum Zerwürfnis mit denselben kam. Dies entsprang nicht etwa daher, daß Abdalmelik die versprochenen Geldsummen abzuführen verweigert hätte; aber er brachte den Tribut in einer Form dar, welche die Antipathie des Kaisers aufregte. Man muß sich vergegenwärtigen, daß das Kaisertum noch immer als die höhere Gewalt betrachtet wurde, der eine gewisse Oberhoheit auch über die verlorenen Provinzen zukomme. Nun hatte es Abdalmelik nach

einem unleugbaren Bedürfnis seiner Regierung für angemessen gefunden, die fremden Münzen, die in seinem Gebiete in Umlauf waren, durch eigene arabische zu ersetzen. Er hatte dieselben mit der Formel des Islam bezeichnet: an innerem Gehalt und Gewicht waren sie den römischen gleich. Diese Neuerung aber erregte den Widerwillen des Kaisers. Man hat ihm wohl gesagt, daß es ja nicht auf das Gepräge, sondern auf die Pfunde Goldes ankomme, die ihm geliefert würden.

Er scheint jedoch schon dadurch verletzt worden zu sein, daß das Brustbild der Kaiser, das bisher die Geltung der Münzen sanktioniert hatte, auf den neuen Goldstücken fehlte; den größten Anstoß aber nahm er daran, daß die Legende den Glaubensspruch des Islam enthielt, zugleich mit der Andeutung, daß diese Religion über alle anderen triumphieren werde zum Verdruß der Götzendiener. Daß ein römischer Kaiser sich dadurch beleidigt fühlte, kann nicht in Verwunderung setzen: denn wie oft war die christliche Lehre als polytheistisch verdächtigt worden. In den Münzen lag zugleich eine Anmaßung voller Souveränetät und eine feindselige Demonstration. Justinian sah gleichsam eine Ehrensache für das Reich und die Religion selbst darin, die Zahlung in dieser Form nicht anzunehmen. Die Araber ermahnten ihn, den Vertrag, der zwischen beiden Reichen bestehe, nicht zu brechen; er werde das durch göttliche Strafe büßen müssen. Aber wohlbewaffnet und in seiner Würde beleidigt, ließ Justinian vernehmen, daß er den Frieden nicht länger zu beobachten vermöge. Man erkennt die unerwartete, aber überaus gefährliche Verflechtung der Angelegenheiten; die große Macht Abdalmeliks und seines Vaters Merwan war unter der Konnivenz des griechisch-römischen Imperiums zu stande gekommen. Ihre Partei war unterstützt worden, als sie noch schwach war. Nachdem sie zu voller Stärke gelangt war, geriet der Kaiser mit ihr in Konflikt; er meinte sie aber bestehen zu können. Den Mut dazu schöpfte er aus der großen Zahl der neu gebildeten, hauptsächlich slavischen Milizen. So wurde der Friede zwischen dem Imperium und dem Kalifat aufs neue gebrochen. Von der Verteidigung, die der Vater vorbereitet hatte, ging der Sohn zum offenen Kriege über.

Bei dem ersten Zusammentreffen mit einem allerdings bei weitem schwächeren Heere war Justinian entschieden im Vorteil.

Allein er hatte sich auf Hülfstruppen gestützt, deren er nicht mächtig war. So zuverlässig wie einst die Germanen in diesen orientalischen Kämpfen, erwiesen sich die Slaven bei weitem nicht. Der Oberbefehlshaber der Araber, Mohammed, ein Bruder des Kalifen, wußte den Anführer derselben zu gewinnen, indem er ihm einen mit Goldstücken gefüllten Köcher schickte und noch andere Versprechungen machte. Das von dem Kaiser verschmähte Geld wurde von seinen Kriegsvölkern begierig angenommen.

Die Slaven gingen zu den Arabern über, Justinian II. erlitt eine Niederlage. Armenien ging verloren, die arabischen Streifzüge im römischen Gebiet begannen aufs neue. Eine befestigte Stellung nach außen gehört aber

immer dazu, um den inneren Gehorsam zu erhalten. Die Verluste des Kaisers in einem nicht durchaus gerechtfertigten Kriege erschütterten seine Stellung in der Hauptstadt, die noch nach einer anderen Seite hin aufgeregt war. Die Konflikte, die der Kaiser in Konstantinopel zu bestehen hatte, tragen ein sehr eigentümliches, aristokratisches, kirchliches und zugleich sociales Gepräge an sich.

Eine große Zahl angesehener Patricier, denen Justinian mißtraute, schmachtete in seinen Kerkern. Am meisten fiel es aber ins Gewicht, daß der Kaiser sich mit dem Patriarchen Kallinikus bei folgender Gelegenheit entzweite. Justinian hatte die Absicht gefaßt, in der Nähe des Palastes Sitze für eine der städtischen Faktionen, die der Blauen, der Veneter aufzurichten, wo sie ihn empfangen könnten, die mit einer Fontäne oder vielmehr Cisterne versehen werden sollten. Der Platz aber war von einer Kirche der Gottesgebärerin eingenommen, so daß der Patriarch aufgefordert wurde, bei dem Abbrechen der Kirche feierliche Gebete auszusprechen. Kallinikus antwortete: er habe Weihworte nur für die Aufrichtung von Kirchen, nicht zur Zerstörung derselben; sprach aber endlich auf Andringen des Kaisers eine dem Vorhaben desselben entgegengesetzte Formel aus, die jedoch, indem er sie aussprach, mit dem Worte „Amen" schließend den Eindruck machte, als gebe er nach; worauf die Kirche nach einer anderen Stelle verlegt, und an dieser zerstört wurde. Eine Kirche zerstören, um eine Art von freiem städtischen Versammlungsplatz zu gewinnen, war aber unerhört in Konstantinopel und wurde um so schwerer empfunden, weil sich bei den Bauten des Kaisers seine Beamten ein gewaltsames Verfahren gegen die dabei beschäftigten Arbeiter erlaubten. Daraus entsprang eine Unzufriedenheit, bei der man die Augen auf jenen Leontius wendete, der einst Armenien bezwungen und dem dann wohl die öffentliche Stimme das Kaisertum prognostiziert hatte; jetzt aber war er ebenfalls von Justinian gefänglich festgehalten.

Es machte einen sehr gemischten Eindruck, als nun der Kaiser eben diesen Leontius aus seinem Gefängnis hinweg zu einer hohen Stellung in Griechenland beförderte und ihn abreisen hieß. Dieser selbst meinte nicht anders, als daß er einer baldigen Hinrichtung entgegen gehe. Da ist es geschehen, daß ein paar Mönche an dem Platz, wo er abfahren wollte, sich einfanden unter dem Vorwand, von ihm Abschied zu nehmen; sie gaben ihm aber vielmehr den Rat, zurückzubleiben, um eine Umwälzung in der Stadt hervorzubringen. Das ist denn aufs leichteste ins Werk gesetzt worden. Mit einem bewaffneten Gefolge, das zur Hand war, begab sich Leontius nach dem Prätorium, das zugleich als Staatsgefängnis diente; er ließ dem Präfekten sagen, der Kaiser komme, um Gericht zu halten. Indem der Präfekt auf diese Meldung das Thor öffnete, fiel er in die Gewalt des Leontius und seiner Begleiter und wurde von ihnen an Händen und Füßen gefesselt. Sie befreiten dann die Gefangenen, die ziemlich zahlreich und zum Teil angesehene Männer waren, und früher in militärischen Diensten gestanden hatten. Alle zusammen, der Befreier und die Befreiten, sämtlich bewaffnet, begaben sich nach dem Forum

und ließen sowohl dort, wie in den verschiedenen Regionen der Stadt das christliche Volk aufrufen, in die große Kirche zu kommen. Hier erschien abermals der Patriarch; er sprach abermals ein Wort aus, das eine zweifelhafte Bedeutung hatte. Das aufgeregte Volk antwortete mit dem Geschrei: man solle körperliche Rache an Justinian ausüben. So strömten sie nach dem Cirkus, wo sie Leontius zum Kaiser erhoben. Alles das war bei Nachtzeit geschehen; am Morgen wurde Justinian vor die Menge geführt und hier zwar nicht zum Tode verurteilt, aber zum Exil; durch Verletzung an Nase und Zunge gekennzeichnet, sollte er fortan in Cherson leben. Eine Thronumwälzung sonderbarster Art. Der noch im vollen Besitz der Macht befindliche Fürst wird durch eine Empörung der Gefängnisse gestürzt. Die Gefangenen, die durch eine List befreit worden, stellen sich an die Spitze der durch die Gewaltsamkeiten des Kaisers aufgeregten Volksmenge; sie haben von Anfang an Mönche auf ihrer Seite. Der Patriarch läßt dem Ausbruch ihrer Wut freien Lauf; ohne alle Form bei Nachtzeit im Cirkus beschließt dann das Volk, Justinian ins Exil zu jagen und erhebt an seiner Stelle Leontius zum Kaiser. Es ist nicht eine Palastrevolution, wie so viele vorgekommen sind, sondern eine Überwältigung des Palastes durch den Cirkus, das Gegenteil der Nika Justinians I. Daß nun diese an dem Sprossen einer großen Dynastie vollzogene Gewaltthat allgemeine Beistimmung hätte finden sollen, ließ sich an sich nicht erwarten. Die Gewalt, wie sie bisher bestand, konnte unmöglich so ohne weiteres von einem Imperator zum anderen übergehen. Und wie hätten die Truppen nicht den Wechsel des Imperators, an dem sie keinen Anteil hatten, unangenehm empfinden sollen. Die inneren Bewegungen mußten dann wieder eine nachteilige Rückwirkung auf die auswärtigen Angelegenheiten ausüben. Man kann nicht bezweifeln, daß das größte Unglück, welches das Reich in diesem Moment betraf, mit denselben zusammenhing. Eben damals hatte Abdalmelik die Gewalt des Kalifats wieder in seiner Hand vereinigt.

Im Jahre 692 war Abdallah in Mekka gefallen und damit die große Partei, die er führte, ihres Hauptes beraubt.

Einige Zeit darauf wurden seine Anhänger in Chorasan so gut wie anderwärts vernichtet und in allen Gebieten der Moslimen das Gebet für Abdalmelik abgehalten. Die Gegner, die sich dennoch in Basra und Kufa regten, wurden dann von Haddschadsch, der sich als der stärkste der Pfeile bezeichnete, die Abdalmelik in seinem Köcher habe, unterworfen: Abdalmelik fühlte sich stark genug, die unterbrochenen Kriegszüge gegen Afrika wieder aufzunehmen. „Du hast jetzt freie Hand", schrieb der Kalif an den Befehlshaber des in Ägypten vereinigten starken Heeres, Hassan Ibn-Noman. „Nimm die Schätze des Landes, verteile sie unter deine Gefährten, die es sind und sein wollen, und ziehe aus nach Afrika in den heiligen Krieg." Für die Behauptung und Erweiterung der arabischen Herrschaft war nichts wichtiger, als die schon mehr als einmal versuchte Eroberung der alten Afrika Pro-

consularis der Römer. Besonders hiebei kamen den Arabern die Unruhen in Konstantinopel zu statten. Sie nahmen die von den Römern besetzten Städte fast ohne Widerstand ein, selbst Karthago. Es wurde jetzt die Aufgabe des Leontius, sie wieder zu vertreiben; er säumte nicht, seine Flotte, wie wir ausdrücklich versichert werden, alle seine Schiffe, nach Afrika abgehen zu lassen unter dem Oberbefehl des Patricius Johannes. Und dem gelang es nun auch, die Kette, mit welcher die Araber bereits den Hafen von Karthago versperrt hatten, zu durchbrechen, die Feinde aus der Stadt zu verjagen und in den verlorenen Ortschaften die römische Herrschaft wieder herzustellen. Da zeigte sich aber, wieviel stärker die Araber waren als die Römer. Abdalmelik brachte eine Flotte in See, welche der römischen bei weitem überlegen war, so daß Johannes aus dem Hafen weichen mußte. Von allen Seiten bedrängt, verzweifelte er, sich an den Küsten behaupten zu können; er schiffte sich wieder nach Europa ein, in der Hoffnung, verstärkt zurückzukehren. Da sich das unausführbar zeigte, denn der römische Kaiser war nicht imstande, den Patricius mit frischen Kräften zu unterstützen, geriet die Flotte selbst in empörerische Bewegung. Ein Aufruhr erzeugt in der Regel einen anderen. Als Johannes auf dem Heimwege nach Kreta gelangte, brach eine Empörung gegen ihn und seinen Kaiser aus. Alle seine Unterbefehlshaber waren gegen ihn; er selbst ist dabei umgekommen; sie fielen zugleich von ihm und von dem Kaiser ab. Es ist erklärlich, daß der aus dem Gefängnis zur Regierung aufgestiegene Leontius keine Autorität bei ihnen genoß; auch sollen sie sich geschämt haben, besiegt nach der Hauptstadt zurückzukehren. An Stelle des Leontius erhoben sie einen anderen Führer, des Namens Apsimarus, zum Imperator; sie waren bestimmt gewesen, Karthago zu retten; da dieses mißlungen war, wandten sie ihre Kräfte gegen Konstantinopel selbst.

Wie Konstantinopel und Alexandrien in der letzten Zeit, so hatten früher Rom und Karthago in der engsten kulturhistorischen Verbindung gestanden. Ägypten und Nordafrika gehörten der römisch-griechischen Welt an. Von Italien war Nordafrika schon längst losgerissen und mit Konstantinopel in Verbindung gebracht worden. Nachdem Konstantinopel Alexandrien verloren, konnte es auch Karthago nicht behaupten. Dazu war es zu entfernt und infolge der inneren Beunruhigungen viel zu schwach. Alexandrien und Karthago gerieten unter eine Herrschaft, die sich von Medina und Damaskus über den Osten und Westen der Welt ausbreitete.

Nachdem Karthago in die Hände der Araber gefallen war, eroberten sie die anderen Hauptstädte des Landes wieder. Sie nahmen das altberühmte Vaga ein, dem Justinian den Namen seiner Gemahlin gegeben hatte, im Gebiet des heutigen Tunis. Der arabische Geschichtschreiber Nowairi versichert, daß hierauf kein Platz in dieser Gegend unerobert geblieben sei. Aber in diesem Moment ist ihnen ein anderer Widerstand von afrikanisch-nationalem Charakter entgegengetreten. Auf dem numidischen Gebirge Auras bildete sich ein neuer Mittelpunkt der Verteidigung. Eine wahrhaft historische Gestalt

ist die Nachfolgerin jenes Berberkönigs, durch welchen Okba gefallen war — eine Wahrsagerin, wie Velleda, zugleich eine Königin wie Boadicea — um die sich die Berbern aus Furcht, aber mit Enthusiasmus scharten. Man sagte dem arabischen Heerführer, er würde nichts ausgerichtet haben, wenn er nicht diese Frau überwinde. Gegen sie rückte Hassan Ibn-Noman vor; in der blutigen Schlacht am Flusse Nini, zu der es dann kam, behielt die Königin den Platz; Hassan zog sich nach Barka zurück. In der sehr begründeten Besorgnis, die Araber würden bald zurückkehren und sich festsetzen, geriet die Königin-Wahrsagerin — Kahina ist ihr Name — auf den Gedanken, alle ummauerten Städte und Ortschaften in der Provinz zerstören zu lassen und in ihrem Lande gleichsam den ursprünglichen Zustand wiederherzustellen: denn für ihr Volk sei nur zweierlei von Nöten, Ackerbau und Viehweiden, und diesen Entschluß führte sie aus. Man berichtet, daß das Gebiet von Tripolis bis Tanger auf diese Weise zu Grunde gerichtet worden sei. Aber es gab auch andere Bewohner des Landes als ihre Berbern: die Überbleibsel der alten karthagisch-römischen Kultur, die nichts mehr wünschten, als die Rückkehr der Araber. Als nun Hassan, vom Kalifen wieder verstärkt, von neuem vordrang, überkam die Königin die Besorgnis, daß sie nicht würde widerstehen können; sie war entschlossen, alles über sich ergehen zu lassen. So ging sie in die Schlacht. Schon vorher hatte sie ihre Söhne ins arabische Lager geschickt, um sich für alle möglichen Fälle Hassan zu befreunden. Sie ist besiegt worden und umgekommen. Hierauf wünschten die Berbern Frieden, den ihnen Hassan unter der Bedingung gewährte, daß sie ihm mit einer ansehnlichen Hülfsmacht zur Seite stehen würden; sie waren bereit, den Islam anzunehmen.

Dergestalt sind die Araber Meister von Nordafrika geworden. Es war nicht allein die Gewalt der Waffen, durch welche dieses Werk vollbracht wurde, sondern zugleich eine Art von Einverständnis mit einem Teil der Eingeborenen, wodurch sie festen Fuß faßten, wie in Syrien und Ägypten. In Afrika erschienen sie sogar als die Retter der alten Grundlagen der Kultur einer Königin gegenüber, die, voll von dunkeln Impulsen, die Landschaften und Völker dem Naturzustande zurückzugeben gesonnen war.

Nachdem Hassan diese Eroberungen gemacht hatte, durch die sein Name unsterblich geworden ist, wurde er in die Irrungen, welche zwischen dem Kalifen Abdalmelik, von dem er unmittelbar abhing, und dem Bruder desselben, Abdalaziz, dem Statthalter von Ägypten, ausbrachen, verwickelt. Diesem war das Eingreifen des Kalifen in die Angelegenheiten von Afrika nicht grade erwünscht; überdies aber erweckte es seine Eifersucht, daß der Kalif seinen eigenen Sohn zum Nachfolger bestimmte, während er infolge der von Merwan getroffenen Verfügungen, deren wir noch gedenken werden, sich Hoffnung gemacht hatte, selbst zu der höchsten Stelle zu gelangen. In dem Zwiespalt zwischen beiden ist Hassan zu Grunde gegangen. Abdalaziz ernannte nach seinem eigenen Ermessen einen neuen Statthalter, eben den Mann, der für die glänzendsten Waffenthaten im westlichen Mittelmeer bestimmt war, Musa

den Nussair. Ihm ist die Befestigung der Eroberung von Nordafrika zuzuschreiben.

Von den freien Berberstämmen überwältigte er einen nach dem anderen und drang bis Tanger vor. Überdies aber richtete er sein Augenmerk auf die maritime Bedeutung dieser Küste, nicht weniger als einst vor ihm Karthager und Vandalen. Er organisierte eine Seemacht, von der wir hören, daß sie kurz darauf in Sicilien und Sardinien erschien; auch die Balearen sollen in die Hände Musas gefallen sein.

Die Araber erlangten die Herrschaft im westlichen Becken des Mittelmeeres. Man kann den Nachteil, in den die europäische Welt durch den Verlust von Afrika geriet, nicht hoch genug anschlagen. Jedermann kennt den Anteil, den Afrika an der Entwickelung der christlichen Kirche genommen hat. Mit Italien vereinigt bildete es eine Zeit lang den Sitz der Gelehrsamkeit und der fortschreitenden Entwickelung der lateinischen Kirche. Die Inschriften, die in neuester Zeit aufgefunden sind, beweisen, daß es vollständig romanisiert war. Durch die vandalischen Zeiten war dies Verhältnis nicht unterbrochen worden. Afrika war in alle Interessen des Abendlandes verwoben. Jetzt fiel die große Provinz einem fremden Volke anheim. Das damalige römische Reich war unfähig sie zu behaupten; wie Ägypten und Syrien, so verfiel auch Afrika dem Islam. Dabei aber konnte es sein Verbleiben nicht haben. Wie einst die Karthager, so wurden auch jetzt ihre Stammesverwandten, die Araber nach Spanien fortgezogen. Hier trafen sie noch mit anderen Elementen des europäischen Völkerlebens zusammen, die nun in den Weltkampf eintraten.

Siebentes Kapitel.

Die Araber in Spanien und im südlichen Gallien.

Es war das romanisch-germanische Königreich der Westgoten, mit welchem die Araber bei ihren Eroberungszügen zu Lande und zur See in Konflikt gerieten. Die Westgoten waren auch zur See mächtig, wie ihre Verbindung mit den Langobarden in Italien im Gegensatz zu dem oströmischen Reiche beweist.

Selbst im westlichen Afrika hatten sie festen Fuß gefaßt. Sollten sie nicht den vordringenden Arabern einen besseren Widerstand entgegensetzen als das oströmische Kaisertum; oder sollte die neue Völkerbildung dem Schwerte des Islam ebenso gut unterliegen?

Auch bei den Westgoten aber waren in den letzten Jahrzehnten ebenso verderbliche innere Streitfragen kirchlicher und dynastischer Natur eingetreten,

wie in dem Kaiserreich selbst, nur in einer anderen, der Lage der Dinge entsprechenden Form.

Ein Autor des 7. Jahrhunderts sagt: die westgotische Nation sei unruhig, wenn sie nicht eine starke Hand über sich sehe. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts aber bemerkte man, daß es an einer solchen gebreche. Man erlaube uns, dabei einen Augenblick zu verweilen. Es ist wieder eine sehr eigentümliche Phase der Verfassungsfragen der christlichen Monarchien überhaupt. Um die Ereignisse zu begreifen, ist es unerläßlich, auf diese Fragen näher einzugehen.

Wir wissen, Kindaswinth hatte die höchste Macht mit äußerster Strenge festgehalten. Die Goten von hohem und niederem Range, die er umbrachte, weil sie seiner Krone widerstrebten, werden zu Hunderten gezählt. Er erwarb sich, wie erwähnt, das größte Verdienst um die innere Ordnung des Gotenreiches, aber die Grausamkeit, mit der er seine Macht handhabte, mußte auch ihre Rückwirkung haben: nicht allein, weil nicht alle Gegner vertilgt werden konnten, sondern auch weil die Idee des Christentums dem widersprach, wie einst im römischen Reich zur Zeit des Theodosius. Als nun Receswinth, der bisherige Genosse des Reiches, die Gewalt des Vaters nach dessen Tode antrat, erhob sich eine Opposition im großen Stil. Einer der Magnaten des Reiches, Froja, begab sich nach Septimanien, das die gotischen Gebiete jenseit der Pyrenäen in Gallien umfaßte, sammelte ein ansehnliches Heer und drang über das Gebirge in Spanien ein, wo er Freunde und Anhänger hatte. Receswinth war glücklicher, als Svintila im ähnlichen Falle; er behauptete sich an seiner Stelle, aber die Regierungsweise seines Vaters fortzusetzen, fand er doch unmöglich.

Er war mild von Natur und liebte religiöse Diskussionen mit seiner gelehrten theologischen Gesellschaft, die er um sich sammelte. Auf einem toledanischen Konzil im Jahre 652, bei dem nach spanischer Sitte eine ganze Anzahl weltlicher Großen erschien, so daß es als eine Reichsversammlung angesehen werden konnte, erinnerte er selbst an das alte gesetzliche Herkommen, kraft dessen niemand auf Verzeihung rechnen dürfe, der gegen die Person des Königs oder das Wohl der Gesamtheit etwas unternommen oder auch nur nachweisbar geplant habe; allein dem Grundsatz weitere Folge zu geben, widerspreche dem Gebot der Barmherzigkeit; er müsse es der Versammlung überlassen, ein Mittel anzugeben, durch welches die Verpflichtung des Eides der Treue behauptet, aber doch der Vorwurf der Grausamkeit vermieden werde. Die Akten des Konzils sind voll davon, in welche tiefe Bewegung diese schwere Frage die versammelten Väter versetzt habe. Man begreift das. Es ist doch die Frage, auf welcher die Zwangsgewalt des Staates beruht. Aber unter den obwaltenden Umständen konnte die Versammlung nicht anders als sich zur Milde neigen. Mit dem Schluß, daß die dem Könige zu leistenden Verpflichtungen genau zu beobachten seien, verband sie zugleich den anderen, daß der Bruch dieses Eidschwurs weder durch den Tod, noch durch körperliche Ver-

stümmelung, noch auch durch Exil bestraft werden solle. Obgleich hiebei die königliche Gewalt mit großer Rücksicht behandelt wird, so werden die bisherigen, aus alter Zeit hergebrachten, gewaltsamen Repressionen ihrer Gegner doch eigentlich aufgehoben. Man nimmt die Männer des Widerstandes in dem Fall, daß sie bezwungen werden, wieder in Schutz. Es liegt am Tage, daß das gotische Königtum dabei nicht bestehen konnte.

Der nächste König, Wamba, ein Anhänger Receswinths, doch keineswegs sein Verwandter, fand bald an einem andern Großen griechischer Herkunft einen Widersacher, dem er unterlag.

Dem folgte dann ein Neffe Wambas nach, des Namens Egika. Gegen diesen selbst aber erhob sich wieder ein Gegner von prinzipieller Bedeutung, der oberste Geistliche, Metropolitan von Toledo, Sisbert; er trachtete dem König nach der Herrschaft und dem Leben. Es sieht fast aus, als habe er die geistliche Gewalt zum Mittelpunkt des Staates zu erheben gedacht. Allein die Geistlichkeit selbst scheint nicht damit einverstanden gewesen zu sein. Auf der sechzehnten toledanischen Synode 693 wurde Sisbert angeklagt und verurteilt; er verlor seine geistliche Stellung, das Leben des Königs wurde aufs neue durch kirchliche Sanktion gesichert. Es blieb also bei der geteilten geistlichen und weltlichen Herrschaft. Von einem prinzipiellen Gegensatz zwischen Staat und Kirche finde ich keinen Beweis, aber in der Vereinigung von beiden trat ein unaufhörliches Schwanken zwischen gewaltsamen Repressionen und unbotmäßigem Aufstreben von Mächtigen hervor, durch welches alles wieder unsicher wurde.

Egika hatte den Witiza zum Mitregenten angenommen und als seinen Erben hinterlassen. Witiza begnadigte die, welche sein Vater verurteilt hatte und ließ die Schuldverschreibungen fallen, welche dem Fiskus hatten geschehen müssen. Manche von den Vornehmsten, welche der Vater verurteilt hatte, wurden von dem Sohne in die vornehmsten Ämter wieder eingesetzt.

Eine so durchgreifende Veränderung mußte auch wieder eine Gegenwirkung hervorrufen. Eben darüber ist Witiza gestürzt worden, und hat sich Roderich auf den Thron geschwungen. Hiebei aber ist es unter den Mächtigen des Landes zu einer durchgreifenden Parteiung gekommen. Roderich fand in den Söhnen Witizas heftige Gegner.

In diesen Konflikten des gotischen Königtums, die alle seine Macht lähmten, war es, daß die Araber, die in die unmittelbare Nähe der Meerenge gelangt waren, zu einer Invasion in Spanien schritten. Darüber, wie dies geschehen ist, besitzen wir nur unzuverlässige und kaum verständliche Nachrichten.

Nach der arabischen Tradition, welche in die allgemeine Geschichte aufgenommen ist, hat Musa in Tanger seinen Freigelassenen Tarik zurückgelassen und ihn mit der Handhabung der höchsten Gewalt beauftragt. Dieser aber soll dann mit einem mißvergnügten westgotischen Großen, dem Grafen Julian, der in Ceuta befehligte, in eine Verbindung getreten sein, die zur Invasion in Spanien führte.

Diese Erzählung ist vielfach in Abrede gestellt und sogar die Existenz des Grafen in Zweifel gezogen worden. Dagegen aber hat man, ich denke nicht mit Unrecht, angeführt, daß in den arabischen Geschlechtsregistern Nachkommen Julians vorkommen: denn nicht er selbst, noch sein Sohn, aber sein Enkel ist zum Islam übergegangen. Auf der einen Seite in verschwindenden, aber auf der anderen in starken Zügen tritt er hervor; und ich finde keinen hinreigenden Grund, sein historisches Dasein schlechthin zu leugnen.

In dem Bericht des Ibn Abd-el-Hakem, eines Autors, der zwar erst im neunten Jahrhundert gelebt hat, aber doch der älteste Araber ist, der Nachricht von diesen Ereignissen giebt, findet sich eine Erzählung, in der Graf Julian, den er Bilian nennt, eine große Rolle spielt. Dieser zufolge hat der arabische Freigelassene in Tanger eine Verbindung mit dem spanischen Grafen, der in Ceuta seinen Sitz hat, gesucht. In kurzem aber änderte sich das Verhältnis. Graf Julian bot den Arabern an, sie nach Spanien hinüberzuführen. Dazu soll er dadurch bewogen worden sein, daß König Roderich seine Tochter entehrt habe. Julian würde also nicht daran gedacht haben, den Arabern das Reich zu überliefern, sondern sich an dem König zu rächen. Auf ein so unsicheres Verhältnis wollten jedoch die Araber nicht eingehen.

Die Erzählung ist, Julian habe die beiden Töchter, die ihm noch lebten, den Arabern als Unterpfand seiner Treue überliefert. Diese Verbindung wäre also nicht eine durchaus gleichmäßige gewesen, da Julian durch die Stellung von Geiseln in eine unleugbare Abhängigkeit von dem Freigelassenen geraten wäre, ungefähr so, wie einst Syphax mit Scipio in Spanien eine Verbindung getroffen hatte und ihn dann nach Afrika zu kommen einlud.

Aber welcher Unterschied zwischen dem Freigelassenen eines selbst nicht unabhängigen arabischen Oberhauptes und einem der ersten aller Römer, dem man eine Königskrone angeboten hatte, die er zurückwies. Scipio führte die römische Kultur nach Afrika über, Tarik den gewaltthätigen, noch von keiner Kultur berührten Islam nach Spanien.

Die angeführte älteste arabische Erzählung berichtet, Julian habe die Hand dazu geboten, Araber und Berbern von der afrikanischen nach der europäischen Küste überzusetzen; man habe an der Hin- und Herfahrt an der Küste wenig Anstoß genommen, weil man darin nur einen kommerziellen Verkehr sah. Als nun die Räubereien Tariks und seiner Genossen begannen, ging ihnen die Besatzung von Cordova entgegen, fand sie jedoch stärker, als sie selbst war und wurde geschlagen; nun wäre König Roderich benachrichtigt worden und den Eingedrungenen mit Heeresmacht entgegen gezogen; aber er wurde in der Schlacht besiegt.

Diesen zwar in einer alten, aber doch von der Zeit des Ereignisses weit entfernten Tradition aufbehaltenen Nachrichten gegenüber finden sich nun auch Erzählungen von spanischer Seite von zwei gleichzeitigen Autoren, von denen der eine etwa zehn Jahre, der andere, Isidorus Pacensis, etwa vierzig Jahre

später gelebt hat, die zwar nur sehr einsilbig lauten und zu Zweifeln der Interpretation veranlassen, aber doch schlechterdings nicht übergangen werden dürfen. Aus ihren zusammenstimmenden, und doch wieder abweichenden Berichten läßt sich abnehmen, daß Roderich eben erst bei den beginnenden Einfällen der Araber, die ja nicht auf die Meerenge beschränkt waren, da sie die See überhaupt beherrschten, dazu schritt, sich das Königtum anzumaßen.

Denn Witiza, so scheint es wenigstens, war eben damals gestorben. Roderich hatte zwar einige von den Mächtigen für sich, die ihn sogar zu seiner Usurpation antrieben, allein die Mehrheit der spanischen Großen, die zu keiner Wahl noch Anerkennung zusammenberufen worden war, gegen sich. Indem nun Roderich kraft des Titels, den er angenommen hatte, die Großen des Reiches zur Verteidigung der ihm anvertrauten Provinz — dies ist das ausdrückliche Wort beider Berichte — zusammenberief, trugen sie zwar kein Bedenken, sich bei ihm einzufinden, hatten aber dabei die Absicht, der Usurpation ein Ende zu machen; sie rückten zugleich aus Eifersucht gegen ihn heran. In dem Heere, das sich nun vereinigte, stellte sich nicht die Einheit des gotischen Reiches, sondern die gegenseitige Eifersucht der mächtigen gotischen Geschlechter dar. Als es zur Schlacht gegen die Araber und Berbern kam, als deren Anführer von einem unserer Gewährsmänner auch Tarik erwähnt wird, so erlagen die Goten den räuberischen Horden, welche eingedrungen waren, mit Einem Schlag. Roderich kam um, wie die alte Chronik sagt, zugleich mit seinen Nebenbuhlern. Das gotische Heer wurde von Berbern und Arabern vernichtet. An die Vorfälle, welche von Späteren im einzelnen berichtet werden, hat man guten Grund nicht zu glauben.

In einer noch über Ibn al-Hakem hinausgehenden Nachricht, auf die dieser sich selbst bezieht, heißt es wörtlich: „Tarik und seine Gefährten zogen gegen Roderich aus, sie waren alle zu Fuß, es war kein Reiter unter ihnen. So fochten sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend und glaubten, daß ihr Untergang bevorstehe. Aber Gott tötete Roderich und seine Gefährten und gab den Moslimen den Sieg. Und es war niemals im Westen eine blutigere Schlacht als diese. Die Moslime hoben ihr Schwert drei Tage lang nicht von Roderich und seinen Gefährten weg."

In der Hauptsache ist zwischen den arabischen und occidentalen Nachrichten kein Widerspruch. Wenn man sie kombiniert, so erscheint als Thatsache, daß die Nachfolger der Athaulf und Theoderich, der Leovigild und Sisebut, welche das occidentalische Reich seit dem dritten Jahrhundert in Bewegung erhalten und zuletzt in beschränkter Form fortgesetzt hatten, den räuberischen Haufen der Araber und Berbern unterlagen.

Die Schlacht, die bei Xeres de la Frontera am 25.—26. Juli 711 gesetzt wird, war entscheidend für die Halbinsel überhaupt. In Spanien begegnete ungefähr dasselbe, was wir in Syrien und Ägypten wahrgenommen haben. Die inneren Entzweiungen der politischen und militärischen Macht in den Provinzen verschafften den Arabern den Sieg.

Ihre Kraft lag mehr in den Impulsen der durch den Propheten gepredigten Einheit der Gewalt, als in alter Kriegsübung und der Überlegenheit der Waffen. Die Goten hatten in Spanien gleichsam die Kriegerkaste gebildet. Nachdem diese infolge der inneren Entzweiungen vernichtet war, stießen die Araber auf keinen nachhaltigen Widerstand weiter. Die erlittene Niederlage und das Gerücht, welches die Grausamkeit der Feinde noch überbot, erfüllte alles mit Schrecken, infolgedessen die, welche etwas zu verlieren hatten, in der Flucht ihre Rettung suchten.

Zur Verteidigung waren die Städte nicht vorbereitet. Wie Isidorus versichert, brachen zugleich innere Entzweiungen hervor. Die Verwirrung war bereits allgemein, als nun erst der Emir von Kairwan, Musa, eintraf. Eifersüchtig auf Tarik, vollendete er die Eroberung ohne viel Widerstand zu finden. Mit einer oder der anderen Stadt sind Verträge geschlossen worden, wie einst mit Damaskus, namentlich mit Merida. Isidorus behauptet, auch dabei sei Musa mit Betrug umgegangen; bei jeder entgegengesetzten Bewegung habe er die verderblichsten Gewaltsamkeiten eintreten lassen; die Mächtigen habe er ans Kreuz geschlagen, die Säuglinge in der Wiege nicht geschont.

Fünfzehn Monate hat er in Spanien zugebracht. Der Autor, dem wir folgen, beklagt sich in gregorianischen Ausrufungen über das Unglück, von dem Spanien heimgesucht worden sei, ebenso wie Troja und Jerusalem. Willkommener würde uns eine weitere Ausführung der einzelnen Vorgänge sein; wer könnte ihm aber seinen Schmerz verargen oder seine Teilnahme versagen?

Die romanische Kultur, mit der die Goten ihr Reich verschmolzen hatten, wurde einem durchaus fremdartigen Völkerelement unterworfen, das sich zwar in der Folge zu einem gewissen Grade der Blüte erhob, die aber immer ein orientalisches Gepräge an sich trug. Das Ereignis hat eine welthistorische Seite besonders darin, daß es eine germanische Gründung war, die zertrümmert wurde. Doch war die Absicht der Eroberer nicht etwa, innerhalb Spaniens stehen zu bleiben. Der Bestand des westgotischen Reiches selbst, welches sich von alten Zeiten her tief nach Gallien ausgebreitet hatte, führte sie über die Pyrenäen. Man hat oft erzählt, Musa selbst habe dies Gebirge überschritten und anderweite, weltumfassende Pläne daran geknüpft. Die folgenden Lebensereignisse Musas machen dies unwahrscheinlich. Soviel man sieht, war er beschäftigt, ein afrikanisch-spanisches Reich aufzurichten. Dem einen seiner Söhne, Abdalaziz vertraute er Spanien an, das er von Sevilla aus regieren sollte; einem zweiten das westliche Afrika; sein Sohn Abdallah sollte Statthalter in Kairwan und dem östlichen Afrika bleiben. Sich selbst behielt er ohne Zweifel die oberste Herrschaft vor, jedoch unter dem Kalifen. In diese Kombination scheint es zu gehören, daß Abdalaziz mit dem einzigen, noch nicht unterworfenen gotischen Führer, Theodemir, in Orihuela und Alicante eine Abkunft traf, in welcher den Einwohnern an-

sehnlicher Bezirke eine gewisse Sicherheit für ihre Familie, ihren Besitz und ihre Religion zugesagt wurde, wogegen sie zu einem Kopfgeld in verschiedenen Abstufungen verpflichtet wurden.

Musa begab sich mit den Kostbarkeiten von Andalusien, die er auf einem langen Zuge von Kamelen mit sich führte, selbst nach Damaskus. Hier traf er eben bei dem Übergang des Kalifats von dem ersten Sohne Abdalmeliks, Welid, auf den zweiten, Suleiman, ein. Man erachtet leicht, daß eine so gewaltig emporgekommene Macht eines Statthalters in Damaskus ungern gesehen wurde. Auf Grund von allerlei Vergehungen, die man ihm Schuld gab, wurde Musa zu einer Geldbuße verurteilt, welche für ihn unerschwinglich war. Der große Emir, der den Occident bezwungen hatte, erfuhr ein Schicksal, wie einst der Sage zufolge Belisar unter Justinian. Jene Verfassung, die er seinen Eroberungen zu geben gedachte, konnte nicht ins Leben treten. Sein Sohn Abdalaziz, dem er Spanien anvertraut hatte, wurde, man meint sogar auf Anlaß des Kalifen selbst, umgebracht. Der Vertrag jedoch, den er mit Theodemir geschlossen, wurde von dem Emir al Mumenin bestätigt.

An Stelle des Abdallah in Kairwan finden wir einen vom Kalifen eingesetzten Statthalter, von dem nun wieder die Walis in Spanien abhingen. Einer von diesen ist Al Horr, der nicht allein das muselmanische Regiment in Spanien aufrechterhielt, sondern seine Raubzüge bis tief nach Gallien erstreckte.

Mit Sicherheit ergiebt sich nicht, ob er irgendwo festen Besitz ergriff. Gewiß ist dies von seinem Nachfolger Al Samah, der im Jahre 720 Septimanien unterwarf und eine moslimische Besatzung in Narbonne einlegte. Es waren westgotische Herren und Gallo-Römer, die er in der Abhängigkeit, in welcher sie zu den westgotischen Königen gestanden hatten, zu erhalten dachte. Narbo gelangte wie einst im Altertum bei dem Zusammentreffen verschiedener Nationalitäten zu besonderer Wichtigkeit. Aber die Einwohner waren nicht auf sich allein angewiesen. Es gab mächtige Oberhäupter in Gallien, welche sich dem angesehensten von allen, dem Herzog Eudo von Aquitanien, anschlossen. Eine allgemeine Bewegung erfolgte, als Al Samah seine Waffen gegen Toulouse wandte. Man berichtet, daß er dabei auch geeignete Belagerungswerke bei sich führte. Gegen diese Gefahr vereinigte sich die aquitanische Bevölkerung unter der Anführung Eudos. Vor den Mauern der Stadt ist ein Treffen vorgefallen, in welchem der arabische Anführer mit einem Teil seiner Truppen umkam; die übrigen wurden auseinandergeworfen. Man darf diesen Vorfall nicht gering anschlagen. Es war der erste siegreiche Widerstand, den die Araber im Abendlande fanden. Von ihrem Unternehmen ließen sie sich dadurch nicht abschrecken.

Im Jahre 725 erfolgte ein dritter Angriff unter dem Statthalter Anbasa. Er unterwarf sich Septimanien und ließ die Geiseln, durch die er sich

des Landes zu versichern meinte, nach Barcelona bringen, wie einst Musa die Geiseln der Berbern nach Kairwan. Die Araber haben damals Autun, eine der alten Hauptstädte Galliens, eingenommen und zerstört. Wie es scheint, sammelten sich einige Kriegskräfte unter Führung des Eudo. In einem Scharmützel gegen ihn ist Anbasa gefallen.

Bei den fränkischen Geschichtschreibern erscheinen die arabischen Walis als Könige; in der That aber hingen sie von den Statthaltern in Afrika ab und diese wieder vom Kalifen. Da nun die Statthalter verschiedenen Faktionen angehörten, so geschah es, daß deren Entzweiungen Spanien ergriffen. Dabei hatte es jedoch sein Verbleiben nicht. Die Entzweiungen unter den Arabern erweckten das Selbstgefühl bei den Berbern, die mit ihnen nach Spanien gekommen waren. Mit Widerwillen nahmen sie wahr, daß die Araber auch in Afrika eine gewaltsame Herrschaft ausübten. Es entstand ein Kampf, der Afrika ein paar Jahre lang beschäftigte, nicht ohne auf Spanien zurückzuwirken. Den Unruhen ein Ziel zu setzen, wurden manche vergebliche Versuche gemacht. Endlich gelangte die Herrschaft an Abderrahman Ibn Abdallah, der bei Toulouse mitgefochten und dabei Ehre erworben hatte. Er hatte schon damals das geschlagene Heer eine Zeitlang befehligt. Er wußte sich als Wali in Spanien zwischen den streitenden Parteien, da er doch die Macht des Kalifen repräsentierte, Autorität zu verschaffen. Nur Einen großen Gegner fand er in einem maurischen Führer, der die unbedingte Herrschaft des arabischen Stammes bekämpfte, des Namens Munuza. Mit dem nun war Eudo von Aquitanien in ein enges Verhältnis getreten. Er gab demselben seine Tochter zur Ehe. Eine seltsame Verbindung verschiedener Interessen, des aquitanischen und berberischen, in welches zugleich das christliche in Spanien eingeschlossen war.

Munuza, in welchem sich diese Verbindung konzentrirte, wurde von Abderrahman, der ihn nicht bestehen lassen konnte, angegriffen und bezwungen. Er belagerte denselben in Puycerda und nötigte ihn zu fliehen. Eine Weile durch die Sorge um seine Frau zurückgehalten, suchte Munuza sich in die Gebirge zu retten, aber immer verfolgt und bereits verwundet, hat er sich von einem der höchsten Gipfel, gleichsam die Feinde verlachend, herabgestürzt. Mit ihm verschwand die Aussicht, die Herrschaft der Araber in Spanien zu brechen.

Abderrhaman schickte die Tochter Eudos an das Hoflager des Kalifen, wie einst Griechinnen dem König von Persien zugeschickt worden waren.

Und nun unternahm Abderrhaman, mit seinem großen Heere den Herzog Eudo in seinem Gebiete selbst aufzusuchen und zu vernichten, der sein persönlicher Feind war. Noch einmal hören wir hier den Namen der Vaccäer, deren Bergland er durchschritt. Eudo hatte den Mut, dem moslimischen Heereszuge im offenen Felde widerstehen zu wollen; an der Dordogne ist er ihm erlegen. Nur Gott, sagte man, kenne die Zahl der Gebliebenen. Von der Idee einer Unabhängigkeit von Aquitanien konnte nicht mehr die Rede

sein. Aquitanien wurde weit und breit verwüstet, Abderrahman drang im Frankenreiche vor.

Man sieht wohl, welche Weltgeschicke sich an seinen Sieg und seine Niederlage knüpfen. Die volle Bedeutung dieser Krisis erkennt man erst, wenn man die Verwickelungen ins Auge faßt, in welche die Araber gleichzeitig mit dem oströmischen Reiche gerieten.

Achtes Kapitel.

Die Belagerung von Konstantinopel im Jahre 717.

Wie schon ein paarmal früher, wenden wir unser Augenmerk von den Arabern auf die Griechen, von Damaskus auf Konstantinopel; denn das größte Interesse der damaligen Welt bestand in dem zuweilen beschwichtigten und dann wieder auftauchenden Gegensatz zwischen diesen beiden Mittelpunkten der Macht. Wir berührten die Einwirkung der Siege und Vorteile, welche die Araber über Justinian II. erfochten, und die Rückwirkung, die der Sturz dieses Kaisers auf die allgemeinen Angelegenheiten, namentlich den Kampf in Afrika ausübte. Die Flotte, welche dessen Nachfolger Leontius nach Karthago ausschickte, wurde, da sie nichts ausrichtete und der Meinung war, der Kaiser selbst, der sie nicht gehörig verstärkt hatte, sei an ihrem Unglück schuld und werde sie doch bei ihrer Rückkehr schlecht behandeln, wie erwähnt, dazu vermocht, von ihm abzufallen und sich einen anderen Imperator zu setzen. Es war einer der Anführer, Apsimarus, der den Namen Tiberius III. annahm, und die Flotte gegen Konstantinopel heranführte, um den Thron selbst einzunehmen. Das Ansehen des Leontius hatte in der Hauptstadt keine tiefen Wurzeln geschlagen, und diese wurde soeben von einer verderblichen Krankheit, der Bubonenpest heimgesucht. Es läßt sich erklären, wenn nun die zur Bewachung der gefährdeten Stellen der Mauern aufgestellten Truppen, die nicht einheimische waren, den Kaiser mit ihrem Blut zu verteidigen nicht gemeint waren; sie vergaßen ihre Pflicht so gut wie die Flotte und schlossen sich dieser an. Die Stadt wurde erobert. Die Einwohner hatten sich geweigert, Leontius auszuliefern, aber zur Verteidigung desselben regte sich keine Hand; Leontius wurde verstümmelt und in ein Kloster geschickt. Es ist einleuchtend, daß unter diesen Umständen die Griechen und Römer nichts gegen die Eroberungen der Araber in Afrika unternehmen konnten; aber nach einer anderen Seite hin nahm Apsimarus eine kräftigere Haltung an. Es wurde ihm möglich, einige glückliche Feldzüge auszuführen, in denen er in Cappadocien und Armenien wieder Fuß faßte und selbst in Syrien eindrang.

Befestigt aber war er doch nicht, da Justinian noch lebte und als der Repräsentant der Dynastie des Kaisers Heraklius Anhänger in Menge für sich hatte, so daß die unaufhörlich bewegliche Population, die in der Hauptstadt dominierte, auch wieder dahin gebracht werden konnte, ihn anzuerkennen, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot.

Justinian gab in seinem Exil im taurischen Chersones niemals auf, zurückzukommen und an seinen Feinden Rache zu nehmen; er soll in einer Lage, die sein Leben gefährdete, ausgerufen haben: er wolle lieber untergehen, als sich verpflichten, einen einzigen seiner Feinde zu schonen. Um seinen Zweck zu erreichen, wandte er sich zuerst an die Chazaren, denselben türkischen Stamm, der schon von Heraklius in die allgemeinen Angelegenheiten hereingezogen worden war; er waltete damals unter den ansässigen Nationen von der Wolga bis zum Schwarzen Meere vor. Justinian war mit dem Chan der Chazaren in Familienverbindung getreten, so daß Tiberius bereits von einem Bunde Justinians mit demselben für sich selbst fürchtete und bei dem Chan eine Gegenwirkung durch Geldgeschenke hervorzubringen nicht versäumte. Ein sonderbarer Anblick, daß beide Imperatoren, der regierende und der geflüchtete, einander durch ihre Einwirkung auf fremde Nationen befehdeten.

Justinian mußte besorgen, daß die Chazaren sich auf die Seite seines Feindes schlagen dürften. Die Warnungen, die er erhielt, bewogen ihn die Flucht zu ergreifen; er wandte sich jetzt zu den Feinden der Chazaren, den Bulgaren, welche den Weg nach Konstantinopel beherrschten. Er brachte sie soweit, daß sie in ein enges Bündnis mit ihm traten und ihn nach Konstantinopel zurückzuführen sich anheischig machten. Sie setzten ihn instand, mit einer bewaffneten Macht in der Nähe der Hauptstadt, unfern der Blachernen zu erscheinen. Durch seine drohende Haltung allein machte er keinen Eindruck bei den Bürgern; als es ihm aber glückte, durch einen Abzugskanal in die Stadt zu dringen, fand er auch keinen Widerstand. In dem verwirrten Getümmel, das sich dann erhob, nahm er den Palast ein und trat wieder als Imperator auf. Vergebens suchte Tiberius sich durch die Flucht zu retten. Er wurde zugleich mit Leontius in den Cirkus gebracht, wo Justinian unter dem umgestimmten Volk seine alte Stelle eingenommen hatte. Man hörte den Spruch ausrufen: Du wirst über Drachen und Schlangen gehen, als er seinen Fuß auf den Nacken der beiden herbeigeführten Gegner setzte. Er ließ sie unverzüglich töten. Aber damit war sein Racheburst, dem er auch im Exil Ausdruck gegeben, nicht befriedigt. Dem Patriarchen Kallinikus, dem er wohl nicht mit Unrecht seine erste Verjagung zuschrieb, ließ er die Augen ausstechen. Alle die, welche den beiden Usurpatoren gedient hatten, wurden mit entsetzlichen Grausamkeiten heimgesucht. Seine Handlungen, in denen er byzantinischen Witz mit religiösen Anspielungen verbrämte, deren Grundzug aber ungezähmte Rachsucht war, haben ihm den Abscheu der Nachwelt zugezogen.

Da er aber nicht einmal die Bulgaren im Zaum halten, geschweige die nun ihrerseits andringenden Araber zurückzuweisen vermochte — die ersteren brachten ihm eine Niederlage bei, so daß er mit Schimpf nach der Hauptstadt zurückkam —, so erhob sich auch gegen ihn eine empörerische Bewegung. Sie ging von Cherson aus, der Stadt, die dem Kaiser bei seinen ersten Versuchen zurückzukehren Widerstand geleistet hatte, und die er dafür zu züchtigen versuchte. Die Chersoniten wußten aber einen vom Kaiser vorlängst exilierten Heerführer, Bardanes, für sich zu gewinnen; auch versicherten sie sich der Hülfe des von Justinian durch seine Flucht beleidigten Chans der Chazaren. Der Führer der vom Kaiser herbeigeschickten Flotte, Elias, fand es, da er die Empörung nicht zu überwältigen vermochte, ratsam, sich derselben anzuschließen; denn er hätte sonst selbst die Hand des Kaisers, der keine Nachsicht kannte, fürchten müssen. Bardanes wurde zum Kaiser erhoben und brach mit der Flotte, die zu ihm übergetreten war, auf, um die Hauptstadt des Reiches in Besitz zu nehmen. Justinian vermochte weder den äußeren Feinden zu widerstehen, noch die inneren zu überwältigen. Der Ruf seiner Grausamkeit wurde ihm selbst verderblich. Er war nach Sinope gegangen, wo er die gegen ihn bestimmte Flotte vorüberfahren sah, ohne sie hindern zu können. Sein Schicksal ward hierdurch entschieden. Sein Sohn wurde von Bardanes, der sich dann in den Besitz des Thrones setzte, umgebracht, er selbst von Elias. So greifen die inneren und äußeren Angelegenheiten zusammen; der äußere Krieg bringt die inneren Zerwürfnisse hervor, dieser äußere Verluste. Eine an und für sich geringe Übermacht entscheidet über das Imperium, sie stürzt die einen und erhebt die anderen. Mit den politischen Irrungen waren auch die religiösen verbunden.

Auch Bardanes-Pilippikus, der sich der monotheletischen Partei zuneigte, erfreute sich seines Erfolges nicht lange. In dem benachbarten thracischen Thema behaupteten entschlossene Gegner, von ein paar mißvergnügten Patriciern geführt, die Oberhand.

Als nun Bardanes einst ein circensisches Fest mit einem Umzug in der Stadt, der sehr prächtig ausfiel, und mit einem Gastmahl gefeiert hatte, hierauf aber sich zur Ruhe legte, fanden die Emissare jener Patricier den Weg ins Gemach, verstümmelten ihn und nahmen ihn in Gewahrsam, so daß er wenige Tage darauf verschied. Das Volk hatte daran keinen Anteil; es erhob vielmehr den Geheimschreiber des Ermordeten, Artemius, zum Kaiser, der den Namen Anastasius annahm.

Auch dieser aber, ebenfalls ein Monothelet, konnte die Feindseligkeit der entgegengesetzten Partei nicht unterdrücken. Es ging ihm ähnlich, wie kurz vorher dem Leontius; doch ist der Verlauf der Sache noch außerordentlicher als damals. Er versammelte in Rhodus eine Flotte, welche die arabischen Seefahrten zwischen Phönizien und Ägypten unterbrechen sollte. Hier erhob sich dann eine Empörung gegen ihn. Wenn wir nicht irren, so hing dies damit zusammen, daß Bardanes durch die Milizen des Militärbezirkes

Opsikion, die damals in Thracien standen, überfallen worden war, und daß nun eben die Opsikianer es waren, welche Anastasius auf jener Flotte zu verwenden gedachte. Wahrscheinlich fürchteten sie, es sei bei der anbefohlenen Unternehmung auf ihren Untergang abgesehen.

Sie brachten den Logotheten ums Leben, dem Anastasius den Oberbefehl anvertraut hatte, und machten sich auf den Heimweg. Unterwegs fühlten sie die Notwendigkeit, auch ihrerseits dem Kaiser ein Oberhaupt vom höchsten Rang entgegenzusetzen. Sie preßten gleichsam einen höheren Beamten, des Namens Theodosius, zum Imperator: denn nur der Gewalt gab er nach, indem er die ihm angebotene Würde annahm. Er sammelte nun erst eine zahlreiche Flotte aus jenem Militärbezirk, wobei einer gotisch-griechischen Bevölkerung Erwähnung geschieht. Anastasius, der nach Nicäa gegangen war, hatte auch eine Flotte, welche den Opsikianern den Weg nach Konstantinopel versperrte, sich aber dann zurückzog, so daß die Empörer nach Thracien übergehen konnten. Konstantinopel leistete ihnen keinen Widerstand, sie nahmen die höheren Beamten gefangen. Als diese nach Nicäa gebracht wurden, verzweifelte Anastasius sich zu behaupten. Er verzichtete auf das Imperium, blieb aber am Leben, da er sich entschloß, Mönchskleidung anzulegen.

Überlegen wir, welch ein Zustand dies war.

Der letzte Sprosse des Heraklius war durch fremde Hülfe, durch die Bulgaren wieder hergestellt worden. Er wurde, und auch dann nur infolge eines städtischen Tumultes, durch einen Gegner vernichtet, der sich auf den Beistand der Chazaren stützte und ihm den Zugang nach Konstantinopel abgewann. Dieser erlag dann wieder einem Militäraufstand mitten in der Hauptstadt. Gegen dessen Nachfolger erhob sich bei der ersten kriegerischen Maßregel, die er ergriff, eine Empörung der Flotte, die ihn überwand und ihn zur Abdankung nötigte.

Ein Kaiser nach dem anderen tumultuarisch erhoben und wieder gestürzt, ehe er festen Fuß fassen konnte; die Empörung blieb immer siegreich.

In welcher ganz anderen Verfassung befand sich die höchste Gewalt im Kalifat. Auf Abdalmelik war im Jahre 705 Welid I. gefolgt, einer der mächtigsten unter allen Fürsten der Gläubigen. Er wußte alle Regungen der Empörung niederzuhalten. Den größten Eindruck machte es auf seine Zeitgenossen, daß er, obwohl er die göttliche Gnade nicht besessen, dennoch die Macht aller benachbarter Völker gebrochen hatte; mit vollendeter Klugheit habe er seine Kriegszüge angeordnet. Seine Waffen waren siegreich am Indus und am Atlantischen Ocean; er ist es, unter welchem Spanien erobert wurde. Zugleich hat er den Krieg gegen das griechisch-römische Reich mit großem Erfolge aufgenommen. Im Jahre 709 belagerte sein Bruder Maslama das von den Römern wohl befestigte Tyana.

Justinian schickte zwei Heere zum Entsatze gegen ihn heran, deren Führer sich aber schlecht untereinander verstanden. Die Araber, die eine Cirkum-

vallation um die Stadt geschlagen hatten, aber schon Mangel an Lebensmitteln litten; so daß sie nahe daran waren, die Belagerung aufzuheben, gingen den beiden Heerführern entgegen, schlugen sie aus dem Felde und bemächtigten sich des Lagers. Die Griechen waren in einer großen Schlacht von den Männern des Koran besiegt worden.

Durch die Lebensmittel, welche die Araber in dem Lager fanden, aus ihrer Verlegenheit gerettet, beschlossen sie nicht zu weichen, bis sie die Stadt genommen hätten. Hierauf überlieferten sich die Einwohner unter bestimmten Bedingungen, die nicht einmal gehalten worden sind.

So fiel Tyana, die Hauptstadt der Provinz Cilicia secunda, der Hauptort im Thema Cappadocien, von wo die Straßen nach Cilicien und Syrien ausgingen, in die Hände der Araber. Im folgenden Jahre eroberte Maslama Heraklea am Pontus, das damals zum Thema Bucellariorum gehörte. Abbas, Sohn Welids, bemächtigte sich im Jahre 712 der von den Griechen unter Tiberius-Absimarus wieder gewonnenen Städte Samosata und Amasia. Im Jahre 713 wurde Antiochia im Pisidien genommen. Vier Heere standen damals gegen die Griechen im Felde.

Im Jahre 714 durchzog Maslama Galatien, das er verwüstete. Schon hatte Welid, es kann kein Zweifel darüber obwalten, eine große Unternehmung gegen Konstantinopel beschlossen. Ein römischer Gesandter, der in pacifikatorischer Absicht zu ihm geschickt wurde, versicherte doch, alles sei zu einem Unternehmen gegen die Kaiserstadt vorbereitet, sowohl zu Wasser als zu Lande.

Welid hoffte seinen Eroberungen im fernen Osten und Westen auch die Überwältigung des griechischen Reiches hinzuzufügen. Die großen Eigenschaften, die er entwickelte, hätten ihn vielleicht dazu fähig gemacht. In diesem Augenblick aber starb er. Durch die anstandlose Succession seines Bruders Suleiman infolge der von Abdalmelik getroffenen Bestimmungen geschah es, daß das Kalifat sich in ungeschwächter Autorität fortsetzte. Allein zu dem großen Unternehmen in der Weise, wie es Welid vorbereitet hatte, konnte es doch nicht sogleich kommen.

Erst nachdem der Übergang der Gewalt von der einen Hand in die andere vollzogen war, schickte sich das Kalifat zur Durchführung seiner großen Absichten an. Wer hätte da nicht meinen sollen, daß Konstantinopel in die Hände des Kalifen fallen oder wenigstens das Kaisertum vollkommen von ihm abhängig werden würde. Durch eine der unerwartetsten Verflechtungen, die jemals vorgekommen sind, ist es doch geschehen, daß das griechische Reich noch Widerstand zu leisten vermochte.

Der neue Kaiser Theodosius fand keineswegs überall Gehorsam; denn das Landheer mißbilligte, was die Flotte gethan hatte. Namentlich setzten sich ihm die Befehlshaber des anatolischen und armenischen Bezirkes, Leo und Artabasdus entgegen. Sie hielten an dem abgesetzten Kaiser fest, dem sie ihre Stellung verdankten. Man konnte nicht anders erwarten, als daß

aus diesen inneren Verwirrungen der bewaffneten Macht der Ruin des Reiches hervorgehen würde. Aber wenn man alles überlegt, so wird sich nicht leugnen lassen, daß eben in diesen Differenzen das Mittel der Rettung lag. Denn die beiden Führer hielten an den Pflichten ihrer militärischen Stellung fest; obwohl sie den neuen Kaiser anerkannten, fuhren sie doch fort, sich den Angriffen der Araber auf das Reich mit Nachdruck zu widersetzen. Dadurch entstand dann in Maslama wieder die Absicht, eine Abkunft mit den Heerführern zu schließen.

Aber nicht auf Anastasius, dessen Sache sie dem Namen nach führten, konnte man zurückkommen. In der Menge selbst brach sich der Gedanke Bahn, daß der mächtigste der beiden Anführer, Leo, genannt der Isaurier, der nächste Kaiser sein werde. Leo gehörte einer Familie an, die unter Justinians II. Regierung aus Germanicia in Commagene an den Grenzen von Cilicien weggeführt und nach Thracien in der Nähe von Konstantinopel verpflanzt worden war. Der junge Leo sah das nun wohl eben nicht als ein Unglück an. Als Justinian zurückgekehrt war, zeigte er demselben eine große Hingebung, besonders in den Kriegen gegen die Bulgaren. Leo trat bei der Leibwache in militärischen Dienst und wurde zum Spatharius befördert. Er genoß schon damals ein nicht geringes Ansehen, so daß er von der mißmutigen, aber aufmerksamen Menge als der künftige Imperator bezeichnet worden ist. Es mag sein, daß Justinian durch diesen Verdacht veranlaßt wurde, den aufstrebenden Kriegsmann mit einer Mission in weite Ferne zu betrauen; er schickte ihn zu den Alanen mit dem Auftrag, gegen eine andere benachbarte Völkerschaft, die Abasger, Krieg zu erheben. Das wurde denn auch wirklich ins Werk gesetzt. Und bei der Heimkehr Leos trug sich ein Ereignis zu, das seinen Ruf noch vermehrte; sie war nicht ohne große Schwierigkeiten, da auf der einen Seite die Abasger sie nicht gestatten wollten, der einzige Weg aber, welcher eingeschlagen werden konnte, durch einen befestigten Ort verschlossen wurde, der unter der Botmäßigkeit der Saracenen stand. Der Befehlshaber, Pharasmanius, war vom Kalifen eben dahin gesetzt. Leo wußte aus versprengten Römern eine kleine Schar um sich zu sammeln, mit der er sich den Einwohnern der Stadt und dem Pharasmanius selbst so furchtbar machte, daß dieser ihm endlich gestattete, mit dreißig Mann seinen Durchzug zu nehmen. Darauf ging Leo ein, gab aber den dreißig Mann, die ihn begleiteten, den Befehl, die Thore zu besetzen und alle anderen ebenfalls einzulassen. Dadurch wurde er Meister des Ortes; er ließ Feuer in die Häuser werfen, so daß die Einwohner entflohen und die ganze Stadt in seine Hände geriet; auch die Mauern ließ er schleifen. Hierauf begab er sich nach dem römischen Gebiet, wo er mit Freuden empfangen wurde.

In dieser ersten Handlung seines Lebens zeigte Leo sich zwar unzuverlässig gegen den Feind, aber unternehmend für das Reich, standhaft und verwegen inmitten der Gefahr; fast ohne alle Hülfsmittel hat er sogar eine Eroberung gemacht. Sein Erfolg war unerwartet und glänzend. So kehrte er nach

Konstantinopel zurück. An der Katastrophe Justinians nahm er keinen Anteil, er gehörte vielmehr zur Partei desselben. Aber Anastasius, der dann emporkam und einer anderen angehörte, hielt doch für gut, dem tapferen Manne eine hohe Stellung anzuweisen. Im Volke wollte man nicht glauben, daß er, indem er dem Theodosius widerstrebte, an der Sache des Anastasius, die schon eine verlorene war, unbedingt festhalten werde. Die öffentliche Meinung dachte ihm die Krone zu. Diese Idee ergriff nun die Führer des arabischen Heeres, das soeben in den griechisch-römischen Gebieten vordrang.

Die Araber hatten damals mit einer Abteilung ihres Heeres die Belagerung des wichtigsten Platzes in Großphrygien, Amorium, unternommen; schon hiebei ist diese Stimmung zu Tage gekommen. Sie glaubten den Widerstand am besten durch das Ansehen des Dux Leo brechen zu können; sie sagten: dem gehöre das Reich. Hierauf gingen die Einwohner ein; sie waren die ersten, welche Leo als Kaiser anerkannten, der aber, besonnen und geschickt, die Gelegenheit ergriff, die Stadt zu besetzen und verteidigungsfähig zu machen. Erst jetzt kam Maslama mit der Hauptmacht heran. Er vollendete die Eroberung von Cappadocien, bemerkte aber wohl, daß die Einwohner sich unterwarfen, weil sie darauf rechneten, daß Leo das Kaisertum erlangen werde.

Unzufrieden damit, daß Amorium von Leo besetzt worden, nahm Maslama doch wahr, daß er mit demselben nicht brechen dürfte, hatten sie doch beide in dem Kaiser Theodosius ihren gemeinschaftlichen Feind.

Leo seinerseits konnte einen Bruch mit Maslama nicht wünschen, da dieser seine eigene Statthalterschaft bedroht haben würde. So ist es zwischen beiden zu einer Annäherung gekommen, über deren Einzelheiten wir jedoch nicht zuverlässig unterrichtet sind.

Die Griechen erzählen, Maslama habe den Leo wissen lassen, daß das römische Imperium ihm gehöre; er möge kommen, er denke Frieden mit ihm zu schließen; Leo sei nicht selbst gegangen, sondern habe seine Gesandten geschickt; mit diesen habe Maslama seine Abkunft getroffen und hierauf sei Leo als Imperator begrüßt worden.

Bei den arabischen Schriftstellern finden sich bei allen ihren fabelhaften Abweichungen doch analoge Traditionen. Tabari erwähnt Verhandlungen zwischen den Gesandten Leos und dem arabischen Feldherrn Maslama. Bei ihm fordert Leo die Entfernung der Moslimen und verpflichtet sich zu einer ansehnlichen Geldentschädigung, welche sich fast wie eine Brandschatzung ausnimmt, — ein Dreißigstel der griechischen Habe soll ihm zu Teil werden. Auch haben ihm zufolge die Einwohner von Byzanz Leo das Kaisertum versprochen, wenn er sie von Maslama befreie.

So gefaßt ist es ein Fabelgebilde. Aber es liegt ihm die Wahrheit zu Grunde, daß die Erhebung Leos zum Kaisertum und die Entfernung des moslemischen Heeres aus dem griechischen Gebiet zusammenfallen. Ein entscheidender Beweis dafür liegt darin, daß Maslama die von Leo beherrschten

Landschaften, das sogenannte Anatolikum nicht betrat. Unmöglich hätte er sich dazu entschließen können, wenn er nicht in Leo den künftigen Herrscher des Reiches, mit dem er sich verständigen müßte, gesehen hätte. Nach den griechischen Nachrichten läßt sich nicht bezweifeln, daß die imperatorische Würde Leos von den Arabern zuerst dem Sinne der Provinzialen gemäß ausgesprochen und dann erst innerhalb des Reiches zu allgemeiner Anerkennung gebracht worden ist.

Ohne viel Mühe gelangte Leo hierauf in den Besitz der höchsten Stellung. Indem er sich gegen Nikomedien wendet, fällt der heranziehende Sohn des Theodosius, den die Beamten des Palastes begleiten, in seine Hände.

Er ist schon Meister der angesehensten Persönlichkeiten des Hofes, als er sich, wenn wir darüber recht unterrichtet sind, nicht ohne eine mit diesen selbst gepflogene Unterhandlung nach Chrysopolis begiebt, wo Theodosius verweilt. Dieser gerät in eine ähnliche Verlegenheit wie sein Vorgänger.

Nachdem er sich mit dem Patriarchen und den Senatoren, die um ihn sind, beraten hat, beschließt er, sich der höchsten Gewalt, die er nicht gesucht hat, selbst zu entledigen; er ist zufrieden damit, daß Leo ihm persönliche Sicherheit zusagt. Theodosius schreitet zur Abdankung und tritt zugleich mit seinem Sohn in den geistlichen Stand. Leo bemächtigt sich des Kaisertums.

Er zieht durch die goldene Pforte in Konstantinopel ein und empfängt die Krone in der Hagia Sophia. Ihm zur Seite steht Artabasdus, den er durch Vermählung mit seiner Tochter an sich knüpfte und zu einer hohen Stellung im Palast erhob.

Durch dies Ereignis nahmen die Verhältnisse des Imperiums eine sehr eigentümliche Gestalt an. Schon bei den letzten Thronbesteigungen hatten die Beziehungen zu fremden Völkern eingreifend mitgewirkt. Justinian II. war infolge seines Verständnisses mit den Bulgaren wiederhergestellt und durch die Verbindung der Chazaren mit seinen Feinden in Cherson abermals gestürzt worden. Von einer direkten Einwirkung fremder Völker auf die Thronbesteigung war jetzt nicht die Rede; aber Leo verdankte doch seine erste Erhebung der Vermittelung zwischen den Arabern und den Eingeborenen der Romania, wie man das griechische Reich wohl nannte. Wenn er jetzt auch in Konstantinopel anerkannt wurde, so geschah das zu dem entgegengesetzten Zwecke, die Hauptstadt gegen die Anfälle der Moslimen zu verteidigen. Hierdurch geriet nun Leo augenscheinlich in einen inneren Zwiespalt mit sich selbst. Er war durch die Kontinuität des Kaisertums genötigt, sich den Invasionen der Moslimen entgegenzusetzen. Dann aber konnten neue Konflikte mit denselben nicht ausbleiben; obwohl durch die vorangegangenen Vorfälle ihnen einigermaßen verpflichtet, mußte Leo doch Stellung gegen sie nehmen. Die Verhältnisse lagen so, daß die Verteidigung der Hauptstadt auch persönlich für ihn selbst zur Notwendigkeit wurde.

Mit Bestimmtheit erfahren wir, daß Leo den Arabern Geldzahlungen zugesagt habe. In seiner Stellung als Imperator aber war er weder geneigt,

die Versprechungen, die er als Dux gegeben hatte, zu erfüllen, noch vielleicht dazu im stande; Geldzahlungen würden immer als ein Tribut, das Reich durch ihre Leistung als seiner Selbständigkeit beraubt erschienen sein. Wurden nun die Zusagen nicht gehalten, in deren Folge sich die Araber zurückgezogen hatten, so fühlten sie sich umsomehr berechtigt, ihre früheren Versuche gegen Konstantinopel mit aller Energie wieder aufzunehmen. Die alten Feindseligkeiten brachen wieder aus. Und so wohlvorbereitet war alles, daß Maslama im nächsten Jahre Konstantinopel zugleich zu Land und zur See anzugreifen vermochte, wozu es weder unter Chosru Parwiz noch unter Moawija gekommen war. In der Verbindung von beiden lag die Gefahr. Die Griechen, deren innere und äußere Politik sonst nicht eben Bewunderung erweckt, haben doch auch diesmal verstanden, ihre Hauptstadt tapfer und geschickt zu verteidigen. Sie erwarben sich damit ein Verdienst um die Welt überhaupt.

Konstantinopel war für die Kontinuation der Universalgeschichte unentbehrlich. In der Eroberung von Konstantinopel würde ein Ereignis gelegen haben, welches alle Weltverhältnisse zum Vorteil des Kalifats und des Islam entschieden hätte.

Die Entschlossenheit des Kaisers, der bereitwillige Eifer der Bewohner und das griechische Feuer haben Konstantinopel gerettet.

Den Völkern alter Kultur kommt auch die Überlieferung der Kriegserfahrung und Kriegsmittel, die in früheren Zeiten in besonderen Fällen gebraucht worden sind, zu gute. Unter diese kann das griechische Feuer gerechnet werden. Schon in den syrisch-römischen Kriegen haben die Rhodier, damals die geübtesten Seeleute, Maschinen besessen, durch welche sie Feuer auf ihre Gegner schleuderten. Die Verwendung dieses Elementes zu den Zwecken des Seekrieges war in den Konflikten mit den Arabern wieder versucht worden und hatte große Erfolge hervorgebracht. Ein Syrer von griechischer Herkunft, Kallinikus, hatte es, wie oben erwähnt, in den griechischen Seedienst eingeführt. Es hatte bereits in einer Seeschlacht zur Entscheidung beigetragen; zur Verwendung bei der Abwehr einer Belagerung ist es erst unter Leo dem Isaurier gekommen. Es bestand aus einem Gemenge brennbarer und explodierender Stoffe, denen sehr ähnlich, welche die Substanz des Schießpulvers ausmachen. Bei der Verwendung zur See treten besonders die Erdöle hervor, welche, einmal in Brand gesetzt, durch das Wasser nicht ausgelöscht werden konnten, sondern sich eher verstärkten; dabei bemerkte man Donner und Rauch. Auf den Brandern, deren man sich schon im Altertum vielfältig bediente, zur Anwendung gebracht, hatte das griechische Feuer eine unwiderstehliche Wirkung. Leo, ein alter geübter Kriegsmann, wußte es gerade im rechten Augenblick zu brauchen.

Noch im Sommer 717 gelang es Maslama, über die Meerenge zu setzen und sich des Thema Thrace, zu dem Konstantinopel gehörte, zu bemächtigen. Er errichtete vor der Stadt ein Lager, um jede Zufuhr zu derselben unmöglich

zu machen. Man rühmt, wie zweckmäßig er dasselbe befestigt habe, ganz anders noch als Mohammed sein Lager vor Medina.

Kurze Zeit darauf erschien eine stattliche Kriegsflotte unter einem Wesir, der den Namen Suleiman führte, wie der damalige Kalif. Diese legte sich im Angesicht der Stadt vor Anker. Unter der zusammengreifenden Wirkung eines Angriffes zu Lande und zur See schien das alte Byzanz verloren zu sein. Jetzt aber kamen ihm die Meeresströmungen im Hafen, an dem es einst erbaut worden war, zu statten. Als der Wind von Norden nach Süden umsetzte, waren die Schiffe der Araber genötigt, ihre Station zu verlassen und eine andere zu suchen; dabei aber gerieten sie in Verwirrung.

Diesen Moment nun ergriff Leo zur Anwendung seiner neuen Waffe. Soviel wir erfahren, bestieg er selbst einen Zweiruderer, mit dem er die vorliegenden Schiffe der Feinde mit einem alten, schon von Thucydides erwähnten Stratagem durchbrach und dann zwanzig derselben in Brand steckte. Die feindliche Flotte, noch im Angesicht der Stadt, wurde hierdurch vollends auseinandergeworfen und zerstört; die Fahrzeuge suchten ihr Heil in einem nahen Hafen. Durch diesen Einen Schlag war alles entschieden. Die Stadt fühlte sich sogut wie gerettet, die Einwohner wurden noch herzhafter als sie bisher gewesen waren. Dadurch wurde aber auch das Landheer für Maslama nutzlos. Im nächsten Winter zeigte sich das thracische Klima den Arabern unerträglich. Im folgenden Frühjahr sind wohl noch einige Versuche zur See gemacht worden, doch gingen einzelne von den ägyptischen Seeleuten in Leos Dienst über. Maslama sah, daß er selbst gefährdet sei; er litt Mangel an Lebensmitteln und gab die Unternehmung auf.

Durch diesen großen Erfolg wurde Leo erst in seiner imperatorischen Würde befestigt. Anhänger des Anastasius, die es unternahmen, denselben wieder auf den Thron zu bringen, richteten doch nicht das mindeste aus; sie wurden sämtlich am Leben gestraft. Der Versuch der Sicilianer, sich unabhängig zu machen, indem man, durch die Gefährdung von Konstantinopel ermutigt, einen neuen Imperator aufstellte, verschwand in nichts.

In Leo, dem Isaurier, lebte derselbe Impuls der Alleinherrschaft, wie in den meisten thatkräftigen Imperatoren. Nicht allein die finanziellen Angelegenheiten suchte er seinem Sinne gemäß zu gestalten; auch in den geistlichen griff er nicht minder eigenmächtig ein, als etwa Heraklius. Leo der Isaurier ist der erste in der Reihe der sogenannten bilderstürmenden Kaiser; von ihm schreibt sich der Ursprung des Bilderstreites her, der die gesamte Kirche im Abendlande und Morgenlande erschüttert hat. Wir wollen desselben später gedenken. Hier sei es genug, daran zu erinnern, daß man die Verwerfung der Bilder, die er aussprach, wohl nicht mit Unrecht als eine Rückwirkung des weltbeherrschenden Islam ansah. Sein Motiv wird dasselbe gewesen sein, das wir bei Heraklius bemerkten. Die Kaiser wollten die vornehmste Einwendung wegräumen, welche die Araber gegen die Gebräuche und Satzungen der Kirche erhoben. Man hat Leo selbst als saracenisch

gesinnt bezeichnet. Indem er sich in dieser Beziehung den Arabern näherte, fuhr er doch fort, dieselben zu bekämpfen. Durch die glückliche Verteidigung von Konstantinopel war den Einfällen derselben keineswegs Einhalt gethan. Die Unruhen, die der Bildersturm hervorrief, so daß sich die Cykladen gegen den Kaiser empörten, und das griechische Feuer im Inneren des Reiches zur Anwendung gebracht wurde, kamen den Arabern sehr zu statten.

Im Jahre 727 drangen sie in verschiedenen Heerhaufen nach Bithynien vor und belagerten Nicäa; nur dem Widerstande der Denkmale der Märtyrer, die dabei zerstört wurden, wird es zugeschrieben, daß sie abziehen mußten, was jedoch nicht geschah, ohne daß sie zahlreiche Gefangene wegschleppten. Ähnliche Züge vollzogen sie 730 in Cappadocien; 732 in Paphlagonien, in späteren Jahren in Armenien. Es ist jedoch nicht erforderlich, derselben näher zu gedenken, denn auf die Entscheidung der Weltbegebenheiten hatten sie keinen Einfluß.

So allgemein wichtig es auch sein mochte, daß Konstantinopel nicht in die Hände der Moslimen fiel, so hatte doch das Mißlingen einer Belagerung die Wirkung nicht, den Eroberungseifer der Kalifen von Damaskus zurückzuhalten oder gar zu vernichten. Sie waren vielmehr, wie wir wissen, in einem Unternehmen begriffen, von welchem die Entscheidung der Weltgeschicke bei weitem mehr abhing. Es war eben der Zug, den damals der Emir von Cordova, Abderrahman, nach Aquitanien unternommen und bisher siegreich ausgeführt hatte. Er schickte sich an, das fränkische Reich zu überziehen, und alles lag daran, ob er in dasselbe vordringen würde oder nicht. Dem zu widerstehen war die Aufgabe des Frankenreiches, das nach mancherlei Schwankungen eben in diesem Moment zu fester Gestaltung gelangte.

Neuntes Kapitel.

Die späteren Merowinger und Karl Martell.

Wäre der Angriff der Araber auf die Franken unter denselben Umständen erfolgt, wie der Einbruch Tariks und Musas in Spanien, so würden die Franken ihnen wahrscheinlich ebenso erlegen sein wie dort die Goten. Die germanisch-romanische Welt würde der Überflutung der Araber nicht haben widerstehen können. Die fränkischen Zustände unterschieden sich von den westgotischen hauptsächlich dadurch, daß die Franken sich um einen festen Mittelpunkt zu scharen begonnen hatten, der bei den Westgoten fehlte. Die Entzweiungen der spanischen Großen und ihrer Könige hatten das Meiste dazu beigetragen, daß das Unternehmen der Araber diesen so leicht und so voll-

ständig gelang. Auch das merowingische Königtum wäre in alle den Zerwürfnissen, in die es durch die Teilung des Reiches, sowohl in sich selbst als mit den mächtigsten Großen geriet, dem gewaltig vordringenden Feinde Widerstand zu leisten nicht fähig gewesen. Aber in diesen inneren Kämpfen erhob sich eine Macht, welche alle Streitkräfte um sich zu vereinigen und den Kampf gegen die Araber zu bestehen vermochte. Diese Begebenheit entwickelte sich vor allem aus dem Verhältnis, in welches die Könige mit den Majoresdomus gerieten.

Die Merowinger und das Majordomat.

Die Würde des Majordomus, welche wir schon bei den Ostgoten finden, gewann bei den Franken an und für sich größere Bedeutung. Der Majordomus war dazu bestimmt, den königlichen Palast in Ordnung zu halten und die unmittelbaren königlichen Gefälle einzuziehen. Er war Oberhofmeister und zugleich, wenn wir so sagen dürfen, dirigierender Minister. Im Laufe der Zeit war es nun geschehen, daß diese Würde weniger vom Könige abhing, den sie doch unmittelbar repräsentierte, als von dem hohen Adel in jeder Provinz. Zuerst fand dies in Burgund statt, wo der vornehme Adel ein gewisses Recht auf diese Stelle in Anspruch nahm, am entscheidendsten aber in Austrasien, wo sich die Aristokratie zum Mitbesitz der monarchischen Gewalt erhob und die Würde des Majordomats bei einem und demselben Geschlecht blieb. Es ist das Geschlecht der Arnulfinger, dem die Karolinger entstammen.

Allezeit haben die Karolinger Metz als ihre Heimat und Arnulf, den Bischof von Metz, als ihren Stammvater angesehen. Im Palast bekleidete er die Stelle eines Domestikus, welchem die wichtigsten Provinzialgeschäfte oblagen; in sechs verschiedenen Bezirken hat er dieses Amt ausgeübt und dabei auch im Kriege gegen die Nachbarn sich hervorgethan. In dieser Stellung vermählte er sich mit einer Dame vornehmster Herkunft und wurde der Gründer einer Familie. Das hinderte ihn aber nicht, das Bistum von Metz, eines der wichtigsten, die es im Reiche gab, auf allgemeines Andringen des Volkes anzunehmen. Er besaß alles, was die Zeit hochschätzte. Man hat ihn nach seinem Ableben heilig gesprochen.

Mit Pippin, einem anderen austrasischen Großen, verbündet, erwarb er eine Autorität, welche das austrasische Reich dominierte. Beide waren Oberhäupter der Faktion, gegen welche Königin Brunhilde die Burgunder ins Feld führte, und der sie dann selbst unterlag. Oben ist angedeutet, wie sehr sich durch dieses Ereignis die Lage des Königtums der Merowinger überhaupt veränderte. Die Provinzen gewannen demselben gegenüber eine sehr ausgesprochene Selbständigkeit. Die weltlichen und geistlichen Großen wurden der unmittelbaren Einwirkung der höchsten Gewalt überhoben: auch die unteren Gewalten sollten den Provinzen angehören, in denen sie ihr Amt ausübten. Welche Stellung aber erlangten dann die Männer, die an der

Spitze der siegreichen Aristokratie standen. Pippin und Arnulf waren es, welche König Chlotar II. im Jahre 613 auf den Thron von Austrasien brachten. Chlotar überließ Austrasien seinem jungen Sohne Dagobert, der ausschließlich mit Bischof Arnulf und Pippin, der zum Majordomus erhoben wurde, regierte.

Das Wesen dieser Regierung lag darin, daß sie von dem Palast ausging. Dieser war zugleich das Centrum für die geistlich-weltliche Aristokratie des Landes. Der Majordomus verband das aristokratische Interesse mit dem dynastischen. Bei dem Gange, den die Ereignisse genommen hatten, versteht es sich gleichsam von selbst, daß der junge König, der dann auf den Thron stieg, von den Oberhäuptern der Aristokratie, denen er seine Autorität verdankte, abhing. Darin aber lag nun ein Problem für die Gesamtverfassung des Reiches, das gleich nach dem Tode Chlotars in volle Evidenz trat, indem nun ein anderer König, welcher die Autorität über die drei Reiche in Anspruch nahm, auf den Thron gelangte. Wie sollte sich die der mächtigsten Provinz eingeräumte Selbständigkeit zu demselben verhalten; oder wie sollte die Einheit des Reiches aufrechterhalten werden, wenn diese Unabhängigkeit bestand? Sollten sich die übrigen Provinzen einem von Austrasiern geleiteten Palatium unterwerfen oder sollte Austrasien einem von den anderen Provinzen umgestalteten Palatium sich fügen?

Nach dem Tode Chlotars II. im Jahre 629 wurde dessen Sohn Dagobert durch die Hülfe seiner Austrasier zum Alleinbesitz des Thrones befördert. Ein austrasisches Gefolge begleitete ihn nach den neustrisch-burgundischen Grenzen, wie denn nach den beiden anderen Provinzen die Aufforderung ergangen war, denselben als den ältesten Sohn in seinem Rechte anzuerkennen. Bei den Burgundern hatte das keine Schwierigkeit. Auf dem Wege von Rheims nach Soissons begegneten die geistlichen und weltlichen Großen dem König und brachten ihm ihre Unterwerfung dar.

In Neustrien fand insofern eine Gegenwirkung statt, als ein Teil der Großen den jüngeren Sohn Chlotars, Charibert, vorgezogen hatte, aber das herkömmliche Vorrecht des ältesten Sohnes behielt doch die Oberhand. Der größere Teil schloß sich an Dagobert an, und dieser wurde vermocht, dem jüngeren Bruder einen Teil des Reiches, die fränkischen Gebiete jenseit der Loire, zu überlassen.

Dagobert nahm auch Neustrien und die Schätze seines Vaters in Besitz, er wurde wieder als Monarch der Franken bezeichnet. Wenn nun aber die Austrasier auch unter diesen Umständen ihre Unabhängigkeit zu behaupten gemeint hatten, so sahen sie sich getäuscht. Der Majordomus Pippin geriet sehr bald zwischen dem Einfluß des allgemeinen Königs und den Ansprüchen seiner austrasischen Stammesverwandten in großes Gedränge. Der gleichzeitige Chronist rühmt die Klugheit und Vorsicht, mit welcher er sich in diesem Konflikt bewegt habe; bald aber kam es doch zu einem Ausbruch desselben, der die widerwärtigsten Folgen für das Gesamtreich hatte. Es ist ein

Moment, der für die Weltstellung des Frankenreiches überhaupt entscheidend geworden ist.

Unter Dagobert nahm das Frankenreich eine sehr angesehene Stellung unter den Mächten der Welt ein. Es war nicht ohne Fühlung mit dem Kaiser Heraklius und den westgotischen Königen, seine Herrschaft breitete sich weit unter den germanischen Stämmen aus. Da trat, eigentlich unerwartet, ein politisches Ereignis ein, bei welchem sich seine Macht erst erproben sollte.

Die Avaren, welche die Balkanhalbinsel größtenteils inne hatten und die Nachbarvölker beherrschten, so daß sie sowohl dem griechischen als dem fränkischen Reiche beschwerlich fielen, verloren durch den Untergang der Sassaniden den besten Rückhalt, den sie bisher genossen hatten. Sie entzweiten sich untereinander, und auch die slavischen Völkerschaften, die ihnen unterworfen waren, setzten sich den gewaltsamen Mißhandlungen, die man ihnen anthat, entgegen. Unter ihnen stand ein reicher Handelsherr auf, wie denn Handelsunternehmungen auch in dieser Zeit nicht ohne bewaffnetes Geleite ausgeführt werden konnten, ein Franke von Herkunft, des Namens Samo, der sich in den Kämpfen gegen die Avaren an ihre Spitze stellte und an den Vorteilen, die sie erfochten, so großen Anteil hatte, daß sie ihn zu ihrem obersten Anführer, Knjäs oder König erhoben. An und für sich war das keineswegs gegen das Interesse des fränkischen Reiches und Namens; allein Samo, obwohl ein Franke, nahm doch eine Unabhängigkeit von dem fränkischen Reiche in Anspruch, die dieses nicht dulden konnte. Fränkische Kaufleute, welche den alten Handelsweg wieder aufsuchten, wurden durch Wenden, die nach ihren Reichtümern gelüstete, erschlagen, worauf dann Dagobert nicht säumte, das Oberhaupt derselben, eben Samo, hierüber zur Rede stellen zu lassen. Samo antwortete, auch andere Beleidigungen von beiden Seiten seien vorgefallen. Er schlug dem Gesandten vor, über diese Irrungen ein Placitum, d. h. einen gemeinschaftlichen Gerichtstag entscheiden zu lassen. Der Gesandte wollte davon nichts hören; er behauptete, daß Dagobert ja eigentlich ihr Herr und Herr des Landes sei. Wenn man die Worte, welche hiebei gewechselt worden sind, erwägt, so machten die Franken den Anspruch, daß Dagobert von Samo und seinen Völkern Gehorsam fordern könne. Samo leugnete nicht, daß das Land, das er inne habe, dem König gehöre, sowie auch das Volk das seine sei, wofür er aber auch selbst Freundschaft beweisen müsse. Das aber wollte der Gesandte nicht anerkennen. Schon der alte Autor, dem wir folgen, behauptet, der Gesandte habe dabei seine Instruktion überschritten. Er hob unbesonnener Weise den Unterschied zwischen den Herren, die Christen, und den Unterthanen, die Heiden seien, hervor; zwischen denen könne keine Freundschaft bestehen. Samo erwiderte: wenn die Franken die Knechte Gottes und sie nur die Hunde Gottes seien, — Worte, die der Gesandte gebraucht haben wird —, so sei es ihnen erlaubt, die Knechte, die sich gegen sie vergehen, mit Bissen zu zerreißen. So die Erzählung, aus der man wenigstens sieht, daß das Interesse sicheren Handelsverkehrs, der Re-

ligion und der politischen Zugehörigkeit zwischen Franken und Slaven eine Entzweiung hervorrief, aus der sich ein offener Krieg entspann. Als die historische Handlung Samos muß man ansehen, daß er, obwohl ein geborener Franke, doch die Sache des Volkes, das ihn zu seinem Oberhaupt erkoren hatte, zu der seinen machte. Er unternahm es, sein Volk wie gegen die Avaren, so auch gegen die Germanen zu verteidigen.

Die Slaven hatten damals ausgedehnte Sitze in Böhmen und Kärnthen inne. Dagobert richtete einen großen Kriegszug gegen sie, an welchem Alemannen und Langobarden beteiligt waren. Die beiden ersten Heerhaufen erfochten Vorteile über die Feinde, nicht so der dritte. Man weiß nicht genau, wo die Wogastisburg lag, ob bei Grätz oder im Egerthale; das letztere gilt für wahrscheinlicher. Mit Bestimmtheit wird überliefert, daß die Wenden ihre Burg mit Tapferkeit verteidigten. Die Franken erlitten eine Niederlage. Fredegar versichert, das sei nur durch den schlechten Willen der Austrasier geschehen, welche über die unter der Regierung Dagoberts in ihrem Gebiete ausgeübten Gewaltsamkeiten mißvergnügt gewesen seien.

Ein so entschiedener Mißerfolg gegen eine in ihrer Ausbreitung begriffene Nationalität, veranlaßt durch Entzweiungen im fränkischen Heere selbst, konnte nicht anders, als die schwersten Nachwirkungen nach beiden Seiten haben. Es ist der Zeitpunkt, in welchem sich die Wenden über die Grenzen des fränkischen Reiches an der oberen Elbe hauptsächlich nach Thüringen ergossen und das Land besetzten. Auch die Sorben finden wir unter ihnen namentlich aufgeführt.

Um ihnen zu widerstehen, mußte Dagobert den Sachsen einen alten Tribut erlassen und in Thüringen einen Herzog einsetzen, den Austrasiern aber einen eigenen Majordomus unter seinem jüngeren Sohne Sigibert bewilligen. Zu diesem Amt ernannte er den Ansegisel (Adalgisel), den Sohn Arnulfs. Dieser war der Schwiegersohn des älteren Pippin, welcher noch lebte und noch immer einen maßgebenden Einfluß ausübte, besonders infolge seiner Verbindung mit Bischof Kunibert von Köln. Abgesehen von den persönlichen Motiven leuchtet doch so viel ein, daß den Austrasiern das Maß von Selbständigkeit, das sie früher besaßen, zurückgegeben wurde und zwar unter der Leitung der wieder vereinigten Familien Arnulfs und Pippins.

Eine feste Ordnung der Dinge war das aber nicht. Bei dem Tode Pippins erhob sich ein Hader, der alles verwirrte. Grimoald, der Sohn Pippins, meinte, die Stellung seines Vaters zu behaupten. Er fand aber einen Gegner im Palast selbst. Der Sohn des Mannes, von welchem die Erziehung des jungen Königs geleitet wurde, Otto, machte nicht ohne Erfolg Anspruch auf das Majordomat. Denn auch Pippin hatte Widersacher genug; Kunibert allein vermochte die andere Partei nach dem Tode desselben nicht zurückzudrängen. Die hierdurch veranlaßte Entzweiung kam abermals bei einem Kriegszug zum Ausdruck.

Auch Dagobert I. war gestorben, und dieser Todesfall bewog den Herzog von Thüringen, Radulf, der sich immer widerstrebend gezeigt hatte, zu völliger Unbotmäßigkeit, die sich gegen den König und den Palast in Austrasien, von denen er doch zunächst abhing, richtete. Und da er mit dem damals in Bayern herrschenden agilolfingischen Geschlechte verbunden war, so mußte ein Kriegszug gegen beide unternommen werden. Ohne Mühe wurde der Agilolfinger Farus, Chrodoalds Sohn, geschlagen, aber Radulf leistete in seiner Burg an der Unstrut den kräftigsten Widerstand. Was ihm dabei besonders zu Hülfe kam, war die Entzweiung unter den Austrasiern selbst.

Von einem Teile versichert, daß man es nicht ernstlich gegen ihn meine, drang er um so stärker gegen den anderen vor und richtete unter demselben ein Blutbad an, bei dessen Anblick der junge Sigibert in Thränen ausbrach. Er selbst aber würde wahrscheinlich erlegen sein, hätten sich nicht Grimoald und Adalgisel seiner angenommen. Da auch Radulf sich zur Anerkennung des Königs bequemte, zog das ohnehin geschlagene Heer sich zurück. Es wird besonders den mainzischen Heerhaufen Schuld gegeben, daß die Sache so schlecht abgelaufen war.

Gerade in dieser allgemeinen Verwirrung, an der auch der Schwabenherzog teil genommen haben soll, wußte Grimoald durch diesen sich seines Mitbewerbers zu entledigen und das Majordomat in Besitz zu nehmen. Damit aber war sein Ehrgeiz noch nicht befriedigt. Als auch Sigibert starb, meinte er neue Einwirkungen von Neustrien her fürchten zu müssen, wo Chlodwig II. den Thron bestiegen hatte. Er hat den Versuch gemacht, seinen eigenen Sohn an dessen Stelle zu setzen. Sigibert hatte bereits einen Abkömmling; Grimoald verstand es, denselben zu entfernen und seinen eigenen Sohn, dem er den merowingischen Namen Childebert gab, als König einzusetzen und ihm eine gewisse Anerkennung zu verschaffen.

Austrasien würde dadurch vollkommen unabhängig geworden und in Gegensatz gegen Neustrien getreten sein. Aber soweit waren doch die Franken dem merowingischen Hause nicht entfremdet, daß sie sich das hätten gefallen lassen. Von dem Königtum auf einer anderen Grundlage als dem Erbrecht hatte man keinen Begriff. Sie bemächtigten sich Grimoalds und schleppten ihn samt seinem Sohne nach Paris vor den König, der beide verurteilen ließ.

Jahr und Tag dieser Ereignisse lassen sich nicht genau ermitteln; man hat sogar eine Notiz gefunden, nach der es scheinen könnte, als hätte Grimoald einige Jahre selbständig regiert. Ich will hierüber nicht entscheiden; unleugbar ist doch die Thatsache, daß Grimoald es unternommen hat, sich des Thrones selbständig zu bemeistern, dadurch aber mit den Franken zerfallen ist und den Tod gefunden hat. Sein ganzes Geschlecht wurde so zurückgedrängt und zugleich trat die alte, von den genealogischen Ansprüchen unabhängige Frage, welche das Verhältnis zwischen den drei fränkischen Reichen, namentlich zwischen Neustrien und Austrasien, betraf, in ein neues Stadium. Neustrien bekam aufs neue das Übergewicht. Die Autorität des

Reiches konzentrierte sich nochmals in dem königlichen Palatium zu Paris, wo nun Chlodwig II. die Stellung eines Monarchen der drei Reiche einnahm.

Nach dessen Tode schritt man aber doch wieder den alten Gewohnheiten des merowingischen Hauses gemäß zu einer Teilung. Neustrien nahm der älteste Sohn des Verstorbenen, Chlotar III., in Besitz; er vereinigte damit Burgund. In Austrasien wurde abermals ein unabhängiger Fürst, ein zweiter Sprosse des merowingischen Hauses, Childerich II., eingesetzt; jedoch auch Chlotar hatte keinen männlichen Erben. Als er im Jahre 673 gestorben war, trat eine Spaltung über seine Nachfolge ein, die dann für das Land wie das Haus unheilvolle Wirkungen herbeiführte. Niemals standen sich die Momente des inneren Lebens des fränkischen Reiches beständiger und greifbarer gegenüber. Das Amt des Majordomus war an Ebroin übergegangen, der es aber im Gegensatz mit den Ansprüchen der neustrisch-burgundischen Aristokratie verwaltete.

Während nun seine Gegner ihre Augen auf den austrasischen König Childerich wendeten, zog Ebroin den anderen Bruder Chlotars, Theoderich, hervor und proklamierte ihn als König. Er verletzte aber alle aristokratischen Rechte und Ansprüche dadurch, daß er diese Erhebung vornahm, ohne die gewohnte Versammlung der Großen, in welcher die Könige anerkannt zu werden pflegten, zu berufen. Ebroin ist für die Gesamtgeschichte des Frankenreiches dadurch bedeutend, daß er die höchste Gewalt in Neustrien nochmals zu erneuern und sie zugleich über die beiden anderen Reiche auszudehnen suchte. Sein Majordomat war jedoch nicht wie das der Pippiniden im Gegensatz gegen das Königtum errungen worden; er schloß sich an das Königtum, von dem sich seine Macht herschrieb, ohne Rückhalt an; es gewann den Anschein, als ob die beiden Gewalten enge vereinigt die Einheit des gesamten Frankenreiches in kompakter Macht darstellen würden. Notwendig aber fand er Widerstand, besonders waren die Burgunder mißvergnügt. Diese meinten, er wolle sich der Autorität des Königs nur bedienen, um in dessen Namen den schwersten Druck über sie zu verhängen; sie fürchteten, alle Selbständigkeit zu verlieren. Es war nicht so sehr auf eine Empörung gegen Theoderich abgesehen, wenn sie nun den Bruder desselben aus Austrasien herbeiriefen, als gegen den Majordomus, der im Namen Theoderichs regierte. Infolge des allgemeinen Hasses, den Ebroin sich zugezogen hatte, war die Sache auf das leichteste entschieden. Er sah sich plötzlich von jedermann verlassen; es schien noch ein Akt der Gnade zu sein, wenn er nach dem Kloster Luxovium verwiesen wurde. Auch auf Theoderich war der Haß zurückgefallen, welchen sein Majordomus erweckte. Mit Einem Schlage trat Childerich von Austrasien auch in den beiden anderen Reichen als König auf, doch hielten diese die Zeit für gekommen, um der Wiederaufrichtung der Gewalt, wie sie Ebroin versucht hatte, vorzubeugen. Es liegt eine Art von Wahlkapitulation darin, wenn ihnen Childerich zusagte, auch in den beiden anderen Reichen keine Einmischung eines Fremden zu gestatten, und die Regierung derselben, wobei

ohne Zweifel auch die Stellung eines Majordomus verstanden wurde, nur in die Hände von Eingeborenen zu legen. Man kann darin eine weitere Ausbildung der im Jahre 614 festgesetzten Bestimmungen über die Organisation des Reiches sehen, welche trotz aller entgegengesetzten Versuche noch immer als gesetzlich maßgebend betrachtet werden konnten. Die Mitglieder der Aristokratie nahmen eine gleiche Berechtigung zu den obersten Verwaltungsstellen in Anspruch. Einen Machthaber, wie Ebroin, der sie alle niederhielt, wollten sie nicht wieder aufkommen lassen.

Childerich war von seinem austrasischen Majordomus, Wulfoald, begleitet, aber eben darauf kam es an, dessen Macht auf Austrasien zu beschränken, Neustrien und besonders Burgund der Regierung der einheimischen Großen zu überlassen. Insofern nun auch Wulfoald durch die austrasischen Großen eingeschränkt wurde, trat eine Art von ständischem Regiment in Aussicht. Der König erschien an der Spitze der drei Provinzialreiche doch wieder sehr beschränkt. Unter denen, die neben dem König sich eines vorwaltenden Ansehens erfreuten, war keiner einflußreicher, als der Bischof von Autun, Leodegar, welcher sich diesem, wenn wir ihn richtig verstehen, ständisch und provinziell eingeengten Königtum zuneigte. In ihm spiegelte sich die Macht der hohen Geistlichkeit ungefähr in dem Sinne des Gregor von Tours. Er war von vornehmer Herkunft, von seinen Eltern in früher Jugend dem Palast zugeführt, — wo alle zusammenkamen, welche auf hohe Ämter Anspruch machen konnten, — und dann einem benachbarten Bischof übergeben, der ihn in der Weise der Zeit zu seinem Nachfolger erziehen sollte. Hier nicht allein in den geistlichen Disciplinen, sondern auch in der Rechtswissenschaft unterrichtet, entwickelte er alle die Eigenschaften, die seinem Beruf entsprachen. Er war ein schöner, junger Mann von sittlicher Strenge und angeborener Liebenswürdigkeit. Wieder an den Hof gekommen, gelangte er zu einer großen Autorität; er erhielt die Würde eines Bischofs zunächst ohne Diöcese, um an dem Hof einen angemessenen Rang bekleiden zu können. Bei der im Bistum von Autun eintretenden Vakanz wurde ihm dasselbe übertragen. Von seinen Brüdern und Verwandten unterstützt, erwarb er besonderes Ansehen in Burgund; unter den Gegnern Ebroins war er einer der wirksamsten und nach dessen Entfernung finden wir ihn in der Nähe des neuen Königs, wo er allmählich zu einer beherrschenden Autorität gelangte. Einer seiner Biographen versichert, Leodegar sei zur Würde eines Majordomus erhoben worden, was doch nur mit Bezug auf Burgund verstanden werden könnte; denn eben für ihn bildete die gegenseitige Unabhängigkeit der verschiedenen Reiche den vornehmsten Gesichtspunkt der Politik. Nicht auf immer aber wollte der König Childerich dem Zwang unterliegen, dem er bei seiner Thronbesteigung unterworfen worden war. Nach einiger Zeit hatte sich Leodegar zu beklagen, daß die erwähnte Kapitulation doch nicht streng gehalten werde; überdies aber nahm er auf seinem kirchlichen Standpunkt an der Ehe Childerichs, dessen Gemahlin die Tochter eines seiner Oheime war, Anstoß.

Eine Verbindung, die er mit dem Patricius Viktor von Marseille schloß, wurde ihm sogar als eine Art von Verräterei angerechnet. Einst bei der Feier des Osterfestes, die in Autun statthaben sollte, kam es zum vollen Ausbruch des Haders. Der geistliche Aristokrat meinte, am Leben bedroht zu sein; er versuchte zu entfliehen, wurde aber eingeholt und dann auch seinerseits nach Luxovium geschickt, wo nun die beiden Gegner Ebroin und Leodegar zusammentrafen, — nicht jedoch als Feinde. Es fügte sich wohl, daß sie miteinander in Verkehr traten und im Gegensatz gegen den regierenden Fürsten ein gewisses Verständnis miteinander schlossen. Da ereignete es sich, daß Childerich, der vor keiner Gewaltsamkeit zurückschreckte und auch Männer von hoher Herkunft körperlichen Züchtigungen preisgab, sich unter seiner Umgebung heftige Feindseligkeiten zuzog. Es kam soweit, daß er einst bei der Jagd überfallen und getötet wurde. Nicht allein er selbst, auch seine Gemahlin, die eben guter Hoffnung war, erlag diesem Schicksal. Ob Leodegar auf eine oder die andere Weise an dieser Katastrophe Anteil gehabt hat, läßt sich nicht ausmachen. Er ist darüber von einer späteren Synode verurteilt worden; und die Worte, in denen er seine Mitwissenschaft leugnet, lauten doch zweifelhaft. Gewiß gehörten die Mörder des Königs nicht zu seinen Gegnern. Das Ereignis selbst aber war das schwerste, welches das merowingische Haus und das Königtum selbst betreffen konnte: denn der König war doch kraftvoll und mächtig; er hatte keinen Nachkommen, der ihn hätte ersetzen können. Nach seinem Tode traten auf der Stelle die unseligsten Folgen ein. Eine Anzahl widerspenstiger Edelleute, die verjagt waren, entweder unter Ebroin oder unter der folgenden Verwaltung, kamen jetzt zurück, setzten sich eigenmächtig in den Besitz, aus dem sie vertrieben waren, und suchten ihre Gegner mit wilder Grausamkeit heim. Die Anarchie wuchs in einer Weise an, daß man die Vorboten des jüngsten Gerichts herannahen zu sehen glaubte. Die Erscheinung eines Kometen wurde als eine Vorbedeutung für den Ruin der bestehenden Ordnung der Dinge betrachtet. Unverzüglich wurden die beiden Exilierten in ihrem Kloster in diese Verwirrung hineingezogen. Ihre Anhänger, obwohl untereinander keineswegs einverstanden, erschienen doch mit gesammelter Macht, um sie aus ihrem Gefängnis abzuholen. Sie sind dann miteinander zuerst nach Autun gekommen und auf das feierlichste empfangen worden. Das Volk war erfreut, seinen alten Oberhirten wieder mit Augen zu sehen, allein in diesem Moment regte sich wieder die alte Entzweiung zwischen ihnen. Ebroin, der ebenfalls den Mönchshabit genommen hatte, warf denselben von sich und stellte sich an die Spitze seiner alten Faktion.

Indessen war nun von den anderen fränkischen Großen Theoderich, dem die abgeschnittenen Haare wieder gewachsen waren, aufs neue zum König erhoben worden. Man hatte ihm zugleich einen Majordomus, des Namens Leudesius, gegeben. Sie hielten Hof zu Noyon. Aber es läßt sich verstehen, wenn jetzt auch die Austrasier gegen ihn auftraten, da er doch nur zum Ersatz

ihres alten Fürsten gewaltsam auf den Thron gelangt war. Auch bei den Austrasiern fand Ebroin Unterstützung. Den vereinten Faktionen konnte der neuernannte Majordomus, der zur mittleren Partei gehört zu haben scheint, nicht widerstehen. Er wurde von Ebroin gestürzt, der nach einigem Zögern Theoderich anerkannte, aber nun die höchste Gewalt wieder vollständig in die Hand bekam. Er setzte die Kombination ins Werk, wegen deren er verjagt worden war. Und keinen Augenblick konnte er sich mit Leodegar vertragen. Der Bischof sah sich von der Faktion Ebroins in Autun belagert; er hatte aber die Selbstentsagung, daß er das Volk der Stadt nicht um seinetwillen zu Grunde richten lassen wollte. So geriet er in die Hände der Feinde, welche die, doch wohl von Byzanz herübergekommene Grausamkeit hatten, ihm die Augen auszustechen und ihn einem Kloster zu übergeben.

Ebroin übte dann ein Regiment des Schreckens aus. Er gab vor, die Ermordung des Königs Childerich rächen zu wollen. Die Männer, die seine Gegner waren, wurden getötet oder ihrer Habe beraubt. Er schonte auch die Nonnenklöster nicht, deren Vorsteherinnen vornehme Frauen waren, und den Geschlechtern angehörten, die er haßte und verfolgte. Dies Regiment suchte er auch über Austrasien auszubreiten; hier aber fand er Widerstand, nicht so sehr an Wulfoald, der sich dorthin zurückgezogen, und jenen Merowinger, der einst von Grimoald nach Irland verbannt worden war, als König aufgestellt hatte, als an dem Hause des Grimoald selbst, den Arnulfingern.

Die beiden Führer, die sich gegen Ebroin erhoben, Martin und Pippin, waren beide Enkel Arnulfs. Ebroin aber war ihnen zu stark, er besiegte sie in einer blutigen Schlacht, aus welcher Pippin glücklich in die Heimat entrann. Martin, der sich nach Laon geflüchtet hatte, wurde von Ebroin eingeladen, sich zum König Theoderich zu begeben; Ebroin versicherte ihn eidlich seines Lebens. Der Eid wurde auf leere Reliquienkästchen geleistet, so daß Ebroin sich durch denselben nicht für gebunden erachtete. Er ließ Martin umbringen. Ebroin war einer der vornehmsten Männer der Welt, wie die Vita Leodegarii sagt, berühmt in drei Weltteilen. Für die Anschauung der Verhältnisse der Zeit ist er noch auf eine andere Weise merkwürdig.

Man dürfte nicht annehmen, daß aus der Würde eines Majordomus die Entzweiung mit dem Königtum entsprungen sei; man sieht vielmehr, daß sich Ebroin in seiner ministeriellen Qualität unbedingt an den König anschloß, ohne den er nichts vermocht hätte und durch den er so stark würde, sich seiner Feinde zu entledigen. Der obwaltende Gegensatz beruhte vielmehr auf der Unabhängigkeit der Teilreiche gegen die mit der königlichen vereinigte Gewalt des Majordomus. An den Gegensatz der Burgunder gegen den Palast knüpfte die Autorität des Leodegarius an; der Gegensatz von Austrasien erscheint in Martin und Pippin. Ebroin besiegte den einen und die anderen und nahm nun eine glänzende Stellung ein. Aber die Faktionen waren zu sehr aufgeregt, um ihn zu dulden. Wie kurz vorher König Childerich im Besitze

seiner Macht, so wurde jetzt auch Ebroin ermordet. Sein Mörder Ermenfrid soll von ihm bedroht gewesen sein, seiner Habe beraubt zu werden und sich mit seinen Freunden gegen ihn verbunden haben. Er erschlug ihn bei Nacht.

Wir wollen weder Leodegar der Ermordung Childerichs, noch Pippin der Mitschuld an der Ermordung Ebroins anklagen, aber in der That waren doch die Faktionen so stark, daß sich in ihrem Gegensatz weder ein König, der eine wirkliche Macht ausüben wollte, noch ein Hausmeier, der eine solche besaß, behaupten konnte. Diese Thatsache allein ist für den Zustand des merowingischen Reiches entscheidend geworden. Nach Childerich ist kein thatkräftiger König mehr erstanden, nach Ebroin kein allwaltender Majordomus in Neustrien. Die Gesamtkraft des Reiches sammelte sich um die Nachkommen der Arnulfinger in Austrasien.

Erhebung Austrasiens zur Herrschaft durch Pippin den Mittleren und Karl Martell.

Betrachtet man das Reich als eine Gesamtheit, so geriet es schon dadurch in eine sehr zweifelhafte Lage, daß in Austrasien ein unabhängiger Fürst bestand, dessen ruhige Unterordnung nur dadurch behauptet wurde, daß er sich bequemte, Geiseln an den Hof zu senden, die seine friedliche Haltung verbürgten. Dazu aber kam ein faktioses Treiben am Hofe von Neustrien, welches kein festes Majordomat aufkommen ließ. Der Nachfolger Ebroins, Waratto, der hauptsächlich durch die Wahl der Großen dem König Theoderich zur Seite gesetzt wurde, war doch nicht fähig, zu einer festen Stellung zu gelangen. Er fand einen Gegner in seinem Sohne Gislemar, der ihn bei Seite drängte, was sich wohl nur daher erklären läßt, daß die selbständige Haltung Pippins das Mißvergnügen der neustrischen Großen erweckte, welche lieber dem Sohne anhingen, der Pippin angriff, als dem Vater, der ihn duldete. Zwischen Gislemar und den Austrasiern ist es bei Namur zu einem Zusammentreffen gekommen, in welchem viele austrasische Edelleute, wie die Erzählung lautet, infolge eines falschen Eides Gislemars umkamen. Man sah ein Gottesgericht darin, daß Gislemar selbst bald darauf mit Tode abging. Es bezeichnet die faktiose Bewegung, daß Waratto hierauf das Majordomat wieder übernahm. Bei seinem Tode brach der alte Hader aufs neue hervor. Durch die Einwirkung seiner Witwe wurde sein Schwiegersohn Berthar Majordomus, der es jedoch versäumte, die fränkischen Großen zu Rate zu ziehen, so daß sich eine Empörung gegen ihn erhob, in welcher er zwar die Oberhand behielt, die aber zur Folge hatte, daß sich seine Gegner an Pippin von Austrasien wandten. Denn in dem Fürsten und Herzog von Austrasien stellte sich die einzige feste Gewalt dar, die es im Reiche noch gab. Wir sind über diese Vorgänge im einzelnen nur sehr einsilbig und summarisch unterrichtet. Der erste Blick zeigt, daß sich eine Veränderung von Grund aus dadurch anbahnte, daß Pippin auf diese Anmutungen einging. Er be-

hauptete nicht allein die Unabhängigkeit von Austrasien, sondern erneuerte den Einfluß der Austrasier auf die Neustrier. Schon ein paarmal war es versucht worden, jetzt wurde es ausgeführt. Die von Pippin gestellten Geiseln übernahmen selbst die Vermittelung zwischen den empörten Magnaten und Pippin. Sie forderten ihn auf, ihnen gegen Berthar und dessen Anhänger zu Hülfe zu kommen. Und hierauf ist Pippin eingegangen.

Es folgte, daß sich ganz Neustrien mit Unruhen und Feindseligkeiten erfüllte, durch welche dann ein Kriegszug Pippins nach Neustrien herbeigeführt wurde.

Es war nicht, wie man aus der Erzählung der Metzer Annalen schließen könnte, das Klagegeschrei der von Ebroin einst Vertriebenen und die Sorge für die Kirche, wodurch Pippin zu den Waffen getrieben wurde, sondern die Absicht, dem neustrischen Majordomat, das sich ihm noch immer feindselig zeigte, entgegenzutreten. Zwischen Berthar, der den König Theoderich beherrschte und mit sich führte, und Pippin, der nicht gegen den König selbst, sondern nur gegen den Majordomus anging, kam es nun im Jahre 687 zu offenem Kriege und einer großen Feldschlacht bei Tertry (Testri). Schwerlich konnten dabei Reden gehalten, Vermittelungsversuche gemacht werden, wie sie die Annalen von Metz mitteilen. Allem Anschein nach wurde Pippin dadurch Meister des Schlachtfeldes, daß ein großer Teil der neustrischen Franken auf seiner Seite stand. Nicht mit allen Franken hatte er zu kämpfen, sondern nur mit einem Teile derselben. Er behielt also den Platz und nahm, wie eine zuverlässige Nachricht sagt, das Gebiet, in welchem die Schlacht vorfiel, Vermandois, in Besitz. Doch wurde Pippin dadurch nicht sogleich des Reiches Meister.

Berthar hat sich noch eine Zeit lang behauptet. Und wenn man nun fragt, wodurch denn die Umgestaltung aller Herrschaftsverhältnisse, die dann erfolgte, veranlaßt ist, so vernehmen wir da wieder von einem unseligen Ereignis. Die Witwe Warattos, Ansflede, wird beschuldigt, ihren Schwiegersohn, den sie erhoben hatte, später doch von sich gestoßen und sogar seinen Tod veranlaßt zu haben. Man kann nicht anders urteilen, als daß sie dem mächtigen Pippin Widerstand zu leisten verzweifelte und deshalb mit ihm in Verbindung trat. Sie wandte sich zu der Faktion zurück, der einst Waratto angehört hatte. Ihr Einverständnis mit Pippin tritt in der Thatsache hervor, daß sie ihre Tochter mit dem älteren Sohne desselben vermählte. Auf diese Weise ist der austrasische Fürst, dessen Macht sich von keiner Konzession der Krone herschrieb, sondern auf dem alten Ansehen seines Hauses beruhte, zur obersten Autorität im Reiche emporgestiegen. Der König Theoderich selbst samt seinen Schätzen geriet in seine Hände. Daß nun Pippin selbst Majordomus geworden sei, erhellt doch nicht mit voller Bestimmtheit. Die Überlieferung ist, er habe einen seiner Großen, Norbert, als seinen Stellvertreter in Neustrien zurückgelassen und sich selbst nach Austrasien begeben,

wo er in der Nachbarschaft mächtige und zahlreiche Feinde, vor allem die Friesen, zu bekämpfen hatte.

Ob es wahr ist, daß er alle Kräfte des Gesamtreiches zu diesem Kriege gegen die Friesen vereinigt habe, muß man dahingestellt sein lassen. Wahrscheinlich ist es doch nicht, daß Neustrier und Burgunder, welche andere Feinde, Britonen und Waskonen, in der Nähe zu bekämpfen hatten, ihm gegen die Germanen zu Hülfe gekommen sein sollen, was sie früher immer vermieden hatten. Die Erzählung, daß Pippin den gesamten Heerbann einmal alle Jahr im Märzfelde versammelt und im Beisein der Könige, aber ohne ihre Mitwirkung, alle öffentlichen Geschäfte geordnet habe, ist schwerlich historisch begründet. Gewiß ist, daß Pippin, dessen Gemahlin dem Hause der Agilolfinger entstammte, in allen Irrungen im inneren Germanien wie in Ostfranken und Thüringen, so auch in Alemannien, als großer Dynast eingriff. Nicht eigentlich selbst der höchste Beamte des fränkischen Königs in Neustrien, ließ er nach Norberts Tode seinen jüngeren Sohn Grimoald eintreten, der als milde, brav und gut geschildert wird.

Durch diesen beherrschte er Neustrien, durch den älteren, Drogo, den er zum Herzog von Champagne erhob, Burgund. Die Oberhoheit von Austrasien über die beiden anderen Reichsteile ist unzweifelhaft, eine unmittelbare Herrschaft war sie nicht. Die durch die Siege in Germanien verdoppelte Autorität Pippins hielt aber auch im Westen die allgemeine Ruhe aufrecht.

Die Kriegszüge Pippins nach dem Osten hin kamen dem ganzen Reiche zu gute. So erwarb der Herzog und Fürst von Austrasien eine jener großen faktischen Gewalten, gegen welche nichts unternommen wird, weil sie in voller Kraft von einem energischen Oberhaupt ausgeübt werden. Eine sichere Gewähr für die Zukunft aber liegt darin nicht. Neustrien und Burgund enthielten immer noch widerstrebende Elemente, zumal da sie unter der Voraussetzung innerer Selbständigkeit organisiert waren. Eine Verfassung, wie die damalige, durch welche eine dominierende Macht in Austrasien durch einen gleichsam einzelnen Fürsten, in den beiden anderen Reichen durch die Söhne desselben, die das Majordomat besaßen, ausgeübt worden wäre, war doch zu unregelmäßig und von persönlichen Verhältnissen abhängig, als daß sie auf Annahme oder gar Bestand hätte rechnen können. Pippin hat noch erleben müssen, daß sein jüngerer Sohn Grimoald, welcher gekommen war ihn zu besuchen, durch einen Friesen in der Lambertuskirche zu Lüttich, umgebracht wurde. Er verfügte, daß dessen noch sehr junger Sohn Theodobald demselben in dem neustrischen Majordomat nachfolgen sollte, eine Anordnung, die doch dem Begriff des Majordomats nicht eigentlich entsprach. Denn wie hätte der Vertreter der faktischen Autorität des Königs ein Kind sein dürfen. Nun aber ging Pippin selbst im Dezember 714 mit Tode ab, wodurch denn Theodobald in Neustrien seine beste Stütze verlor und die ganze von Pippin begründete Kombination an und für sich zweifelhaft wurde.

Es ist zwar kein Zweifel, daß seine Witwe Plektrude wie ihre übrigen

Enkel, so auch Theodobald in Schutz zu nehmen und dadurch aufrecht zu erhalten gedachte. Das war nun aber nicht möglich. Nachdem der Fürst, dessen Persönlichkeit die drei Reiche zusammenhielt, gestorben war, wichen diese selbst auseinander. Die Verbindung eines neustrischen Marjordomats mit einem selbständigen austrasischen Fürstentum erwies sich unhaltbar. In den neustrischen Franken, welche doch die Ahnherren der späteren Franzosen sind, lebte ein viel zu starkes eingebornes Selbstgefühl, als daß sie sich der Fortsetzung des Majordomats unter veränderten Umständen hätten fügen sollen.

Das militärische Gefolge von Pippins und Grimoalds Zeiten her mag ihren Unmut eher erregt, als zurückgedrängt haben. Es kam zum Kampf zwischen den Neustriern und den austrasischen Leudes, in welchem die letzteren unterlagen und Theodobald sich nur durch die Flucht retten konnte.

Inmitten dieser Kämpfe oder gleich nach denselben haben dann die Neustrier einen einheimischen Großen, namens Raganfred, zu ihrem Majordomus erhoben. Viel Aufsehen machte es doch, als nach so langer Zeit Franken mit Franken im cotischen Walde handgemein wurden.

Unter der Führung Raganfreds drangen die Neustrier nach dem Kohlenwalde vor und überfluteten die Gebiete bis zur Maas. Sie nahmen die von Pippin ihnen entrissenen Bezirke wieder ein, sowie auch die Friesen die von den Franken eroberten Landschaften ihrerseits wieder besetzten. Bei der Herstellung der alten Grenzen konnte es unmöglich sein Bewenden haben, zumal da der von Pippin selbst eingesetzte und anerkannte König Dagobert mit Tode abging. Unter Pippin würde ihm ohne Zweifel sein noch sehr junger Sohn zum Nachfolger gegeben worden sein, allein jetzt wurde dieser verschmäht. Noch lebte ein echter Merowinger in einem Kloster, der den Namen Daniel führte, denn nur zum Klosterbruder schien er bestimmt zu sein. Er war ein Sohn des letzten Monarchen, der eine gewisse Energie bewiesen und das ganze Reich beherrscht hatte, des Königs Childerich II. Diesen zogen sie aus seiner klösterlichen Verkommenheit hervor und erhoben ihn unter dem Namen Chilperich zu ihrem König. In dieser selbständigen Haltung waren sie nicht geneigt, die einst von Pippin aus Neustrien weggeführten königlichen Schätze in den Händen seiner Witwe zu lassen. Im Jahre 716 erhoben sie sich, um sie von der Witwe desselben, Plektrude, zurückzufordern. So geschah es, was ein Menschenalter hindurch vermieden war, daß die fränkischen Königreiche wieder miteinander in Krieg gerieten.

In dieser Zeit ist wenig daran gedacht worden, aber man kann sich nicht die Augen dagegen verschließen, daß dies nicht nur für das fränkische Reich, sondern für die Welt von Bedeutung war: denn eben damals war das westgotische Reich umgestürzt worden und die Araber drangen bereits über die Pyrenäen vor. In dieser Krisis erschien ein junger Mann in Austrasien, der das fränkische Reich und damit selbst den Occident aus dieser Gefahr erretten sollte. Es war ein jüngerer Sohn Pippins aus einer den eingeführten Gesetzen nicht eben entsprechenden Verbindung desselben, des Namens Karl, von der

Späteren genannt der Hammer, Martell. Er war von Plektrude, welche die Herrschaft allein zu behalten suchte, zurückgedrängt und zuletzt in einer Art von Gewahrsam gehalten worden. Eigenmächtig riß er sich jetzt aus demselben los, um die Macht seines Vaters in die Hand zu nehmen, ein kräftiger Mann in der Blüte der Jahre, der mit Freuden als der Erbe Pippins anerkannt wurde: denn eben eines Mannes, wie er war, bedurfte das Land. Die Getreuen des Hauses scharten sich um ihn; unverzüglich wandte er sich gegen die nächsten Feinde, die Friesen. Aber noch war er nicht stark genug, sie zu bestehen; in dem Kampfe selbst sind viele seiner vornehmsten Anhänger gefallen.

Er konnte nicht daran denken, sich den heranziehenden Neustriern in den Weg zu stellen. Ungehindert rückten diese über die Ardennen gegen den Rhein vorwärts: sie nötigten Plektrude, die Schätze ihres Gemahls mit ihnen zu teilen. Wohl meinten sie damit den vollen Sieg erfochten zu haben; auf dem Rückwege aber sind sie von Karl überfallen worden, der ihnen die schwersten Verluste beibrachte.

Über diesen Vorfall nun haben wir einen Bericht übrig, der zwar weit entfernt ist für historisch gelten zu können, der aber dennoch, da er in die Mitte der Ereignisse einführt, und selbst in der Form, in der ihn eine spätere Generation auffaßte, nicht unwürdig ist, wiederholt zu werden.

Der junge Karl, von ein paar hundert Gefährten umgeben, erblickt von einem Hügel her die von den Feinden bedeckte Ebene von Amblava. Diese geben sich unter ihren Zelten oder im Schatten der Bäume der Ruhe hin, doch zögert Karl noch, zum Angriff auf sie zu schreiten. Aber einem seiner Mannen, der ihn darum bittet, giebt er die Erlaubnis, einen Anlauf auf dieselben zu machen. Dieser wagt sich nun wirklich in die Mitte der Feinde. Er zieht sein Schwert; indem er sich eines feindlichen Schildes bemächtigt, unternimmt er, allein wie er ist, den Kampf, indem er den Namen des jungen Karl ausruft, der in kurzem selbst da sein werde. Alles gerät hierüber in Bewegung, er ist genötigt, immer kämpfend zurückzuweichen. Da nimmt Karl die Bedrängnis wahr, der sein kecker Kampfgenosse unterliegen zu müssen scheint. Er stürzt sich dann mit seinem gesamten Haufen auf die Feinde. Indem er den Gefährten befreit, bekommt er das Übergewicht über die ganze Schar, welche die Flucht ergreift. Was von derselben die nächste Kirche erreicht, wird geschont und dem König, der bereits den Vorsprung gewonnen hatte, nachgeschickt. Karl Martell bemächtigt sich nur der Rüstungen, die er vorfindet. Die Erzählung nimmt sich wie eine poetische Aventure aus, welche der Autor der Annalen in seine Schrift aufnimmt, ohne viel darauf zu geben, ob sie bei dem Vorrücken des Feindes vorgefallen war, oder erst bei dessen Rückzug, was doch die anderen Nachrichten außer Zweifel setzen.

Die Erzählung ist zugleich symbolisch: die geschickte Vorbereitung des Führers, die Verteidigung eines gefährdeten Kampfgenossen, welche den Anlaß zu einem Scharmützel giebt, die Schonung der in die Kirche Geflüchteten und

die Rücksicht auf den König, dem dieselben zugeschickt werden, den also Karl gleichsam anerkennt. Von der Erbeutung der weggeführten Schätze verlautet nichts.

Alles ist Vorbereitung zu einem entscheidenden Ereignisse, das dann eintrat, einer Schlacht, die bei Vinciacum unweit Cambray stattfand, über deren Datum wir sehr genau unterrichtet sind. Sie erfolgte am 21. März 717. Es ist dasselbe Jahr, in welchem die arabische Flotte Byzanz angriff. Auf dem Felde von Vincy wurde die Unabhängigkeit Austrasiens, auf der die Macht des späteren Frankreichs beruhte, entschieden.

Aus anderweiten Nachrichten sieht man, daß Karl nochmals den Frieden angeboten hat; über den Inhalt der Unterhandlungen berichtet jedoch nur die Tradition der Metzer Annalen. Sie verdienen dabei besondere Rücksicht, da sie den Punkt, auf den es für Politik und Historie ankam, deutlich hervorheben; ich meine die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des neustrischen Gebietes. Karl Martell, der das Blutvergießen vermeiden wollte, habe nur eben die Macht, die sein Vater besessen, für sich gefordert, womit doch die Anerkennung des Königs als solchen vereinbar gewesen sein würde; nur den Majordomus Raganfred hätte er nicht dulden können. Zwischen diesem und dem König aber bestand die engste Vereinigung. Sie antworteten: nicht von einer Machterweiterung Karl Martells könne die Rede sein, vielmehr müsse er auch die von ihm in Besitz genommenen Gebiete aufgeben.

Die Neustrier meinten im vollen Rechte zu sein, wenn sie den König und dessen Majordomus zur Herrschaft im gesamten Francien zu erheben gedachten. Sie sollen, der Tradition zufolge, einen Schlachttag gefordert haben, dessen Ausgang den Richterspruch Gottes kund thun werde. Die Tradition legt Wert darauf, daß der König selbst die Schlacht befohlen habe, sein Heer sei zwar weit zahlreicher, jedoch zum Kampfe weniger tüchtig gewesen als das austrasische; Karl Martell habe kriegsgeübte und erprobte Männer ins Feld geführt und für ihn habe Gott entschieden; Raganfred habe die Seinen verlassen, als sie eben von den Austrasiern niedergemetzelt wurden. Nach dieser Schlacht war die Selbständigkeit von Austrasien unzweifelhaft. Wenn es nun sehr wahrscheinlich ist, daß Karl Martell den König Chilperich anerkannt haben würde, so trat hiebei als die vornehmste Frage hervor, ob dieser an seinem Majordomus festhalten würde oder nicht. Man erkennt das bei einem Begegnis, welches bei dem Vorbeimarsche Karls bei Rheims eintrat.

Der Bischof der kirchlichen Metropole, Rigobert, der einst Karl aus der Taufe gehoben hatte, verweigerte doch zu ihm überzutreten, solange er nicht des Majordomus Raganfred mächtig geworden sei. Denn eigentlich in dessen Hand lag dem Wesen nach die höchste Gewalt, er riß den König mit sich fort. Sie wichen nach der Loire zurück, als Karl bis gegen Paris vordrang.

Durch die Schlacht von Vincy hatte sich Karl Martell die Herrschaft von Austrasien erkämpft. Als er von dem Feldzuge zurückkam, mußte Plektrude aufhören, sich als die Erbin ihres Gemahls zu betrachten. Der junge Mann

von zweifelhaftem Anspruch, den sie zurückzudrängen gesucht hatte, bekam allenthalben die Oberhand, auch in der Bevölkerung von Köln, wo sie sich aufhielt. Wurde er nun auch hierdurch in der That Meister in Austrasien, so war er doch noch keineswegs Herrscher des gesamten Frankenreiches. Wohl ernannte er selbst im Gegensatz zu Chilperich einen König aus dem Hause der Merowinger, wahrscheinlich den beiseite geschobenen Sohn Dagoberts, des Namens Chlotar. Das reichte jedoch nicht hin, um seine Autorität in Neustrien annehmbar zu machen. Was einst seinem Vater nach der Schlacht bei Tertry leicht gewesen war, Einfluß auf die Centralregierung zu gewinnen, war für Karl Martell unmöglich, da der König und der Hausmeier, die er bekämpfte, sich an der Loire behaupteten. Indem Karl Martell sich anschickte, sie zu bekämpfen, wurde er von einer anderen Bewegung der miteinander ringenden Weltkräfte unmittelbar berührt.

In den westlichen Gebieten war damals Eudo von Aquitanien, wie wir wissen, sehr mächtig. Dieser wurde jetzt von Chilperich zu Hülfe gerufen, wahrscheinlich nicht, ohne daß ihm dafür Versprechungen gemacht worden wären, die zugleich seine Unabhängigkeit bestätigten. Ohne Zweifel wollte er nur das Bestehen Chilperichs II. in Paris sichern, indem er mit seinen Mannschaften heranzog. Es konnte ihm nicht in den Sinn kommen, da er auf der anderen Seite von den Arabern unaufhörlich bedroht wurde, sein Schicksal auf das Glück eines Schlachttages im Frankenreich zu setzen: denn sein Verlust an der Seine würde seinen Untergang an der Garonne nach sich gezogen haben. Als Karl Martell in gewohnter Weise auf Eudo anrückte, entschloß sich dieser zurückzugehen.

Da Karl noch einen anderen Vorteil über die Neustrier davongetragen hatte, konnte Eudo sich überhaupt hier nicht behaupten. Unter seinem Schutze nahm auch Chilperich den Rückzug an die Loire. Karl Martell folgte ihnen auf dem Fuße nach; auch dort hielt Eudo nicht Stand. Feigheit war es gewiß nicht, was ihn zu diesem unaufhörlichen Zurückgehen veranlaßte: denn er war tapfer und unternehmend von Natur. Man kann nicht anders urteilen, als daß die drohenden Anfälle der Araber ihn für sich selber besorgt machten; nur durch den Frieden mit Karl Martell konnte er sich behaupten. Ein solcher ist nun geschlossen worden. Chilperich wurde an Karl Martell überliefert, der erst hierdurch anerkannter Gebieter von Neustrien, sowie von Auster wurde.

Ohne Zweifel hat Karl durch seinen Vertrag mit Eudo zu den ersten Siegen desselben über die Araber beigetragen, doch ist davon noch nicht ausdrücklich die Rede. Das Gewicht der Thatsache liegt zunächst darin, daß Chilperich den Händen Karl Martells überliefert wurde, der ihn mit aller Ehrerbietung aufnahm. Nachdem der von ihm erhobene König bereits gestorben war, hat Karl kein Bedenken getragen, Chilperich als König anzuerkennen: denn noch kam es ihm in Neustrien für seine Stellung darauf an, eine königliche Herrschaft zur Begründung seiner Autorität benutzen zu

können. Raganfred war jenseit der Loire zurückgeblieben. In diesem Kampf um den Besitz der dem König zur Seite stehenden Macht des Majordomus hatte Karl Martell die Oberhand behalten. Es war doch zugleich die Hoheit von Austrasien, die darin lag. Die Stellung seines Vaters hatte er nicht allein wiedergewonnen, sondern insofern erweitert, als er auch in Neustrien unmittelbar gebot. Erst in diese Zeit dürfte man vielleicht die Schilderung des Märzfeldes setzen, welche der Metzer Annalist mit Unrecht, wie oben bemerkt, in die Zeit Pippins verlegt. Es würde unter Karl Martell gewesen sein, daß jene Versammlungen abgehalten wurden, in denen der König erschien, und die Großen des Landes ihm Geschenke brachten, worauf er, nachdem die allgemeinen Ordnungen, welche sich auf die Kirche und die Heeresfolge bezogen, gegeben waren, wieder nach seiner Villa zurückgebracht wurde: eine Auskunft, welche auch die Annalen von Fulda zulassen. Der König würde Theoderich IV. gewesen sein, dessen anderweit als eines noch lebenden gedacht wird. Aber die Stellung Karl Martells hatte noch eine andere Seite, die ihr erst allgemeine Bedeutung verlieh.

Indem er nun, so gut wie sein Vater, die Landschaften jenseit der Loire zunächst ihrem Schicksal überließ, wendete er seine ganze Aufmerksamkeit, wie einst dieser, nach den Regionen Germaniens, welche noch nicht in den Kreis der universalen Kultur gezogen waren.

Die deutschen Stämme im inneren Germanien hingen noch der religiösen Tradition der vorangegangenen Zeiten an. Ihre Verbindung mit dem fränkischen Reiche enthielt zugleich einen Gegensatz zu demselben und hatte ihre Bekehrung nicht herbeigeführt. Es schien wohl, als werde diese dem Eifer der irischen Glaubensboten gelingen. Wir gedachten der Missionare, die von der irischen Kirche ausgingen; überall drangen sie vor.

In Alemannien und Bayern knüpften sie an die Überreste der Kirchen an, die in dem römischen Reiche bestanden hatten. In dem alten Brigantia wirkte St. Gallus, in den Ruinen von Juvavium hatte Rupert seinen Sitz genommen; die alten lokalen Prästigien übten aufs neue ihre Wirksamkeit aus. Doch war auch das volkstümliche Heidentum noch mächtig im Schwange.

Von denen, welche in den Stämmen eine altherkömmliche Autorität besaßen, begreift man es, daß sie den Missionaren Widerstand entgegensetzten oder doch leicht mit ihnen zerfielen. In den Bewegungen, die darüber entstanden, hatte nun schon Pippin der Mittlere die Partei der Missionare genommen. Von demselben ist sogar ein charakteristisches Vorgehen in dieser Beziehung in Erinnerung geblieben.

Pippin stand mit dem in Bayern vorherrschenden Geschlechte der Agilolfinger in engster Verbindung. Plektrude, wie wir wissen, gehörte demselben an. Eine Tochter, welche dieser Vermählung entsprang, Bilitrude, war dann wieder mit einem Agilolfinger, namens Theodebald, verheiratet worden. Pippin und Theodebald standen einst im Bund gegen die Herzogin von Thüringen, Gailana, die ihren Sitz in Würzburg hatte, und mit dem christ-

lichen Missionar Kilian zerfallen war; sie ließ diesen erschlagen, wie sie sich auch ihres Gemahls entledigte. Sie hielten den Sohn des letzteren, Hetan, im Herzogtum aufrecht. Sein Land scheint dabei beträchtliche Einbuße erlitten zu haben; ein Stück desselben ist damals, wie man annimmt, an Bayern gefallen.

Bald aber erreichten diese Zerwürfnisse auch Bayern selbst, welches damals unter verschiedene Herzöge geteilt war. Grimoald, der seinen Sitz in Freising hatte, vermählte sich nach Theodebalds Tode mit dessen Witwe Bilitrude, auf welche ein Teil der Schätze ihrer Mutter übergegangen war. Sie war dadurch eine geborene Feindin Karl Martells geworden, der auch hier dem Christentum seinen Schutz angedeihen ließ. Der christliche Missionar Corbinian nahm in Freising eine Stellung ein, wie Kilian in Würzburg. Er sprach sein Verdammungsurteil über die Ehe Grimoalds mit der Witwe seines Bruders unverhohlen aus. Corbinian entzog sich einer ähnlichen Katastrophe, wie sie Kilian erfahren hatte, durch die Flucht. Karl Martell aber ergriff diesen Anlaß, um sich mit Hukbert, dem Sohne des älteren Bruders, der immer eine gewisse Oberhoheit beansprucht hatte, zu verbinden und wandte sich zugleich mit den Langobarden gegen Grimoald. Einem dreifachem Angriff vermochte derselbe nicht zu widerstehen. Er kam mit dem Kinde, das ihm Bilitrude geboren hatte, um. Bilitrude wurde von Karl Martell in die Gefangenschaft abgeführt. Ihm verdankte hauptsächlich Hukbert die Autorität über alle Angehörigen des Stammes, Karl Martell sagte sich nicht von der agilolfingischen Verwandtschaft los. Er nahm vielmehr eine Tochter aus diesem Hause, Swanahilde, zur Gemahlin.

Die Gewalt der austrasischen Fürsten war eigentlich mit der Mission verbündet. Erinnern wir uns, daß der Fortgang der Bekehrung im südlichen Friesland von den Erfolgen abhing, welche Karl Martell im Kampfe gegen die Friesen davontrug, so kann man sich nicht der Wahrnehmung verschließen, daß der Herzog von Austrasien eine mit diesem Fortschritt verwandte Machtstellung hatte. In allen Grenzgebieten war seine Herrschaft so lange zweifelhaft, als es die Religion war. Für diese lag nun ein Vorteil darin, wenn die angelsächsische Mission der irischen zur Seite die Bekehrung des mittleren Germaniens, von Ostfranken, Thüringen, Hessen unternahm. Von dem Ursprung dieser Mission und deren Zusammenhang mit Rom wird sogleich die Rede sein. Zunächst erscheint sie in ihrer Verbindung mit dem austrasischen Herzogtum als solchem. Man hat es dem Herzog und Majordomus zum Vorwurf gemacht, daß er nicht mehr für Bonifacius gethan habe. In Wahrheit aber hat er das unbedingt notwendige gethan; er ließ der Bekehrung freien Lauf, soweit seine Autorität überhaupt reichte. Ein entscheidendes Moment dafür liegt in der Fällung der heiligen Eiche bei Geismar unfern Fritzlar, die von dem Volke als Heiligtum verehrt wurde. Man darf in der Eiche wohl noch einen Überrest der alten Haine erblicken, welche in der ältesten Zeit die Stätten der religiösen Verehrung bildeten. So lange sie stand, fand die Bekehrung in dem Aberglauben, der sich an den heiligen Baum knüpfte,

einen populären Gegensatz, der die Gemüter teilte. Für das Volk bildete es ein Stück seines Glaubens, daß der heilige Baum noch stand. Wie hätte nun der Missionar es wagen können, Hand an den Baum zu legen, wenn er nicht den Schutz des regierenden Fürsten für sich gehabt hätte. Ob die heilige Eiche stehen bleibe oder fallen würde, war die entscheidende Frage für die Bevölkerung. Mit dem Baume fiel die alte Religion und erhob sich die neue. Es ist ein Akt, wie ihn St. Patrik in Schottland vollbrachte; wie wir einem ähnlichen in den arabischen Yemen begegnen. Die Nichtigkeit der Gottesverehrung, die an den heiligen Bäumen vollzogen wurde, kam eben dadurch zu Tage, daß der Gott, dem sie geweiht waren, sie nicht schützte. In Hessen war das um so bedeutender, da die Lokalität schon einst unter den alten Einwohnern, den Chatten, einen Mittelpunkt für das Volk gebildet hatte. Es war bei Geismar unfern von Fritzlar, daß dem Missionar die Handlung gelang, daß er sie glücklich vollbrachte. Die Bevölkerung sah darin einen neuen Beweis für die Göttlichkeit der neuen Lehre, welche der Missionar verkündigte. Durch einen über die Sachsen erfochtenen Vorteil war deren Rückwirkung auf das mittlere Deutschland zurückgedrängt.

Überall stiftete Bonifacius Klöster, die wieder Sitze der Missionare waren, und Kirchen. Er erfreute sich der Unterstützung der vornehmsten Eingesessenen, die zur Partei der Pippiniden übergetreten waren. Politische und religiöse Interessen wirkten zusammen.

Sie begründeten zum erstenmale eine gewisse Einheit von Germanien. Der Stifter derselben beherrschte zugleich die beiden anderen fränkischen Königreiche. Indem alles zu zerfallen schien, wurde die Macht des fränkischen Reiches erst eigentlich begründet. Und ewig denkwürdig ist es nun, daß dieses in der Epoche geschah, in welcher die arabische Weltherrschaft das gesamte Abendland bedrohte. Man darf die Christianisierung von Deutschland nicht allein unter dem Gesichtspunkt des religiösen Glaubens und seiner Lehre ansehen. Denn so wichtig diese auch sind; es war eine welthistorische Notwendigkeit, wenn dem Islam, der noch immer in dem europäischen Kontinent vordrang, ein Gegengewicht geschaffen werden sollte. Bonifacius wußte recht wohl, was in Spanien geschehen war; die von ihm geleitete Bekehrungsarbeit hat am meisten dazu beigetragen, daß sich das in Gallien und Germanien nicht wiederholte. Der Fürst und Majordomus, dem er sich anschloß, war sofort berufen, die schwerste Probe in jenem universalen Kampfe zu bestehen.

Das Frankenreich war bereits zu einer in sich selbst geeinigten und zugleich christlichen Macht geworden oder in dieser Bildung mit allen Lebenstrieben begriffen, als Abderrahman, wie oben berichtet wurde, jenen Zug unternahm, durch welchen Eudo zu Grunde ging, und das gesamte westliche Gallien in die Hände des großen Wali fiel.

Es war die Zeit, in welcher Konstantinopel und der Osten vor den Anfällen des Kalifats zwar gerettet waren, aber doch noch unaufhörlich bedroht wurden.

Der Kalif Hischam trachtete nach wie vor nach der Weltherrschaft überhaupt. Zur Erreichung dieses Zieles wäre ihm nun nichts förderlicher gewesen, als wenn die hispano-saracenische Macht in Gallien die Oberhand erkämpft hätte. Das Majordomat, das alle Kräfte des Frankenreiches und seiner Nebenlande in sich schloß, erscheint erst in seiner vollen Bedeutung, wenn man erwägt, daß es der Gewalt, welche die Welt beherrschte und alle anderen in sich zu absorbieren drohte, in der Mitte von Gallien Widerstand zu leisten hatte. Ein Raganfred hätte das nie vermocht: denn er würde mit den Germanen und Austrasiern in endlose Kämpfe geraten sein. Jetzt aber war er dahin gebracht, indem er mit dem lebenslänglichen Besitz von Anjou befriedigt wurde, seinen Sohn als Geisel seines Gehorsams an Karl Martell zu überliefern; Karl Martell konnte es auf sich nehmen, mit den Kräften von Austrien und Burgund, welche durch die Bekehrung germanischer Stämme mächtig verstärkt worden waren, den Kampf mit den Hispano-Saracenen zu bestehen.

Abderrahman verwüstete die alten Stätten der religiösen Verehrung der Westfranken, Tours und Poitiers; er würde sie ohne Zweifel überwältigt haben, wäre Karl Martell nicht zu ihrem Schutze herangezogen. Dies ist der Gipfelpunkt seines historischen Lebens. Es heißt, Eudo habe den früher mit Karl geschlossenen Bund gebrochen und sei deshalb ohne Hülfe gelassen und geschlagen worden; jetzt aber sei er selbst zu Karl Martell gegangen und habe dessen Beistand angerufen. Es war der durch Kriegszüge geübte Heerbann der Franken, den Karl Martell ins Feld führte. Der Kern desselben war durch und durch austrasisch.

Wir haben darüber zwei verschiedene Berichte, den einen von fränkischer Seite, den anderen von einem spanischen Bischof, der unter den Arabern lebte. Nach dem einen hat Karl die Saracenen, als sie sich eben von Poitiers nach Tours wendeten, in ihrem Lager überfallen und ihre Zelte zerstört; dann ist er mit Heeresmacht gegen sie herangezogen und hat ihnen eine blutige Schlacht geliefert, in der er obsiegte. Nach dem anderen hat er den Feind, der eroberungslustig weiter vorrückte, nicht eigentlich angegriffen, sondern seinen Angriff erwartet. Sieben Tage lang standen die Heere Front gegen Front einander gegenüber. Als es zum Schlagen kam, zeigten die fränkischen Heerhaufen beides: anfangs ihre Mannszucht, sie standen fest wie die Mauern, sie werden mit unbeweglichen Eismassen verglichen, und alsdann die Überlegenheit der nordischen Körperkraft. Die Austrasier spalteten mit den Schwertern in ihrer eisernen Hand die Köpfe der Söhne der Wüste von obenher bis auf die Brust. In diesem Getümmel ist Abderrahman umgekommen und den Moslimen die Lust und der Mut, weiter in dieser Richtung vorzudringen, genommen worden. Ihr Lager fiel den Austrasiern in die Hände.

Tapfere Waffenthaten erregen immer Bewunderung; zur weltgeschichtlichen Bedeutung erheben sie sich erst dann, wenn sie den großen Interessen der Völker und des Menschengeschlechtes entsprechen. Von solchen ist hier

die Rede. Dem Widerstand, den Konstantinopel und das südliche Gallien bisher den Arabern geleistet hatte, setzte Karl Martell die Krone auf, indem er dieselben aus Gallien zurückwies, das durch ihn Mittelpunkt einer neuen religiös-politischen Gestaltung geworden war. Doch vollendeten sich die Ereignisse nicht auf Einen Schlag.

Die nächste Folge dieses Sieges bei Poitiers lag darin, daß Karl Martell sich noch des dritten der merowingischen Teilkönigreiche, Burgunds, welches seiner inneren Entzweiung halber den Arabern keinen Widerstand hätte leisten können, bemächtigte und hier eine Einrichtung traf, die ihn fähig machte, wie ein Chronist sagt, seinen Gegnern und den Ungläubigen zugleich zu begegnen. Er siedelte dort die Führer seines Heerbanns an, so daß die Einheit des Reiches durch den Herzog von Austrasien wieder hergestellt wurde. Besonders die einer gewissen Unabhängigkeit gewohnten Mitglieder der Hierarchie bekamen seine gewaltige Hand zu empfinden. Eben darin liegt das Charakteristische seiner Politik, daß er die Niederhaltung des hohen Klerus mit der Ausbreitung des Christentums verband. Indem er den mächtigen Kirchenfürsten Eucherius aus der Stellung, die ihn gefährlich machte, wegführte, unterstützte er die Heidenbekehrung des Bonifacius mit den Kräften seines Fürstentums. In einem seiner Briefe bekennt Bonifacius, daß er ohne die Dazwischenkunft des Fürsten das Gewonnene nicht würde aufrechterhalten können.

Die nächste Sorge Karl Martells war, die Erhebung der Friesen, die sich zum alten Götzendienst zurückgewandt hatten, zu dämpfen. Der Natur des Landes entsprechend, brachte er eine kleine Seemacht zu stande, mit der er die Eilande überwand und das Christentum wiederherstellte. Eine große Familie, welche, früher verjagt, jetzt wieder zurückkam, leistete gute Dienste, immer unter Mitwirkung Willibrords, bei dem auch Bonifacius erschienen war. Die beiden Angelsachsen, welche sich von allen lokalen Beziehungen des Landesklerus frei hielten, waren die besten Gehülfen des Fürsten. An Begründung einer neuen Hierarchie wurde unter Karl Martell noch nicht Hand angelegt. Dessen vornehmste Bestrebungen waren alle Zeit gegen die Araber gerichtet.

Von dem alten Narbo her, das sie eingenommen hatten und das nun wieder, wie einst beinahe ein Jahrtausend vor ihnen, eine Stellung zwischen den miteinander kämpfenden Weltkräften einnahm, drangen die Araber nach Arles vor und nahmen es in Besitz. In den Großen des Landes fanden sie bereitwillige Unterstützung. Von einem derselben, Riculf, Sohn Rodulfs, erfahren wir, daß er seiner Güter beraubt worden sei, weil er sich von dem Frankenreich losgerissen und an die Saracenen angeschlossen hatte. Die benachbarten Städte leisteten den Arabern keinen Widerstand; sie ließen sie innerhalb ihrer Mauern Eingang finden. So fiel Avignon in ihre Hände. Nachdem Karl Martell sich im kleinen Seekrieg versucht hatte, mußte er auch zu Belagerungen schreiten, deren Erfolg auf die Zeitgenossen großen Eindruck

machte. Er eroberte Avignon nach längerer Umlagerung mit Sturm. Dann befestigte er seine Macht in Lyon und unterwarf sich die Seeküste bis nach Marseille. Er eroberte Arles und belagerte Narbonne ebenso wie Avignon. Da trat ihm dann nochmals die Verbindung der spanisch-provencalischen Küstenlande entgegen. Von Spanien her erschienen arabische Fahrzeuge an den Küsten der Provence, ihre Mannschaften rückten aber dann zu Lande gegen Narbonne vor. Karl Martell sah sich in dem Fall, diesen mit einem Teil des Belagerungsheeres entgegen zu gehen. Im Felde blieb er Sieger, aber Narbonne nahm er nicht ein.

Die Araber hatten in Maurontus, einem provencalischen Parteihauptmann, der sie in seine Befestigungen aufnahm, einen guten Verbündeten. Der Provence ist Karl Martell nicht Herr geworden; ebenso wenig hat er Aquitanien, obwohl er es mit Beistimmung seiner Großen angriff, überwältigen können. Die Söhne Eudos behaupteten sich zuletzt wieder. Mit dem tapfersten von ihnen, Hunold, hat Karl eine Abkunft geschlossen. Wahrscheinlich war ihm selbst in diesen Regionen eine einigermaßen selbständige Macht unentbehrlich, da die spanischen Araber wieder an den Grenzen erschienen und durch lokale Gegenanstalten zurückgewiesen werden mußten. Karl Martell hat dem Einbrechen der arabischen Macht von Spanien her in Gallien einen ebenso glücklichen als energischen Widerstand geleistet.

Karl Martell hat kein neues Reich gegründet, aber ein zu zerfallen drohendes zusammengehalten, neu belebt und verstärkt. Ein glücklich gelungenes Leben. Wir haben keine Charakterschilderung von ihm übrig, aber wir begleiten ihn mit steigendem Interesse von dem Augenblicke an, in welchem er sich von seiner Stiefmutter losriß, bis in die Zeit, wo er das anerkannte Oberhaupt der drei Reiche und der große Mann des damaligen Abendlandes geworden war. In seinen Zerwürfnissen mit Konstantinopel hat sich auch der Papst von Rom an ihn gewendet; man bemerkte, daß eine solche Gesandtschaft noch keinem anderen Fürsten der Franken zu teil geworden sei. Jedes Jahr seines Lebens war mit kriegerischen Unternehmungen bezeichnet; der unbesiegte, unerschrockene Kriegsführer eilt immer von einem bedrohten Punkte zu dem anderen. Nur im letzten Jahre seines Lebens unternahm er keinen Feldzug. Da hat er dann seine Franken um sich versammelt und mit ihnen das Reich unter seine beiden, zu Männern erwachsenen und bereits erprobten Söhne geteilt. Dem älteren von ihnen, Karlmann, hat er Austrasien, Alemannien und Thüringen, dem anderen, Pippin, Neustrien, Burgund und die erworbene Provence zuerteilt. Das eine kann als die Grundlage Deutschlands, das andere als die Grundlage des späteren Frankreichs angesehen werden.

Zehntes Kapitel.

Emancipation des Papsttums von Konstantinopel. Gründung der deutschen Kirche.

Wenn man überlegt, daß Kaiser Leo der Isaurier im großen und ganzen dieselbe Sache im südlichen Europa und auf dem Mittelmeer verfocht, wie Karl Martell in Gallien; daß der Papst zu Rom schon seiner kirchlichen Stellung halber nichts mehr wünschen mußte als die Abwehr des Islam in Italien, wohin dieser doch bereits von Gallien her vordrang, so kann man sich der Ansicht nicht erwehren, daß ein gegenseitiges Verständnis der drei Potenzen im Interesse einer jeden gelegen hätte, was für den Kampf gegen die Saracenen unendlich vorteilhaft geworden sein müßte. Das hätte aber doch weder der selbständigen Aufstellung eines fränkischen Reiches, über welches die Oströmer noch immer ein Recht der Herrschaft zu besitzen meinten, entsprochen noch vielleicht der Lage des oströmischen Imperiums, das auf lokale Selbstverteidigung angewiesen war. Das vornehmste Hindernis einer solchen Vereinigung aber bestand darin, daß zwischen dem Kaisertum zu Konstantinopel und dem Papsttum zu Rom ein Streit ausgebrochen war, in dem sich an keine Aussöhnung mehr denken ließ. Der Gegensatz hatte sich in dem vorhergegangenen Jahrhundert allmählich herausgestellt. Daß das Papsttum eine göttliche Institution sei, ist eine hierarchische Ansicht, zu der sich der Historiker nicht bekennen kann. Dagegen kommt derselbe auch häufig in den Fall, von den Berechnungen eines weltumfassenden Ehrgeizes, der dem Papsttum von dessen prinzipiellen Gegnern schuld gegeben wird, Abstand zu nehmen. Die großen Handlungen vollziehen sich in dem Konflikt der allgemeinen Weltereignisse mit der jedesmaligen Situation. Von dem römischen Stuhle ist anzuerkennen, daß ihn, wenn auch allerdings nicht ununterbrochen, doch in den gewichtigsten Momenten geistesgewaltige Männer inne gehabt haben, die den Verhältnissen gewachsen waren und, indem sie ihr eigenes Interesse wahrnahmen, doch zugleich das allgemeine im Auge behielten und verteidigten. Wir erinnern uns, wie sehr der Kirchenfriede und damit die innere Ruhe der griechisch-römischen Welt auf einer Verständigung zwischen dem römischen Papst und den Imperatoren beruhte. Durch das Einverständnis zwischen Papst Damasus und Kaiser Theodosius war die griechisch-römische Katholicität begründet und nach mannigfaltigen inneren Streitigkeiten bei dem Abgang des theodosianischen Hauses durch das Konzil von Chalcedon befestigt worden. Dann waren die Ostgoten zur Herrschaft in Italien gelangt. Wir haben des Einflusses gedacht, welchen dies Ereignis auf die Weltstellung des Papsttums ausübte. Wenn nach der Wiederherstellung der Autorität des Kaisertums durch Justinian ein enges Verhältnis

zwischen Rom und dem Kaisertum eintrat, so wurde ihre Verbindung durch den Einbruch der Langobarden, der Feinde des Kaisers und zugleich der katholischen Religion, noch unentbehrlicher und stärker. In den Zeiten dieser Allianz geschah es, daß eine kirchliche Abweichung Justinians von den Beschlüssen von Chalcedon von dem römischen Hofe nicht zurückgewiesen wurde. Die Päpste nahmen das fünfte Concilium an in der Überzeugung, daß durch dasselbe keine wesentliche Veränderung in die Beschlüsse des chalcedonischen gebracht worden sei. Der Konflikt mit den Langobarden gab wohl auch seinerseits zu manchen Differenzen Anlaß, aber es waren keine eigentlich kirchlichen. Erst unter der Dynastie des Heraklius trat eine solche ein. Es war die monotheletische, von der wir wissen, wie verderblich sie für die asiatischen Provinzen des römisches Reiches und für Ägypten wurde. Nicht minder widerwärtige Folgen knüpften sich an den Versuch, sich auch mit Rom darüber zu verständigen und die Doktrin wenigstens unangefochten zu behaupten. Nicht von vornherein war dies der Fall. Papst Honorius I., dem es gelang, den Dreikapitelstreit, der im Gegensatz gegen das fünfte Konzil entsprungen war, in Istrien, wo die Abweichung hauptsächlich ihren Sitz hatte, zu zerstören, hat sich in Bezug auf den Einen Willen mit den Ansichten, die in Konstantinopel das Übergewicht hatten, einverstanden erklärt, aber zugleich, wie Heraklius selbst, ausgesprochen, daß man in den Kirchen die Frage lieber vermeiden sollte. Diese Auskunft wurde von den Nachfolgern des Honorius verworfen. Papst Johann IV. behauptete, daß durch die monotheletischen Zuschriften des Patriarchen Pyrrhus von Konstantinopel das ganze Abendland beunruhigt werde. Im Grunde traten hiebei zwei verschiedene kirchlich-politische Prinzipien einander entgegen.

Die monotheletischen Lehren waren aus dem Konflikt mit den Mohammedanern hervorgegangen. Welche Beziehungen aber hatten Rom und das Abendland zu diesen? Hier bildete die unangefochtene Doktrin von den beiden Naturen das allgemeine Glaubensbekenntnis. Constans II., der selbst kein eifriger Monothelet war, aber die engste Verbindung zwischen Orient und Occident anstrebte, erneuerte das Verbot einer öffentlichen Diskussion dieser Doktrin und legte dem Papst Martinus I., als er ihn bestätigte, diese Pflicht aufs dringendste ans Herz.

Allein eben in dem stellte sich ihm ein entschlossener Widersacher entgegen. Martinus war der größte Eiferer für den Begriff von den beiden Naturen. Statt den Streit in Stillschweigen zu begraben, zog er denselben erst recht ans Licht. Er berief ein Konzil nach Rom, welches er ökumenisch nannte, worin die monotheletischen Vorstellungen als Ketzerei mit dem Anathem gebrandmarkt wurden. War nun der Papst noch ein Unterthan des Kaisers oder war er das nicht? Constans hielt daran fest, daß der Papst zum Gehorsam gegen seine Edikte verpflichtet sei, und befahl dem Exarchen von Ravenna, wenn der Papst nicht seiner Schuldigkeit gemäß nachgebe, Hand

an ihn zu legen. Er verfuhr mit Martinus, wie der Hof mit anderen Bischöfen verfuhr, wenn sie ungehorsam waren.

Die große Frage der Epoche über die Einheit oder die Teilung der Gewalt, welche der Islam zu Gunsten der Einheit entschied, wo ja der Kalif selbst die Kanzel der Moschee bestieg und dann sein geistlicher Wille keinen Widerspruch mehr fand, begann im Verhältnis des Kaisertums zu dem Papsttum hervorzutreten.

Die Gewalt des Kaisers war noch unumschränkt und seine Befehle wurden vollzogen. Martinus wurde aufgehoben, nach Naxos gebracht, dann nach Konstantinopel, endlich nach dem taurischen Chersones exiliert. Wir haben eine ausführliche Beschreibung aller der Mißhandlungen, die er erdulden mußte. Diese beschleunigten seinen Tod, der in der Verbannung eintrat. Nun wurde zwar auf Befehl des Kaisers in Rom ein Nachfolger gewählt, aber das Verfahren gegen Martinus hatte diesen und seine Sache in der öffentlichen Meinung gehoben. Für den päpstlichen Stuhl erwuchs daraus die Notwendigkeit, auf seine Sicherung vor ähnlichen Gewaltthätigkeiten Bedacht zu nehmen. In dem Kirchenstreit an sich behielt der römische Stuhl zuletzt doch die Oberhand.

Es gehörte zu den Maßregeln der Versöhnung und Milde, welche das Regiment des Constantinus Pogonatus charakterisieren, daß er eine Kirchenversammlung, das sogenannte sechste ökumenische Konzil, zu Konstantinopel versammelte, die sich gegen den Monotheletismus aussprach, so daß der wegen dieser Meinung verfolgte Martinus als ein Märtyrer erschien. Zugleich machte Pogonatus dem römischen Stuhl einige Zugeständnisse; vornehmlich gab er nach, daß der neugewählte Papst die Weihe empfange, noch ehe die Bestätigung von Konstantinopel oder Ravenna eingetroffen sei. Auf der einen Seite hat man das für eines der Fundamente des römischen Papsttums erklärt; andere haben angenommen, daß der Nachfolger des Constantinus, Justinian, es ausdrücklich widerrufen habe, und daß es zunächst nicht beobachtet worden sei. Man schließt das hauptsächlich daraus, daß jenes Zugeständnis bei der zweitnächsten Papstwahl nicht zur Ausführung gekommen ist. Primaten, Kriegsheer und Klerus schickten, nachdem sie sich über eine Wahl geeinigt hatten, an den Exarchen von Ravenna, um sie nach herkömmlicher Weise vor der Weihe bestätigen zu lassen. Bald darauf aber trat eine Wahl ein, bei welcher die Autorität des Exarchen keine Berücksichtigung fand. Es geschah nach dem Tode des Papstes Conon im Jahre 687. Noch bei Lebzeiten Conons hatte der Exarch einen Archidiakonus Paschalis zum Papste designiert; dieser fand zwar in Rom Beistimmung, allein zugleich wählte eine Gegenpartei den Archipresbyter Theodorus. Man erlebte, daß sie beide die Residenz der Päpste einnahmen. Aber indessen vereinigten sich die geistlichen und weltlichen Großen mit dem Volk und einem Teil des Heeres, einen dritten auf den päpstlichen Stuhl zu setzen, den Presbyter

Sergius. Der Exarch eilte herbei, in der Absicht, Paschalis, der sich an ihn gewandt hatte, einzusetzen; einen der vornehmsten Ratgeber des Sergius wußte er zu entfernen. Als er aber den Versuch machte, Sergius selbst wegzuführen, wie früher Martinus, so trat die entscheidende Veränderung hervor, daß die Römer sich diesem Vorhaben widersetzten. Mit ihnen waren auch die Truppen des Exarchats verbunden, sie wollten den Papst nicht ziehen lassen. Man kann darin den ersten Widerstand der Population von Italien gegen Konstantinopel erblicken. Sergius war der erste Papst, der sich in vollem Widerspruch mit Konstantinopel behauptete, gestützt auf die Bewegung der italienischen Milizen.

Man darf diesen Vorgang nicht vergessen, wenn man die Dekrete des trullanischen Konzils, welches Justinian II. im Jahre 691 versammelte, würdigen will. Einige der in den letzten Konzilien gefaßten Beschlüsse wurden modifiziert und Anordnungen getroffen, welche den Gewohnheiten Roms entgegenliefen; zugleich wurde der Patriarch von Konstantinopel dem Patriarchen des alten Rom, das heißt dem Papste, gleichgestellt, namentlich in geistlichen Dingen sollte seine Stimme gehört werden. Man hatte auf der aus orientalischen Bischöfen bestehenden Synode die Beistimmung des Papstes vorausgesetzt. Aber Sergius war weit entfernt, seinen Namen, für den ein Platz gelassen war, zu unterschreiben.

Es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, daß Justinian dem Patriarchen von Konstantinopel, den er doch sonst ohne viel Rücksicht behandelte, einen Vorzug von großem Belang zusprechen ließ. Sein Sinn ging ohne Zweifel dahin, sich des rückwirkenden Einflusses von Rom zu entledigen; er wollte in der griechischen Kirche freie Hand haben. Er war überhaupt ein Mann von umfassenden Gedanken, aber wir wissen, wohin ihn das führte. Die Niederlage, die er von den Arabern erlitt und die ihm die Unterwürfigkeit seiner Hauptstadt kostete, konnte sein Ansehen auch in Rom nicht fördern. In ganz Italien regte sich ein bewußter Gegensatz gegen die byzantinische Einwirkung, der dem Papste zu statten kam.

Nach der Hand war Justinian durch die Ereignisse seiner Verjagung und Zurückberufung bewogen worden, mit den Päpsten in Rom in ein besseres Verhältnis zu treten. Er war bereit, die auf dem trullanischen Konzil vorgenommenen Beschränkungen einem allgemeinen Konzil vorzulegen, oder in Rom möge man selbst bestimmen, was daran zu verbessern sei. Man glaubt annehmen zu können, er habe dieselben geradezu widerrufen. Dann trug er kein Bedenken, den damaligen Papst, Konstantin I., einzuladen, ihn zu besuchen. Bei dieser Zusammenkunft soll er sich, wie der ausführliche römische Bericht sagt, mit der Krone auf dem Haupt dem Papste zu Füßen geworfen haben. Die Privilegien der römischen Kirche stellte er her.

Der Anlaß zu dieser Demütigung lag darin, daß der Kaiser jene Verbindung, die zwischen Rom und dem Exarchat geschlossen war, wieder aufzulösen trachtete. Beide, der Kaiser und der Papst, waren Feinde des Erz-

bischofs Felix von Ravenna. Man kann nicht daran zweifeln, daß zwischen Papst Konstantin und Kaiser Justinian eine Verabredung getroffen wurde, welche die Gültigkeit der Beschlüsse des sechsten Konzils, wodurch der Monotheletismus abgestellt wurde, ohne alle Beschränkung zur Voraussetzung hatte. Für den Stuhl von Rom selbst lag nun in dem zweiten Sturze Justinians ein sehr empfindlicher Nachteil. Der eifrige Monothelet Bardanes, genannt Philippikus, durch den dies geschah, erklärte sich schlechthin gegen das sechste Konzil und ließ es von der Tafel im kaiserlichen Palast, auf welcher die Konzilenbeschlüsse verzeichnet waren, auslöschen. In Rom erregte das die denkbar größte Erbitterung.

Es war im Gegensatz gegen Bardanes, daß das in Rom herrschende System als das allein christliche bezeichnet wurde. Bardanes wurde für einen Ketzer erklärt und nur die als Christen anerkannt, die ihm widersprachen. Aber auch Bardanes wurde bald gestürzt, wie wir wissen, und sein Nachfolger, der im ganzen mit ihm einverstanden war, vermied doch die äußersten Schritte. Er ließ die Tafel mit den Beschlüssen des sechsten Konzils wieder aufrichten und suchte ein gutes Verhältnis zu Rom herzustellen. Man konnte in Konstantinopel, wo man durch den Angriff der Moslimen bedroht war, den Streitigkeiten mit Rom keine Aufmerksamkeit widmen.

Auch Leo der Isaurier, der aus den äußeren und inneren Konflikten als Kaiser hervorging, erklärte, daß er am sechsten Konzil festhalte, was auch der Patriarch der Hauptstadt, Germanus, bestätigte. In dem monotheletischen Streite behielt dergestalt das römische Pontifikat ohne Zweifel die Oberhand. Daß nun aber damit das alte Verhältnis zwischen Rom und Konstantinopel wieder hergestellt worden wäre, darf man doch nicht annehmen. Auf beiden Seiten regten sich Tendenzen der gegenseitigen Unabhängigkeit. Das trullanische Konzil ist zugleich der Ausdruck der Antipathien der orientalischen Kirche gegen das Übergewicht von Rom.

In Rom dagegen manifestierte sich die der römischen Kirche innewohnende Tendenz zur Selbständigkeit. An ihre Spitze trat der Mann, der an den letzten Verhandlungen zwischen Konstantin und Justinian persönlichen Anteil genommen, wahrscheinlich sie geleitet hatte. Er war mit seinem Papst als Diakonus in Konstantinopel gewesen und im Jahre 715 als Gregor II. zum Pontifex erhoben worden, ohne daß von der Einwilligung des schwankenden römischen Kaisertums die Rede gewesen wäre; er kannte die Schwäche desselben am besten. Dazu kam, daß in dem gesamten Abendlande, gerade im Gegensatz zu der saracenischen Überflutung, sich eine große Hinneigung zum römischen Stuhle kund gab.

Angelsächsische Könige wallfahrteten nach Rom. Hier erschien bald darauf Wynfreth, der in Rom seinen Namen Bonifacius erhalten hat, um über die von der römischen Kirche festgesetzten Ordnungen sich zu unterrichten. Gregor II. hatte einen Augenblick, in welchem er über Orient und Occident einen kirchlich beherrschenden Einfluß auszuüben glauben konnte.

In diesem Selbstgefühl aber wurde er durch die schon erwähnte Neuerung des Kaisers Leo betroffen; es war dessen Verordnung gegen die Verehrung der Bilder. Hier erst tritt sie in ihr volles Licht.

Trotz der Einwendungen spiritualistischer Kirchenlehrer hatten sich doch nach und nach die Bilder des Heilandes, der Jungfrau Maria, der Apostel, Heiligen und Märtyrer in den Kirchen eingebürgert. Sie galten nicht als bloße Phantasiestücke; man führte sie auf gewisse Überlieferungen zurück, sie sollten nicht von Menschenhänden gemacht sein. Sie erscheinen in den Wandgemälden, mit denen die Katakomben ausgeschmückt wurden, in den Mosaiken, dann und wann sind sie nach den Mustern des Altertums geformt, aber nach der christlichen Idee umgestaltet. Sie dienten zur Belehrung und zugleich zur Erbauung des Volkes. Wir finden sie auch auf die Abschriften der heiligen Bücher angewendet. Die frühesten Regungen nationaler Teilnahme machen sich darin bemerklich; es war eine noch in ihren Anfängen begriffene Kunstübung, welche eine Zukunft in sich trug.

Ob die Bilderverehrung nun aber der monotheistischen Idee volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, war schon längst in Zweifel gezogen worden. Besonders die Juden bekämpften sie mit feindseliger Heftigkeit. Bereits um das Jahr 600 hat der Bischof Leontius von Neapolis in Cypern, ehe noch von Islam die Rede war, eine Schutzschrift gegen die Anklagen der Juden abgefaßt. Sein vornehmstes Argument für dieselbe ist, daß nicht dem Bilde an sich Verehrung gezollt werde, sondern nur dem Gegenstande, den es darstelle: das Kreuz werde nur deshalb verehrt, weil Christus an demselben gehangen habe, es diene eben nur zur Erinnerung. Die Juden wurden damit nicht beschwichtigt. Sie benutzten ihren Einfluß bei den Kalifen, um dieselben zur Abschaffung der Bilder aus den Kirchen zu vermögen. Diese waren an sich geneigt dazu, trugen aber Bedenken, weil sie die christlichen Gemeinden nicht durch gewaltsames Eingreifen in ihr Kirchenwesen verletzen wollten. Da ist es nun geschehen, daß der im Kampf mit dem Islam, obwohl nicht ohne vorgängiges Einverständnis mit demselben zur höchsten Gewalt emporgestiegene Imperator, Leo der Isaurier, diesen Anregungen selbst Raum gab und ihnen beipflichtete.

Man erzählt, in seiner Jugend sei Leo, sein Vieh dahertreibend, eines Tages mit den vom Kalifen verwiesenen Juden zusammengetroffen, die ihm — denn er war ein kräftiger und geistvoller junger Mann — das Kaisertum geweissagt, und ihrer Prophezeihung die Bitte hinzugefügt haben sollen, daß er alsdann die Bilder aus den Kirchen schaffen möge. Ohne Zweifel ist die Anekdote erdichtet; in die Lebensereignisse Leos, wie wir sie sonst kennen, läßt sie sich kaum einreihen. Man bedarf ihrer überhaupt nicht. Warum soll es nicht persönliche Überzeugung gewesen sein, was Kaiser Leo vermocht hat, die Verehrung der Bilder zu verwerfen, wie viele andere. Auf den Thron gestiegen, hielt er sich für mächtig genug, ihr in dem Reiche Raum zu machen. Das war ja immer der Anspruch gewesen, den die Kaiser erhoben, ihren

persönlichen Meinungen Einfluß in den Kirchen zu verschaffen, wodurch sie eine Partei befriedigten, die sich dann um sie scharte. Diesen Ursprung hatte der Monotheletismus des Heraklius gehabt und, wenn Heraklius dabei zugleich die Absicht hegte, der religiösen Feindseligkeit der Mohammedaner eine ihrer Stützen zu entreißen, so war das in noch stärkerem Maße bei Kaiser Leo der Fall. Wenn er von der Fürbitte der Heiligen, die man in ihren Bildern verehrte, nichts wissen wollte, so näherte er sich den eigensten Vorstellungen Mohammeds, der ja die Anrufung der Fürbitterinnen bei Allah unter den größten Gefahren verworfen hatte.

Es war eine Annäherung an die Idee von der unbedingten Einheit der Gottheit, auf welcher der Mohammedanismus beruhte, die von Leo hervorgekehrt wurde.

Sollte ihm nicht der Gedanke gekommen sein, durch diese Annäherung den prinzipiellen Gegensätzen zwischen Islam und Christentum Einhalt zu thun? Auch die meinte er zu befriedigen, die sich jüdischen Anschauungen gemäß dem Islam zuneigten. Er hoffte selbst den konstantinopolitanischen Patriarchen Germanus zu einer Mitwirkung bei diesem Vorhaben zu vermögen. Der Patriarch jedoch leistete ihm bei dem ersten Schritt entschiedenen Widerstand; er erinnerte den Kaiser, daß er bei seiner Krönung zugesagt habe, in den kirchlichen Angelegenheiten keine Neuerungen vorzunehmen.

Allein der Kaiser meinte nicht, dadurch gehindert zu werden; er schrieb vielmehr der kaiserlichen Autorität einen apostolischen Charakter zu; ihre Pflicht sei, dem bestehenden Aberglauben sich entgegenzusetzen. Zur Behauptung der höchsten Gewalt in ihrem vollen Umfang hielt er auch ein religiöses Aufsichtsrecht für erforderlich und in seinem Staatsrat, den man Silentium nannte, hat diese Meinung obgesiegt, trotz des Einspruchs des Patriarchen. Mit Einwilligung desselben erließ der Kaiser im Jahre 726 sein erstes Edikt, welches die Bilderverehrung beschränken sollte, dem aber bald ein zweites folgte, durch welches sie aufgehoben wurde.

Das Kaisertum näherte sich, wie in Bezug auf die Einheit des Gottesbegriffs, so auch in der Einheit der höchsten Gewalt, dem Islam. Nicht mit Unrecht ist Leo, wie erwähnt, Freund der arabischen Ideen genannt worden. Man hat ihm wohl das Beispiel früherer Kaiser zu Gemüt geführt. Er hat gesagt, sie seien eben damit in Abgötterei verfallen. Niemand könnte die Großartigkeit dieser Gedankenreihe verkennen; sie war imperialistisch-philosophisch, gleich sehr auf Gehorsam im Inneren und Widerstand nach außen berechnet; ob sie aber den christlichen Ideen gemäß war, ließ sich doch bestreiten.

Leo wollte die Anschuldigungen der Vielgötterei und des Götzendienstes, die man gegen das Christentum erhob, widerlegen und die geistlich-weltliche Macht in Einer Hand konzentrieren. Das eine und das andere konnte im Orient versucht werden; im Occident mußte es noch größeren Widerspruch erwecken als einst die monotheletische Zumutung. Der Bilderverehrung konnte

man in Rom schon deshalb nicht entbehren, weil hier die Bilder der Apostel Petrus und Paulus, in ihren typischen Formen früh eingeführt, zur Repräsentation der kirchlichen Prärogative von Rom unentbehrlich waren. Und wie hätte ein römischer Bischof, der alle die Nachteile empfand, welche mit der Übermacht des Kaisers in Rom verbunden waren, sich einem Versuch fügen sollen, welcher die Autorität des Kaisers auch im Occident wieder gefördert haben würde.

Der Patriarch Germanus hatte sich dem Kaiser aus dem Grunde widersetzt, weil das Recht, eine so große Veränderung zu beschließen, nur einer allgemeinen Kirchenversammlung zustehe; ohne auf ihn zu achten, schritt Leo in seiner Unternehmung fort. Papst Gregor II. verwarf selbst eine allgemeine Kirchenversammlung in dieser Angelegenheit. Gregor hatte die größte Vorstellung von der Machtvollkommenheit des Papsttums. Er hat in Erinnerung gebracht, die abendländische Welt verehre ihn wie einen Gott auf Erden.

Wir lernen seine Gesinnungen aus dem Schreiben kennen, das er im Jahre 729 an den Kaiser Leo gerichtet hat. Da heißt es: Leo habe gesagt, er sei zugleich Kaiser und Priester, was allerdings eine Annäherung an den Islam gewesen wäre, wo der Kalif beide Fakultäten vereinigte. Um so nachdrücklicher drang der Papst auf die Trennung der beiden Gewalten. Den Bischöfen soll man die kirchliche Autorität überweisen; wie diese sich von der weltlichen fernhalten, ebenso mögen die Kaiser auf die geistliche verzichten.

Der kirchliche Streit wurde durch eine weltliche Differenz verschärft. Wir erfahren, daß zwischen Gregor und Leo schon über die Eintreibung der Steuern in dem römischen Dukat Streitigkeiten ausgebrochen waren. Kaiser Leo forderte den Exarchen auf, den Papst Gregor zu entfernen oder gar zu töten. Der Papst sah in ihm seinen erklärten Feind. Bei dieser Entzweiung der Oberhäupter regte sich die Empörung in Italien zu Gunsten des Papstes gegen den Kaiser. Die kaiserlichen Truppen fielen von dem Exarchen ab, wählten sich ihren eigenen Heerführer und schworen, dem Papste Gregor kein Leid zufügen zu lassen. Diesem Bündnis traten auch die Langobarden bei. Aufgefordert von dem kaiserlichen Dux, sich ihm anzuschließen, wiesen sie das von sich. Die Repräsentanten des Kaisers in Neapel, Rom, Ravenna wurden auf die eine oder andere Weise beseitigt. Die Verbindung mit den Langobarden und den römischen Milizen bildete eine Schutzwehr für den Papst.

Dem Papst lag nichts daran, den Kaiser zu stürzen; dem Versuch einer Usurpation, der sich in Italien regte, hat er vielmehr selbst ein Ende gemacht, aber der Gefahr, in die Hände einer übermächtigen Gewalt von Konstantinopel her zu geraten, wollte er sich nicht aussetzen. In seiner Hauptstadt war er sicher. Als er in diesen Verwirrungen mit Tode abging, setzte man eigenmächtig, fast mit Gewalt einen Nachfolger auf den pontifikalen Thron. Es ist Gregor III., der demnach in einer Art von Aufruhr gegen den Kaiser das Papsttum angetreten hat.

Einer der ersten Akte Gregors III. war es nun, daß er die unter dem Einflusse des griechischen Hofes stehenden Bischöfe, besonders die von Aquileja und Ravenna, aufforderte, sich den Gewaltsamkeiten, die man in Konstantinopel gegen die Freunde der Bilderverehrung ausübe, innerhalb ihrer Diöcese entgegenzustellen. Er lud sie zugleich zu einer bischöflichen Versammlung ein, in der man die Mittel, dem drohenden Unheil vorzubeugen, beraten wolle.

Eine solche Versammlung war das bischöfliche Konzil, welches Ende 731 in Rom abgehalten wurde, dessen Beratungen wir nicht kennen, wohl aber seine Beschlüsse. Sie sind vor dem Grabe des St. Petrus feierlich abgekündigt worden: daß nämlich, wer in Zukunft gegen die altherkömmliche Verehrung der Kirchenbilder blasphemischer Weise handele, als ein von dem Leib und Blut des Erlösers Ausgeschlossener und von der Einheit der Kirche Ausgestoßener betrachtet werden solle. In diesem Beschluß liegt eigentlich eine Art kirchlicher Kriegserklärung, denn der Sinn Leos ging dahin, den Rat des Germanus doch noch zu befolgen und seine bilderstürmerischen Dekrete durch ein allgemeines Konzil bekräftigen zu lassen. Statt dessen wurde ihm ein Konzil des mächtigsten occidentalischen Patriarchen und seiner Anhänger entgegengesetzt, durch welches er als Abtrünniger gleichsam mit dem Fluche belegt wurde. Er sah darin einen Abfall nicht allein des Papstes, sondern des gesamten Italiens und rüstete sich, diesen großen Abfall im ersten Entstehen zu unterdrücken. Eine zahlreiche und wohlbemannte Flotte ging nach Italien unter Segel.

Wenn man sich nun erinnert, daß eben in diesem Jahre Abderrahman über die Pyrenäen nach Gallien vordrang und Eudo besiegte, und in demselben Augenblick eine byzantinische Flotte, die der allgemeinen Lage nach besser gegen die Araber bestimmt worden wäre, nach Italien abgesandt wurde, so kann man in diesem Zusammentreffen nichts anderes, als ein Moment der Krisis der großen Angelegenheiten der Welt erkennen. Denn indem Gallien zu Grunde zu gehen drohte, würde Italien, von der Kriegsmacht und den Waffen seines Kaisers heimgesucht, vielleicht doch überwältigt worden sein, da es sich bloß um die Wiederherstellung eines altgewohnten Zustandes handelte. Dahin sollte es jedoch nicht kommen. Die Flotte des Kaisers erlitt Schiffbruch und war nicht zu fürchten. Wie hätte aber nicht die Besorgnis sich regen sollen, daß diese Versuche wiederholt, ein andermal Erfolg haben dürften.

Aus dieser Besorgnis ist, wenn ich nicht irre, ein Schritt des Papstes Gregor zu erklären, welcher immer als die erste ernstlich gemeinte Annäherung des Papsttums an den fränkischen Majordomus betrachtet worden ist: die Aufforderung, welche Gregor III. durch besondere Sendung an Karl Martell hat ergehen lassen. Auf die Zeitbestimmung, die nicht eben sicher überliefert ist, kommt dabei so viel nicht an. Von universaler Wichtigkeit dagegen ist der Inhalt des Berichtes, nach welchem durch den Papst an Karl mitgeteilt wurde, daß von den Großen und dem Volke von Rom der Beschluß gefaßt worden sei, sich von der Herrschaft des griechischen Kaisers loszureißen und unter den

Schutz des fränkischen Fürsten und Majordomus zu stellen; Gregor habe zugleich die Schlüssel des heiligen Grabes überschickt. Hienach wäre es ein Entschluß des römischen Volkes und seiner Großen gewesen, sich vom Orient loszureißen und an den Occident zu wenden. Papst und Stadt wären hierin einig gewesen. Fragt man, wie sie auf diesen Gedanken kommen konnten, so ist die Antwort, daß Karl Martell der Araber bei Poitiers Meister geworden war. Er hatte die Hauptfrage, welche die damalige Welt beschäftigte, entschieden. Wie Gallien vor den Arabern, so sollte er nun auch Italien vor den Waffen des Kaisers schützen.

Ich denke: darin liegt im Keime die große Kombination der Dinge, welche später die Welt beherrschte. Um sie aber zu verstehen, muß man sich das Verhältnis des Papsttums zu den germanischen Nationen, die Einwirkung Roms auf die Kultur der Angelsachsen, hauptsächlich aber seine Einwirkung auf die Christianisierung von Deutschland vergegenwärtigen. Den Entzweiungen mit Konstantinopel ging eine Reihe von Begebenheiten zur Seite, welche die engste Gemeinschaft zwischen Rom und den germanischen Nationen, eingeschlossen die Angelsachsen, zur Folge hatte. Eine Kombination, deren Ursprung wir wohl hier mit Einem Worte erwähnen dürfen. Wir kennen die Motive, welche den angelsächsischen König Oswin bewogen, in dem Widerstreit zwischen der britischen und der römischen Form der Religionsübung sich für die letztere zu entscheiden. Das vornehmste war, daß er sich der allgemeinen Idee der Religion und der mit ihr verbundenen Kultur, die unter dem Einfluß von Rom im Occident herrschte, anzuschließen wünschte. Er trat mit Rom in ein unmittelbares Verhältnis. Es darf wohl daran erinnert werden, wie dies geschah.

Oswin hatte unter seinen vertrauten Dienern einen Mönch, des Namens Biscop, der recht eigentlich die Verbindung zwischen der römischen Kirche und der neuen Pflanzung vermittelte.

Internationale Naturen muß es geben, um die Kultur aus einem Lande in das andere zu verpflanzen; eine solche war dieser Biscop, in der lateinischen Form seines Namens Benedict. Er ist fünfmal in Rom gewesen und hat von seiner Reise Sammlungen von Büchern zurückgebracht, in welchen Beda seine Studien machte. Aus Frankreich und Italien hat er Baumeister für die kirchlichen und klösterlichen Gebäude hinübergeführt, welche er dann mit Bildern ausschmückte, die aus Italien herbeigeschafft wurden. Ein unschätzbares Verdienst erwarb Benedict durch Herbeiführung des gelehrten Theodorus von Tarsus, der dann zur obersten geistlichen Stelle in England berufen wurde. Es war, als wenn ein im Orient erlittener Verlust im Abendland wieder ersetzt werden sollte. Theodor stammte aus dem cilicischen Tarsus, welches eben damals in die Hände der Araber gefallen war. Ich finde nicht, ob seine Auswanderung nach Italien mit dieser Katastrophe zusammenhängt. Er lebte als Mönch in Rom, als Benedict im Auftrage seines Königs den Papst Vitalian ersuchte, einen ihm für ein hohes Kirchenamt geeigneten Mann

zu bezeichnen. Der Papst nannte diesen Mönch, der dann die Mission übernahm und bald darauf zum Erzbischof von Canterbury erhoben wurde. In dieser Stellung hat Theodor der angelsächsischen Kirche ihre besondere Organisation gegeben, in Verbindung mit den Königen, deren Eintracht er erhielt. Den angelsächsischen Klerus verpflichtete er zu den Satzungen der römischen Kirche. In den Synoden, die er hielt, bewirkte er die Annahme der fünf großen Konzilien; er widersetzte sich der monotheletischen Neuerung, die dann bei seinen Lebzeiten durch das sogenannte sechste Konzil in aller Form verworfen wurde. Noch eine andere Wirksamkeit übte er in Bezug auf die Studien aus. Theodor hatte noch in Athen studiert und, wie er die griechische Gelehrsamkeit besaß, so erschien in seinem Freunde und Begleiter Hadrian, einem Afrikaner, die lateinische, die eben in Afrika selbst mit der römischen Herrschaft zugleich zu Grunde ging, noch einmal lebenskräftig und lehrhaft. Die Reliquien des Altertums fanden eine Freistatt bei den Angelsachsen, die in ihr doch wieder eine durch die Religion geheiligte Überlieferung sahen. Die Schule in Canterbury, die sie gründeten, wurde ein Mittelpunkt für die klassischen Studien bei den Germanen überhaupt.

Nicht jedoch von Theodor von Tarsus und seiner Schule ging der Versuch aus, die Bekehrung Germaniens in die Hand zu nehmen, sondern von den irisch-scotischen Klöstern, die auf der einen Seite sich mit anachoretischen Tendenzen vereinigten, auf der anderen Werkstätten der Mission waren. Unzufrieden mit dem, was in ihrer Heimat geschah, schlossen sich glaubenseifrige Angelsachsen diesen Institutionen an, in denen sich Wanderlust und Zurückgezogenheit verbanden. Einer von ihnen ist Egbert, der, von einer Krankheit genesen, ein Muster mönchischer Tugenden geworden war, in deren Ausübung er allein Befriedigung seiner Seele fand. Der hat zuerst einen umfassenden Plan gefaßt, den Norden zu christianisieren; und da es ihm selbst nicht möglich wurde, eine Mission dorthin zu übernehmen, entsandte er zwölf Glaubensboten an seiner Stelle, unter denen Willibrord, der ebenfalls seine Ausbildung in einem durch Askese hervorleuchtenden irischen Kloster erlangt hatte, sich einen Namen erworben hat.

Von Pippin dem Mittleren, der einen Teil von Friesland erobert hatte, wohl aufgenommen, hat Willibrord zur Bekehrung dieses Landes den Grund gelegt. Die Mission war wohl auf alle Nordgermanen abgesehen. Wir finden Willibrord in Helgoland, er bildete eine Schule für junge Dänen. Seine Wirksamkeit in Friesland hing wesentlich auch von den Wechselfällen der Politik und des Krieges im fränkischen Reiche ab. Durch die Neustrier wurde die Ausbreitung des Christentums eher gehindert, durch die Austrasier gefördert. Das austrasische Fürstentum betrachtete es als seine Angelegenheit, die Mission in ganz Germanien in Schutz zu nehmen; sie war ihm selbst förderlich, um den trotzigen Widerstand der Stämme zu brechen. Wir haben der Verbindung der Mission und des Fürstentums innerhalb Germaniens bereits gedacht. Einen bestimmten Charakter empfing dieselbe durch den

Angelsachsen Wynfreth-Bonifacius. Der aber brachte nun die romanistischen Tendenzen in die germanische Mission. In ihm verschmolz sich der propagandistische Eifer der irischen Klosterbrüder mit den Doktrinen der angelsächsischen Kirche. Dieser hatte er, selbst gegen den Wunsch seiner Angehörigen, durch einen unwillkürlichen Trieb dahingezogen, seine Kräfte gewidmet. Er lebte und webte in der Idee der engsten Verbindung der Kirche mit Rom, wohin in dieser Zeit der Sinn des Volkes und der Könige ging. Schon im Jahre 719 ist er in Rom gewesen; man nimmt an, daß damals sein angelsächsischer Name, Wynfreth — Wyn bedeutet Glück — in Bonifacius, ein Wort, dem man denselben Sinn unterlegt, verändert worden ist. Er hat zu dieser Zeit seine Anweisung zur Mission empfangen. Im Jahre 723 war er wieder in Rom und wurde zum Bischof geweiht. Auch in einem Leben, das nicht gerade in die Kreise der höchsten Entscheidungen gezogen ist, spiegeln sich doch die Momente, die zu solchen führen. An sich ist es von Bedeutung, daß es eben einer der großen Vorfechter der kirchlichen Hierarchie war, mit dem Bonifacius in Verbindung trat. In der ersten Vollmacht zur Mission bringt Gregor II. den Anspruch, das Oberhaupt der Kirche zu sein, mit derselben in charakteristischen Kontakt. Der Knecht Gottes rühmt den religiösen Presbyter, der, dazu sehr befähigt, sich der Heidenbekehrung widme deshalb, weil er, ein Glied der Kirche, das Haupt derselben suche und sich diesem in aller Bescheidenheit unterwerfe: denn dem sei die Übertragung des Lehramts in der Kirche anvertraut. Im Namen der unerschütterlichen Autorität des heiligen Petrus, dessen Befugnisse auf den römischen Papst übergegangen seien, wird der Missionar beauftragt, den Dienst im Reiche Gottes und die Predigt des Alten und Neuen Testamentes den Unwissenden zu verkündigen und bei der Bekehrung die in Rom gebräuchlichen Formeln inne zu halten; gerate er aber in Zweifel, so möge er sich an den römischen Stuhl wenden. Man kann die Gewalt des Oberhauptes der Kirche und die Pflicht der Unterwürfigkeit des Missionars unter dieselbe nicht stärker ausdrücken. Aber auch das ist bemerkenswert, daß vor allem die Lehre des Alten und Neuen Testamentes gepredigt werden soll: denn darin liegt der unterscheidende Charakter des christlichen Glaubens von dem damals in Europa mächtig vordringenden Islam. Während dieser auf der Offenbarung beruhte, die der angebliche Bote Gottes, Mohammed, persönlich empfangen habe, weist der Papst den Missionar an, die Lehre der heiligen Schrift zu predigen, wodurch alle Willkürlichkeiten abgeschnitten werden. Die Formen der römischen Kirche, die man auf den heiligen Petrus zurückführt, erscheinen als verbunden mit dem Dienst und dem Leben im Reiche Gottes. Die Stabilität der Glaubensformel hängt eben von dieser Überlieferung ab. Historisch erwächst dadurch eine Begründung der Ausbreitung der christlichen Lehre in fester kirchlicher Gestalt.

War das nicht eben die Weltstellung des Papsttums gerade in diesem Augenblick? Der Nachfolger des heiligen Petrus tritt in dieser Form den Nachfolgern des arabischen Propheten gegenüber. In der ersten erscheint die

Kontinuation der universalen Entwickelung, in der anderen die gegen dieselbe anstrebende, ihre eigene Richtung verfolgende Lehre des vermeinten Boten Gottes.

Bei Bonifacius zweiter Anwesenheit zu Rom im Jahre 723, der Erhebung des Missionars zum Bischof, tritt, wenn ich nicht irre, noch eine andere Seite der päpstlichen Politik hervor. Der Missionar leistete den Eid der suburbikarischen Bischöfe, jedoch mit einem charakteristischen Unterschied. In jenem Eide war die Verpflichtung enthalten, keiner Bewegung beizustimmen, die gegen den Kaiser in Konstantinopel vorgenommen werde, sondern einer solchen vielmehr entgegenzutreten. Davon ist jedoch in dem Eide, welchen Bonifacius bei seiner Weihe schwur, nichts zu lesen. Dieser verpflichtet sich nur, niemals den Priestern oder kirchlichen Würdenträgern, welche etwas gegen die alten Statute, das heißt doch: gegen den Primat des heiligen Petrus unternehmen wollten, beizustimmen, diesen vielmehr entgegen zu treten und, wenn er nichts auszurichten vermöge, davon dem heiligen Vater, seinem Herrn Kunde zu geben.

Wenn der suburbikarische Bischof als Unterthan des Kaisers, der Papst gewissermaßen als Organ desselben betrachtet wurde, so soll der Missionar nur die Aufrechterhaltung der hierarchischen Ordnung und der Hoheit des Papstes, die Abwehr jeder Verletzung derselben im Auge haben. So brachte es die damalige Lage der Welt mit sich. Daran dachte man in Rom nicht mehr, die Kirche und das Imperium für identisch oder doch für untrennbar vereinigt zu halten. Man war nur auf die hierarchische Oberhoheit des römischen Stuhles bedacht. Nur diese verpflichtete Bonifacius gegen jeden Abfall aufrecht zu halten. Von dem Kaiser konnte in den Regionen, für welche Bonifacius bestimmt war, gar nicht die Rede sein. Hier kam es allein auf den Mann an, der die höchste Gewalt in seinen Händen hatte, und der dann zugleich den apostolischen Missionar in seinen Schutz nahm. Man könnte wohl meinen, daß alles auch anders hätte geschehen, daß Deutschland durch britische Missionare ohne eine ähnliche Verpflichtung hätte christianisiert werden können unter der unmittelbaren Autorisation des fränkischen Fürsten und unter Konnivenz des römischen Kaisertums. So aber lagen die Dinge nicht, daß ein solcher Versuch auch nur gemacht, geschweige denn hätte durchgeführt werden können. Das Verhältnis, das zwischen dem Papste, dem Missionar und dem fränkischen Fürsten zu stande kam, wurde das Moment, von welchem eine neue Entwickelung der Geschichte ausging.

Die Mission bildete den Knoten, in welchem sich die beiden Gewalten, die nun bestanden, das von Konstantinopel losgerissene Papsttum und das den Merowingern entgegengesetzte Majordomat, vereinigten. Doch war diese Verbindung nicht etwa von Anfang an eine planmäßig geschlossene; sie wurde durch die religiösen Bewegungen in Deutschland selbst veranlaßt, welche mit den Anfängen der Christianisierung hervortraten. Nicht ohne lebhafte Teilnahme denkt man in Deutschland an die Zeiten zurück, in welchen sich die

britischen Missionen selbständig in freiem Streben der Ausbreitung des Christentums widmeten. Noch waren sie in den Landschaften, in denen sie Eingang gefunden, doch keineswegs des Heidentums Meister geworden. Es gab Stadien des Überganges von der einen Religion zur anderen.

Man sah wohl christliche Priester an den heidnischen Opfergebräuchen teilnehmen. Von der Ehelosigkeit, welche die römische Kirche, hierin viel strenger als die griechische, forderte, wollten diese Missionare nichts hören. Einem der vornehmsten derselben, Namens Clemens, wird der Vorwurf gemacht, daß er sich Bischof nenne, obgleich er in einer zweiten Ehe lebe. Und überhaupt verschmähten sie die Hierarchie, die sich an Rom anschloß. Sie nahmen eine Abhängigkeit der Missionare von dem Kloster an, von welchem dieselben ausgegangen waren, gleichsam eine Affiliation der Missionen, wodurch die Hierarchie gebrochen und die Unterordnung unter Rom vermieden wurde. Es ist dabei zu sehr bemerkenswerten Kundgebungen gekommen, von denen wir jedoch, da wir sie nur aus dem Munde ihrer Gegner kennen, keinen deutlichen Begriff gewinnen. Von Bedeutung ist es doch, wenn die einen, wie Clemens, von den Heiligen der lateinischen Kirche, wie Hieronymus oder Augustinus, nichts wissen wollten; sie halten sich an die griechischen Einrichtungen, die noch eben in den Zeiten, in denen wir stehen, z. B. in dem eben erwähnten trullanischen Konzil, der niederen Geistlichkeit die Ehe gestattet haben.

Es traten aber auch Männer auf, die um vieles weiter gingen und einer christlichen Kirche ohne alle hierarchische Vermittelung zustrebten. Gewiß die merkwürdigste Erscheinung in dem damaligen Germanien ist jener Aldebert, über den sich Bonifacius vor einer römischen Synode bitter und heftig beschwert. Wenn man von den Mirakeln abstrahiert, die ihm schon damals legendarisch zugeschrieben wurden und die etwas höchst abenteuerliches haben, so bleibt doch ein gesunder religiöser Kern übrig, der dem allen zu Grunde liegt. Dem Begriff des Bistums, wie man es in Rom und bei den Angelsachsen faßte, widersprach Aldebert. Er ließ sich von einigen ungelehrten Bischöfen unkanonischer Weise selbst zum Bischof weihen. Von den Wallfahrten, auch dem Besuch der Schwellen der Apostel in Rom sagte er wohl: er wisse nicht, wozu sie dienen sollten. Die Kirchen auf den Namen der Apostel und Märtyrer zu weihen, hielt er für unwürdig. Er stiftete Bethäuser und Kapellen an den Stätten der alten Verehrung, an Quellen und auf Feldern, wo ihm das Volk dann zuströmte. Auch die Ohrenbeichte, die damals unter den Angelsachsen eingeführt wurde, verwarf er. Er meinte, die Vergebung der Sünden auch ohne vorangegangene Beichte eines jeden aussprechen zu können. Der Kern seiner Lehre war die Annahme einer unmittelbaren Verbindung Gottes mit seinen Geschöpfen durch seinen Sohn Jesus Christus. Er stützte sich auf die Verheißung, daß die im Namen des Sohnes an den Vater gerichteten Bitten erfüllt werden sollten.

Die Lehre ist nicht ohne Tiefe und innere Wahrheit, aber es braucht nicht ausgeführt zu werden, daß sie doch auch zu persönlichen Willkürlichkeiten der Auffassung Anlaß zu geben sehr geeignet war. Das Volk hielt Aldebert für einen Apostel, dem es mit Kniebeugungen entgegenging. Wenn man diese Gegensätze der Meinungen, die auch in den bereits christianisierten Landschaften um sich griffen, ohne Voreingenommenheit überlegt, so ergiebt sich daraus, daß auf diesem Wege die Nation nimmermehr zu einer kirchlichen Organisation vereinigt werden konnte. Den Willkürlichkeiten eines vermeinten Apostolats trat nun die strenge Satzung der römischen Kirche entgegen. Wie einst in Britannien das Argument überwogen hatte, daß die religiöse Umwandlung dem organisierten christlichen Gemeinwesen beizutreten habe, so mußte das auch in Germanien der Fall sein. Wie wäre sonst an eine Vereinigung der Völkerschaften den saracenischen Invasionen gegenüber zu denken gewesen. Und auch für die schon für das Christentum gewonnenen Stammeshäupter, die ja nicht gezwungen werden konnten, war es notwendig, in der Mitte der Differenzen der Glaubensprediger eine Norm zu finden, der sie sich anschließen konnten. In beiderlei Hinsicht war es unumgänglich, die Autorität des heiligen Petrus in dem römischen Papste anzuerkennen. Wenn man Bonifacius den Apostel der Deutschen nennt, so kann das nicht von der ersten Einführung christlicher Ideen verstanden werden, aber dabei bleibt es: die deutsche Kirche hat er gegründet. Eben dazu war die Verbindung der geistlichen und weltlichen Gewalt, die er vermittelte, unentbehrlich.

Die geistliche Gewalt war in ihrer Emancipation von dem Kaisertum, die weltliche in ihrer Zurückweisung des alten Königtums begriffen. Ohne die Unterstützung der weltlichen Macht hätte Bonifacius nichts ausgerichtet, aber diese selbst bedurfte einer anerkannten Autorität, um in Germanien zu einem festen Bestande zu gelangen. Die Durchführung des Christentums wurde dadurch sehr erleichtert, daß die weltlichen Dynasten sich großenteils an den Majordomus anschlossen. Aber eine definitive Organisation wäre doch ohne die Einwirkung von Rom unmöglich geblieben. Ein wesentlicher Schritt war, daß Bonifacius bei seiner dritten Reise nach Rom im Jahre 732 vom Papst Gregor III. zum Erzbischof erhoben wurde. Der Papst verlieh ihm das Pallium, das er bei den geistlichen Handlungen, hauptsächlich aber bei der Weihe der Bischöfe, tragen solle. Er sprach ihm das Recht zu, Bischöfe einzusetzen mit Assistenz zweier oder dreier anderer. Das aber genügte, um allmählich eine Organisation der germanischen Kirche zustande zu bringen. Zugleich gehörte der Spruch der römischen Kirche dazu, den Abweichungen der religiösen Meinung im Volk und bei den Großen ein Ende zu machen; die Autorität des heiligen Petrus umfaßte und bedingte alles. Man muß sich diesen Ursprung der deutschen Kirche vergegenwärtigen, um nicht ungerecht zu werden. Alles hing mit den allgemeinen und besonderen

Interessen zusammen. Ein Usurpationsgelüste des römischen Stuhles kann man darin nicht sehen. Der Papst that nur, wozu er in der Lage der Angelegenheiten befugt und selbst genötigt war: denn den Angriffen Leos des Isauriers gegenüber bedurfte er einer Stütze. Es war ein historischer Akt von unermeßlicher Tragweite, daß er sich vom Orient abwandte und den vornehmsten Schauplatz seiner Thätigkeit im Occident suchte. Ebenso that Bonifacius nur eben das, was seines Amtes war, was er in seinem Kloster gelernt hatte, und worin er die Summe aller Religion erblickte. Bonifacius arbeitete in steter innerer Bewegung der Seele, außen Kampf, Bedenklichkeiten im Inneren.

Am wenigsten könnte den Majordomus Karl Martell ein Vorwurf treffen. Eine feste Begründung der kirchlichen Ordnungen war für ihn unentbehrlich, wenn Austrasien mit den anderen deutschen Völkern unauflöslich vereinigt und mit beiden die Gesamtmacht des fränkischen Reiches auch den Saracenen gegenüber behauptet werden sollte. Die Septentrionalen, wie der alte spanische Bericht sagt, haben in der Schlacht bei Poitiers das Beste gethan; zu denen aber gehörten ohne Zweifel auch die Neubekehrten. Die Aufrichtung der Kirche in Deutschland kann nicht gerade als eine Realisation der reinen christlichen Idee betrachtet werden. Sie war das Werk der zusammengreifenden Weltkräfte in Rom und im fränkischen Reiche, beruhte aber einer sehr ausdrücklichen Versicherung zufolge auf den ältesten Grundlagen des Glaubens. Indem die deutsche Nation der Religion der Welt sich anschloß, vereinigte sie sich zugleich in sich selbst. Für die deutsche Nation war sie mehr als in Einer Rücksicht unschätzbar. Sie kam ihrem religiösen Bedürfnis entgegen, das sich sonst sporadischen, doch wieder willkürlichen und vorübergehenden Influenzen hingegeben hätte. Sie verband sie mit der größten Hervorbringung des Menschengeschlechtes und vereinigte sie in sich selbst. Sonst hätte den Gegensätzen der Stämme, die sich immer aufs neue regten, doch kein Ende gemacht werden können. Schon durch alles dies hatte der Papst unter Vermittelung des Bonifacius den größten Einfluß auf die Weiterbildung des fränkischen Reiches, namentlich in Germanien. Noch nachhaltigere Wirkungen aber sollte die Verbindung auf die Gestaltung der höchsten Gewalt im Frankenreiche ausüben. Alles jedoch war noch im Werden so in dieser Beziehung wie in den meisten anderen; noch hatte selbst die Annäherung des Papstes Gregor an den fränkischen Majordomus keinerlei Folgen gehabt, als Karl Martell mit Tode abging und das Werk seiner Hände durch Unruhen, die aus der Erblichkeit der höchsten Gewalt hervorgingen, in seinem Bestand bedroht wurde.

Elftes Kapitel.

Übergang des fränkischen Königtums auf die Nachkommen Karl Martells. Ihre Verbindung mit dem römischen Stuhl.

Indem man die werdende Gewalt, wie sie sich dem Konflikte des merowingischen Königtums mit dem Majordomat, das in einer Provinz des Reiches schon zu erblichem Besitz gelangt war, entwickelt hatte, betrachtet, wird man von der Schwierigkeit betroffen, welche der Tod des Herzogs und Fürsten von Austrasien, der zugleich Neustrien und Burgund als Majordomus verwaltete, herbeiführen mußte. Dennoch waren die merowingischen Könige nicht ausgestorben, noch untergegangen. Eben in ihnen repräsentierte sich die Einheit des fränkischen Reiches durch legitime Erbfolge. Aber sie waren so machtlos, daß von ihrer Seite an eine Wiederaufnahme der königlichen Autorität sich nicht denken ließ. Karl Martell hatte die faktische Macht vollkommen in seine Hand genommen. Bei seinem Tode stellte sich heraus, daß sie nicht ungeteilt bleiben konnte. Die germanischen Ideen, welche den Begriff des Privatrechts auch auf die höchste Gewalt übertrugen, machten sich wie bei dem legitimen Geschlecht, so auch bei denen geltend, welche nur eben den faktischen Besitz eines Vorgängers in Anspruch nehmen konnten. Diese erblickten in demselben eine Hinterlassenschaft, welche ebenfalls der Erbteilung unterworfen sein sollte. Die Streitfrage, welche sich erhob, war eine doppelte. Dem noch nicht zurückgewiesenen Anspruch der Merowinger trat ein Gegensatz zwischen den Söhnen Karl Martells, die eben als die Karolinger erscheinen, zur Seite. Wir erwähnten die Teilung des Reiches, die Karl Martell mit Einwilligung des Heerbannes zu Gunsten seiner beiden Söhne getroffen hatte. Es lebte ihm aber noch ein dritter Sohn aus seiner Ehe mit Swanhilde, des Namens Grifo, dem auch seinerseits ein erbrechtlicher Anspruch zustand.

Aus den den überaus fragmentarischen Notizen, die auf uns gekommen sind, scheint sich zu ergeben, daß seine Ehe mit der in Gefangenschaft geratenen Agilolfingerin Swanhilde sehr unbeliebt war und Swanhilde selbst in den letzten Jahren ihren Rückhalt bei einer Partei suchte, die den merowingischen König noch nicht aufgeben wollte. Es ist hierüber zu einem offenen Bruch zwischen ihnen gekommen. Von einem Gaugrafen in Paris unterstützt, hat Swanhilde ihren Gemahl aus Paris vertrieben und dabei mancherlei Gewaltthätigkeiten unter anderen gegen das Kloster S. Denis ausgeübt. Aus einer Heiligenlegende erfährt man, daß Karl Martell eine große Zärtlichkeit für Grifo hegte; und leicht mag es sein, daß er demselben für den Fall seines Todes sehr bestimmte Zusagen gemacht hat, die aber dem Heerbann und den beiden älteren Brüdern allezeit widerwärtig waren und von ihnen

nicht für bindend gehalten wurden. Die Erbteilung vor dem Tode Karl Martells möchte selbst im Gegensatz hiezu geschehen sein. Aber Grifo hielt an den Versprechungen fest, die ihm gemacht waren, und seine Mutter bestärkte ihn darin, selbst in der Absicht, daß er von den ihm überlassenen Landschaften aus die höchste Gewalt im Reiche an sich bringen werde. So erzählt Eginhard.

Aber, wie dem auch sei, geradezu leugnen darf man wohl nicht, daß Karl Martell auch für seinen dritten Sohn Fürsorge getroffen und ihm ein Territorium als Erbteil bestimmt hatte. Es war ein Gebiet, durch welches Bezirke der drei Reiche Austrasien, Neustrien und Burgund von denselben abgezweigt und zu einem besonderen Fürstentum vereinigt werden sollten.

Wahrscheinlich meinte er dabei doch die großen Provinzen des Reiches, welche unter die beiden älteren Brüder geteilt wurden, zugleich aufrecht zu erhalten.

Derselbe Begriff des Erbrechts, auf dem diese Teilung überhaupt beruhte, schien auch dem jüngsten der Söhne zu gute kommen zu müssen. In dem Augenblick der Teilung nahmen Swanhilde und Grifo die dem letzteren zuerkannten Bezirke in Besitz. Grifo bemächtigte sich der Stadt Laon. In dieser Situation ließ sich nichts anderes erwarten, als der Wiederausbruch eines inneren Krieges, welcher das kaum vereinigte Frankenreich von neuem zerreißen mußte. Denn wenn die Söhne Karl Martells sich entzweiten, wie hätten da nicht auch die Merowinger in den eben erst unterworfenen Nachbarstämmen Anhänger finden und diese selbst dem Geschlecht der alten Könige Hülfe gewähren sollen. Da war es nun entscheidend, daß sich zwischen dem alten Königtum und den Erben des Majordomats noch eine dritte Macht entwickelt hatte, der Heerbann, der in anschließender Erinnerung an die frühere Verfassung unter Karl Martell neu organisiert worden war. Dem lag aber alles an der Aufrechterhaltung der zuletzt begründeten Zustände; mit ihm war die erwähnte Zweiteilung des Reiches unter die beiden älteren Söhne Karls, Karlmann und Pippin, die schon immer an ihrer Spitze gestanden hatten und von denen man keine Entzweiung fürchtete, beraten und beschlossen worden. Der gesamte Heerbann widerstrebte dem Vorhaben, einen dritten Reichsteil abzuzweigen, was in seinem eigenen Schoße eine Sonderung veranlaßt haben würde; er widersetzte sich der Ausführung einer neuen, ohne seine Teilnahme beschlossenen Verfügung; das einfache erbliche Privaterbrecht erkannte er in Bezug auf das Reich nicht an. Karlmann und Pippin nahmen anfangs Rücksicht auf die väterliche Bestimmung; als sie aber den Willen des Heerbannes, der sich von ihnen nicht sondern lassen wollte, erkannten, so beschlossen sie, von demselben mitfortgerissen, die Aufstellung eines dritten Reichsteiles nicht zu dulden; sie überzogen Laon, wo sich Grifo aufhielt, mit Heeresmacht. Vergebens rechnete Grifo auf das Erwachen brüderlicher Zuneigung bei ihnen. Als er die Waffen niederlegte, wurde er von

Karlmann, der das entscheidende Wort führte, in ein neuerbautes Schloß in den Ardennen gebracht, Swanhilde in ein Kloster verwiesen. So wurde der Friede in dem Innern des Reiches unverzüglich hergestellt, aber in den benachbarten, noch nicht einverleibten Landschaften zeigte sich allenthalben Unbotmäßigkeit und Aufstand. Durch den Tod Karl Martells, der sie bezwungen hatte, wurden sie an sich zu neuen Erhebungen und Versuchen, wieder selbständig zu werden, angeregt. Pippin und Karlmann zögerten keinen Augenblick, ihre vereinigten Heerscharen gegen diese Erhebung ins Feld zu führen.

Im Frühjahr 742 überschritten sie die Loire, um Aquitanien, das der Sohn Eudos, Hunold (Chunoald), in Besitz hatte, anzugreifen; vielleicht verdient es Erwähnung, daß die Einwohner des südlichen Galliens dem fränkischen Heerbann gegenüber als Römer bezeichnet werden; die Städte wurden genommen und die Angesehensten aus den Bürgerschaften als Gefangene weggeschleppt. Im Herbst führen die beiden Brüder ihre Heerscharen über den Rhein gegen die Alemannen; sie dringen tief in das Innere der schwäbischen Gaue vor, deren Einwohner sich unterwerfen, Geschenke bringen, schwören, die Hoheit der Fürsten anzuerkennen und dafür Geiseln stellen. Den vornehmsten Widerstand aber setzten die Bayern entgegen. Was man auch sonst von den Absichten Swanhildes denken mag, augenscheinlich ist, daß in der Familie Karl Martells ein Mißverständnis ausgebrochen war. Swanhilde hielt das Interesse des agilolfingischen Hauses, aus dem sie stammte, aufrecht. Sie hatte in diesem Sinne ihre Stieftochter Chiltrude nach Bayern verpflanzt und der damalige Herzog Odilo nicht gesäumt, sich mit derselben zu vermählen, obwohl Pippin und Karlmann dagegen waren. Auch nachdem diese die Oberhand im Reiche und an dessen Grenzen erlangt hatten, versuchte doch Odilo seine Selbständigkeit zu behaupten. Zu diesem Zwecke setzte er sich mit Hunold von Aquitanien in Verbindung, der Herzog gesellte sich ihm zu; nicht nur Sachsen, sondern auch andere germanische und slavische Scharen zogen ihm zu. Das bedeutendste aber ist, daß auch der damalige Papst Zacharias, denn auch mit Rom war Bayern in ein Verhältnis hierarchischer Unterordnung getreten, zu der Seite Odilos hinneigte. Er schickte einen Legaten nach Bayern, um die beiden Brüder aufzufordern, von dem Blutvergießen abzustehen, in dem sie doch ihren Zweck nicht erreichen würden. Soweit aber erstreckte sich das von ihrem Vater eingeleitete Verhältnis zu Rom keineswegs, daß die Söhne dem Interpreten des Mannes, der sich als den Vertreter des heiligen Petrus darstellte und dessen Willen verkündigte, Gehör geschenkt und ihren Anspruch auf die Oberherrschaft über dies Land aufgegeben hätten. Am Lech trafen beide Heere, das fränkische und das von anderen Seiten her verstärkte bayrische aufeinander. Die Bayern waren so gut verschanzt, daß die Franken Bedenken trugen, sie innerhalb ihrer Befestigungen anzugreifen; aber nach einigen Tagen entdeckten sie Furten, welche sie in den Stand setzten, den Fluß zu überschreiten. Unerwartet sahen sich

die Bayern angegriffen, sie erlitten eine vollkommene Niederlage. Sarkastisch zugleich und wohlberechnet ist die Art, wie Pippin dem päpstlichen Legaten begegnete. Er stellt in Abrede, daß derselbe im Namen des Papstes oder gar des heiligen Petrus gesprochen habe, denn der Ausgang beweise, daß der heilige Petrus, von dem doch gewiß sein Sieg herrühre, nicht gegen ihn sei; die Oberhoheit über Bayern, die ihm der Legat abgesprochen, habe ihm Gott und St. Petrus gewährt. Wir werden des Fortganges dieser Entzweiung noch oft zu gedenken haben. Zunächst aber wurde die frühere Unterordnung Bayerns unter die Franken wieder hergestellt und unverzüglich richteten die Brüder ihre Waffen gegen die Verbündeten Odilos. Die Sachsen wurden, so viel man weiß, ohne Gewalt der Waffen dahin gebracht, in das alte Verhältnis zurückzutreten, an den Grenzen vollzogen sich umfassende Bekehrungen; Theodebald wurde aus seinem Lande getrieben und zu einem Vertrage genötigt, in dem ihm das Herzogtum verblieb, wobei seine Anhänger sich aber keineswegs beruhigten. Bei einer neuen Empörung derselben zeigte Karlmann einen heftigen Ingrimm gegen sie, die Malstätte bei Canstatt wurde mit Blut besudelt; alle die besonders, welche an den früheren Kriegen mit Odilo teilgenommen, verfielen hier der Rachsucht des Fürsten. Unverweilt folgte hierauf ein neuer Zug über die Loire, der zur Unterwerfung der Aquitanier führte. Hunold rettete sein Leben, indem er in ein Kloster ging.

Nur dem Papst in Rom seine Teilnahme in der bayrischen Sache irgendwie zu vergelten, fühlten sich die beiden Brüder nicht versucht. Wie hätten sie von der Ehrfurcht vor dem heiligen Petrus sich entfernen sollen; sie traten mit der geistlichen Gewalt vielmehr in die engste Vereinigung. Ohne Grifos weiter zu gedenken, erkannte Bonifacius vielmehr die Herrschaft der beiden Brüder rückhaltlos an und arbeitete in ihrem Dienst. Jene Anmahnungen, die den Hauptinhalt des Schreibens an Grifo ausmachen, die christlichen Pflanzungen gegen die Angriffe der Heiden in Schutz zu nehmen, waren zugleich an die älteren Brüder gerichtet gewesen. Er hat sie dazu mit dem Hinweis auf ihren Vater und die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, jeden in seiner eigenen Person, aufgefordert. Ohne Bedenken fügte er sich der neuen Ordnung und gab dem Papste Nachricht davon. Besonders der älteste der Brüder, dem die Regierung in Germanien zugefallen war, trat mit ihm in die engste Verbindung. Einen Beweis, wie sehr dieser auf die Ideen des Bonifacius einging, liefert das sogenannte Concilium Germanicum, welches er im Jahre 742 berief. Er erscheint dabei als Herzog und Fürst der Franken; die Versammlung selbst hat er auf den Rat seiner Optimaten berufen. Sie bestand aus den anerkannten Inhabern bischöflicher Würden und anderen Priestern. Was dort beschlossen wurde, ist eben das für eine selbständige kirchliche Verfassung Unentbehrlichste: die Unterordnung des gesamten Klerus unter die Bischöfe, wofür Vorschriften gegeben werden, die dem Bistum einen höheren Rang verleihen; sodann aber auch eine Rückgabe der den Kirchen unregelmäßigerweise auferlegten Leistungen.

Im folgenden Jahre erscheint die Lage doch schon wieder verändert. Die Versammlung hatte im April 742 stattgefunden, wahrscheinlich noch, ehe das erste Unternehmen gegen Hunold nach Aquitanien hin ausgeführt wurde.

Bei diesem Zuge hatten Karlmann und Pippin, die auf Grifo keine weitere Rücksicht zu nehmen brauchten, das Reich definitiv geteilt. Nun aber trat erst die Schwierigkeit der Situation nach der germanischen Seite hin in volle Evidenz.

Die beiden Fürsten fühlten sich bewogen, zur Beschwichtigung der Unruhen die Herstellung eines merowingischen Königs ins Auge zu fassen.

Im Jahre 743 berief Karlmann eine neue Versammlung, die zugleich ein Reichstag war, nach Liftinas, im Hennegau. Dahin hat er die hohe Geistlichkeit nicht allein, sondern auch die Grafen und andere vornehme Beamte zusammenkommen lassen. Sie haben die vor einem Jahre beschlossenen Anordnungen bestätigt, die eine ausgenommen, welche den Verzicht auf die Geldleistungen der Geistlichkeit enthielt. Karlmann erklärte im Angesicht bevorstehender Kriege derselben nicht entbehren zu können; er bedürfe eines Teiles des kirchlichen Einkommens für sein Heer. Und zugleich trifft er andere Anordnungen, die dazu dienen sollen, die Kirche ihrerseits zufrieden zu stellen. Das Abkommen ist auf der Frühjahrsversammlung des Heeres im Jahre 743 geschlossen worden. Mit dieser Zusammenkunft aber hängt dann die Wiederbesetzung des merowingischen Thrones zusammen. In einer nicht in Zweifel gezogenen Urkunde schreibt Childerich selbst dem Majordomus Karlmann, dem Regierer des Palastes zu, daß er ihn auf dem königlichen Throne wiederhergestellt habe.

In Neustrien ist zu Soissons im März 744 eine analoge Versammlung gehalten worden, auf welcher der Name des Königs Childerich in aller Form erscheint und Pippin sich neben ihm als Herzog und Fürst der Franken bezeichnet. Wenn man diese Thatsachen zusammenstellt, so bietet sich als das Motiv der Erhebung eines Königs aus dem alten Hause eben jene von den beiden Brüdern vorgenommene definitive Teilung dar. Es lag für die Einheit des Reiches, welche der Heerbann nicht aufgeben mochte, die Notwendigkeit vor, einen Fürsten und Herrn anzuerkennen, der die beiden Reichsteile repräsentierte. Die beiden Fürsten kehrten sachlich zum Majordomat zurück, bei dessen Ausübung sie jedoch wie selbständige Fürsten verfuhren. Für Germanien ist es die Epoche, in welcher die Kirche im mittleren Deutschland in bestimmten Formen begründet worden ist, durch Bonifacius und Karlmann. So weit sind sie dabei nicht gekommen, als die Absicht gewesen war. Diese war dahin gegangen, in Erfurt ein Bistum, in Hersfeld ein Kloster zu errichten. Das scheint jedoch wegen der Nähe der Sachsen unmöglich gewesen zu sein. Eigentlich sind nur die Bistümer Würzburg, Eichstädt und das Kloster Fulda unter Beihülfe Karlmanns zustande gekommen. Würzburg bildete den Mittelpunkt der fränkischen Besitzungen vom Thüringer

Wald bis zur schwäbischen Grenze, Eichstädt umfaßte die von Bayern abgetrennten Bezirke des Nordgaues, der ebenfalls definitiv in fränkischen Besitz überging.

Nicht mit Unrecht sind sie als Annexionen des fränkischen Reiches bezeichnet worden, denen nun die neue bischöfliche Einrichtung erst wahren Bestand verlieh. Fulda, in Buchonia errichtet, lag an der Grenze mehrerer Gaue und an dem Weg vom Rhein nach Thüringen. Hier liebte Bonifacius am meisten zu verweilen. Es war zugleich eine Schule für Gelehrsamkeit, Kunst und Gewerbe. Ihm selbst wurde eine noch größere definitive Stellung zu Teil. Das Bistum Mainz war soeben dadurch vakant geworden, daß sich der Bischof persönlich an den Kriegen beteiligt und sogar einen Akt der Blutrache für seinen ermordeten Vater nicht ohne Hinterlist ausgeführt hatte.

Dem weltlichen, in die Gewohnheiten der Germanen zurückgefallenen Priester wurde nun in Bonifacius ein Nachfolger von rein geistlicher Intention gegeben. Wie hätten sonst in der neuen Gründung die Tendenzen der Mission sich verwirklichen sollen. Bonifacius wurde zum Erzbischof erhoben; die Siege Karlmanns machten es möglich, daß die schwäbischen Bistümer Straßburg, Konstanz, Augsburg, das Kloster St. Gallen der Fürsorge des Erzbischofs Bonifacius anvertraut wurden, der eine umfassende kirchliche Thätigkeit auszuüben bekam. Er hatte sich schon unter Herzog Odilo ein ähnliches Verdienst erworben; er hatte Bayern in große Diöcesen abgeteilt, wie sie bisher immer bestanden haben, und nach den Siegen der Franken zur Errichtung von Eichstädt und eines Bistums Neuburg an der Donau die Hand geboten. Bonifacius mußte, dem Majordomus und Herzog Karlmann zur Seite als einer der mächtigsten Männer im damaligen Deutschland angesehen werden.

Trotz dem Fortschritte in der Konsolidation Germaniens, der sich hierin ausspricht, läßt sich nicht verkennen, daß die Zukunft des Reiches nur wenig gesichert war. Die beiden Brüder waren einmütig; aber einmal lebte ihnen noch ein dritter Bruder, Grifo, der doch nicht immer im Gefängnis gehalten werden konnte, und schon hatte Karlmann sowohl wie Pippin eine aufwachsende Nachkommenschaft. Wie hätte sich ein Verständnis der beiden Familien über ein Menschenalter hinaus voraussetzen lassen. Überdies aber war das merowingische Geschlecht, dem die Erbfolge im Reiche nach altem Herkommen gebührte, keineswegs vernichtet.

Dazu kam die Reaktion des Heidentums auf das Christentum, welche von dem großen Stamme der Sachsen ausging.

Wieviel fehlte da noch, um nur die Stellung einzunehmen, welche Karl Martell innegehabt hatte, noch mehr, um die faktische Gewalt in ihrer einheitlichen Energie auszubilden, was doch für die Weltstellung des Reiches geboten war. Ein Ereignis von höchster Bedeutung war es unter diesen Umständen, daß der älteste der Brüder, Karlmann, sich entschloß, seine große

Stellung im Reiche aufzugeben und sich in der Nähe der Schwellen der Apostel in ein Kloster zurückzuziehen. Was ihn dazu veranlaßte, läßt sich nur ahnen. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber ich glaube darin ein Resultat des Widerstreites zwischen den kriegerischen Pflichten eines Fürsten und den Rücksichten, wie sie die Religion auferlegt, zu erblicken, wie bei Theodosius und dem Westgotenkönig Receswinth. Karlmann erscheint auf der einen Seite thatkräftig, nach Lage der Dinge gewaltsam und durchgreifend; auf der anderen legte er eine lebendige Hinneigung zum Christentum dar. Beiden zugleich gehört die Grundlegung der deutschen Kirche an. Allein die Privilegien der Kirche liefen der hergebrachten Art und Weise der weltlichen Verwaltung entgegen. Dem austrasischen Herzog und Fürsten mochte die blutige Scene von Canstatt, wohl auch die Haft, in der er aus politischen Rücksichten seinen jüngeren Bruder hielt, schwer auf der Seele lasten. Darin spricht sich der Charakter der Zeiten aus, daß sich mächtige Fürsten entschließen, ihre Teilnahme an den weltlichen Geschäften plötzlich abzubrechen und für das Heil ihrer Seele zu sorgen. Zuerst begab sich Karlmann noch als großer Fürst mit seinem Gefolge nach Rom. Hier kam er mit dem Papste Zacharias, demselben, durch welchen die kirchliche Organisation in Deutschland hauptsächlich gefördert worden war, in persönliche Berührung; er hatte bereits, wie die alten fränkischen Fürsten in ähnlichen Fällen, sich das Haupthaar abscheren lassen, was den Eintritt in den geistlichen Stand in sich begriff. Auf den Rat des Papstes entschloß er sich nun, das Mönchsgelübde abzulegen und verfügte sich zu diesem Zweck nach Monte Casino. Doch war sein Sinn zunächst, ein neues Kloster zu errichten. Auf dem Abhang des Berges Soracte, dem ehemaligen Gebiete von Veji, einer Stätte uralten Götterdienstes, gründete er ein Kloster, wo er selbst Wohnung nahm. Aber die Einsamkeit, die er suchte, fand er da nicht. Die Franken, die nach Rom wallfahrteten, ließen es sich nicht nehmen, ihren alten Fürsten zu besuchen, so daß er nichts weniger als ganz abgeschlossen war, weshalb er es vorzog, seine Stiftung zu verlassen und sich nach Monte Casino zurückzuziehen, wo er sich als gehorsamer und demütiger Klosterbruder erwies. Auf sein Reich hat er nicht in aller Form Verzicht geleistet; er überließ es der Verwaltung seines Bruders Pippin, nicht ohne demselben auch seinen Sohn Drogo anzuvertrauen.

Die nächste Folge seiner Entfernung war die Befreiung Grifos aus seiner Haft. Wenn aber Pippin denselben durch einige sehr ansehnliche Zuwendungen zu befriedigen meinte, so hatte er sich getäuscht. In Grifo lebte das stolze Selbstgefühl eines geborenen Fürsten, seinen Erbanspruch ließ er nicht fallen, und eine Anzahl junger Franken schloß sich ihm dabei an. Eine Zeitlang hielten sie an sich. Im Jahre 748 begleitete Grifo den Bruder auf eine Reichsversammlung zu Düren; hier aber brach er los, er verließ Pippin mit einer ergebenen Schar aus dem fränkischen Adel. Er setzte über den Rhein und nahm seinen Weg zu den Sachsen. Er sagte sich nicht allein

von dem Gehorsam gegen die höchste Gewalt, welche Pippin innehatte, los; er wurde demselben sogar gefährlich. Durch die Abdankung Karlmanns waren die dem Reiche noch nicht angehörigen Nachbarstämme in allgemeine Aufregung geraten. Die Sachsen waren im Begriff, an der Ocker eine feindselige Stellung zu nehmen, als Grifo bei ihnen erschien und ihnen beistand, dieselbe zu befestigen. Nicht allein auf die Sachsen kam es hiebei an; es liegt am Tage, daß damit die Stellung Pippins im fränkischen Reiche überhaupt gefährdet wurde. Was er früher mit seinem Bruder Karlmann ausgeführt hatte, mußte er jetzt allein unternehmen. Er säumte keinen Augenblick, dem beginnenden Widerstand mit voller Kraft zu begegnen.

Aus dem Gebiete der Nordschwaben drang er weiter gegen die Sachsen vor, die Slaven in Frisonofeld und im Wendengau schlossen sich ihm an; er erschien so überlegen im Felde, daß die Sachsen verzweifelten, sich in ihren eben begonnenen Verschanzungen zu behaupten. Sie erneuerten die alten Verträge; eine große Anzahl der Grenzbewohner bekehrte sich zum Christentum. Indem aber öffnete sich dem flüchtigen Grifo eine andere Aussicht. Eben damals war Herzog Odilo in Bayern gestorben, die Succession seiner Gemahlin und seinem jungen Sohne Tassilo zugefallen. Sie vermochten nicht die Fortsetzung des herzoglichen Regimentes zu sichern.

Als Grifo in Bayern erschien, unterstützt von den Franken, die ihm anhingen, unterwarf sich ihm das Volk und das Land; er nahm das Herzogtum an sich. Es schien fast, als würde er die Stellung, die einst Odilo innegehabt hatte, besser als dieser behaupten können, da er ja dem Hause der fränkischen und bayrischen Fürsten zugleich angehörte; auch der Herzog der Alemannen trat ihm bei. Aber Pippin, dem jetzt der ganze Heerbann folgte, war ihm bei weitem zu stark. Die Bayern wagten so wenig den offenen Kampf mit dem Gegner als die Sachsen. Die Anhänger Grifos hatten sich mit ihrer besten Habe über den Inn zurückgezogen. Als Pippin Miene machte, den Fluß zu überschreiten, boten sie ihm Unterwerfung an und stellten ihm Geiseln, sie wollten nicht mehr Rebellen sein.

Pippin zeigte sich besonders nachsichtsvoll, er beließ Lantfried in seinem schwäbischen Herzogtum, Grifo, dem feindlichen Bruder, der in seine Hände fiel, verlieh er zwölf stattliche Grafschaften. Aber wie könnte ein Bruder sich einem anderen unterwerfen, von dem er seines besten Rechtes, des Anspruches auf ein unabhängiges Fürstentum, beraubt worden ist.

Grifo entwich nochmals, diesmal nach Wasconien, das noch nicht in die Grenzen des Reiches aufgenommen war, und wo sich der Sohn Hunolds, Waifar, den Franken entgegensetzte.

In dieser Lage zum zweitenmale nach dem Tode seines Vaters aller Gegner Herr geworden, jetzt aber ohne die Genossenschaft seines älteren Bruders alleiniger Inhaber der höchsten Gewalt, so daß auch der Einwand hinwegfiel, der gegen die Zweiteilung erhoben war, hat nun Pippin den

Gedanken gefaßt, sich des merowingischen Schattenkönigs, den er noch aufzustellen beigetragen hatte, auf immer zu entledigen, um sich dann selbst zum König des gesamten Frankenreiches zu erheben. Es war ein Werk, an welchem die Jahrhunderte gearbeitet hatten. Den eigentlichen Grund dazu hatten bereits die Altvorderen gelegt, welche nach dem Umsturz der noch eigenmächtigen Autorität der merowingischen Könige den Widersacher Brunhildes auf den Thron gesetzt und in dessen Namen die königliche Gewalt ausgeübt hatten. Aus diesem Stamme war Grimoald entsprungen, der es unternahm, seinen Sohn unter dem Vorwande einer Adoption auf den merowingischen Thron zu setzen. Wir sahen, wie er dabei unterlag, er selbst, aber nicht sein Haus. Aus diesem ging der mittlere Pippin hervor, der die höchste Autorität in Austrasien festzuhalten wußte, und überdies Neustrien und Burgund wenigstens indirekt beherrschte. Die diesem Geschlecht hierdurch zugefallene unabhängige Macht behauptete dann der große Kriegsmann Karl Martell, der die höchste Autorität im Frankenreiche zugleich als Fürst und als Majordomus in seine Hand brachte und ihr durch seine Siege über die Araber einen Glanz verlieh, hinter welchem die Erinnerungen an das merowingische Königtum verschwanden. Er selbst erkannte noch einmal merowingische Könige an; selbst jenem Chilperich, den er besiegt hatte und der ihm dann ausgeliefert worden war, gab er noch in Theoderich IV. einen Nachfolger. Nach dessen Tode herrschte er ohne König. So empfingen auch seine Söhne die höchste Gewalt. Aber wir finden doch — und wie hätte es anders sein können —, daß die althergebrachte Autorität des merowingischen Namens vermißt wurde. Aus einer Tradition des folgenden Jahrhunderts entnimmt man, daß es auch eine Meinung im Reiche gab, welche es mißbilligte, daß die höchste Gewalt eben nur ein faktischer Besitz der beiden Söhne Karl Martells war. Wir werden versichert, daß selbst manche der vornehmsten Franken diese Meinung äußerten. Wie viel stärker mußte dieselbe in den Völkerschaften wirken, die sich soeben in Empörung gegen das neu aufgerichtete Fürstentum befanden. Wenn nun die beiden Brüder es dennoch für ratsam hielten, den Namen der Merowinger gleichsam von den Toten zu erwecken; wenn dann im Jahre 743 wieder ein merowingischer König, Childerich III., erscheint, so hatte das doch bloß die Folge, daß das Übergewicht der austrasischen Herzoge und Fürsten vollkommen zu Tage trat. Der merowingische König war nur noch ein Instrument in ihrer Hand. Aber es lag ein Widerspruch darin, wenn nun die großen Machthaber in den offiziellen Akten, die allein zwischen ihnen und den Oberhäuptern ihres Staates und der Kirche verabredet wurden, den Namen eines Königs dabei voranstellten, der mit alledem nichts zu thun hatte, auf das Versammlungsfeld mit seinem Ochsengespann heranfuhr, die Ehre des Vorsitzes genoß, aber nur vollzog, was ihm geheißen war und so wieder nach seiner Villa zurückkehrte. Die Frage war da nicht mehr, ob der König als solcher wieder anerkannt werden, sondern ob er neben dem Inhaber der faktischen Gewalt überhaupt bestehen solle.

Der sonst zugängliche und milde, zugleich aber kecke und entschlossene zweite Sohn Karl Martells unternahm nun, diese Frage zur Entscheidung zu bringen.

Unmöglich konnte er hiebei eigenmächtig verfahren. Er mußte eine andere Unterstützung suchen, um sich des Prästigiums des merowingischen Königtums zu entledigen. Eine solche fand er allein in der apostolischen Autorität des römischen Stuhles, die als der unmittelbare Ausdruck des göttlichen Willens betrachtet wurde und damals durch die Teilnahme des Stuhles in Rom an den kirchlichen Einrichtungen in Germanien ein Ansehen erlangt hatte, dem niemand zu widersprechen wagte.

Er hatte in den kirchlichen Angelegenheiten eine durchgreifende und immer aufs neue wiederholte Einwirkung ausgeübt. In allen vorkommenden Schwierigkeiten wendete sich Bonifacius an den päpstlichen Stuhl, dem er mit unverbrüchlicher Ergebenheit anhing. Wie der Verkehr gepflogen wurde, erkennt man aus den Reliquien der Korrespondenz. Wir haben ein Schreiben von Bonifacius übrig, in welchem er dem Papst mancherlei Fragen kirchlicher Natur vorlegt; andere werden einem Brief vorbehalten, den die Sendboten selbst übergeben sollen, noch andere mündlicher Besprechung. So antwortet denn der Papst ebenfalls durch schriftliche Erklärungen, die er dem Sendboten übergiebt oder aber durch mündliche.

Daß nun Bonifacius auch in der Frage über das Königtum das Wort ergriffen habe, läßt sich doch nicht nachweisen; nur die Art und Weise, in welcher der Papst dabei konsultiert wurde, ist eine nahe verwandte. Zwei der mächtigsten Mitglieder der neuen kirchlichen Hierarchie aus beiden Teilen des Reiches, aus dem einen der Bischof Burkhard von Würzburg, Landsmann und Freund des Bonifacius, aus dem anderen der Abt Fulrad von St. Denis, der Freund Pippins und sein Kaplan, wurden nach Rom geschickt, um dem Papst Zacharias die Frage, die es galt, in einer beinahe doktrinären Form vorzulegen, wiewohl mit sehr bestimmter Beziehung auf den im Frankenreich obwaltenden Zustand, bei welchem der König doch die königliche Gewalt nicht ausübte. Man fragte an, ob das recht sei oder nicht. Daß die Frage von Pippin gestellt war, läßt sich nach dem ältesten Autor nicht bezweifeln: denn die Antwort ist an Pippin gerichtet. Die Anfrage ist mündlich geschehen, der Ausspruch des Papstes, ebenfalls nur mündlich gegeben, ging noch einen Schritt über die Anfrage hinaus, er war zugleich positiv. Es ist besser, so lautete derselbe, daß der, welcher die königliche Gewalt ausübt, auch König heiße. Der Papst fügte hinzu, daß sonst die öffentliche Ordnung gestört oder verwirrt werde; er sagte gerade heraus kraft seiner apostolischen Autorität, daß Pippin König der Franken werden möge.

Von einer negativ gehaltenen Anfrage des mächtigen Frankenfürsten ging Zacharias zu einer positiv gehaltenen Erklärung zu dessen Gunsten fort. Dies war es nun eben, was Pippin und sein Heerbann erwarteten. Die merowingischen Könige waren auf Grund des Erbrechtes eingetreten. Man hatte

an demselben nicht zu rütteln vermocht, solange die Idee vorwaltete, daß die höchste Gewalt eben diesem Geschlecht gebühre. Die Erbfolge bedurfte keiner geistlichen Sanktion. Jetzt aber war der Ideenkreis verändert: das Christentum hatte überall dazu beigetragen, die Stammesgewohnheiten zu durchbrechen und mit dieser Neuerung war das Fürstentum von Austrasien und das Majordomat bisher verbunden gewesen. In Wahrheit sind es zwei verschiedene Gedankenreihen, welche hier einander entgegenstehen. Die alten Stammesgewohnheiten setzen ein erbliches Königtum voraus; die ausgebildete Gewalt, welcher dasselbe unterlegen war, beruhte auf Administration und Heerführung. Zwischen beiden mußte entschieden werden. Wenn das Stammeskönigtum zuletzt noch dadurch erhalten worden war, daß es die Einheit des gesamten Reiches repräsentierte, so fiel dieser Grund hinweg, da es auch auf der anderen Seite nur ein einziges Oberhaupt gab, welches die Gesamtgewalten in seiner Hand hielt. So konnte es geschehen, daß die Nation oder vielmehr der Heerbann von dem Stammeskönigtum sich losriß. Wahl und kirchliche Sanktion wirkten hiebei zusammen. Die Wahl konnte nur eine Anerkennung sein. Jedoch die höchste Autorität hatte diese Wahl gut geheißen; der heilige Petrus hatte gesprochen, die Franken erkannten ihr mächtiges Oberhaupt als König an. Dazu trat nun aber die Sanktion der Hierarchie des Landes. Man schritt zu einer kirchlichen Konsekration, von der bei den Merowingern nicht die Rede gewesen war. Schon längst war eine solche bei dem Kaisertum herkömmlich geworden, auch bei den germanischen Königreichen hatte sie sich eingeführt. Bei den Westgoten war sie fast die Regel; daß Krönung und Salbung die Legitimität der Succession ersetzten, zeigt sich eben dort am meisten; die Landeskirche und das Landeskönigtum waren in die engste Verbindung getreten. Das entsprach den herrschenden Ideen des Jahrhunderts. Auch ein altes Pontifikale der Angelsachsen handelt von dieser Konsekration. Für den angelsächsischen Missionär hatte es keine innere Schwierigkeit, hierin selbstthätig einzugreifen. Die Kirche, die er gestiftet hatte, erlangte dadurch eine selbständige Einwirkung auf die höchste Gewalt. Von den angelsächsischen Königen ist noch kein unzweifelhaftes Beispiel einer Salbung vorgekommen, erst später wird mit Bestimmthrit eine solche erwähnt. Aber augenscheinlich ist doch, daß ein solcher Akt mit der vorwaltenden Sinnesweise verbunden war. Bonifacius und die fränkische Geistlichkeit überhaupt hielt es für gerecht, den großen Akt zu vollziehen. Pippin und seine Gemahlin Bertrada wurden durch die Sanktion der Kirche noch in einem anderen Sinne zu dem Königtum erhoben, als dies bei den Merowingern der Fall gewesen war. Die Handlung vollzog sich in Soissons, wo einst die fränkisch-romanische Monarchie ihren Anfang genommen hatte, im November 751. Es war ein Akt, welcher der momentanen Lage der Angelegenheiten entsprach, aber zugleich den alten Institutionen socialer und konstitutiver Natur zuwiderlief. Man darf kaum annehmen, daß er die ungeteilte Beistimmung der Hohen und der Niedrigen, der Geistlichen und Weltlichen ge-

habt habe. Dem neuen Könige scheint selbst noch ein persönlicher Skrupel zurückgeblieben zu sein. Zu dieser Annahme berechtigen, wenn ich nicht irre, die Nachrichten, welche der griechische Annalist Theophanes aufbehalten hat. Bei ihm werden Majordomus und Rex nochmals von einander unterschieden. Ihr Verhältnis in den letzten Zeiten wird ziemlich ebenso geschildert, wie in den fränkischen Annalen, aber der Unterschied, daß der Rex durch seine Herkunft herrsche und der Vorsteher des Gemeinwesens durch seine Macht, stärker betont. Wenn nun aber in den fränkischen Annalen die Frage der Macht allein hervortritt, so erscheint in den griechischen noch mehr die Berechtigung der Legitimität. Und hätte nicht in der That Pippin, der den letzten Merowinger wiederhergestellt hatte, auch eine Verpflichtung gegen denselben empfinden sollen? Der vornehmste Akt, den die Griechen dem folgenden Papst, Stephan, auf den wir sogleich kommen werden, zuschreiben, besteht darin, daß derselbe den Majordomus von dem Treubruch, den er durch die Erhebung auf den Thron zu begehen schien, losgesprochen habe. Die Machtfrage war schon durch Zacharias entschieden; doch gab es noch eine andere, die erst durch Stephan gehoben wurde. Die höchste geistliche Autorität, die es auf der Welt gab, sprach Pippin frei von dem Vorwurf, daß er dabei seine Verpflichtung gegen die bisherige Königsfamilie breche. Und noch eine andere Frage blieb bei der Salbung durch Bonifacius unerledigt; die Einheit des Reiches war dadurch für den Moment hergestellt; auf Grifo brauchte man wegen seiner zwiefältigen Empörung nicht gerade Rücksicht zu nehmen, doch es gab auch noch einen Erben Karlmanns, der als ein Sohn des älteren Bruders besondere Rücksicht verdiente. Daß der Vater oder der Sohn auf den erblichen Anspruch Verzicht geleistet hätten, wird nirgends gesagt. Auch hierin hat Papst Stephan eingegriffen; er hat das Zugeständnis seines Vorgängers Zacharias erst vollendet. Was ihn hiezu vermochte, ist nicht zweifelhaft; es war sein Verhältnis zu den Langobarden, dessen wir hier nochmals gedenken müssen. Die Langobarden waren den Päpsten in ihren Zerwürfnissen mit Konstantinopel zu Hülfe gekommen; um Gregor III. gruppierte sich die Stadt und der Dukat von Rom, die von dem Kaiser abtrünnige Miliz, und der König der Langobarden. Aber noch unter Gregor III. brach eine Zwistigkeit zwischen den Langobarden und dem Papsttum aus, die an sich nicht gerade von Bedeutung ist, da sie nur daraus entsprang, daß ein lombardischer Herzog von seinem König abfiel und nach Rom flüchtete, worauf die Könige einige Plätze des Dukats besetzten und die Hauptstadt bedrohten. Indem dieser Hader entbrannte, war Papst Zacharias, den wir schon kennen, zur Tiara gelangt, einer der friedfertigsten, umsichtigsten Hohenpriester, die sie jemals getragen haben. Statt die Waffen zu führen, begab er sich selbst ins Lager der Feinde und immer hatte er Erfolg. Die Autorität des heiligen Petrus, die er repräsentierte, war allgemein anerkannt und verschaffte ihm überall ehrerbietige Aufnahme. Auch die langobardischen Könige, die sich ihm entgegenstellten, waren doch nicht gemeint, es aufs

äußerste kommen zu lassen, weder Liutprand, unter dem sich der Hader entsponnen hatte, noch auch dessen Nachfolger Rachis, der selbst wie Karlmann der Krone entsagte und in ein Kloster ging. So wurde auch in den Verhandlungen mit dem griechischen Reiche der vornehmste Streitpunkt, welcher die Bilder betraf, eher vermieden. Den Kaisern wurde kein Anlaß gegeben, ihre Kräfte dem großen Kampfe mit den Saracenen, in dem sie begriffen waren, zu entziehen. Diese ruhige Überlegung, die sich in die Umstände zu schicken weiß, bemerkt man an Zacharias auch in dem Verhältnis zum fränkischen Reiche. Daß Pippin gegen seinen Willen Bayern eingenommen hatte, hinderte ihn nicht, nachdem derselbe allein Herr im Frankenreiche geworden war, ihn doch zur Erlangung der Krone mit seiner Autorität zu unterstützen. Ohne Zweifel war er davon durchdrungen, daß es so am besten sei. Persönlicher Gunst darf man das nicht zuschreiben; eher hätte man bei Zacharias persönlichen Widerwillen erwarten dürfen, der aber in seiner Seele keinen Raum hatte. Unter seinem Nachfolger Stephan III. änderte sich die Lage des Papsttums von Grund aus.

Aistulf, der Nachfolger des Königs Rachis, ließ sich nicht abhalten, einen Augenblick, in welchem Constantinus Kopronymus, der Sohn und Nachfolger Leos, seine Streitkräfte nach Asien richtete, dazu zu benutzen, daß er das Exarchat mit Krieg überzog und in Besitz nahm. Die Eroberung konnte an sich dem römischen Stuhl unmöglich angenehm sein, da sie die Macht des kampfgerüsteten Nachbarkönigs wesentlich verstärkte; aber auch Rom selbst gefährdete sie, indem Aistulf die Aufsicht über den Dukat von Rom, die den Griechen zugestanden und die der Exarch ausgeübt hatte, nun für sich selbst verlangte. Unwiderstehlich drang er gegen Rom vor. Er forderte einen Tribut von den Einwohnern, ein Kopfgeld, beinahe wie die Araber. Alle in der Nachbarschaft liegenden festen Schlösser nahm er als zu seinem Gebiete gehörig in Anspruch, er wollte den Dukat von Rom dem Exarchat annektieren. Die beiden Gewalten, der Kaiser und der Papst, vereinigten sich noch einmal, den König der Langobarden von seinem Begehren abzumahnen. Es läßt sich begreifen, daß Aistulf bei demselben beharrte, was er mit einer gewissen Insolenz kundgab. Aber Papst und Kaiser hatten sich nur zu einem Gesuch vereinigt; als dies zurückgewiesen worden und der Papst den Kaiser aufforderte, die Stadt und das Land Italien gegen das Kind der Bosheit, den König der Langobarden in Schutz zu nehmen, fand er kein Gehör. Aufs neue regten sich vielmehr dort die alten Zwistigkeiten wegen der Verehrung der Bilder, auf deren Verwerfung auch Konstantin Kopronymus bestand. Die Lage war keineswegs dieselbe wie einst unter Gregor III.; der Papst wurde nicht von den Griechen bedroht, aber um so stärker von den Langobarden, gegen welche ihm der Kaiser, obwohl der König dessen Rechte und Besitztümer usurpierte, dennoch keinerlei Hülfe leisten wollte. Aus diesem Grunde kam man auf die schon früher mit Gregor III. vereinbarte Auskunft zurück, sich von dem Kaisertum vollends abzuwenden und eine wirksame Hülfe bei

den Franken zu suchen. Wenn es wahr ist, was schon bei dem ersten Entschluß gemeldet wurde, daß die Großen von Rom, und mit ihnen das Volk jene Losreißung beschlossen, so läßt sich nichts anderes voraussetzen, als daß sie in der doppelten Gefahr, in der sie in feierlicher Prozession, den Kopf mit Asche bestreut und barfuß, die göttliche Gnade anflehten, zugleich auf den alten Gedanken zurückgekommen sind; wenigstens von dem Papst ist es gewiß. Er knüpfte die Unterhandlung durch einen Pilger mit König Pippin an; und charakteristisch ist die Form, in der das geschah; der Papst hat den König bitten lassen, ihn zu einem Besuch in dem Frankenlande einzuladen. Wie hätte das Pippin verweigern können. Er schickte den Bischof Chrodegang von Metz und einen seiner obersten Kriegsbefehlshaber nach Rom, um den Papst sicher zu ihm zu geleiten. Ausdrücklich wird gemeldet, daß dies nicht ohne den Rat vornehmer Franken geschehen sei. Chrodegang hat als Stifter des gemeinsamen Lebens unter den Klerikern seiner Stadt einen Namen in der Kirchengeschichte erworben. Auch für die weltlichen Geschäfte war er, da ihm mehrere Sprachen zu Gebote standen, sehr brauchbar. Nicht ein Fremder wie Bonifacius sondern aus dem Hasbaniagaue gebürtig, immer in hohen Stellungen, schon unter Karl Martell, und Pippin verwandt, war er für die Verbindung der Franken mit dem römischen Stuhle der geeignetste Mann. Durch diese Sendung einer guten Aufnahme bei Pippin versichert, nahm der Papst von dem Volke zu Rom in aller Form Abschied, indem er es dem Schutze des guten Hirten und des heiligen Petrus empfahl, und machte sich mit ansehnlicher Begleitung auf den Weg. In Pavia, wohin er sich zunächst begab, empfing er die Zusage Aistulfs, daß seiner Reise kein Hindernis entgegengesetzt werden solle. So gelangte er an die Grenze des fränkischen Reiches. Pippin befand sich in Diedenhofen, als er von der nahen Ankunft des Papstes hörte. Er ordnete seinen älteren Sohn Karl ab, um denselben zu bewillkommnen und nach der mit einem Palast versehenen Villa Pontico (Ponthion sur Marne), wo er ihn empfangen wollte, zu geleiten. Es war am 6. Januar 754, daß die Inhaber der beiden Gewalten, der römisch pontifikalen und des neuen Königtums dort zusammentrafen. Am folgenden Tag fand eine offizielle Audienz im Oratorium des Palastes statt, Pippin war von seinen beiden Söhnen und den Großen des Hofes umgeben. Der Papst erschien mit seinem klerikalen Gefolge im härenen Gewand und das Haupt mit Asche bestreut. Zur Erde niedergeworfen, trug er seine Bitte vor, ihn, den Papst selbst, und das römische Volk vor den Gewaltthätigkeiten des langobardischen Königs zu schützen; er wollte nicht aufstehen, als bis er eine sein Gesuch gewährende Antwort erhalten hätte. Der König reichte ihm seine Hand zum Zeichen seiner Einwilligung und seines Schutzes. Dann begab sich der Papst nach St. Denis, dessen Abt derselbe Fulrad war, der die frühere Gesandtschaft verwaltet hatte. Hier nun hat Stephan den Akt vollzogen, in dem sich die Verbindung der beiden Gewalten aussprach. Er salbte den König und seine beiden Söhne zu Königen der Franken. Nicht

als ob die Salbung Pippins durch den Erzbischof von Mainz keine Gültigkeit gehabt haben sollte, aber schon zeigte sich, was wir berührten, daß sie nicht mehr genügte. Wir erfahren, daß Karlmann, dessen Sohn noch bessere Ansprüche hatte, als Pippin selbst, aus seinem Kloster auf Befehl seines Abtes und unter Einwirkung des Königs Aistulf, in dessen Gebiet Monte Casino lag, über die Alpen gekommen war, um in die Verhandlungen zwischen dem Papst und seinem Bruder einzureden. Was ihn dazu vermochte, war nicht gerade so ausschließlich das kirchliche Interesse, sondern sein persönlicher Anspruch. Er war der älteste der Brüder, noch lebten ihm zwei Söhne innerhalb des fränkischen Reiches, die einen natürlichen Anspruch auf die Krone erheben konnten. Es läßt sich aber denken, daß dieser Zwischenfall die Annäherung zwischen König und Papst nur um so enger machte. Stephan salbte nicht allein Pippin selbst, sondern auch seine beiden Söhne zu Königen der Franken und setzte unter Androhung der Exkommunikation durch eine besondere Satzung fest, daß niemals andere als leibliche Nachkommen Pippins und seiner Söhne — denn diese seien durch Gottes Gnade erhoben und durch die Intercession der Apostel Petrus und Paulus von dem Nachfolger derselben bestätigt und gesalbt worden — zu Königen gewählt werden sollten. Man darf das nicht als eine zufällige momentane Beschlußnahme ansehen; aus den fränkischen Aufzeichnungen ergiebt sich mit Bestimmtheit, daß der Papst bei den früheren Verhandlungen es zugesagt hatte. Was er entfernt in Rom versprochen, das führte er aus, als er bei den Franken selbst anwesend war. Man erkennt, was dies sagen wolle. Eine Salbung, wie die erste war, hätte sich auch bei einem König anderer Herkunft wiederholen lassen. Die Salbung des Papstes selbst zielte aber dahin, die neue Krone in dem Geschlechte dessen zu befestigen, dem sie zuteil geworden war. Es war eine Verbindung des Erbrechtes mit der höchsten geistlichen Autorität, ein erbliches Königtum wurde gegründet; ich wüßte nicht, daß das schon früher in bestimmter Form geschehen sei. Und zugleich war damit eine andere Sanktion verbunden: der Papst ernannte den König zum Patricius der Römer, ebenso auch seine Söhne. Dadurch aber wurde die erste Sendung Gregors, welche den Entschluß der Römer, sich der Herrschaft von Konstantinopel zu entziehen, ausgesprochen hatte, nahezu erreicht.

Rom trat nicht allein für diesen Augenblick, sondern für alle Zeiten unter den Schutz des fränkischen Königs. Dem vom Papst ernannten Patricius fiel eine von dem Kaisertum unabhängige Autorität zu. Die Würde des Patricius schloß die Pflicht der Hülfeleistung ein, sobald sie für die Stadt erforderlich sein würde. Ich denke: die Tragweite dieser Beschlüsse leuchtet auf den ersten Blick ein. Die geistliche Oberhoheit des Papsttums, die in den letzten Jahrzehnten dieser Epoche ausgebildet war, wurde mit den regierenden Fürsten in ein Verhältnis der Reciprocität gesetzt, welches die Anschauungen der Fürsten und Völker lange Zeiträume hindurch beherrscht hat. Wenn Papst Zacharias die Autorität des römischen Stuhles durch friedfertiges Verhalten

nach außen und eine wohlerwogene Verwaltung im Innern befestigt hat, so ging die Absicht Stephans III. dahin, in die politischen Konflikte, die jener nur abzuwehren gesucht hatte, selbstthätig einzugreifen und sie zur allgemeinen Erweiterung seiner Autorität zu benutzen. Die alten Männer, welche zu Päpsten erwählt werden, haben die Erfahrungen eines langen Lebens, das in steter Berührung mit den öffentlichen Angelegenheiten vergangen ist, hinter sich; sie haben schon alles erwogen und kommen mit gereiften Entschlüssen zur Gewalt. Stephan war ganz ein Kind der römischen Kurie. In Rom selbst geboren, von religiösen Autoritäten ausgebildet, durch geistlichen Eifer von Stufe zu Stufe emporgestiegen, lebte er allein in der Idee der Unabhängigkeit seiner Stadt und seiner Kirche. Er war eine politische Kapacität ersten Ranges, der sein Verhalten nach dem, was er hatte geschehen sehen, und nach dem, was sich in den Konflikten der Weltkräfte vorbereitete, abmaß. Die Päpste sind in Bezug auf die Grundlagen ihrer Macht immer dieselben, aber in den Mitteln und Wegen, ihre Zwecke zu erreichen, unterscheidet sich der Nachfolger meistens von dem Vorgänger. Wenn nun Zacharias sich hauptsächlich durch die Begründung der kirchlichen Organisation Germaniens in Verbindung mit dem großen angelsächsischen Missionar und dem fränkischen Majordomus Karlmann ein unsterbliches Verdienst erworben hat, so ging Stephan zu der engsten Vereinigung mit dem seitdem zur einheitlichen Gewalt entwickelten Frankenreich in politisch-kirchlicher Beziehung fort. Durch ihn wurde die Erbfolge definitiv an König Pippin und sein Haus übertragen und durch die Erteilung einer aus dem Altertum herübergekommenen Würde von unbestimmtem Recht an Rom geknüpft.

Der eine verlieh der Autorität des heiligen Petrus eine neue kirchliche Grundlage, der andere gab ihr ein politisches Leben von unberechenbarer innerer Mächtigkeit. Er ist der Stifter der Umgestaltung des Occidents in diesem Sinne geworden. Der Stifter sage ich; die Durchführung mußte sich doch auch erst wieder in den Konflikten der späteren Zeiten und Persönlichkeiten vollziehen. Bleiben wir aber bei den Verhältnissen des Jahres 754 stehen.

Bald nach der ersten Begegnung mit Papst Stephan hat Pippin den Langobardenkönig aufgefordert, die päpstlichen Gebiete nicht weiter zu bedrängen und keine ehrgeizigen Prätensionen gegen die Römer geltend zu machen, aber damit kein Gehör gefunden. Aistulf mochte noch, jedoch vergeblich, auf die entgegengesetzten Einwirkungen Karlmanns zählen. Es gab damals zwei einander gegenüberstehende Parteien und Richtungen. Der Verbindung Pippins und Stephans stellte sich Aistulf mit einigen Mitgliedern des königlichen Hauses entgegen, Karlmann und seinen Angehörigen, wahrscheinlich auch Grifo, der eben damals von Aquitanien nach der Lombardei überzugehen versuchte. Der Abt von Monte Casino, der doch nicht ein bloßer Unterthan war, stand auf ihrer Seite.

Allein wie hätten diese verschiedenartigen Regungen sich gegenüber der weltumfassenden Allianz zwischen Pippin und Stephan behaupten können.

Die überwiegenden geistlichen Gesichtspunkte traten Karlmann selbst entgegen; man sah in ihm nur den Mönch, der sein Kloster verlassen hatte, um wieder in die weltlichen Geschäfte einzugreifen. Da er aber einmal Mönch geworden war, so hielt man es für konform mit seinem eigenen Willen, wenn man ihn in ein fränkisches Kloster zu Vienne brachte, wo er nicht lange darauf gestorben ist (755). Ebenso sind seine Söhne durch die Tonsur zu einem klösterlichen Leben verurteilt worden.

Grifo, der mit einem zahlreichen Gefolge über die Alpen ging, wurde bei diesem letzten Versuch, von einem der Feinde seines Bruders zum anderen überzugehen, in den Klausen inmitten des Gebirges, von den Grafen, deren Gebiet er durchzog, angegriffen und, indem er sich tapfer schlug, getötet. Sein vergebliches Ringen, nicht ohne Berechtigung, aber ohne eigene Kräfte, erweckt Aufmerksamkeit und Mitgefühl, vergessen kann er nicht werden. Pippin stand als alleiniger Fürst und König ohne Nebenbuhler im fränkischen Reiche da, als er mit Aistulf in die erwähnten Verhandlungen trat. Er war zwar noch in zwei anderen Kriegen begriffen, dem einen gegen die Saracenen im südlichen Gallien, dem anderen gegen die Sachsen im nördlichen Germanien. Sie entsprangen beide derselben religiösen Idee, welche durch die Salbung, die Papst Stephan den königlichen Söhnen erteilte, eine neue Sanktion empfangen hatte. Pippin beschloß, die beiden anderen Unternehmungen aufzuschieben und zunächst seine Verabredung mit dem Papst ins Werk zu setzen.

Er hat darüber ohne Zweifel mit seinen Franken verhandelt, wir erfahren sogar, daß sich ein gewisser Widerspruch gegen sein Vorhaben geregt hat. Dabei blieb es, daß vor allem die mit dem Papste getroffenen Verabredungen ausgeführt werden sollten. Es ist nicht mit Sicherheit anzugeben, wohin diese im einzelnen gegangen sind. Diese Ungewißheiten verschwinden dem großen Ereignis gegenüber, das sich anbahnte. Es betraf die größten Weltverhältnisse aller Zeiten, einmal die gegenseitigen Beziehungen Italiens und des Frankenreiches, sodann die Durchführung des Bundes, der zwischen dem Papst und dem fränkischen Königtum geschlossen war. Aber gerade die Wichtigkeit der obschwebenden Probleme macht es erforderlich, auch der Vorfälle näher zu gedenken, durch welche es zu einer Entscheidung derselben gekommen ist.

Im Sommer des Jahres 754 setzte sich das fränkische Heer über Lyon, Vienne, Maurienne nach den Alpenübergängen in Bewegung. Ehe man sie überschritt, wurden die Verhandlungen mit Aistulf nochmals erneuert. Der König erklärte sich bereit, dem Papst, über den er sich sehr unglimpflich äußerte, die Straße, auf welcher er nach Rom zurückgehen könne, offen zu lassen. Die Gesandten antworteten, Pippin werde sein Heer von den Grenzmarken Italiens nicht zurückziehen, wenn Aistulf nicht vorher dem heiligen Petrus sein Recht widerfahren lasse. Auf eine weitere Anfrage, worin dies Recht bestehe, forderten die Gesandten die Räumung von Pentapolis, Narni und jenem vor kurzem eingenommenen Schloß Ceccano und einigen anderen Plätzen, wo das römische Volk Ungebühr durch den König erleide. Dafür wurde diesem

gleichsam eine Abfindungssumme von 12000 Goldstücken versprochen. Die Bedingungen waren, wie man sieht, sehr gemäßigter Natur; nur von der Pentapolis, Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia, Ancona; nicht von dem eigentlichen Exarchat war die Rede und für diese Verluste wurde zugleich eine ansehnliche Geldsumme bewilligt. Aber Aistulf meinte auf der einen Seite durch jede Konzession seine bisherige Autorität in Italien verlieren zu müssen; auf der anderen befürchtete er von den Franken nicht das äußerste. Er hatte jedoch seine Kräfte überschätzt. Seine Befestigungen waren nicht so umfassend, daß die Franken nicht durch das Gebirge bis in das Thal von Susa vorgedrungen wären. Als sich nun Aistulf mit seinen besten Truppen gegen sie wandte, waren ihm die Franken, die unaufhörlich gegen tapfere Feinde Krieg geführt hatten und jetzt nicht durch die Anrufung Gottes allein, sondern auch des heiligen Petrus mit verdoppeltem Eifer entflammt waren, überlegen. Die Schlacht war sehr blutig; wir lesen, daß die vornehmsten Langobardenführer, alle Herzöge und Grafen getötet worden seien. Der König, der selbst in die größte Gefahr geriet, rettete sich in seine Hauptstadt Pavia. In der Stadt eingeschlossen, sah sich Aistulf außer stand, die ihm vorgelegten Forderungen zurückzuweisen; er versprach alles herauszugeben, was er dem heiligen Petrus entrissen habe, und verpflichtete sich, beträchtliche Zahlungen sowohl auf der Stelle wie für die folgenden Jahre, gleichsam einen Tribut, an die Franken abzuführen.

Soweit die fränkischen Nachrichten, die römischen gehen noch weiter. Ihnen zufolge wurde der Papst in die Abkunft förmlich aufgenommen; es kam zu einem Frieden zwischen Franken, Langobarden und Römern, in welchem Aistulf sich anheischig machte, neben anderen Städten auch Ravenna herauszugeben. Er hatte diese den Griechen entrissene Stadt noch immer in Besitz und die Frage war, zu wessen Gunsten er auf sie Verzicht leisten sollte. Da bermerkt nun die fränkische Relation, Pippin habe Ravenna dem Papst geschenkt, so sei dieser nach Rom zurückgegangen. Sehr möglich, daß schon bei der im Frankenreich getroffenen Übereinkunft diese Überlieferung verabredet worden war. In den öffentlichen Verhandlungen tritt sie erst jetzt als Ergebnis des Sieges hervor. Der Papst konnte gleichsam als Sieger nach Rom zurückkehren. Aber in kurzem geriet er in größere Bedrängnis als jemals. Den großen Verlust über sich ergehen zu lassen sträubte sich Aistulf, sowie derselbe definiert werden sollte. Der Papst machte einen Versuch, die ihm zugesprochenen Gebiete in Besitz zu nehmen, Aistulf setzte sich ihm mit bewaffneter Macht entgegen. Er scheute vor dem Kriege, der darüber ausbrechen mußte, nicht im mindesten zurück. Indem er die Gebiete von Rom abermals mit Plünderungen heimsuchte, kam er dabei sogar nach der transtiberinischen Stadt und legte die Gebäude bei St. Peter in Asche. Die Stadt selbst bedrängte er mit dem Schrecken einer Umlagerung. Papst Stephan sah seine einzige Rettung in einer abermaligen Dazwischenkunft König Pippins. In einem Schreiben, das zugleich an die Söhne desselben gerichtet ist, denn das gesamte dynastische

Interesse sollte aufgerufen werden, beklagte er sich, daß er mit seinen Warnungen kein Gehör gefunden, daß man dem lügnerischen Aistulf mehr geglaubt habe, als ihm. Keinen Fuß breit Landes habe ihm derselbe zurückgegeben. Er werde auf eine Weise bedrängt, daß er sich mit seinen Beschwerden nochmals an sie wenden müsse. Die Worte, deren er sich bedient, sind sehr bemerkenswert. Der heilige Petrus habe sie zu Königen gesalbt; am jüngsten Tage würden sie Rechenschaft davon geben müssen, wie sie ihm und seiner Kirche geholfen haben. Noch keinem ihrer Vorgänger sei ein solcher Beruf zu teil geworden, ihnen sei derselbe von Ewigkeit bestimmt. Diese Identifizierung der römischen Kirche und der Rechte des fränkischen Fürstenhauses bedingt das politische Verhältnis der damaligen Welt. Und unverzüglich ging Pippin wieder ins Feld, nicht allein aus Rücksicht auf den Papst, sondern noch mehr deshalb, weil das Gebaren des Königs der Langobarden den mit ihm vereinbarten Friedensschlüssen geradezu entgegenlief. Auch die versprochenen Geldzahlungen schienen nicht eingegangen zu sein. Der zweite Feldzug im Jahre 756 ging leichter von statten als der erste. Aistulf hatte die Klausen aufs neue besetzt und befestigt. Aber die Franken, die auch den Gebirgskrieg verstanden, umgingen die einen und überwältigten die anderen. Zugleich drangen die damals den Franken zur Heeresfolge verpflichteten Bayern in die Lombardei ein. Aistulf zog sich wieder in seine Hauptstadt zurück, wo er sich aufs neue eingeschlossen und mit dem Untergang bedroht sah. Da suchte er nun nicht nur die Vergebung des Königs durch geistliche Vermittelung nach, sondern er forderte die fränkischen Magnaten auf, zu bestimmen, auf welche Art und Weise er seine Überschreitungen gut machen könne. Diese haben ihn dann zu einer Geldbuße verurteilt, welche den dritten Teil des königlichen Schatzes betrug, und ihm noch andere Bedingungen auferlegt, die einer tributären Unterordnung der Langobarden unter das Frankenreich gleichkamen; er versprach fortan, dem König des Frankenreiches und den Großen der Franken — denn diese bildeten immer neben dem König eine selbständige Autorität — niemals widerspenstig zu sein. Auch wurden die Verpflichtungen, welche der König dem Past gegenüber übernommen hatte, erneuert und bestätigt. Dabei ist dann die auch schon berührte große Streitfrage, die Verfügung über das Exarchat betreffend, zur Sprache gekommen.

Im Feldlager zu Pavia sind Abgeordnete des Kaisers Constantinus Kopronymus erschienen, um die Rückgabe Ravennas und des Exarchats an den Kaiser bei Pippin auszuwirken.

In dieser Anmutung lag, wenn wir nicht irren, der Knotenpunkt der allgemeinen Politik der Zeit. Denn von dem Besitze des Exarchats waren die Angriffe ausgegangen, welche Rom einst von den Griechen und zuletzt von den Langobarden erfahren hatte. In die Herstellung der Gerechtsame des heiligen Petrus konnte eine Verweisung dieser Stadt an den römischen Papst nicht inbegriffen sein. Soweit erstreckten sich diese Gerechtsame nicht. Dagegen hätte es der Idee des rechtlichen Herkommens entsprochen, das Gebiet dem

Usurpator zu entreißen und dem legitimen Besitzer, dem römischen Kaiser, zurückzugeben. Die Rückgabe würde ein gutes Verhältnis zwischen den Oströmern und den occidentalen Gewalten möglich gemacht haben. Davon aber, es dem Kaiser einzuräumen und die griechische Herrschaft nach Italien zurückzuführen, war Pippin doch weit entfernt. Es hätte dem Verhältnis zum Papst nicht entsprochen, welcher von seinen Bedrängnissen überhaupt befreit zu werden wünschen mußte, mochten diese von den Langobarden oder von den Griechen herrühren. Damit würde die Übereinkunft mit Papst Stephan verletzt und die Stadt Rom erneuerten Gewaltthätigkeiten der Griechen ausgesetzt worden sein. Wenn das bei den bisherigen Verhandlungen nicht öffentlich zur Sprache gekommen war, so darf man doch voraussetzen, daß es einen Teil der Verabredungen gebildet hat, die zwischen dem König und dem Papst stattgefunden haben.

Schon nach dem ersten Siege über Aistulf, der dadurch sogleich Ravenna aufzugeben genötigt war, soll Pippin dem Papst die Stadt als ein Geschenk dargeboten haben. Die Sicherheit des Oberhauptes der occidentalischen Kirche, welches als der Nachfolger des heiligen Petrus gefeiert wurde, also wie man sagte, des heiligen Petrus selbst, erschien als religiöse Pflicht. In dem Lager vor Pavia nun hat Pippin jene Anmutung der griechischen Gesandten mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen. Denn, sagte er, nicht um eines Menschen willen habe er sich den Kriegsgefahren ausgesetzt, sondern zur Vergebung seiner Sünden. Unverzüglich ist dann die Überlieferung des Exarchats an den Papst ins Werk gesetzt worden.

Gleich darauf ging Fulrad, der vornehmste Vermittler des Bündnisses zwischen König und Papst nach Ravenna, ergriff im Namen seines Königs Besitz davon und begab sich dann, begleitet von den Geiseln, die er sich stellen ließ, und den Primaten der anderen Städte, welche dem Papst zurückgegeben wurden, nach Rom. Hier legte er die Schlüssel und die Urkunde der Schenkung in der Konfession des heiligen Petrus feierlich nieder. Das Besitztum des Kaisers wurde infolge dieser Vorgänge Eigentum des Papstes. So vollzog sich die Allianz zwischen dem Papsttum in Rom und dem neuen Königtum. Die Beseitigung aller anderen Ansprüche auf den fränkischen Thron, die definitive Ausschließung der Merowinger und die Entfernung des griechischen Kaisertums aus Italien ergänzen einander. Zwischen dem Papst und dem König auf der einen und dem Kaiser auf der anderen Seite trat eine Differenz von Grund aus ein, bei der dann auch noch der Streit über den Bilderdienst, der im Orient angefochten, im Occident behauptet war, immer ein Motiv bildete. Die Absichten Gregors des Zweiten und Gregors des Dritten erfüllten sich, ohne daß man viel davon gesprochen hätte. Als sich die Kurie ein paar Jahre später wieder von Konstantinopel gefährdet erachtete, gab sie vor allem dem fränkischen König Nachricht davon und ersuchte ihn sogar, ihr die Unterstützung der zuvor besiegten, aber jetzt noch keineswegs vernichteten Langobarden zu vermitteln. Papst Paul I. schickte die ihm, wie er sagt, von den

zuverlässigsten Getreuen zugegangenen Meldungen ein, nach welchen ein Anfall der Griechen unmittelbar bevorstehe. Die Griechen bezeichnet er als Ketzer, ihre Absicht sei nur dahin gerichtet, den orthodoxen Glauben und die fromme Tradition der Väter zu bekämpfen und mit Füßen zu treten. Durch die Intervention des heiligen Petrus werde die große Stellung des Königs und des Frankenreiches noch erhöht, dem König werde Sieg und Triumph über alle Völker zu teil werden. So hatte schon Papst Stephan den Apostel Petrus redend eingeführt. Er läßt ihn sagen, er sei von dem Sohne des lebendigen Gottes zum Erleuchter der Welt bestimmt; wer seine Befehle befolge, dem seien seine Sünden vergeben; er werde rein in das Jenseits gelangen. Pippin sei der Schutz der Stadt Rom ganz besonders anbefohlen. Der heilige Petrus fordert den König auf, das Grab, in welchem seine Gebeine ruhen, nicht von gewaltsamen Feinden beflecken zu lassen.

Dies Verhältnis zwischen dem Papst, durch welchen die Salbung des Königs vollzogen worden war, und dem König, der Rom gegen seine Feinde schützt, beherrscht seitdem die allgemeine Situation. Es beruht in seiner religiösen Grundlage auf den idealsten Beziehungen der Menschheit zu den göttlichen Dingen, gewinnt aber in den politischen Verflechtungen eine sehr reale Bedeutung. Wenn wir die folgenden Epochen vorläufig in Betrachtung ziehen dürfen: war nicht die Entfernung des griechischen Kaisertums aus dem Exarchat die Vorbedingung dazu, daß Italien sich selbst zurückgegeben werden konnte. Das Emporkommen von Venedig, das damals noch halbgriechisch war, läßt sich ohne dies nicht denken.

Auf das innere kirchliche Leben des fränkischen Reiches wirkte die neue Allianz sogleich zurück.

Eben in der Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten Zuge gegen die Langobarden hat Pippin eine Synode in Verneuil gehalten (Juli 755), in der er zum erstenmale als der vom Papst gesalbte König der Franken erscheint. Es fanden sich dabei nahezu alle gallischen Bischöfe ein. Sie ist für die Neuordnung der geistlichen Verhältnisse von eminenter Wichtigkeit. Wie es scheint, sind dabei alte Sammlungen päpstlicher Dekretalen, vielleicht auch solche, die aus Spanien stammen, zu Grunde gelegt worden. Der König selbst sagt, er wolle auf die altkanonischen Satzungen zurückkommen, deren volle Wiederherstellung er jedoch der Zukunft vorbehält. Der nächste Zweck ist, die Gewalt der Bischöfe nach beiden Seiten hin näher zu bestimmen, die geistliche Autorität in ihren Städten ist ihnen anvertraut, sie haben aber selbst wieder den Metropolitanen zu gehorchen. In der Reichsversammlung zu Compiègne im Jahre 757, der päpstliche Legaten beiwohnten, ist auch über die geistlichen Geschäfte beraten worden. Man traf Bestimmungen über die Ehe, wie sie dem in Rom angenommenen System entsprechen.

Ob das alles im Sinne des Missionars war, welcher die Verbindung zwischen Rom und dem Frankenfürsten vermittelt hatte, läßt sich doch bezweifeln. Wir kommen hier noch einmal auf ihn zurück.

In jenem Zwist aller Gewalten, welcher dem ersten Zuge nach der Lombardei voranging, würde Bonifacius, so scheint es, mehr auf seiten Karlmanns und der Langobarden gestanden haben, wenn er gefragt worden wäre. Die Langobarden waren seine alten Freunde, bei denen er oft gute Aufnahme gefunden hatte. Die geistlich-weltlichen Unternehmungen Papst Stephans gingen weit über die Krönung hinaus, zu der ihn Papst Zacharias autorisiert hatte. Überhaupt darf man im Leben des Bonifacius die Tendenzen des einen von denen des anderen unterscheiden. Es ist wahr, er hat die deutsche Kirche in eine enge Beziehung mit dem Papsttum zu Rom gesetzt, aber wenn wir ihn recht verstehen, so hatte er dabei vor allen Dingen eine höchste Entscheidung in Glaubenssachen im Auge, deren er in den religiösen Meinungsverschiedenheiten in Deutschland bedurfte. Von einer unmittelbaren Einwirkung des obersten Bischofs in die allgemeinen Angelegenheiten, wie sie Stephan unternahm, hatte er keinen Begriff. In der Mainzer Kirche hat sich eine Überlieferung erhalten, nach welcher zwischen Bonifacius und dem Papst ein doktrinärer Gegensatz obgewaltet und eine lebhafte mündliche Erörterung stattgefunden haben soll. Dazu kam aber, daß die alten Genossen der Missionsarbeit, meist Angelsachsen, vernachlässigt wurden. Bonifacius fühlte sich nicht mehr glücklich in seiner hierarchischen Stellung zu Mainz; der Gedanke erwachte in ihm, sich wieder seinem ursprünglichen Berufe der Heidenbekehrung zu widmen. Noch zweimal ist er nach Friesland gezogen. Auf der zweiten Reise, wahrscheinlich im Jahre 756, ist er dann den heidnischen Friesen erlegen. Er hatte den Neugetauften einen Tag bestimmt, an welchem sie sich zu der Firmelung einstellen sollten; statt derselben erschien eine feindliche Schar entschlossener Heiden. Bonifacius mahnte seine Leute ab, sich in einen ernstlichen Kampf einzulassen, denn das sei der Tag, den er immer gewünscht habe, seine irdische Auflösung stehe bevor. So ist er umgekommen, recht eigentlich in der Mitte seines Lebensberufes, welcher die Christianisierung Germaniens war. Es ist das Schicksal hochbegabter Menschen: mit ihren innersten und tiefsten Gedanken suchen sie in die Welt einzugreifen; sie geraten aber damit in das Getriebe der Kämpfe, die sie umgeben; es gelingt ihnen, eine große Wirkung auszuüben; aber damit werden sie selbst entbehrlich. Indem Bonifacius seine Mission wieder aufnahm, ohne daß er dieselben Stützen, wie früher, für sich gehabt hätte, kam er um, mißmutig und verstimmt über seine äußere Lage, aber freudig in seinem Beruf, in seiner Seele unerschüttert, hochherzig und tapfer. Die Leitung des Kirchenwesens war in den Händen des Abtes Fulrad, dem die zweite Salbung und alles, was damit zusammenhängt, vornehmlich zu danken ist. Aistulf ist bald darauf an den Verletzungen, die er sich auf der Jagd durch einen Sturz vom Pferde zugezogen hatte, gestorben; wie man sagt, noch immer mit der Absicht beschäftigt, den zweiten Frieden zu brechen. Eine verwegene Überschätzung seiner Kräfte war sein Unglück. Durch seine Regierung hat er die Nachteile, die sein friedfertiger Vorgänger erlitten hatte, zu vermeiden oder gut zu machen gesucht. Er hatte nie geglaubt, daß sich

die Franken mit dem Stuhle von Rom so enge vereinigen würden, wie dies geschah. Der tapfere König ertrug den Hohn nicht, mit dem die Langobarden überschüttet wurden, aber seine Wahl hatte das Unglück verschuldet. An seiner Stelle wählten die Langobarden seinen Oberstallmeister Desiderius zum König, wie es in der besten Nachricht heißt: auf den Rat der Franken und mit Einwilligung Pippins. Nach der römischen Erinnerung hat Papst Stephan abermals unter Vermittelung des Abtes Fulrad, der sich noch in Rom befand, daran viel Anteil gehabt; ihm hat Desiderius die Ausführung der Versprechungen seines Vorgängers mit heiligen Eidschwüren zugesagt. Es war die Vollendung der letzten Vorgänge, daß ein König in Pavia auftrat, über dessen Erhebung sich die Langobarden mit beiden mächtigen Nachbarn vereinigt hatten.

Noch ein anderes zweifelhaftes Verhältnis wurde auf der erwähnten Reichsversammlung zu Compiègne in Gegenwart der päpstlichen Legaten erledigt. Der Bayernherzog Tassilo erschien daselbst, er legte seine Hand in die des Königs und bekannte sich als seinen Vasallen. Dieser Begriff, in welchem man die Dienstpflicht gegen den König mit einer gewissen Unabhängigkeit und Sicherheit vereinigte, ist damals entstanden. Er tritt noch in einer anderen großen Angelegenheit hervor, welche die letzten Jahre des Königs Pippin mehr als jede andere beschäftigt hat und für das Frankenreich von größter unmittelbarer Wirksamkeit gewesen ist. Der Herzog von Aquitanien, Waifar, ein Nachkomme Eudos, hatte doch eine ausgedehnte, unabhängige, der vollen Souveränetät wenigstens nahe kommende Stellung genommen, die dem Beherrscher des Frankenreiches an sich sehr unbequem fiel. Er verging sich an den Goten, die damals Verbündete Pippins waren, und wer vor Pippin flüchtete, fand bei Waifar gute Aufnahme. Der nächste Anlaß ihn anzugreifen, entsprang dennoch vornehmlich aus den kirchenrechtlichen Verhältnissen, die auch hier in den Vordergrund treten. Die Bistümer bildeten mehr als je einen integrierenden Teil des fränkischen Gemeinwesens, selbst die Verwendung dieser Güter zu Gunsten des Staates war ein Motiv dieser engen Vereinigung. Mannigfaltige Pertinenzien fränkischer Kirchen lagen im Gebiete Waifars; er hatte sie nach dem Beispiel, das ihm die fränkischen Fürsten gegeben, zwar nicht eingezogen, aber doch ziemlich als sein Eigentum behandelt. Die Immunitäten der Kirchen erkannte er nicht an, er schickte richterliche und administrative Beamten in ihre Besitztümer. Dagegen aber regten sich nun die Bischöfe im fränkischen Reich, sie wollten ihr Eigentum nicht in den Händen Waifars lassen und Pippin, der die Bischöfe durch seine kirchliche Haltung überhaupt an sich gezogen hatte, konnte sich nicht weigern, sie in ihr Recht wiederherzustellen. Zugleich wird dabei der bisherige Gebrauch, den Ertrag des Kirchengutes zu weltlichen Zwecken zu verwenden, in Betracht gekommen sein. Aber so nahe dies dem König lag, so wenig mochte der Herzog, dessen eigene Macht auf seiner Hoheit über die Kirche beruhte, den Ansinnungen, die ihm geschahen, Gehör geben. Der

Streit konnte auch hier nur durch das Schwert entschieden werden. Mit voller Beistimmung des Heeres unternahm Pippin im Jahre 761 einen Angriff auf Waifar. Den Kern der Besitzungen Waifars bildeten jene Regionen, in denen sich das Römerwesen am längsten intakt gehalten hatte, das Land der Averner und Bourges, die Stadt der Bituriger, eine der ältesten Stätten des Christentums in Gallien. Vorlängst waren sie erobert worden, dann wieder verloren gegangen, das Frankenreich war sehr unvollständig ohne den Besitz derselben. Waifar mochte auf die Befestigungen trauen, durch die er Meister seiner Gebiete blieb, aber schon unter Karl Martell hatten die Franken sich als geschickte Eroberer fester Plätze bewährt. Sie nahmen jetzt Clermont in der Auvergne mit stürmender Hand und 762 das wohlbefestigte Bourges durch Umlagerung, nicht ohne die dazu erforderlichen Werkzeuge. Die vornehmsten Einwohner erkannten ihre Abhängigkeit von Pippin an und traten in seinen Dienst, ihre Familien wurden in das innere Frankreich abgeführt. Hierauf verlor Waifar die Zuversicht zu seinen Befestigungen, die nicht behauptet werden konnten, zumal da sie, wenn sie in die Hände der Feinde gerieten, den Zwecken derselben dienten. Er erwartet alles von einer Schlacht im offenen Felde; er vertraute der Schlagfertigkeit seiner Truppen und der Ergebenheit der Waskonen. Aber die Erwartungen täuschten ihn, als es jenseit der Garonne wirklich zur Schlacht kam. Die Aquitanier wurden besiegt, nur Waifar entkam mit wenigen Begleitern.

Er hat darauf Pippin angeboten, ihn als seinen Oberherrn anzuerkennen, jedoch unter der Bedingung der Rückgabe von Bourges. Die Franken wiesen dies von der Hand, sie waren schon Meister im Lande. Das Anerbieten bildet dennoch ein historisches Moment. Nicht allen war diese Zurückweisung angenehm. Eine Befestigung des vasallitischen Verhältnisses würde namentlich den Wünschen des Bayernherzogs Tassilo entsprochen haben. Er entfernte sich vom königlichen Hoflager nicht, ohne eine gewisse Indignation an den Tag zu legen; er hat gesagt, er wolle das Antlitz des Königs niemals wiedersehen. So hatte das Provinzialunternehmen eine nicht geringe Bedeutung für die Gesamtheit des Reiches und es war von doppelter Wichtigkeit, daß es durchgeführt wurde.

Im Jahre 766 huldigten die Landschaften zwischen Loire und Garonne dem König Pippin und stellten Geiseln. Er fühlte sich seiner Überlegenheit so sicher, daß er in Bourges einen Palast bauen ließ, wo er dann mit seiner Gemahlin gern verweilte. Im Winter blieben sie beide in Bourges. Mit dem beginnenden Frühjahr suchte Pippin seine Feinde in den festungsartigen Verstecken auf, in die sie sich geflüchtet hatten. Der Oheim Waifars, Remistan, der bereits in Pippins Diensten stand, riß sich von diesem los, wurde aber besiegt und zum Tode eines gemeinen Verbrechers verurteilt. Waifar zog sich nach Saintes an der unteren Charente zurück, seine Familie fiel in Pippins Hände; er selbst wußte sich zu retten. Als sich auch die Stämme jenseit der Garonne unterwarfen, hielt er sich noch in den Wäldern

von Perigord; dort ist er am 2. Juni 768, wenn wir gut unterrichtet sind, von seinen eigenen Leuten ermordet worden. Es war nur wenige Monate vor dem Tode Pippins (24. September 768).

Pippin ist der Mann, der die westgallischen Gebiete mit Frankreich vereinigt hat. Er säumte keinen Augenblick, die Kirchen in einem, den klerikalen Ansprüchen, die er jetzt begünstigte, entsprechenden Sinne einzurichten. Kirchliche und weltliche Eroberungen gingen Hand in Hand. Die eine ließ sich ohne die andere nicht denken. Diese Epoche könnte überhaupt als der Gipfel der Weltstellung Pippins angesehen werden. Es war im Jahre 767, daß die großen, von der griechischen Kirche angeregten Streitfragen vor eine Versammlung fränkischer Bischöfe gebracht wurden. Sie betrafen die Streitigkeiten über die lateinische Formel der Dreieinigkeit und über die Bilderverehrung. In einem Schreiben, worin auch der Großen und des Volkes von Rom gedacht wird, legte der Papst den fränkischen Optimaten die Sache ans Herz. Nach einer Disputation zwischen den griechischen und päpstlichen Gesandten wurden die gestellten Fragen im Sinne der lateinischen Kirche entschieden, der das Frankenreich angehörte, und der es sich aufs neue in allen seinen Gebieten anschloß. Papst und König vereinigten sich nochmals in der Feindseligkeit gegen das griechische Kaisertum. Noch eine Frage jedoch, welche die großen Weltverhältnisse nahe berührte, haben wir hiebei noch nicht erörtert, das Verhältnis zu den Saracenen, welches unter Karl Martell alles beherrschte. Auch in dieser Beziehung war Pippin den Fußstapfen seines Vaters gefolgt. Schon vor der Vereinigung mit dem Papste hatte er die Belagerung von Narbonne unternommen, das damals in den Händen der Araber war, welche noch häufig zu Unternehmungen diesseit der Pyrenäen schritten; sie nahmen eine Anzahl befestigter Städte ein, was dann immer neue Gefahren nicht allein für Gallien, sondern auch für Italien in sich schloß. Dem stellte sich Pippin bereits im Jahre 752 entgegen. Er hatte die Oberhäupter der altgotischen und christlichen Bevölkerung für sich gewonnen. Er hat Nîmes wieder erobert; das dabei zerstörte Amphitheater ist eben in seinen Ruinen ein Denkmal dieses Sieges. Dann war er gegen Narbonne selbst vorgerückt, bezwungen hatte er es damals noch nicht. Nach einiger Zeit aber fiel es unter Mitwirkung der Goten, denen die Erhaltung ihrer Rechtsverfassung versprochen wurde, in seine Hand. Wie aber ist es geschehen, daß die Araber, die Spanien noch immer beherrschten, sich nicht ernstlich zur Wehr setzten, namentlich woher schreibt es sich, daß sie das bedrängte Aquitanien, das sie einst so gut wie inne hatten, ohne Hülfe unter die Herrschaft Pippins geraten ließen. Die Antwort ist, daß eben in dieser Zeit, in welcher das neue fränkische Königshaus sich erhob, ein Streit unter ihnen selbst ausbrach, welcher den Fortgang ihrer Waffen lähmte. Es war der innere Kampf der arabischen Welt, in welchem die Omajjaden ihre Stellung einbüßten, die größte von den Begebenheiten dieser Zeit, die wir betrachten müssen, ehe wir einen Schritt weiter gehen.

Zwölftes Kapitel.

Omajjaden und Abbasiden.

Noch war die abendländische Welt keineswegs in sich konsolidiert, aber eine Vereinigung der verschiedenen Nationalitäten war doch angebahnt. Hauptsächlich unter dem Impuls der von der arabischen Weltmacht von Spanien her drohenden Gefahren war dies geschehen. Auch Bonifacius gedenkt des Falles der Westgoten mit Schmerzen. Der in dem südwestlichen Gallien vollzogenen Zurückwerfung der Saracenen verdankte Karl Martell und das Geschlecht, das er stiftete, seine Stellung, die soeben christianisierten Germanen hatten ihren Anteil daran. Insofern diente die Verbindung Deutschlands mit Rom einem Weltbedürfnis. Italien, Frankreich und Deutschland vereinigten sich mit dem christlichen Oberpriestertum, welches Italien von dem östlichen Reiche losriß. Das anglo-sächsische Volk nahm an dem unmittelbaren Kampfe keinen Anteil, aber es unterstützte denselben durch die Förderung der Christianisierung Deutschlands, welches eben dadurch mit dem Papsttum in ein enges Verhältnis trat, so daß die religiöse Idee den inneren Streit der Nationalitäten zurückdrängte. Indem sich dies vollzog um die Mitte des 8. Jahrhunderts, geschah es nun, daß die islamitische Welt, welche an Ausdehnung und Macht ein Übergewicht besaß, das jeder Vergleichung spottete, in sich selbst zerfiel. Die Omajjaden, welche den größten Teil der Küsten des Mittelmeeres unterworfen hatten, wurden von den Abbasiden gestürzt und aus den Gebieten, deren sie sich bemeistert, in ein einziges, eben das spanische, von wo aus Gallien angegriffen wurde, zurückgedrängt. Wir kennen bereits den Streit, der sich in den Bekennern des Islam über die Fortsetzung der höchsten Gewalt in dem Reiche, das sie gründeten, erhoben hatte. Er hing mit der Entstehung des Islam im tiefsten Grunde zusammen. Dadurch, daß Mohammed der Prophet war, hatte er auch die oberste Stelle unter den arabischen Stämmen erlangt; er war dadurch selbst das Oberhaupt des vornehmsten unter denselben, der Koreischiten, geworden. In dieser Verbindung eines Fürstentums, welches doch das Stammeswesen nicht verleugnete, mit der Religion, lag das Wesen seiner Autorität, das nun auf seine Nachfolger überging. Bei dem Ursprung des Kalifats zeigte sich, daß neben den anderen Erfordernissen eines Inhabers der höchsten Gewalt auch das Stammesverhältnis in Betracht gezogen wurde. Darüber aber, wie weit das reichen sollte, trat von Anfang an ein Zwiespalt ein. Auch bei den ersten Kalifen bildete es ein ihrer Wahl förderliches Moment, daß sie der nächsten Umgebung des Propheten und seinem Stamme selbst angehörten. Die Ansprüche, welche der Schwiegersohn Ali auf dieses Verhältnis gründete, wurden zurückgewiesen, weil sie auch dem Stammesherkommen

nicht entsprachen. Gleich damals ist der Oheim Mohammeds, Abbas, deshalb vorgezogen worden, weil das Recht der männlichen Verwandtschaft einem durch die Frauen vermittelten Anspruch vorgezogen wurde. Bei den Irrungen, die sich hierüber erhoben, trat nun aber doch das Machtverhältnis maßgebend hervor. Man erlebte, daß die alten Gegner Mohammeds im Stamme der Koreischiten, die nur gezwungen sein Prophetentum anerkannt hatten, das Kalifat erwarben. Es waren eben die Omajjaden. Die Haschimiten, d. h. die Familie desselben, die einen besonderen Zweig der Koreischiten bildeten, eben den, welchem Mohammed angehörte, der ihm erst seine Bedeutung gegeben hatte, sahen sich zurückgedrängt und von dem Fürstentum ausgeschlossen. Dahin führte die im Laufe der Eroberungen bereits zu stande gekommene Macht der Omajjaden, denen die Haschimiten keine gleiche entgegenstellen konnten. Wäre das Kalifat nur ein Fürstentum gewesen, so würde es hiebei sein Verbleiben gehabt haben. Aber es war zugleich ein religiöses Institut. Und wenn schon Ali dadurch zu seiner Macht gelangt war, daß er die Religiosität des Islam mit besonderer Stärke repräsentierte, so geschah das auch bei den Nachkommen des Abbas, welche sich nach dem Stammesherkommen am besten berechtigt erachteten. Während die Omajjaden die politische wie die geistliche Gewalt behaupteten, bildete sich doch auch in der Stille ein Imamat aus, welches das Prinzipat der Omajjaden verwarf und das Vorrecht für sich selbst in Anspruch nahm.

Im Gegensatz mit dieser Opposition entwickelten die Omajjaden ihr Fürstentum zu einer Weltmacht. Aber es läßt sich verstehen, daß sie sich doch nicht als Vorfechter des strengen Islam aufstellten, sondern den Bedingungen einer weltlichen Regierung gerecht zu werden suchten.

Das Wesen ihrer Eroberungen bestand darin, daß die in verschiedenen Provinzen herrschenden Gewalten gebrochen und die arabische an ihre Stelle gesetzt wurde. Überall, soviel wir sehen, geschah das dadurch, daß die Herrschermacht in diesen Provinzen in sich selbst entzweit und zweifelhaft war. Es war gleichsam eine Accession der Unterthanen zu der neuen Macht, wobei dieselben auf die eine oder die andere Weise in ein vertragsmäßiges Verhältnis zu den neuen Herren gelangten; in Syrien durch die Zusagen, welche den einzelnen Städten gemacht wurden, in Ägypten durch Zugeständnisse, welche Amru nach der Entfernung der Römer den Eingeborenen zu Teil werden ließ, in Afrika durch die Zusagen, die den Berbern gemacht wurden, in Spanien durch die Schonung, deren sich die Kirche noch lange zu erfreuen gehabt hat. Ich will darauf nicht zurückkommen, sondern nur der inneren Verhältnisse der Dynastie nochmals gedenken.

Moawija, dessen Werk die Ausbildung der Seemacht und die Überlegenheit über das griechische Reich im allgemeinen war, entwickelte zugleich im Innern ein großes Herrschertalent. Die voneinander sehr verschiedenen Provinzen wußte er doch zu einer gewissen Einheit der Staatsverwaltung zu verbinden. Den Statthaltern derselben war ein sehr weitreichender Wirkungs-

kreis vorbehalten, aber der Kalif setzte ihnen Kadis, d. h. Richter, zur Seite, welche die höchste Gewalt auch in religiöser Hinsicht repräsentierten. Jede Provinz bildete ein besonderes Steuergebiet, in welchem die Einkünfte zu den erforderlichen Ausgaben verwendet wurden; der Überschuß floß in die Kasse. des Kalifen. Die Verwaltung beruhte im großen und ganzen auf den bisherigen Einrichtungen.

Da war denn der Unterschied von dem früheren System nicht so groß, als man vermuten könnte. Was schon früher in Persien der Fall gewesen war, die Teilnahme der besser ausgebildeten Christen an der Verwaltung der Einkünfte, erhielt sich dort: denn wie hätten die Araber an ihre Stelle treten sollen. Aber dasselbe geschah auch in Syrien und Ägypten. Insofern hat die erwähnte Kapitulation Amrus vielen Wert, indem man daraus den Umfang dessen, was sich erhielt, ermessen kann. Wir werden unterrichtet, daß der große Einfluß, den die Besiegten in dem neuen Staatswesen ausübten, die Eifersucht der Araber angeregt hat. Es wurden Versuche gemacht, das zu ändern; zuletzt blieb es doch beim alten, nur daß die arabische Sprache in den Geschäften gebraucht wurde. Die Summe der Regierung blieb immer in Damaskus. In dem grünen Palast gab Moawija, indem er in orientalischer Weise auf dem erhöhten Diwan saß, seine Audienzen, bei denen seine Familie in ihren verschiedenen Zweigen zugegen war und auch die fremden Gesandten erschienen, jeder nach seinem Range, nicht viel anders als in Byzanz. Die administrativen Geschäfte konzentrierten sich in dem Staatssiegelamt, wo die eingehenden Erlasse in ein allgemeines Register vereinigt, dann die Originale gesiegelt und expediert wurden, was sehr an die Skrinia im kaiserlichen Palast in Konstantinopel erinnert. Man weiß, welches Ansehen die Skriniarii dort von jeher besaßen. Auch das von den Römern eingerichtete Postwesen konnte Moawija nicht entbehren, um die Verbindung der Hauptstadt mit den Provinzen zu erhalten.

Moawija kam auch seinen gottesdienstlichen Befugnissen nach. Er bestieg, wie die Kalifen in Medina, die Kanzel in Damaskus.

Nicht so ganz war dies der Fall mit seinen Nachfolgern. Es fehlte ihnen an der persönlichen Würde, welche den Gehorsam erleichtert. Wir gedachten schon der Unordnungen, die daraus entsprangen, so daß, wenn wir recht unterrichtet sind, die Koreischiten in Damaskus zu einer freien Vereinbarung geschritten sind, die den Thron an Merwan, einen der ihren, überwies. Eben deshalb wurde Merwan I. an die Spitze gestellt, weil er ein echter Omajjade war. Um ähnlichen Irrungen für die Zukunft vorzubeugen, stellte Merwan eine Erbfolgeordnung auf, nach welcher die Erhebung junger und unmündiger Leute zum Kalifat verboten und die Succession der Brüder und Stammesvettern substituiert wurde.

Es war eine Frage, wie sie in Byzanz unter Konstantin Pogonatus eintrat, der aber nicht zu einer ähnlichen Auskunft griff. Abdalmelik, der Sohn Merwans, war eine würdige und geeignete Persönlichkeit. Dem gelang es

nun, Irak und Arabien vollkommen zu unterwerfen, und er säumte dann nicht, die Bahnen Moawijas für die innere Regierung wieder einzuschlagen. Eine der vornehmsten Neuerungen, zu denen er schritt, haben wir schon erwähnt; es war die Umgestaltung des Münzwesens, die ihn in Krieg mit Justinian verwickelte. Noch waren die sassanidischen Drachmen (Dirhem) im Osten im Gebrauch, wie die römischen Goldstücke (die herakliſchen Denare) im Westen. Die arabische Umprägung ist immer wegen der Genauigkeit, mit der sie vollzogen wurde, aufgefallen. Die große Veränderung war die arabische Inschrift. Sie entsprach dem Begriffe des Emir al Mumenin und zugleich dem Bedürfnis des Handelsverhältnisses, das sich in Mekka konzentrierte. Auch für andere innere Bedürfnisse wurde unter diesem Kalifen Sorge getragen. Haddschadsch stellte in seiner Provinz einen Verbindungskanal zwischen Euphrat und Tigris her. Zur Verbindung von Kufa und Bassora wurde eine neue Militärkolonie in Wasit angelegt. Eine neue Expedition gegen die indischen Grenzgebiete, Sind, wurde ausgerüstet, bei der man die Kosten, die daraus erwachsen und die Vorteile, die sie bringen würde, gegen einander abwog; denn Glaubenseifer war es keineswegs allein, wodurch die omajjadischen Kalifen angetrieben wurden. Sie dachten hauptsächlich auf Eroberungen und deren Ausbeutung zu finanziellem Gewinn.

Abdalmelik ist der Stammvater der folgenden Kalifen; vier seiner Söhne sind zum Kalifat emporgestiegen. Sein Nachfolger und Erbe Welid I. teilte seine Kulturbestrebungen. Welcher Art diese waren, kann man mit einiger Sicherheit aus den Bauwerken, die von ihnen übrig sind, entnehmen. Produkte der arabischen Kunst waren sie eigentlich nicht. Faßt man die berühmtesten derselben ins Auge, namentlich die Moschee des Omar in Jerusalem, die jedoch nicht etwa von Omar, sondern erst von Abdalmelik herrührt, oder die Welids I. in Damaskus, so sieht man, daß sie eben zugleich aus Benutzung der vornehmsten christlichen Kirchen und einer Nachahmung derselben entstanden sind. Die Moschee Omars in Jerusalem erinnert in ihrer Konstruktion an die justinianeische Epoche der Baukunst. In ihren prächtigen Verzierungen sieht man noch das Kreuz, in ihren Inschriften wird die göttliche Natur Christi anerkannt, allein mit einem Gegensatz gegen die Dreieinigkeit, wie ihn der Koran enthält. Auch die zweite Moschee, die Abdalmelik in Jerusalem errichtete, verrät ihren Ursprung aus einer römischen Basilika. Wie der Vater, so verfuhr auch der Sohn. Fast die berühmteste aller Moscheen ist die, welche Welid I. in Damaskus errichtet hat. Sie entstand aber durch den Umbau einer christlichen Kirche und läßt überall die Hand byzantinischer Werkmeister erkennen. In den Mosaiken derselben hat man eine Ähnlichkeit mit denen der St. Markuskirche in Venedig erkennen wollen. So knüpfen auch die Schulen islamitischer Theologie, welche in Damaskus entstanden, unmittelbar an die daselbst kurz zuvor emporgekommene christlich-theologische Schule an.

Osmar Ibn Abdalaziz, der nach der Verordnung Suleimans in diese

Reihe eintrat, eben deshalb, weil er der würdigste war und demselben Zweige der Omajjaden angehörte, unterbrach die Verschwendung und Hoffahrt, welche bisher vorgewaltet hatten, und hielt strenger an der Orthodoxie des Islam fest. Den üblichen Verfluchungen gegen Ali that er Einhalt. Ich finde keinen Grund, die Notiz zurückzuweisen, welche wir bei Theophanes finden, und die eine große, retrospektive Merkwürdigkeit hat. Wir erinnern uns der Zurechtweisung, die Antoninus Pius an die Einwohner von Syrien ergehen ließ, welche ein Erdbeben dem Einfluß des Christenglaubens zuschrieben. Diesem Aberglauben, den die alten Imperatoren verschmähten, hing Omar an. Bei einem Erdbeben, das im Jahre 719 eintrat, verbot er nicht nur aufs strengste die Einfuhr von Wein in die Städte, sondern hat die christlichen Einwohner gezwungen, von ihrem Glauben abzufallen und sogar Zeichen der Verabscheuung gegen denselben kundzugeben. Seine finanzielle Verwaltung war sehr eigenmächtig und hatte die schlechtesten Folgen.

Der letzte der Söhne Abdalmeliks, Hischam, wird wieder in seiner Verwaltung dem Abdalmelik und Moawija an die Seite gesetzt. Gegen die Christen ließ er, insofern sie unterworfen waren, Milde walten. Sein Statthalter in Irak, Chalid, der Sohn einer Christin, wurde von den eifrigen Moslimen verflucht und verabscheut. Einer der Dichter der Zeit sagt von ihm: Gott verfluche den Rücken des Kamels, das Chalid zu uns hertrug; er habe seiner Mutter eine Kirche mit einem Kreuz gebaut. Wie könne er Gebetsvorstand sein. Aber gegen die äußeren Feinde schwang Hischam seine Waffen mit dem vollen Ehrgeiz seiner Vorfahren. In Indien legte er feste Städte für moslimische Kolonisten an, Mansura (die Siegreiche) und Mahfura (die Geschützte).

Unaufhörlich überzog er die griechischen Provinzen mit Krieg; gegen die Anfälle der Berbern behauptete er Kairwan. Er hat die Niederlage bei Poitiers erleben müssen, aber darum verlor er niemals die Franken aus den Augen. Ihn hatte Karl Martell bei Narbonne zu bekämpfen, das ihm im Westen diente, wie die erwähnten indischen Städte im Osten.

Bei der Energie, mit der er seine Weltmacht regierte, immer in den Direktionen seiner Vorfahren, würde er das Abendland in die größte Gefahr gebracht haben, hätte ihn nicht, noch in frischen Jahren, auf dem Schlosse, das er der gesunden Luft wegen bewohnte, eine Krankheit dahingerafft (6. Februar 743). Er fand nicht allein keinen Nachfolger, der sein Werk hätte fortsetzen können, sondern in der Dynastie der Omajjaden brachen über das Prinzip der Erbfolge, durch das sie in den letzten Jahren sich behauptet hatte, Irrungen aus, welche sie in sich selbst zersetzten. Im Widerspruch mit den Satzungen Merwans machte Welid II., der Nachfolger Hischams, den Versuch, seine Kinder, denen man nachsagte, daß sie nicht einmal im Koran zu lesen verständen, und daß ihr Zeugnis in keinem Gericht angenommen werden könnte, zu künftigen Beherrschern aller Gläubigen zu erheben. Noch bei seinen Lebzeiten sollte ihnen die Nachfolge gesichert werden. Ein ver-

hängnisvolles Vorhaben: denn dadurch wurde eine Verschwörung der nächstbeteiligten Mitglieder des omajjadischen Hauses hervorgerufen. Jezid, der dem Stammvater Abdalmelik einen Grad näher stand als die Söhne Welids II., schwang sich selbst zum Kalifate auf.

Als er nach einigen Monaten seinen Tod voraussah, überließ er seinem Bruder Ibrahim das Kalifat. Dem aber widersetzte sich der größte arabische Kriegsmann der Zeit, Merwan, der nicht eigentlich für sich selbst einen Anspruch zu haben behauptete, sondern sich nur der Ansprüche der Söhne Welids II. annahm. Es gelang ihm wirklich, die Anhänger Ibrahims vor Damaskus zu schlagen und sich der Stadt zu bemächtigen.

Da aber die beiden Söhne Welids II. umkamen, so nahm er selbst das Kalifat in Besitz. Bei dieser Entzweiung des herrschenden Geschlechtes, welches von dem Hausgesetz, das es sich selbst gegeben, abwich, konnte es nun nicht anders sein, als daß die Opposition gegen dasselbe, deren wir gedachten, welche die ganze Dynastie für unrechtmäßig erklärte, zu Worte kam, und sogar zu einer gewissen Unabhängigkeit gelangte.

Abdallah Ibn Abbas, der Sohn des oft genannten Oheims Mohammed Abbas, hatte den Ruf, durch Erleuchtungen des Engels Gabriel zum besten Verständnis des Koran gekommen zu sein; er wurde als der große Rabbani verehrt.

Dieser Vorzug der Religiosität und der Abstammung soll dadurch verstärkt worden sein, daß einer der Aliden seine Rechte an Abdallahs Enkel, Mohammed Ibn Ali, abgetreten habe. Die Abbasiden wurden unter dem Namen Imam verehrt. Sie erschienen als die Oberhäupter der Gläubigen mit allen politischen und religiösen Rechten. Der vornehmste ist Ibrahim, ein Urenkel des Abbas, dessen Name die Strenggläubigen zu einer Genossenschaft vereinigte, welche den Omajjaden bei dem Übergange des Kalifates von Suleiman auf Omar II. schon Besorgnisse einflößte. Die strengere Orthodoxie Omars war darauf berechnet, die abbasidischen Ansprüche niederzuhalten, aber seit der von Welid II. veranlaßten Spaltung traten sie mit verdoppelter Stärke hervor. Wenn die Omajjaden, die den gräco-römischen Ideen nahe standen, diesen in Vorderasien Raum verschafften, so hatte der strenge Islam besonders in den altpersischen Gebieten Eingang und Anhänger gefunden. Ihre Emissäre durchzogen Hochasien. Altpersische und moslimische Ideen wirkten zusammen. Entscheidend wurde bei der Erhebung der Abbasiden dann, daß einer der vornehmsten Heerführer der Omajjaden zu ihnen überging. Es war Abu Muslim, der sein Geschlecht von den altpersischen Königen der achämenidischen Dynastie herleitete, beinahe wie ein fabelhafter Heros anzusehen, der sich immer schwarz kleidete und niemals lachte, als wenn es zur Schlacht ging.

Durch seine Tapferkeit war er unter den Omajjaden rasch emporgestiegen; insgeheim aber hatte er immer Freundschaft mit den Abbasiden und mit dem Imam Ibrahim gepflogen. Er hatte den Imam selbst besucht und eine

schwarze Fahne oder deren zwei empfangen, die eine „Schatten", die andere „Wolke" genannt, um anzudeuten, daß das Emporkommen der Abbasiden Land und Volk erfrischen werde. Am 9. Juni 747 leuchteten die Feuerzeichen auf allen Anhöhen von Merw, die Anhänger Ibrahims sammelten sich um seine Fahnen, in Merw hörte man auf, den Namen des Merwan im Kanzelgebet zu nennen.

In anderen Provinzen strebten die beiden religiösen Parteien einander noch unentschieden entgegen. Während von den einen das Kanzelgebet auf den Namen Merwan abgehalten wurde, beteten andere für die Familie Mohammeds und den Emir Abu Muslim. Der Statthalter Merwans in Chorassan, Nasr Ibn Sajjar, unterlag, da er keine Hülfe, weder von Merw, noch von Irak erhielt.

Die Truppen Abu Muslims erfochten einen Sieg vor Kufa, woselbst nun über die Ansprüche der beiden Familien entschieden werden sollte. Schon im Beginn des Aufruhrs war der Imam Ibrahim von Merwan II. getötet worden, aber er hinterließ zwei Brüder, von denen der älteste, Abul Abbas, als sein Rechtsnachfolger betrachtet wurde.

Der befand sich damals bereits in Kufa. Von jeher dem strengen Islam zugethan und unter dem Eindruck des Wechsels der Dinge versammelten sich die Einwohner an einem Freitag in der großen Moschee, alle in schwarz gekleidet. Abul Abbas bestieg die Kanzel. Er sprach viel von den im Jenseits bevorstehenden Strafen und Belohnungen. Dann führte er der kufanischen Gemeinde zu Gemüt, daß sie bisher unterdrückt sei, wie die Familie des Abbas selbst; aber jetzt habe Gott ihrer Sache den Sieg verliehen. Er forderte sie auf, den Eid der Treue zu leisten, es werde der erste legitime sein, der von ihnen geschworen werde. Hierauf begab der Imam sich zu seinem Sitz und empfing den Treueid aller Anwesenden, die ihn als Kalifen anerkannten. Gegen diese Empörung rückte nun der in Waffen geübte Merwan mit aller seiner Macht heran. Er traf bei Mosul mit dem Feinde, der von Abdallah Ibn Ali, dem Oheim des Abul Abbas, angeführt wurde, zusammen; sie schlugen zwei Tage. Es war eine Schlacht, die wenn irgend eine andere zu einem universal-historischen Ausgang führte. Merwan mußte erleben, daß die Truppen, die er heranführte, seinem Befehle nicht gehorchten. Dagegen waren die abbasidischen von dem Enthusiasmus erfüllt, den eine starke religiöse Meinung giebt. Der tapfere Merwan mußte sich zur Flucht entschließen. Als er nach Damaskus kam, setzte er noch eine stellvertretende Regierung ein, aber sehr bald hatten auch hier die schwarzen Scharen der Abbasiden die Oberhand und besetzten die Stadt. Merwan suchte sein Heil in Ägypten. Noch einmal ist es zwischen seinen Anhängern und seinen Verfolgern zur Schlacht gekommen, von welcher ein gleichzeitiger spanischer Chronist berichtet, sie habe zwei Tage gedauert, endlich am dritten sei Merwan getötet worden. Den Arabern zufolge wurde er in einer Kirche getötet. Merwans abgeschnittener Kopf wurde vor Abul Abbas gebracht, der bei seinem Anblick

auf die Knie fiel und Gott dankte; er sah darin ein Gottesurteil. Bisher hatten die Koreischiten die Oberhand gehabt, und unzählige von den Haschimiten und ihren Freunden waren dabei zu Grunde gegangen. Diese kamen nun zur Gewalt und ließen dem Durst nach Blutrache, einem unauslöschlichen Gefühl in der Brust eines Arabers, freien Lauf. Bekannt ist die schreckensvolle Scene, in welcher sich die Leidenschaft der Blutrache der Abbasiden entladen haben soll; indem die Koreischiten, die sich ergeben hatten, die Erinnerung an den gemeinschaftlichen Ursprung wachriefen, seien die Henker hervorgetreten, um sie zu erschlagen; über den noch röchelnden Leichnamen habe Abdallah Ibn Ali, der Oheim des Abul Abbas, ein Gastmahl gehalten, sagt man, das schrecklichste, das je vorgekommen ist. In Mekka und Medina wurden die Omajjaden durch einen andern Oheim des Kalifen enthauptet.

In Damaskus wurden die Gebeine der omajjadischen Kalifen aus den Gräbern gerissen, zu Asche verbrannt und diese in die Winde zerstreut.

Man wird es nicht mißverstehen, wenn ich daran erinnere, daß der Untergang der Omajjaden in dieselbe Zeit fällt, wie die Erhebung Pippins im Frankenreich zur höchsten Würde. In beiden wirkte die geistliche Macht auf die höchste Gewalt ein. Es half den Omajjaden nichts, daß sie Widerstand leisteten; die Repräsentanten des religiösen Prinzips wurden ihrer Meister. Im Frankenreich griff das Priestertum nur insoweit ein, als es die geschehene Veränderung sanktionierte.

Die Merowinger verschwanden, ohne daß dies Ereignis die Aufmerksamkeit sehr beschäftigt hätte. In Arabien empörte sich der geistlich-weltliche Anspruch eines Geschlechtes gegen die bestehende Macht. Der historische Gegensatz der beiden Ereignisse liegt ohne Zweifel darin, daß der Occident durch die Krönung und Salbung König Pippins vereinigt, der Orient dagegen durch die Erhebung der Abbasiden gespalten wurde. Wohl warfen die Abbasiden unter dem Abzeichen der schwarzen Fahne ihre Gegner nieder und nahmen eine Doppelgewalt in die Hand, die sie noch grausamer ausübten als ihre Vorgänger, aber es gelang ihnen doch nicht, das Geschlecht der Omajjaden ganz zu vertilgen. Abderrahman ben Moawija ben Hischam ben Abdalmelik ben Merwan (denn es ist angemessen, hier der Geschlechtsfolge zu gedenken, der er seinen Ursprung verdankte) entging der Verfolgung der Abbasiden unter mancherlei Abenteuern und Gefahren. Die in Spanien noch immer herrschende Entzweiung der Machthaber, die auch das unangenehm empfanden, daß sie gegen die Christen kein Glück hatten, wie denn damals die Goten in Septimanien zu den Franken übertraten und Narbonne verloren ging, begrüßten ihn mit Freuden. In Cordova, wo es bisher nur Statthalter gegeben, trat er mit den Ansprüchen des Kalifats auf (755).

Das abbasidische Kalifat, das einen neuen Sitz der Macht in Bagdad gründete, behauptete sich als dominierende Weltmacht. Der Occident wurde dadurch der Gefahr, die ihn bedrohte, nicht entledigt. Abderrahman fand aber so vielen Widerspruch in Spanien selbst, an dem dortigen Statthalter

Jussuf und sodann an einer afrikanischen Horde, welche die Rechte der Abbasiden auch in Spanien verteidigen wollte, daß es ihm unmöglich war, seine Augen über die Pyrenäen zu richten und Pippin in seinen aquitanischen Eroberungen zu stören. Es war ihm genug, die kleine christliche Macht, die sich in Asturien regte, in Schranken zu halten. Nicht viel anders waren damals auch die unermeßlichen Gebiete, welche den Abbasiden anheimfielen, von Empörungen erfüllt, welche die Befestigung der neuen Dynastie zu verhindern drohten. Wir erwähnen noch die Hauptmomente derselben.

Abdallah, ebenso klug als entschlossen, besiegte zuerst Syrien und wendete sich dann nach Mesopotamien. Auch hier behielt der Kalif die Oberhand, wir hören von Belagerungen von Nisibis und Samosata. Wir finden auch hier in den asiatischen Provinzen sowohl wie in den afrikanischen seine Verwandten im Besitz der Gewalt. Er wurde noch in anderem Sinne Kalif als die früheren. Mit dem Erbrecht wurde eine Art Inkarnation angenommen; die Idee eines göttlichen Königtums, von den Persern gehegt, wurde auf das Kalifat übertragen. In dieser Beziehung ist Abul Abbas einer der Herrscher, welche die alte Idee der Monarchie in sich repräsentieren. Er vereinigte sie mit dem Begriffe des Islam; er heißt der Blutvergießer: as-Saffah. Alles, was sich seiner Gewalt entgegensetzte, wurde als Gottlosigkeit betrachtet und ohne Erbarmen dem Verderben bestimmt. In allen Funktionen der höchsten Autorität bekamen diese Vorstellungen von der göttlichen Gewalt des Kalifen ihren Ausdruck. Durch das Recht der Geburt, welches die größte Rolle in dieser Kombination spielte, wurde, als Abul Abbas im Jahre 754 starb, der Bruder desselben, Abu Dschafar Al-Mansur, zu seinem Nachfolger bestimmt. Aber dieser hatte an den Männern, denen die Erhebung des Geschlechtes zu danken war, natürliche Nebenbuhler.

Dem einen, Abdallah, der den Krieg in Syrien und Mesopotamien geführt hatte, war von Abul Abbas Hoffnung auf die Nachfolge gemacht. Der andere, Abu Muslim, dem die Begründung der Macht der Abbasiden zuzuschreiben ist, nahm eine Haltung an, welche Besorgnisse in Al-Mansur erweckte. Dieser aber war entschlossen und geschickt genug, beide Gegner, ehe sie noch eine entschiedene Stellung genommen hatten, zu bewältigen. Seinen Oheim Abdallah besiegte er durch Abu Muslim. Auf der Stelle aber geriet er mit diesem in Differenzen. Man hat Briefe von Abu Muslim übrig, in denen er die Schwierigkeiten ausdrückt, denen ein großer Befehlshaber zur Seite eines absoluten Fürsten unterliegt. Sie atmen das Bewußtsein zugleich der Unabhängigkeit und der Gefahr. Endlich ließ er sich doch überreden, in das Lager Al-Mansurs zu kommen. Von den Truppen wurde er mit Freude und Bewunderung begrüßt, aber Al-Mansur war durch seine Ansprüche beleidigt und kannte keine Gnade. Er entledigte sich des Abu Muslim wie einst Kaiser Valentinian des Aëtius.

Bei dem Wortwechsel, den er herbeiführte, traten auf das Zeichen, das er gab, vier mit scharfer Waffe versehene Söldner ins Gemach; von ihnen

wurde der tapferste Mann des Orients ermordet, der Mann, der das neue Kalifat gegründet hatte, durch den ersten Nachfolger in demselben.

Al-Mansur aber war glücklicher als Valentinian, es war Friede in seinem Reich und er bedurfte eines solchen Führers nicht mehr.

Doch auch in den religiösen Sekten, welche die Omajjaden zu bekämpfen und Abul Abbas zu erheben wesentlich beigetragen hatten, sah Al-Mansur Nebenbuhler und Gegner. Die Sekte der Rawenditen, welche die höchste Gewalt als Lichtstrahl der Gottheit und den Kalifen selbst als Teil der Gottheit betrachtete, war ihm nicht genehm. Ihre Lehre schloß noch andere Elemente asiatischer Religiosität, nämlich die Lehre von der Metempsychose in sich. In dem Inhaber der höchsten Gewalt erblickten sie die erscheinende Gottheit, auch Al-Mansur wollten sie als Gott verehren. Aber sie nahmen an, daß diese göttliche Macht nach dem Tode des einen auf den andern übergehe, was dann wieder den Aufruhr gegen den Herrscher, der unbeliebt geworden war, hervorrufen mußte. Al-Mansur war weit entfernt davon, Lehren dieser Art anzunehmen; bei dem Versuch der Rawenditen, die ihn bisher anerkannt hatten, sich gegen ihn zu empören, wurde die Sekte auseinander gesprengt.

Aber auch unter den Moslimen, aus denen das neue Kalifat hervorgegangen war, regten sich die alten doktrinären Gegensätze wieder. Die Nachkommen Alis, uneingedenk jener von einem der Ihren ausgesprochenen Verzichtleistung und durch den Schutz, welchen sie unter Abul Abbas und Al-Mansur fanden, nicht befriedigt, erhoben sich, unterstützt von der Sekte der Schiiten, deren Glaubenssystem sich eben an die Erbansprüche Alis anschloß. Schon Abdallah, der von Ali in direkter Linie abstammte (dieser war sein Urgroßvater), machte sich dem Kalifen verdächtig, da er ihn nicht anerkennen wollte. Doch sah er in dessen Söhnen, welche das Land durchstreiften und in Irak und Chorasan Anhänger warben, noch gefährlichere Widersacher. Abdallah wurde, da er nicht angeben wollte, wo diese sich aufhielten, ins Gefängnis geworfen, wo er verschied. Aber die grausame Behandlung, die alle seine Anhänger erfuhren, bewirkte, daß sein Sohn Mohammed, als er mit ein paar hundert Mann vor Medina erschien, dort Aufnahme und Anerkennung fand.

Die langatmigen Briefe, die zwischen Al-Mansur und Mohammed gewechselt wurden, gemahnen an die Reden der homerischen Helden vor dem Kampf. Sie sind noch dadurch merkwürdig, daß Mohammed dem Kalifen nicht allein den Gehorsam versagte, sondern vielmehr von diesem Gehorsam und Unterwerfung forderte.

Zu gleicher Zeit erhob sich Mohammeds Bruder Ibrahim in Basra. Allein dem Abbasiden, der das ganze Reich beherrschte, waren sie viel zu schwach. Medina, das seine Lebensmittel aus Ägypten bezog, konnte nicht gemeint sein, sich zu verteidigen, sobald ihm diese Zufuhr abgeschnitten wurde. Als sich die Medinaten dem Hungertode preisgegeben sahen, verloren sie ihren Glaubensmut.

Die Stadt wurde eingenommen, Mohammed erlag seinen Wunden. Die Truppen, die hier den Sieg erfochten hatten, wandten sich dann gegen Ibrahim, der eben von Basra her nach Kufa zog, wo die Aliden immer viele Anhänger gezählt hatten. Wenn die Kufaner zu den Abbasiden übergetreten waren, so war das nur deshalb geschehen, weil das Erbrecht ihnen höher stand, als die Usurpation der Omajjaden. Ein Vorzug der Abbasiden über die Aliden war damit nicht ausgesprochen. Der Kalif trug in Person viel dazu bei, Kufa in Unterwerfung zu halten, und unfern Kufa erlag auch Ibrahim seinen Waffen; er wurde durch einen Pfeilschuß getötet. Al-Mansur, der seit der Zeit der Empörung Ibrahims sein Kleid nicht gewechselt hatte, erlebte die Genugthuung, den Kopf des letzten Aliden vor sich gebracht zu sehen, wie sein Bruder den Kopf des letzten Omajjaden. Wenn sich von jeher die östlichen und westlichen Provinzen der Reiche des Islam unterschieden, so ist leicht zu begreifen, daß das abbasidische Kalifat seinen Sitz in den östlichen aufschlug, wo seine Macht begründet worden war. In Haschimijah bei Kufa aber, wo Abul Abbas zuerst Wohnung genommen hatte, konnte wegen der Unruhen, die dort an der Tagesordnung waren, auch nicht lange seines Bleibens sein. Dort wären die Anhänger der Omajjaden, hier die Gläubigen des Ali dem Emir al Mumenin immer gefährlich gewesen. Er wählte sich einen Platz am Tigris, von wo er Kufa und Basra zugleich beherrschen konnte. Bagdad war zunächst ein festes Lager, auf beiden Seiten des Flusses, das durch Schiffbrücken in Verbindung gehalten wurde. Es ist unfern der alten Metropole Seleucia, welche eine Zeit lang die östliche Welt beherrscht hatte, gelegen. Die Bausteine von Madain, das noch immer bestand, wurden zum Teil dazu verwandt. Doch wollte Al-Mansur soviel Geld und Zeit, als das Niederreißen der dortigen Paläste und das Herbeischaffen der Baumaterialien nach der neuen Gründung erforderte, nicht aufwenden. Der Bau wurde aus schwerem Backstein bewerkstelligt, eine doppelte Mauer mit Türmen sollte ihre Sicherheit verbürgen. Hier wollte er seinen Sitz nehmen und die treuesten seiner Truppen um sich haben.

Aber nicht zu momentanen Zwecken der Fürsten allein werden große Hauptstädte gegründet. Sie dienen zugleich zu Metropolen der um das Centrum her sich drängenden Völkerschaften und gedeihen zu einem unabhängigen Dasein. Bagdad erfüllte sich fast gegen den Willen Al-Mansurs mit handeltreibenden und anderen Einwohnern verschiedener Nationalitäten. Es wurde die vornehmste Stätte der Vereinigung der persischen und arabischen Kultur. Hier hat Ibn Ishak, auf Anregung Abu Dschafar Al-Mansurs eine Biographie Mohammeds geschrieben. Hier hat Abdallah Ibn Almokaffa, der damals erst übertrat, die Fabeln des Bidpai aus dem Pehlewi übersetzt und das alte Königsbuch zu stande gebracht, welches dem Schah-Nameh des Firdusi zu Grunde liegt. Die arabische Poesie trat zurück, die magischen Ideen drangen wieder vor. Man dürfte sagen, das Sassanidenreich setzte sich jetzt in dem Islam fort. Aber auch die Ideen kamen wieder empor, die sich dem Islam

entgegensetzten. Die Rawenditen, deren erster Aufruhr unterdrückt worden war, bekamen in Ata Al-Mukanna, dem Verschleierten, einen machtvollen Repräsentanten, welcher die Heere des folgenden Kalifen Mahdi dreimal zurückschlug. Endlich, als sich Mukanna nicht mehr wehren konnte, hat er seinen Palast in Brand gesteckt, in dem er umgekommen ist, nicht ohne vorher Gift genommen zu haben. Indem erhob sich die extrem-naturalistische Opposition der Mazdakiten wieder. Sie rüttelten nochmals an den Grundpfeilern der menschlichen Gesellschaft: Eigentum und Ehe. Eine neue Sekte bildete sich, die der Zendiks, welche ihre Anhänger in den obersten Schichten des abbasidischen Staates fanden. Sie wurden alle von dem gleichen Ruin betroffen, der sich unter dem Enkel Al-Mansurs vollzog. Mit dem Emporkommen des abbasidischen Kalifates verband sich eine Bewegung des menschlichen Geistes, die auch in Indien Wurzel schlug und die benachbarten turkomanischen Stämme erreichte. Wir wollen sie an dieser Stelle nicht weiter begleiten; sie bilden eine Welt für sich, die sich um das Kalifat her konsolidierte.

Den Kampf mit Konstantinopel haben Al-Mansur und seine nächsten Nachfolger keineswegs aufgegeben. Wie die Gräco-Römer in den Zeiten der inneren Umwälzungen in Syrien wieder Fortschritte gemacht hatten, so wurden sie durch die Erhebung des neuen Kalifates wiederholt von Gefahren heimgesucht. Dadurch wurde ihre Weltstellung zu ihren Nachbarn wieder modifiziert.

Dreizehntes Kapitel.

Das römisch-byzantinische Kaisertum im 8. Jahrhundert.

Es leuchtet ein, daß diese große Veränderung der islamitischen Gewalten eine durchgreifende Einwirkung auf die Stellung der christlichen Völker, die mit ihnen im Kampfe waren, ausüben mußte. Die Entscheidung der Weltgeschicke hing davon ab, ob diese auch fortan dem Islam nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen vermöchten. Es ist Zeit, daß wir unsere Blicke wieder auf Konstantinopel zurückwenden.

Noch behauptete sich das altrömische Kaisertum, dessen Sitz einst von Konstantin nach Byzanz verlegt worden war, trotz der Verluste, die es im Orient durch offenen Krieg, im Occident durch allmählichen Abfall erlitten hatte, in einer allgemein anerkannten Geltung. Die Reihenfolge der Imperatoren wurde selbst in den von den Arabern eroberten, wie vielmehr in den von den Germanen occupierten Provinzen in den Annalen fortgeführt.

Bei dem ersten Blick erkennt man wohl, daß dies das altrömische Kaiser

tum nicht mehr war, wie es sich seit der theodosianischen Zeit behauptet und durch Justinian nach beiden Seiten hin eine dominierende Weltstellung erlangt hatte. Man könnte die Frage aufwerfen, wo und wie das alte Kaisertum in das byzantinische sich umzusetzen begonnen hat. Seit Mauricius hat es eigentlich niemals einen Kaiser mehr im alten Sinne des Wortes gegeben. Die Verluste, die Heraklius in seinen späteren Jahren erfuhr, die Beschränkungen des Territoriums im Orient, die vergeblichen Versuche Constans' II., im Occident wieder eine wirkliche Macht zu erlangen, gaben dem Imperium eine veränderte Weltstellung. Byzanz wurde der Mittelpunkt eines beschränkten Reiches, das sich mit dem alten nicht mehr vergleichen ließ. Wir haben der militärischen Einrichtungen des Constantinus Pogonatus gedacht, welche eine nationale Umwandlung des Kriegswesens in sich schlossen. Der römische Name trat zurück, der griechische kam empor. Unter Leo dem Isaurier war nun dies beschränkte Reich auf das tapferste und mit Glück verteidigt worden, und man hätte bei dem inneren Kampf der moslimischen Gewalten wohl einen neuen Aufschwung desselben erwarten dürfen. Aber Leo hatte durch die Verwerfung des Bilderdienstes, mit der er sich gleichsam identifizierte, eine innere Entzweiung hervorgerufen, von deren Entscheidung nach der einen oder der anderen Seite hin die Macht des Kaisertums selbst abhing. Bei dem Tode Leos des Isauriers schien der Moment gekommen zu sein, der höchsten Gewalt wieder einen anderen Charakter zu geben. Der beste Verbündete Leos, der das meiste dazu beigetragen hatte, ihm in den Verwirrungen, die bei und seit dem Abgang Justinians II. ausgebrochen waren, den Sieg und den Thron zu verschaffen, Artabasdus, streckte die Hand nach der Krone aus; er nahm sich der Bilder wieder an und hatte die Gleichgesinnten für sich. Aber der Sohn Leos, Konstantin, genannt Kopronymus, der an den Grundsätzen seines Vaters festhielt, wollte sich die Krone nicht entreißen lassen und behauptete beides mit einander, sein Erbrecht und die kirchlichen Grundsätze. Zwischen ihm und Artabasdus kam es zu einem förmlichen Bürgerkrieg. Ein Moment trat ein, in welchem die europäischen Provinzen Artabasdus anerkannten und auch die asiatischen zu ihm hinübergezogen wurden.

Nochmals wie in den ältesten Zeiten ist bei Sardes über die Herrschaft in Vorderasien gekämpft worden. Artabasdus, der die Ebene inne hatte, wurde, ehe noch sein Sohn Nicetas, mit dessen armenischem Heere er sich zu vereinigen dachte, ihm zu Hülfe kommen konnte, von Konstantin, der aus den Bergen hervorbrach, niedergeworfen und hatte von Glück zu sagen, daß er sich nach der Hauptstadt zurückziehen konnte. Dasselbe geschah dem armenischen Heere, als es endlich heranrückte. Auf Konstantinopel beschränkt, hoffte Artabasdus noch, daß sein Sohn Nicetas, der wieder nach Armenien gegangen war und dort ein neues Heer gebildet hatte, ihn entsetzen würde. Auch erschien Nicetas aufs neue im Felde, wurde aber bei Nikomedien nochmals geschlagen. Konstantin war ein umsichtiger und glücklicher Feldhauptmann, dessen Strategie eben darin bestand, Feinde, welche vereinigt unüber-

windlich gewesen wären, auseinanderzuhalten, einzeln anzugreifen und zu Grunde zu richten. Die byzantinischen Geschichtschreiber, die über viele Umstände nicht genau zusammenstimmen, kommen doch darin überein, daß sie dem kirchlichen Momente die größte Wirksamkeit zuschreiben. Die Bilderverehrer haben die Initiative ergriffen. Auf die Nachricht, Constantinus, der den allgemeinen Haß auf sich gezogen, sei getötet worden, versammelte sich die städtische Menge in der großen Kirche und rief Artabasdus zum Kaiser aus, der dann nicht versäumte, den Bilderdienst wiederherzustellen, und den älteren seiner Söhne, Nicephorus, zum Kaiser krönte. Die allgemeine Krisis wird dadurch bezeichnet, daß sowohl der eine als der andere der beiden Imperatoren die Araber, d. h. die Omajjaden, zu Hülfe gerufen haben soll. Constantinus Kopronymus hat einer solchen doch nicht bedurft. Der in dynastischen und religiösen Zwiespalt begriffenen Hauptstadt wurde er dadurch mächtig, daß er das Meer beherrschte und durch einen unerwartet glücklich geleiteten Angriff in die Befestigungen einzudringen wußte. Seine Truppen, die meistens Fremde waren, lagerte er in den Behausungen der Nobilität ein, unzählige wurden umgebracht. Artabasdus und dessen Söhne wurden geblendet; denn Schonung der Verwandten des Hauses kannten diese Fürsten nicht. Eine sonderbare Erscheinung ist der Patriarch Anastasius, der zwischen Erneuerung und Abschaffung des Bilderdienstes schwankte; er hatte sich auf die Seite des Artabasdus gestellt, wurde aber auch von Konstantin anerkannt. Man möchte in ihm das Widerspiel der römischen Päpste sehen. Von einer Überzeugtheit, wie die beiden Gregore an den Tag legten, war er weit entfernt. Nach seinem Tode aber hielt auch Konstantin Kopronymus für notwendig, sich die hierarchische Unterstützung zu verschaffen, welche schon Germanus seinem Vater als erforderlich bezeichnet hatte. Er berief im Jahre 754 ein allgemeines Konzil. In der That fanden sich gegen vierthalbhundert Bischöfe ein, unter denen aber die Patriarchen nicht vertreten waren. Die Beratungen wurden aber nicht in der Hauptstadt, sondern auf der nahen Insel Hierium gehalten. Die ikonoklastische Richtung behielt in denselben die Oberhand; die Versammelten kamen überein, den Bilderdienst für Abgötterei, für das Werk des Satan zu erklären. Sie haben sich hiebei zugleich den Gedanken Leos des Isauriers angeeignet, daß, wie in früheren Zeiten die Apostel, so jetzt die Kaiser zur Bekämpfung des Götzendienstes bestimmt seien. Mit vielem Nachdruck spricht eine ihrer Satzungen das aus: wie ehemals seine einsichtsvollen Jünger und Apostel, so habe Christus jetzt seinen Diener, den Kaiser, Mitkämpfer der Apostel, mit der Kraft des heiligen Geistes ausgerüstet, um die Verschanzungen der Dämonen zu zerstören, durch welche die Erkenntnis Gottes verhindert wurde. Soweit ist ein Konzil, das sich für ein ökumenisches erklärte, gegangen. Es streift doch in der That nahe an die Einheit beider Gewalten, welche dem Islam zu Grunde liegt, nur mit dem Unterschied, daß im Islam die geistliche Autorität die vornehmste ist, hier aber die weltliche. Der Kaiser hat den Beruf, die vom

Satan errichteten Kastelle der Abgötterei zu vertilgen. Und sehr gewaltsam hielt nun das Kaisertum die zuerteilte Prärogative fest. Der vornehmste und zudringlichste der Opponenten, der Mönch Andreas, wurde einst zum Gespräch mit dem Kaiser zugelassen, aber dann hingerichtet. Man ermißt, welche Aussicht für die höchste Gewalt es eröffnete, wenn ihr infolge ihres Einflusses auf den ökumenischen Konzilien eine Autorität in geistlichen Angelegenheiten zugesprochen wurde, wie diese war. Nach meinem Dafürhalten ist es die höchste Stufe des anatolischen Kaisertums überhaupt. Und wenn es je einen Kaiser gab, der seine Meinungen zu verteidigen wußte, so war es Konstantin Kopronymus. Er hatte sich ein Heer aus verschiedenen Bestandteilen gebildet und eingeübt, dessen er vollkommen mächtig war und das jedem seiner Winke gehorchte. Er hielt die Ordnung im Innern und die Autorität nach außen aufrecht.

Die angedeutete Annäherung an den Islam dürfte man nicht dahin auslegen, als habe Konstantin den Kampf gegen die Mohammedaner vernachlässigt. Er stritt vielmehr auf das tapferste gegen dieselben, wobei ihm jene Spaltung zwischen Omajjaden und Abbasiden wesentlich zu statten kam. Die Abbasiden erlitten eine Niederlage in Armenien. Unter Konstantin Kopronymus wurde Malatia in Klein-Armenien eingenommen, und der Armenier Kuschan vertrieb mit Hülfe der Byzantiner die Araber aus Erzerum. Wie sehr alle Weltverhältnisse zusammengriffen, sieht man aus den Ereignissen des Jahres 756. Was war es, was Konstantin Kopronymus, der sonst regsam und tapfer war, davon abhielt, sich der Besetzung des Exarchats durch die Franken mit den Waffen entgegen zu setzen? Der Grund liegt darin, daß eben im Jahre 756 ein Heer des mächtigen Abbasiden, Al-Mansur, in Cappadocien vordrang, dem die Griechen mit einem nicht minder zahlreichen die Spitze zu bieten genötigt waren. Al-Mansur begnügte sich, die letzten gegen die Griechen erlittenen Verluste wieder wett zu machen und Grenzbefestigungen anzulegen, um die alten Provinzen zu sichern. Auf eine Eroberung Konstantinopels, das ohnehin unter Konstantin wieder ansehnliche Streitkräfte besaß, hatte er es nicht abgesehen, aber die feindseligen Berührungen, in die er mit dem griechischen Reiche geriet, bewirkten doch, daß er schon mit König Pippin in ein freundschaftliches Verhältnis trat. Und da nun die Omajjaden sich in Gegensatz mit den Abbasiden in Spanien behaupteten, bewirkte dies, daß das fränkische Reich, von Cordova her bedroht, eine Verbindung mit Bagdad suchte und fand. So kam die Entzweiung der Mohammedaner und die Entstehung zwei einander entgegengesetzter Kalifate wesentlich Pippin zu gute. Er kam dadurch in den Stand, den spanischen Saracenen Widerstand zu leisten, und dabei zugleich eine Verbindung aufrecht zu erhalten, durch die er doch wieder gegen eine Reaktion von Konstantinopel gesichert wurde.

Sehr tapfer und glücklich schlug sich Konstantin gegen die Bulgaren und Sklavinen, er besiegte sie in einer Schlacht an der Donau bei Marcellae

und erfocht einen entscheidenden Sieg über die Bulgaren unter Teletzes bei Anchialus. 774 brachte er es zu einem Frieden, in welchem die gegenseitigen Einfälle der Bulgaren und Gräco-Römer in ihre Gebiete untersagt wurden. Die Hauptsache war, daß die Festungen, welche der Kaiser auf bulgarischem Gebiet errichtet hatte, — wodurch die Bulgaren zum Krieg bewogen worden waren —, bestehen blieben und mit Truppen aus den verschiedenen Thematen des Reiches verstärkt wurden. Dadurch wurde eine feste Grenze gegründet, aber die Feindseligkeiten der Bulgaren waren freilich nicht unterdrückt. Der Kaiser wollte eine neue Regung derselben bekämpfen, als er an einer Krankheit im Jahre 775 starb. Neue Einfälle erfolgten erst wieder sechzehn Jahre nach seinem Tode.

Konstantin Kopronymus ist eine Gestalt in der byzantinischen Geschichte, nicht minder bedeutend als selbst sein Vater Leo der Isaurier. Er hat im Gegensatz gegen den armenischen Freund Leos die Erbfolge seines Hauses festgehalten. In Bezug auf die Kirchenstreitigkeit behielt er die Oberhand. Die Bilderverehrer behaupteten, er habe darin den Vorgang seines Vaters weit hinter sich gelassen. Sie bezeichnen ihn mit dem Titel Ikonomachus, d. h. Bilderbekämpfer. Er behauptete Armenien, Kleinasien, Sicilien den Arabern gegenüber und hielt die Bulgaren durch befestigte Grenzeinrichtungen im Zaum. Er darf als einer der vornehmsten Begründer des beschränkten byzantinischen Reiches betrachtet werden. Allein fest und gesichert war seine Stellung doch nicht. Mit dem Occident befand er sich in einem nicht auszugleichenden Gegensatze, und, wenn es zur Aufrechterhaltung seiner bilderfeindlichen Tendenz Beschlüsse so außerordentlicher Art bedurfte, wie sein Concilium sie gefaßt hatte, so beweist das, wie wenig er seiner kirchlichen Gewalt sicher war. Daß er eine sehr zahlreiche Opposition gegen sich hatte, welche an dem alten Herkommen festhielt und von dem Apostolat des Kaisers nichts wissen wollte, ist unleugbar. Seine Stellung war zugleich soldatisch und dogmatisch. Sie beruhte auf der kirchlichen Partei, die sich ihm angeschlossen, und der bewaffneten Macht, die er ausgebildet hatte. Zu einer freien und großen Entwickelung konnte sie nicht führen.

Konstantin Kopronymus hatte das Volk schwören lassen, daß es seinen Söhnen niemals Unrecht thun werde. Gerade daraus aber erwuchsen nach seinem Tode neue Irrungen. Der ältere Sohn, Leo, der den Beinamen der Chazar führte, weil er von einer chazarischen Mutter stammte, geriet in Widerstreit mit den Brüdern, die aus der zweiten Ehe des Vaters entsprungen waren. Er überwand sie, behandelte sie aber mit Nachsicht. Er war tapfer und milde zugleich.

Nach seinem Tode erneuerte sich der gewohnte Thronstreit. Leo hatte seinen Sohn Konstantin, damals noch ein Kind, zum Nachfolger ernannt, der aber an seinen Oheimen ebenso viel Widerstand fand, als sein Vater an den Brüdern. Wie nun aber, wenn aus diesen Thronstreitigkeiten die Herrschaft einer Persönlichkeit hervorging, welche die Politik der Isaurier ver-

urteilte und verließ? Eine solche war die Gemahlin Leos, Irene. Man nennt sie die Athenerin, doch ist es nicht zweifellos, ob sie aus Athen gebürtig war oder nur daselbst gelebt hat. Sie hatte Geist und Bildung; daß sie aber darum nicht allen Hinneigungen zum Bilderdienst entsagt hatte, möchte sich selbst daraus schließen lassen, daß Konstantin Kopronymus, wie man berichtet, bei ihrer Verheiratung mit seinem Sohne, sie durch teure Eidschwüre an die ikonoklastischen Gesinnungen, denen er selbst huldigte, zu fesseln suchte. Aber bald nach seinem Tode gab sie doch unzweifelhafte Zeichen ihrer Vorliebe für die Bilder. Wir erfahren, daß eine Anzahl höherer Beamter der bilderfreundlichen Gesinnung überhaupt beipflichtete. Mit diesen trat Irene in eine Verbindung, welche zum Zwiespalt mit ihrem Gemahl führte, aber ihr den Weg zur Herrschaft bahnte. Wenn sie den Thron einzunehmen gedachte, hatte sie kein anderes Mittel. Ich denke eher, daß sie die Hinneigung zum Bilderdienst bei ihrer Vermählung verleugnet, als daß sie nach der Hand dieselbe erheuchelt habe. Wer will aber überhaupt für die Festigkeit der Gesinnungen einer jungen, geistvollen und ehrgeizigen Frau einstehen? An ihrer Haltung hatte nach beiden Seiten hin der Ehrgeiz den vornehmsten Anteil. Sie konnte nicht die Schwiegertochter des Kopronymus werden, ohne der Freundschaft für die Bilder zu entsagen, ebensowenig aber Vormünderin ihres Sohnes, ohne sich der mächtigen Opposition anzuschließen, welche für die Bilder war und, so viel man sieht, damals die Mehrheit des Volkes begriff. Als sie nun es dahin brachte, als Vormünderin ihres Sohnes Konstantin anerkannt zu werden und zur höchsten Gewalt zu gelangen, zweifelte kein Mensch auch nur einen Augenblick, daß sie von dem bisherigen System abweichen würde.

In den biographischen Aufzeichnungen der monastischen Religiosen erscheint Irene als ein höheres Wesen von göttlichen Inspirationen. Ihr Auftreten allein machte den gewaltsamen Verfolgungen, welche die Orthodoxen erlitten, ein Ende. Man sieht sie gleichsam wieder aufatmen. Indem aber Irene es wagte, in diese inneren Streitigkeiten in einer der bisherigen Politik entgegengesetzten Weise einzugreifen, wurde sie zugleich in eine doppelte Schwierigkeit der äußeren Lage verwickelt. An sich war es zweifelhaft, ob eine Frau die bewaffnete Macht in gleicher Unterwürfigkeit wie ein Kopronymus halten und die Grenzen wie dieser würde verteidigen können. Es war das um so schwerer, da die eben wieder vereinigte abbasidische Macht den Krieg mit Konstantinopel energisch aufnahm.

Unter dem Sohne Al-Mansurs, Mahdi, fielen die Araber im Jahre 776 von Syrien her in Kleinasien ein, wobei sie eine große Anzahl Moslimen, welche in der Gefangenschaft der Griechen waren, befreiten. In den Jahren 778 und 779 beantworteten die Griechen die Raubzüge unter Michael Lachanodrakon, der auch im folgenden Jahre die Grenze bewachte. Aber ein von Mahdis Sohn, Harun (al Raschid) angeführtes Heer errang im Jahre 781 die größten Vorteile. Harun war bis Chrysopolis vorgedrungen; die Kaiserin

Irene schloß einen Frieden, bei dem sie sich zur Zahlung eines ansehnlichen Tributes verstehen mußte. Die nächste Ursache davon lag in den inneren Zwistigkeiten der Griechen. Ein Teil ihres Kriegsheeres wurde in Sicilien gegen die Empörer verwandt, ein anderer ging geradezu zu den Feinden über.

In dieser nach außen hin hoffnungslosen Lage und zugleich im Gedränge der einander widerstrebenden Parteien wandte Irene ihre Blicke nach dem Abendlande, mit dem sie eine Verbindung suchte. Sie hat damals den weitaussehenden Gedanken gefaßt, ihren Sohn und Mündel mit der Tochter des Frankenkönigs Karl, Rotrudis, zu vermählen. Allein für jede Verbindung dieser Art war eine kirchliche Annäherung die erste Bedingung. Die beiden Gedanken Irenes, mit dem Abendlande zu einer Pacifikation zu gelangen und den Bilderdienst in Konstantinopel wiederherzustellen, stehen in genauestem Zusammenhang. Die äußere Politik hatte einen mitbestimmenden Anteil daran, wenn Irene in den kirchlichen Beziehungen nach und nach zu den entscheidenden Beschlüssen schritt, für deren Grundlegung sie mit entschlossener Thätigkeit zu Werke ging.

Unmöglich konnte die Autorität der unter Kopronymus gehaltenen Kirchenversammlung bestehen bleiben. Um den Beschlüssen derselben ihre Gültigkeit zu entziehen, gab es kein anderes Mittel, als eine Synode entgegengesetzter Richtung zu stande zu bringen, durch welche die Beschlüsse der ersten vernichtet werden konnten; ein Unternehmen, zu dessen Durchführung aber noch eine Vorbereitung militärisch-administrativer Art unumgänglich war. Die Autorität der letzten Versammlung wurde durch die kaiserlichen Truppen, die doch großenteils Fremde waren, aufrecht erhalten. Bei dem ersten Versuch Irenes, eine Synode im entgegengesetzten Sinne zu versammeln, erhoben die Truppen tumultuarischen Widerspruch, so daß die Versammlung gar nicht zu stande kommen konnte. Irene mußte die bewaffnete Macht erst umgestalten, ehe sie zu dem großen Unternehmen schreiten konnte, das ihr am Herzen lag. Sie lehnte sich dabei an das in Thracien versammelte Kriegsheer, das unter Anführung eines ihrer Günstlinge, eines Verschnittenen, des Logotheten Stauracius, stand. Hierauf konnte sie die Freunde der Bilder und ihre Anhänger zu einer Kirchenversammlung berufen, die sie ebenfalls als ökumenische bezeichnete, als die siebente, ähnlich der sechsten, welche einst die monotheletischen Satzungen verworfen hatte. Sie tagte in Nicäa im September und Oktober 787. Abermals nahmen gegen viertehalbhundert Bischöfe und geistliche Würdenträger Teil an derselben.

Man geht wohl mit dieser Versammlung zu scharf ins Gericht, wenn man ihre Beschlüsse vom theologischen Standpunkt aus kritisiert. Sie läßt sich doch nur als eine Versammlung der Opposition gegen die frühere, in welcher die Bilderverehrung verworfen war, betrachten. Das vornehmste doktrinäre Motiv wurde von den Aussprüchen der Kirchenväter zu Gunsten der Bilder hergenommen; man berief sich auf das Beispiel der früheren kirchlichen Jahrhunderte. Aussprüche Gregors von Nyssa und des Johannes

Chrysostomus, die diesen Geist atmeten, wurden in der Versammlung mit freudigem Zuruf bewillkommnet. Theologisch meinte man die vornehmste Kirchenlehre, daß das Wort Mensch geworden sei, durch den Anblick der Bilder zu bestätigen.

Die Mehrzahl der Anwesenden gehörte den bisher unterdrückten Bilderfreunden an; sie setzte sich der Partei, die bisher am Ruder gewesen war, entgegen. Eine Anzahl von solchen, die der früheren Synode angehangen hatten, wurden als reuige Sünder aufgenommen; denn den Bestand der Kirche wollte man mit ihrer Verdammung nicht schmälern. Zum Schlusse hielt man an dem Unterschied der Verehrung und der Anbetung fest, doch dehnte man die erstere so weit als möglich aus und machte sie zur Pflicht.

Die Legaten des römischen Papstes waren zugegen und stimmten bei.

Die Synode ist insofern unvergeßlich, als sie die Äußerlichkeiten der Verehrung, Räuchern und Lichteranzünden, bekräftigte, auf den Wegen sowohl als in Privathäusern. Der alte Dienst, der früher in der Kirche gebräuchlich war, wurde durch diese Wiederaufnahme nicht allein erneuert, sondern auch nach der bilderfreundlichen Seite hin erweitert.

Daß es nun soweit kam, war, wie angedeutet, vornehmlich auch das Verdienst des Logotheten Stauracius; es würde nicht möglich gewesen sein, wenn die alte ikonoklastische Soldateska, welche Kopronymus gebildet und eingeübt hatte, in Bestand geblieben wäre.

Unter der thätigsten Mitwirkung des Stauracius hatte sich die Kaiserin noch vor dem Konzil derselben entledigt. Sie hatte sich auf die asiatische Küste zurückgezogen und zugleich jene Prätorianer in Konstantinopel eingelassen. Sie forderte dann angeblich zu einem bevorstehenden Kriege die Waffen derselben. Man schrieb es einer von Gott geschickten Verblendung zu, daß sie sich fügten. Sobald aber die Kaiserin ihre Waffen in den Händen hatte, entledigte sie sich auch ihrer Personen und schickte einen jeden nach seiner Heimat zurück.

Dadurch kam nun Stauracius an die Spitze der Truppen und Regierung. Kaum aber war es so weit gekommen, so entsprang daraus eine widerwärtige Einwirkung anderer Art, ein Streit Irenes, die der Herrschaft gewohnt worden war und ihrer sicher zu sein glaubte, mit ihrem eigenen Sohne Konstantin.

Als Konstantin zwanzig Jahre alt wurde, konnte er seinen Schmerz darüber nicht verbergen, daß er selbst mißachtet und die kaiserliche Gewalt in den Händen des Stauracius war, zu dem alles Volk ströme. Zu der Unselbständigkeit, zu der er verdammt war, gehört es, daß von jener Vermählung mit der Tochter des fränkischen Königs, durch welche er persönliches Ansehen erhalten hätte, nicht mehr die Rede war; sehr zu seinem Verdruß war er mit Maria, einer armenischen Fürstentochter, vermählt. Er faßte die Absicht, sich aller dieser Bande zu entschlagen und seine Mutter nach Sicilien zu verweisen. Er selbst wollte Kaiser sein. Allein dem mächtigen und klugen Eunuchen war er

bei weitem nicht gewachsen; seine Absichten wurden entdeckt und seine Vertrauten nach schweren Züchtigungen nun ihrerseits nach Sicilien verbannt. In diesem Momente hat Irene den Gedanken gefaßt, sich für immer in den Besitz der höchsten Gewalt zu setzen. Sie forderte von den Truppen, deren Organisation ja zum großen Teil ihr Werk war, den Schwur, bei ihren Lebzeiten niemals Konstantin als Kaiser anzuerkennen. Und soviel vermochte ihr Wort, daß dieser Eid von dem größten Teil der Truppen geleistet wurde. Es schien ihr in der That zu gelingen, was der klugen Sophia und der beharrlichen Martina nicht geglückt war, die imperatorische Gewalt ausschließend in ihre Hand zu bringen. Aber wie sich nicht anders erwarten ließ, sie fand auch Widerstand. Die Truppen des Thema Armeniakum verweigerten bei der Ankunft des kaiserlichen Bevollmächtigten Alexius, der selbst bewogen wurde, an ihre Spitze zu treten, diesen Eid zu leisten; sie verlangten bei der alten Formel zu bleiben, in welcher sie dem Konstantin und der Irene, nicht der Irene und dem Konstantin Treue versprachen. Ein Unglück für das römische Reich in diesem Momente, daß die Truppen, welche die Grenzen gegen die Araber verteidigen sollten, in die Streitigkeiten über die höchste Gewalt hineingezogen wurden. Das Entscheidende war, daß auch die anderen Truppenteile dem erwähnten Beschlusse der Armenier beitraten. In einer allgemeinen Versammlung der verschiedenen Heeresabteilungen wurde Konstantin als Imperator anerkannt. Er wurde nicht allein aus seinem Gewahrsam befreit, er trat als Herr und Gebieter auf. Seine Mutter verwies er in den von ihr gebauten prächtigen Palast, wo sie fortan ruhig leben sollte. Die bestehende Regierung aber warf er ohne Rücksicht auf sie auseinander. Die beiden mächtigsten Männer der Zeit, Stauracius und Aëtius, beide Eunuchen, wurden nach Armenien verbannt; und im Vertrauen auf die Ergebenheit der Truppen unternahm nun Konstantin, seiner Amtspflicht als Kaiser zu genügen. Dabei aber hatte er kein Glück. Er mußte vor den Bulgaren zurückweichen und von dem Sommerfeldzug gegen die Araber im Jahre 791, der ihn nach Tarsus führte, kehrte er doch mit leeren Händen zurück, so daß er als geschlagen angesehen wurde. Man kann sich diese Verluste wohl daher erklären, daß die Parteiungen in die Armee eingedrungen und der gewohnte Einfluß des Stauracius nicht dadurch vernichtet war, daß er in der Verbannung lebte. Als Konstantin nach der Hauptstadt zurückkam, fühlte er sich nicht stark genug, die gegen die Regierung seiner Mutter eingenommene Stellung zu behaupten. Er wurde bewogen, Irene wieder als Kaiserin anzuerkennen. Die Beglückwünschung des Volkes erfolgte jedoch in derselben Formel, in der sie einst die Armenier hatten leisten wollen: Konstantin und Irene, nicht Irene und Konstantin.

Irene hatte keine andere Leidenschaft als die des Ehrgeizes, der Herrschsucht, und dieser geschah dadurch Genüge, daß sie als Mitkaiserin aufs neue genannt wurde, gleich als bestehe ihr vormundschaftliches Verhältnis nach wie vor. Auch diese Übereinkunft aber konnte nicht ohne Gewaltsamkeit behauptet

werden. Jenen Alexius, der mit den Armeniern in Einverständnis getreten war, berief Konstantin zu sich, und da ihn die Armenier wieder zurückforderten und die Meinung verlautete, sie hätten im Sinne, denselben zum Kaiser zu erheben, ließ ihn Konstantin gefangen setzen. Noch eine dringendere Gefahr aber drohte ihm in der Hauptstadt selbst. Er hatte im Sommer 792 gegen die Bulgaren noch unglücklicher gefochten als früher. Man gab ihm Schuld, daß er sehr unvorbereitet einen Angriff gegen die feste Stellung der Feinde unternommen habe. Als er flüchtend nach Konstantinopel zurückkehrte, so gaben die Truppen, die den Kaiser für untüchtig hielten, die Absicht kund, einen der Söhne des Kopronymus, Nicephorus, auf den Thron zu erheben. Konstantin entledigte sich des Nicephorus, der doch sein Oheim war, auf das grausamste; er ließ ihn seines Augenlichts berauben, seine vertrauten Freunde an der Zunge verstümmeln, auch Alexius wurde hiebei umgebracht. In alledem hatte er die Mutter auf seiner Seite, zu der ihre Vertrauten wieder zurückgekommen waren. Eben durch deren Rat soll Konstantin zu seinen Grausamkeiten verleitet worden sein. Noch verharrten die Armenier in ihrer Empörung. Mit den Anhängern und Bevollmächtigten Konstantins, die in ihre Gewalt kamen, verfuhren sie auf dieselbe Weise, wie dieser gegen ihre Freunde. Mit Blendung und Verstümmelungen der Anführer kämpfte man um das Kaisertum. Endlich brachte Konstantin ein großes Heer aus dem gesamten Reiche zusammen, mit welchem er die Armenier in offener Feldschlacht am 23. Mai 793 niederwarf. Auch hier wirkten Verrätereien ein, denn auch unter den Armeniern hatte Konstantin seine Freunde. Die Araber trugen, wie sich nicht anders erwarten ließ, während der Kämpfe neue Vorteile davon, doch das machte so großen Eindruck nicht.

Um so mehr lag daran, ob die zwischen der Mutter und dem Sohne inmitten der Stämme zustande gebrachte Vereinigung sich behaupten würde. Da trat nun eine Verwickelung höchst persönlicher Art ein, welche alles zweifelhaft machte.

Im Jahre 795 trennte sich Konstantin eigenmächtig von der ihm aufgedrungenen Gemahlin. Man darf kaum wiederholen, so oft es auch gesagt worden ist, seine Mutter habe ihm hierin beigestimmt, um ihn verhaßt zu machen. Unleugbar ist, daß das Verfahren des Kaisers ohnehin als ein kirchliches Vergehen betrachtet wurde. Konstantin hatte dann in einem Zusammentreffen mit den Arabern den Sieg davongetragen. Den Einwohnern von Ephesus gewährte er Steuererlaß und gab ihnen andere Beweise seiner Gnade.

Er war mit einer der im Hofdienste stehenden Damen, Theodota, in die engste Verbindung getreten. Diese selbst schmückte er jetzt im August mit der Kaiserkrone und setzte durch, daß er im September des Jahres mit ihr vermählt wurde. Man hat es dem Patriarchen Tarasius immer als ein schweres Vergehen angerechnet, daß er sowohl die Verstoßung der Maria in ein Kloster, als die Erhebung und Vermählung der Theodota gut geheißen habe.

Im Jahre 796 schlug Konstantin sich glücklich mit den Bulgaren, deren Tributforderung er mit höhnischer Zurückweisung abgefertigt hatte. Ein Angriff der Araber auf Amorium wurde zurückgewiesen. Das Vernehmen zwischen dem Kaiser und seiner Mutter war noch immer äußerlich ein gutes, sie besuchten die Bäder von Prusa. Aber schon längst hatte die Mutter ihre Mißbilligung der neuen Ehe zu erkennen gegeben; es machte Eindruck auf sie, daß der Kaiser die Kleriker, welche den Patriarchen wegen jener Konzessionen tadelten und die ihr ergeben waren, schonungslos züchtigte.

Und zu begreifen ist, daß die unregelmäßige Vermählung des jungen Fürsten mit Theodota den Hof und das Land in aufregende Spannung versetzte. Als nun Theodota eines Knaben genas, und der Kaiser keinen Augenblick zögerte, den Hof zu verlassen, um seine Gemahlin und sein Kind zu sehen, so wuchs die Verstimmung und die Besorgnis der Kaiserin und ihrer Umgebung gewaltig an. Schon oft hatte man in diesen Konflikten der Kaiserin gesagt, ihr habe Gott ihrer Frömmigkeit wegen die höchste und unbedingte Gewalt verliehen. Einen Genossen der Gewalt glaubte sie nicht dulden zu sollen, selbst wenn es ihr Sohn sei. Auf diesen Grund hin wurde in Prusa ein Verständnis getroffen, den Velleitäten des Kaisers ein Ende zu machen und die monarchische Gewalt in Irenes Hand zu legen. Persönlicher Haß hatte daran weniger Anteil als politische Berechnung. Wer könnte diese aber in Fällen solcher Art voneinander unterscheiden. Dort in Prusa waren auch einige Feldobersten gegenwärtig, die durch Geschenke und Versprechungen bewogen wurden, der Kaiserin ihre Dienste zuzusagen. Man mußte nur die gelegene Stunde abwarten. Als Konstantin gleich darauf wieder zu einem Feldzug gegen die Araber abging, begleiteten ihn Stauracius und dessen Freunde. Denen mißt man bei, sie hätten ein eigentliches Zusammentreffen mit dem Feind, in welchem eine für das Reich glückliche Entscheidung das Ansehen des Kaisers vermehrt haben würde, zu vermeiden gesucht und die Vorposten veranlaßt, die in der That falsche Nachricht zu geben, daß die Araber nicht mehr in der Nähe seien. Das führte zu dem Beschluß, daß der Kaiser nach Konstantinopel zurückgehen solle. Er that das mit einer gewissen Betrübnis: denn er hatte sich auf Kampf und Sieg gefreut. Nach seiner Ankunft in der Hauptstadt kam ihm im Cirkus nicht die Aufnahme entgegen, die er erwartete. Alles, was er vor sich sah, wurde ihm bedenklich; er eilte, nach einer Stelle zu kommen, von wo er dem in der Hauptstadt nahenden Verderben entrinnen und anderswo, bei Volk und Heer, wieder festen Fuß fassen könne. Er fühlte gleichsam ein Verhängnis über seinem Haupt, doch noch hatte er keinen Begriff von seiner persönlichen Lage. Er traute auf die Umgebung, die zu seinen Feinden gehörte. Schon hatte sich seine Gemahlin eingefunden, um an seiner Abreise Teil zu nehmen. Aber in diesem Augenblik traf eine neue Anmahnung der Kaiserin an ihre Freunde ein, mit der Ausführung des gefaßten Planes nicht zu zögern, widrigenfalls

sie selbst ihrem Sohne ihre Aussöhnung anbieten müsse, was doch nicht geschehen könne, ohne ihnen allen durch die alsdann unvermeidlichen Eröffnungen verderblich zu werden. Diese Drohungen machten allen Bedenken ein Ende. Die Männer der nächsten Umgebung des Kaisers, die Konstantin für seine Freunde hielt, überwältigten ihn, warfen ihn in ein Boot und schafften ihn in den Palast. Hier ist dann das Ungeheuere, Entsetzliche geschehen: Konstantin wurde in das sogenannte Purpurgemach geschleppt. Es war zu den Entbindungen der Kaiserinnen bestimmt; er hatte hier das Licht der Welt erblickt, hier wurde er seiner Augen beraubt, auf so unbarmherzige Weise, daß man ihn damit umzubringen meinte.

Ausdrücklich wird überliefert, daß dies mit Wissen und Willen der Kaiserin und ihrer Räte geschehen sei. Konstantin war der herrschsüchtigen Mutter gegenüber noch nie zur Selbständigkeit gelangt; als der Moment dazu gekommen schien, wurde er von ihr, die ihre Gewalt nicht wieder fallen zu lassen entschlossen war, selbst beseitigt, denn die höchste Gewalt läßt sich nun einmal nicht teilen. Man hatte ähnliches schon öfter erlebt. Neu war, daß auch das Gefühl der Mutterliebe, das natürlichste der Welt, schnöde verleugnet wurde. Von den Griechen erinnern die einen daran, daß Konstantin damit nur die Gewaltsamkeit gebüßt, mit der er fünf Jahre früher Nicephorus behandelt; was der Neffe an seinem Oheim begangen, das habe er selbst von der Mutter erfahren. Andere erzählen wohl, die Sonne habe sich bei diesem Anblick verfinstert und sei ein paar Wochen hindurch verborgen geblieben. In Konstantinopel scheint das Ereignis keinen durchgreifenden Eindruck gemacht zu haben, die Autorität blieb in den Händen, in denen sie sich einmal befand. Irene behielt die kaiserliche Gewalt ohne Schmälerung inne. Manche unangenehme Begegnung mit den herumstreifenden Arabern fiel vor, wie denn der Marstall des Stauracius geplündert wurde, allein die schwachen Versuche, die Ernennung eines anderen Kaisers zu provozieren, zerfielen in nichts. Irene nahm in der That die Stelle eines Kaisers ein. Bei den Osterfeierlichkeiten des Jahres 799 sah man sie in ihrem goldenen Wagen mit einem weißen Viergespann auffahren. Vier Patricier lenkten die Rosse, sie warf dem Volke Geld aus, wie einst die Konsuln. Die Jahre werden nach ihrer Regierung gezählt. Bei einigen Autoren erscheint sie als frömmste, piissima, weil sie ihre Gewalt durch Milde erträglich zu machen wußte. Aber schon trat die Frage hervor, was nach Irenes Tod werden solle. Stauracius, dem eigentlich die Kaiserin die Erhaltung ihres Thrones hauptsächlich verdankte, meinte denselben nach ihrem Abgang einem seiner Brüder verschaffen zu können. Indem er Bewegungen unter den Truppen in den Provinzen zu diesem Zwecke veranlaßte, ist er plötzlich durch einen Blutsturz umgekommen. Der andere Eunuch Aëtius, der ihm früher zur Seite gestanden hatte und dann entgegengetreten war, nahm jetzt die höchste Gewalt an sich, ebenfalls nicht ohne Absichten für seine Familie, namentlich für seinen Bruder Leo. Er verschaffte demselben bereits den Oberbefehl in Thracien und

Macedonien; er selbst hatte die opsikianischen und anatolischen Gebiete in seiner Hand. Es schien nur bei ihm zu stehen, über die Thronfolge zu verfügen.

In welchen Zustand aber geriet damit die Institution des Kaisertums, welches die Welt zu dominieren den Anspruch machte. Was noch nie geschehen war, eine Frau befand sich in dem anerkannten Besitz desselben; und diese Frau stand wieder unter dem dominierenden Einfluß zweier Eunuchen. Das Imperium war ohnmächtig nach außen und in einem Zustande, in welchem sich innere Kämpfe und neue Unordnungen erwarten ließen. Sollte die Idee des Kaisertums nicht ganz aus der Welt kommen, so mußte ihr eine andere Repräsentation zu Teil werden als die, welche es damals in Konstantinopel finden konnte. Dem gegenüber war nun das fränkische Reich schon in den letzten Decennien mächtig nach außen und stark im Inneren geworden. Die Zukunft der Welt beruhte auf seiner Existenz und seiner Entwickelung.

Vierzehntes Kapitel.

Karl der Große.

In den ältesten Dokumenten findet sich mit dem Namen Karls der Titel Magnus Rex verbunden; er bezieht sich da mehr auf den Umfang der Macht, als auf persönliche Eigenschaften. Im Laufe der Zeit hat sich aber die Idee moralischer und historischer Größe unwiderruflich an diesen Namen geknüpft. Große Männer schaffen ihre Zeiten nicht, aber sie werden auch nicht von ihnen geschaffen. Es sind originale Geister, die in den Kampf der Ideen und Weltkräfte selbständig eingreifen, die mächtigsten derselben, auf denen die Zukunft beruht, zusammenfassen, sie fördern und durch sie gefördert werden. Bei der Flüchtigkeit und verhältnismäßigen Kürze des menschlichen Lebens ist es denn immer von größtem Wert, wenn in den hohen Stellungen, die dazu fähig machen, Persönlichkeiten von gleicher Intention und Kraft aufeinander folgen. Nicht allein große Männer, sondern auch Generationen von außerordentlicher Begabung gehören dazu, um neue, lebensfähige politische Gründungen zu vollbringen. Eine Dynastie dieser Art bildeten die Pippiniden, indem sie sich zur höchsten Gewalt erhoben.

Der mittlere Pippin, genannt von Heristal, hat die alte Macht der Arnulfinger in Austrasien erneuert und sie zur vorwaltenden in den drei fränkischen Reichen erhoben. Karl Martell, im Besitz derselben bedroht, hat sie dann erst wahrhaft durchgeführt, unter unaufhörlichem Kampf nach allen Seiten und ihr zugleich durch die erste glückliche Schlacht gegen die Omajjaden

eine für die Geschicke der Welt bedeutende Stellung verschafft und gesichert. Eine durch und durch heroische, lebensvolle, unverwüstliche Natur, auf welcher die Vereinigung romanischer und germanischer Gebiete zu einer einheitlichen Macht eigentlich beruht.

Dem hatte darauf der jüngere seiner Söhne, Pippin, eine feste Gestalt gegeben. Ihm ist am meisten die Verbindung Aquitaniens mit dem Frankenreiche zuzuschreiben. Er hat den großen Schritt gethan, vor dem seine Vorgänger noch immer zurückgescheut waren, sich die Krone auf das Haupt setzen zu lassen; zuerst nur durch die Großen der Franken und die Landesgeistlichkeit, sodann aber durch den Papst selbst, mit dem er jene Verbindung schloß, von welcher die späteren Geschicke des Abendlandes bestimmt worden sind. Er verstand die Gewalt des heiligen Petrus nur in dem Sinne, den die Erfolge beglaubigten. Man erkennt in ihm einen politischen Kopf ersten Ranges, gleich bedeutend für die kirchlichen und weltlichen Verhältnisse. Er verband, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die intellektuelle Entschlossenheit, welche neue Gedanken faßt, mit der rücksichtslosen Konsequenz, welche zu deren Ausführung gehört. Noch war er aber bei weitem nicht zur vollen Durchführung seiner Ideen gelangt, als er aus dem Leben schied. In seinen letzten Jahren trat eine Veränderung in Rom ein, durch welche die wichtigste seiner Bundesgenossenschaften, die mit dem Papst, zweifelhaft wurde. Aus der Unterwerfung von Aquitanien war eine Bewegung unter den germanischen Fürstenhäusern hervorgegangen, die auf der Identität der Interessen geborener Stammeshäupter gegenüber dem Königtum beruhte. Mit den Sachsen hatte Pippin Verträge zustande gebracht, die aber nicht eben inne gehalten wurden. Man sieht wohl, daß die Herrschaft weder im Westen noch Osten, weder im Frankenreich noch in Germanien gesichert war.

Überall waren die elementaren Kräfte in Gärung, als der Tod Pippins die schwerste Frage herbeiführte, von deren Lösung alles andere abhing. Er hinterließ zwei Söhne, die schon durch die päpstliche Salbung als seine Nachfolger anerkannt waren. Nochmals griff das natürliche Erbrecht in die öffentliche Gewalt ein, zugleich infolge der päpstlichen Sanktion, von welcher die Erblichkeit des Königtums abhing.

Der König selbst vollzog die Teilung kraft seines väterlichen Rechtes, aber mit Beirat der geistlichen und weltlichen Großen seines Reiches. Das Wesen derselben liegt darin, daß dem älteren Sohne Karl das Gebiet der Austrasier und Neustrier zufiel, der Gesamtbestand des alten Reiches mit Ausnahme der Landschaften, die der jüngere Sohn zu seinem Anteil erhielt. Es waren vor allem die burgundischen Lande, dazu die von Pippin herbeigebrachten Gebiete, auf der einen Seite germanische: Alemannien und Elsaß, auf der anderen romanische: Provence, Gotien und ein Teil von Aquitanien; eben die Provinzen, welche die Zugänge zu Italien beherrschten. Die beiden Könige wurden schon im Oktober des Jahres 768, unmittelbar nach dem Tode des Vaters: Karl in Noyon, Karlmann in Soissons, beides alte Sitze

der Macht der salischen Franken, gekrönt, empfingen die Huldigung der Großen in den ihnen zugefallenen Landschaften und erschienen als Könige nebeneinander.

Die historische Frage war nun, ob das Frankenreich trotz dieser Teilung sich in seiner Einheit behaupten; ob die Macht, welche Pippin begründet hatte, sich erneuern und sich befestigen, oder ob sie in die Bestandteile, aus denen sie entsprungen war, zerfallen würde. Diese Eventualität umfaßte die Weltlage überhaupt: denn davon, ob ein einheitliches mächtiges Frankenreich sich behaupten würde, hing die Situation aller anderen Mächte ab.

Fränkisches Großkönigtum.

Anfangs hatte es das Ansehen, als ob die beiden Brüder, wie einst ihr Vater und ihr Oheim, in gutem Verständnis miteinander leben und die Einheit des Reiches in ihrer Gemeinschaft repräsentieren würden.

Man hat von jeher wiederholt, gleich bei der ersten Unternehmung, welche notwendig wurde, um die Macht des Vaters in dem kaum bezwungenen Aquitanien aufrecht zu erhalten, sei Streit zwischen ihnen ausgebrochen; Karl habe die Hülfe Karlmanns nachgesucht, dieser sie ihm aber infolge der Einreden seiner Großen verweigert. Ganz so verhält es sich nun nicht. Der Vater Waifars, Hunold, war aus dem Kloster, in welches er ging, als er seinen Sohn zu seinem Erben erklärte, hervorgetreten, um die alte Autorität seines Hauses wieder herzustellen. Karl machte sich unverzüglich auf; und es gelang ihm, obwohl er nur eine beschränkte Anzahl Truppen hatte, die Empörung niederzuschlagen, so daß Hunold in das benachbarte Wasconien flüchten mußte. Um sich des Landes zu versichern, führte Karl eine fränkische Militärkolonie nach einem festen Schloß, das er errichtete, das seine Bestimmung schon durch seinen Namen verrät. Es ist Fronciacum. Hierauf fand sich der Herzog von Wasconien, Lupus, bewogen, Hunold an Karl auszuliefern. Daß nun hiebei Karl dem Großen die Beihülfe seines Bruders versagt worden sei, findet sich wenigstens in den glaubwürdigsten Nachrichten nicht. Es läßt sich kaum denken, da diesem selbst ein Teil von Aquitanien zugesprochen war. Die Unternehmung war aber in der Hauptsache schon vollendet, als er herbeikam, sich mit seinem Bruder zu besprechen. Man begreift es, wenn er hierauf zurückging. Eifersucht möchte er empfunden haben, in der Sache aber war kein Anlaß zu einer Entzweiung. Bei weitem entscheidender wirkten die in Rom ausgebrochenen Irrungen auf das Verhältnis der beiden Brüder.

Nach dem Tode Stephans III. im Jahre 757 war demselben sein leiblicher Bruder Paul I. gefolgt, dessen erste Handlung darin bestand, daß er den fränkischen König zugleich als römischen Patricius begrüßte und ihm versprach, an dem von seinem Vorgänger mit ihm geschlossenen Bündnis mit samt dem römischen Volk bis an seinen letzten Lebenshauch festzuhalten. Dabei

ist es denn in der That auch geblieben: denn das Motiv waltete ja immer vor, daß Rom gegen die kirchlichen Feindseligkeiten von Konstantinopel nicht allein, sondern auch die politischen Angriffe der Langobarden unter dem König Desiderius des fränkischen Königs und seines schützenden Wortes bedurfte. Nach dem Tode Pauls I. im Juni 767 traten in den römischen Angelegenheiten weitaussehende Verwickelungen ein, deren Hauptmomente sich darin zusammenfassen lassen, daß zuerst die Partei der römischen Großen die Oberhand hatte und einen Mann aus ihrer Mitte, Konstantin, einen Laien, auf den päpstlichen Stuhl setzte. Dieser Papst scheint auf eine Aussöhnung mit den Griechen gedacht zu haben. Gegen ihn aber erhob sich eine plebejische Faktion, zu deren Unterstützung eine Schar Langobarden in Rom eindrang.

Durch diese wurde im Gegensatz zu dem vornehmen Laien ein Klosterbruder auf den päpstlichen Stuhl erhoben, des Namens Philippus; er hat sich nur einen Tag zu behaupten vermocht. Einverstanden mit einer anderen Faktion, bewirkte der Primicerius der Kirche, Christophorus, daß eine neue Wahl vorgenommen wurde, aus der ein Vertrauter Pauls I., Stephan IV., hervorging.

Um Usurpationen wie die letzte zu verhüten, versammelte Stephan eine bischöfliche Synode in Rom, zu der er die beiden Frankenkönige einlud, ihm in den heiligen Schriften bewanderte Prälaten zu senden.

Durch Karl und Karlmann wurden zwölf fränkische Bischöfe nach Rom abgeordnet und daselbst unter ihrer Mitwirkung Beschlüsse gefaßt, die der Lage der Dinge entsprachen. Das wesentliche derselben liegt darin, daß niemand jemals auf den päpstlichen Thron erhoben werden solle, der nicht im Dienst der Kirche von Stufe zu Stufe emporgerückt sei, so daß der neue Papst zugleich den Schutz der römischen Großen und der fränkischen Könige für sich hatte. Die beiden Brüder waren hierin miteinander einverstanden. Dann aber brachen am römischen Hofe neue Irrungen aus, durch welche ihre Eintracht gestört wurde. Christophorus und dessen Sohn Sergius überzogen den Papst in seinem lateranischen Palast. König Desiderius eilte ihm in dieser Gefahr zu Hülfe und rettete ihn vor seinen Widersachern. Bald aber entspannen sich Feindseligkeiten zwischen dem Papst und dem langobardischen König, der, eben auf seine Verdienste um die römische Kirche pochend, die Rechte derselben mißachtete. An diesen Verwirrungen hatte nun der Sendbote des Königs Karlmann vielen Anteil. Er stand anfangs auf der Seite der mächtigen Römer; Franken waren dabei, als der Papst in seinem Palast überfallen wurde. Gleich darauf aber finden wir Karlmann wieder mit König Desiderius in gutem Einvernehmen, die engste Allianz wurde zwischen ihnen geschlossen, an die sich eine sehr umfassende Familienverbindung anknüpfen sollte. Der Sohn des Langobardenkönigs, Adelchis (Adalgisus), sollte sich mit der Schwester Karls und Karlmanns, Gisela, vermählen. Die Königin Bertrada wünschte nichts mehr, als auch ihren älteren Sohn Karl

in dieses Verhältnis zu ziehen, so daß dann eine Koalition der Franken und Langobarden zu Ungunsten des Papstes Stephan zustande gekommen wäre. In dieser Bedrängnis wendete sich nun der Papst an Karl selbst. Er stellte demselben sogar vor, daß Karlmann ihn seines Reiches zu berauben vorhabe. Er sei bereit, mit seinem Heere in Italien einzubrechen.

Karl hatte sich bereits von einer früher geschlossenen Verbindung losgerissen und sich mit Desiderata, der Tochter des Desiderius, vermählt, aber die große Koalition schien ihm doch selbst gefährlich werden zu wollen. Auf das dringende Verlangen des Papstes, der ihn davor warnte, mit dem verruchten Geschlecht der Langobarden in Verbindung zu treten, zerriß er den Ehebund mit Desiderata und vermählte sich mit der noch sehr jungen Hildegarde, die mütterlicherseits aus der Familie der alten Herzöge von Alemannien stammte. Hildegarde hat einen Namen in der Geschichte. Paulus Diaconus rühmt sie als die schönste Frau, die es im Occident gegeben, verständig und anmutig, die zugleich gewußt habe, den trefflichsten Fürsten an sich zu fesseln. Niemals hingen die politischen, geistlichen und die eigensten Familienverhältnisse enger zusammen, als hier. Seinen besten Verbündeten sah Karl in dem Papst zu Rom. Alles hatte den Anschein, als würde es zum offenen Bruch zwischen beiden Brüdern kommen und Gallien, Italien, Germanien in die schwerste Verwirrung geraten, als Karlmann starb. Es geschah im Dezember 771.

Sehr ungerechter Weise haben manche dem älteren Bruder die Schuld an dem frühen Tode des jüngeren zugeschrieben. Wahr ist es jedoch, daß die fränkische Nation bei diesem Todesfalle gleichsam aufatmete: Jedermann fürchtete den Ausbruch der Entzweiungen zwischen den beiden mächtigen Brüdern; in dem Tode Karlmanns erblickte man eine Rettung aus schwerer Gefahr, einen Beweis der unsäglichen Gnade Gottes, wie ein Zeitgenosse sagt, gegen das Geschlecht der Franken. Die Gewalt im Gesamtreich ging hierauf an Karl über.

Man darf die Vermutung aussprechen, daß es nicht einzelne Eifersüchteleien und Zwistigkeiten gewesen sind, welche die Brüder trennten, sondern die Gefahren einer allgemeinen Entzweiung, welche besonders dann unvermeidlich war, wenn Karlmann eine Nachkommenschaft hinterließ, welche berechtigte Ansprüche auf die Thronfolge hatte. Desiderius würde, wenn es nach dem Sinne der Bertrada gegangen wäre, zugleich der Schwiegervater der Herzöge von Bayern und Benevent, mit dem fränkischen Königshause verschwägert, eine imposante Stellung gewonnen haben. Das konnte man in Rom nicht wünschen, und Karl der Große mußte dagegen sein. Denn welchen Widerstand hätte ihm ein fest begründetes Königtum in der anderen Hälfte des Reiches bereiten müssen.

Obgleich Karlmann Kinder hinterließ, so wurde doch nicht daran gedacht, eine Regierung in ihrem Namen einzurichten, da es ihnen noch an einer päpstlichen Sanktion fehlte. Es bedurfte nur der persönlichen Annäherung

Karls, um den Übergang der Regierung in seine Hände herbeizuführen. Zwei Geistliche und zwei weltliche Große, jene von Bischöfen, diese von anderen Würdenträgern begleitet, gingen ihm nach der Villa Corbonacum (Corbeny) entgegen und traten zu ihm über. In den ältesten Nachrichten ist nicht einmal von einer Huldigung, die sie geleistet, oder einer Salbung, zu der sie die Hand geboten hätten, die Rede. Bei dem Abgang Karlmanns verstand sich die Alleinherrschaft Karls gleichsam von selbst.

Die Macht, welche König Pippin besessen, vereinigte sich wieder in Einer Hand. Ihr Wesen lag darin, daß sie romanische und germanische Völkerschaften durch Vermittelung der christlichen Idee zu einer Gesamtheit vereinigte, doch war die Sache damit noch lange nicht abgethan, und wenn die Gemahlin Karlmanns es vorzog, sich mit ihren Kindern nach Italien zu begeben, so hat das wahrscheinlich auch darin seinen Grund, daß sie für das dereinstige Nachfolgerecht besorgt war und dafür bei König Desiderius, dem besten Freunde ihres verstorbenen Gemahls, Fürsprache und Schutz zu finden erwartete. So wenig das im Augenblick zu bedeuten hatte, so ist doch dadurch von vornherein eine der großen Direktionen angebahnt worden, welche die Thätigkeit Karls des Großen und den Gang der Begebenheiten bestimmt haben. Ungeirrt durch diese Vorgänge, im Vollbesitz des Königtums und seiner Macht schritt Karl zunächst zu dem wichtigen Unternehmen, das ihm sein Vater als seine vornehmste Aufgabe zurückgelassen hatte, zu dem Kampf gegen die Sachsen.

Zweimal hatte Pippin als König diese alten Feinde angegriffen. Das erste Mal im Jahre 753 war er bis an die Weser, an die Porta Westphalica vorgedrungen, mit einer Übermacht, der die Sachsen nicht zu widerstehen wagten. Sie verpflichteten sich nicht allein, jährlich dreihundert Pferde den Franken zu liefern, worin doch eine Anerkennung der Hoheit lag, sondern sie machten sich auch anheischig, den Priestern kein Hindernis in den Weg zu legen, welche in ihr Land kommen würden, um den christlichen Glauben daselbst zu predigen und sie im Namen Gottes zu taufen. Darauf muß man wohl den größten Wert legen. Es ist der legitime Anfang der Christianisierung von Altsachsen. Fünf Jahre später ist es noch einmal zum Kampfe gekommen. Pippin hat diesmal nur die Ems und Lippe erreicht. Er eroberte damals einen der festen Plätze zwischen Weser und Lippe und die Sachsen versprachen, den Willen des Königs überhaupt ins Werk zu setzen. Man wird sich nicht wundern, wenn die auf die Kirche bezüglichen Zusagen unausgeführt blieben. Der religiöse Grundsatz war stärker als jede Annäherung. Die Sachsen verehrten die allgemeine Naturgewalt, welche alles trägt, als ein göttliches Wesen bei der Irminsul in dem für heilig erachteten Osninggebirge. Sie hatten Eresburg gegründet, wahrscheinlich doch für den Gott des Krieges, den sie verehrten, und es wohl befestigt. Dagegen sah Karl in den Göttern der Sachsen Dämonen, deren Einwirkungen eben die christliche Lehre vernichten sollte. In Worms sammelte sich um ihn eine

große Anzahl von Priestern in ihren verschiedenen Abstufungen, denen er den Eintritt im Sachsenland auf immer zu sichern dachte. Ohne daß etwas von dem Widerstand, der ihm entgegengesetzt worden wäre, berichtet wird, erfahren wir nur, daß er die Eresburg eroberte, die Irminsul zerstörte, nicht ohne daß man dabei den plötzlich hervorbrechenden Bullerborn als ein die Heiligkeit der Unternehmung bestätigendes Wunder Gottes angestaunt hätte; er rückte darauf an die Weser vor, wo die alten Friedensschlüsse erneuert und durch die Stellung von Geiseln nochmals bestätigt wurden. Sein Sinn war dahin gerichtet, zugleich eine christlich-kirchliche Organisation auf immer zu gründen; sein ganzes Unternehmen war weniger ein Kriegszug, als eine vom König geleitete und mit Gewalt der Waffen unterstützte Mission. Von Sachsen begab er sich nach seinen Pfalzen am Niederrhein und der Mosel, von wo sich die Ausführung der getroffenen Vereinbarungen leicht überwachen ließ. Er befand sich wie sein Vater in Diedenhofen, als er, wie dieser selbst, von einer päpstlichen Sendung aufgesucht wurde, die seiner Politik eine neue Richtung gab.

Im Januar des Jahres 772 war Stephan IV. gestorben. Noch in den letzten Tagen desselben hatte sich die lombardische Partei wieder geregt. Im Gegensatz mit ihr wurde Hadrian I. gewählt, ein Mann, der aus einem der vornehmsten Geschlechter entsprossen, doch zugleich die Skala der kirchlichen Ämter durchgemacht hatte. Ein Zufall hat uns das Dekret über seine Wahl erhalten, in welchem auf nichts mehr Wert gelegt wird, als auf die Einmütigkeit aller bei derselben: der hohen Priesterschaft und des übrigen Klerus, des Laienadels und seines militärischen Gefolges, der angesehenen Bürger und des gesamten Volkes, von den Großen bis zu den Kleinen; der Ruf des guten Verhaltens des gottbegnadeten Mannes habe so viel auf die Gemüter gewirkt, daß niemand gefehlt, niemand sich der Teilnahme entzogen habe. Die erste Handlung des neuen Papstes war die Vernichtung alles dessen, was unmittelbar vorher durch die Gegner geschehen war. Hadrian stand an der Spitze der römisch-fränkisch gesinnten Partei, die sich unter seinen Vorgängern gebildet hatte; er war zugleich einer der eifrigsten Verfechter der Rechte des Pontifikats. Nach kurzer Zeit geriet er auch hierüber mit dem König der Langobarden in offene Zerwürfnisse, welche dessen Einbruch in das Exarchat veranlaßten. Gern hätte der König ein Zwiegespräch mit dem Papste herbeigeführt. Wenn Hadrian dies von sich ablehnte, wie sein Biograph sagt „fest wie ein Demantstein", so trug dazu noch ein anderes Moment bei. In diesen Tagen war die Witwe Karlmanns mit ihren Kindern in Pavia angekommen. Desiderius brannte vor Begier, ihnen die Nachfolge in dem Reiche ihres Vaters zu verschaffen. Er wollte den Papst vermögen, sie zu Königen zu salben. Hadrian konnte darauf nicht eingehen, ohne das System seiner Vorgänger zu zerstören. Unmöglich durfte er sich mit den Gegnern eines Fürsten verbinden, auf dessen Schutz er angewiesen war. Er mußte das Bündnis zwischen dem Papsttum und dem fränkischen Königtum dadurch zu

verstärken suchen, daß er sich dem jetzt im Frankenreiche alleinherrschenden Könige anschloß. Seine Lage erhellt daraus, daß der Botschafter, den er an König Karl schickte, seinen Weg nicht durch die Lombardei nehmen konnte, er hätte die Alpen nicht unbehelligt passieren dürfen. Er war genötigt sich zu Schiff zu setzen, nach Marseille zu fahren und von dort auf den gewohnten Landstraßen sich nach Diedenhofen zu begeben. Wir bleiben bei den ältesten Nachrichten stehen. Der päpstliche Gesandte, Petrus, lud den König Karl und die Franken ein, zum Dienste Gottes und zur Aufrechterhaltung der Rechte des römischen Stuhles, diesem gegen den König der Lombarden zu Hülfe zu kommen. Hierauf hat der König mit seinen Franken in Erwägung gezogen, was er thun solle. Auf den Rat der Franken wurde der Beschluß gefaßt, daß alles so geschehen solle, wie der Gesandte des apostolischen Vaters es verlange. Wie hätte der König und sein Heerbann einem Papste Hülfe verweigern können, der, wenn er die Kinder Karlmanns salbte, das fränkische Reich in allgemeine Unruhe und Entzweiung gestürzt haben würde. König Karl setzte darauf eine allgemeine Reichs- und Heeresversammlung in Genf an, von wo man in verschiedenen Zügen den Weg nach Italien einschlug. Einem päpstlichen Gesandten hatten die Langobarden ihre Klausen geschlossen, eine auserwählte fränkische Schar, wie sie immer zur Seite des Königs erwähnt wird, fand den Weg durch dieselben; es ist der nämliche, den ein späterer großer Eroberer von Italien eingeschlagen hat.

Desiderius wurde in Pavia eingeschlossen wie vor kurzem Aistulf. Aber er hatte das altrömische Ticinum besser in stand gesetzt, als sein Vorfahr; der fränkische Heerbann fand bei der Belagerung nicht viel geringere Schwierigkeiten, als einst die Langobarden bei der ersten Eroberung gefunden hatten. Desiderius war nicht ganz isoliert in der Welt, er hatte es verstanden, seinem Reiche eine gewisse intermediäre Stellung zwischen den Franken, dem Papste und den Griechen zu verschaffen; die geflüchteten Söhne Karlmanns waren in den Händen seines Sohnes Adelchis, der sich in Verona behauptete. Die Fäden, welche einst Bertrada zu schlingen versucht hatte, und die auch den Herzog von Bayern umspannen, waren noch nicht zerrissen. Noch hielten die Langobarden treu zu ihrem König. Aber wie lange konnte es dauern, da Desiderius kein alter Stammfürst war, sondern erst durch die Rückwirkung des fränkischen Einflusses den Thron bestiegen hatte. Eine gewisse Entscheidung lag schon darin, daß Karl bei einem Streifzuge nach Verona, durch Verräterei unterstützt, die Kinder seines Bruders in seine Hand brachte. Für die momentane Lage aber fiel es noch bei weitem mehr ins Gewicht, daß er bei einem Besuch, den er am Osterfest des Jahres 774 (3. April) an den Schwellen der Apostel machte, den Bund mit dem Papsttum erneuerte und verstärkte. Hadrian I., den seine Annäherung in diesem Augenblick beinah überraschte, empfing ihn mit Ehrenbezeugungen, wie sie dem Patricius von Rom gebührten. Er ließ ihn mit einer Art von geistlicher Prozession, bei der das Kreuz vorangetragen wurde, einholen und erwartete ihn persönlich

in der Vorhalle von St. Peter. Die Stufen küssend stieg Karl zu ihm hinauf; zusammen traten sie in St. Peter ein, wo man die Ankunft des Königs schon an sich selbst als ein glückliches Ereignis begrüßte. Das Verständnis zwischen der klerikalen Macht des Papstes und der auf die Waffen begründeten Überlegenheit des Königs der Franken wurde durch eine geheimnisvolle Feier bestätigt. Sie begaben sich, der Papst mit seinen Geistlichen, der König mit seinen weltlichen Großen in die Gruft des heiligen Petrus, die heiligste der heiligen Stätten, wo sie sich nicht ohne Eid und Sakrament gegenseitige Freundschaft gelobten. Sie vollzogen dann die österlichen Festlichkeiten in Gemeinschaft. Bei dem intimen Verkehr, der hierdurch entstand, sind aber auch die weltlichen Angelegenheiten zur Sprache gekommen. Nicht ganz und gar deckten sich die beiderseitigen Ansprüche. Karl hat dem Papst versichert, nicht um Geld oder Schätze zu gewinnen, habe er und sein Heer sich den Kriegsbeschwerden unterzogen, sondern um die Gerechtsame des heiligen Petrus zu behaupten. Daran müssen sich jene Versprechungen knüpfen, welche er einem freilich sehr zweifelhaften Dokument zufolge dem Papst gemacht haben soll. Es verdankt seinen Ursprung nur eben dem Eindruck, welchen die enge Allianz zwischen Papst und König, die bei der Anwesenheit Karls geschlossen wurde, hervorbrachte. Aber diese liegt ohnehin in der Verflechtung der Dinge. Es versteht sich gleichsam von selbst, daß das zwanzig Jahre früher zwischen Pippin und Stephan getroffene Verständnis wieder erneuert wurde: denn dieses war das Fundament aller politischen und kirchlichen Verhältnisse geworden. Es begriff, wie erwähnt, die Herstellung der von den Langobarden geschmälerten Gerechtsame der römischen Kirche. In den Briefen zwischen König und Papst wird dieser Zusage unaufhörlich gedacht. Der Papst zählte, — es kann kein Zweifel sein — mit Gewißheit auf ihre Erfüllung. Wäre er aber weiter gegangen und hätte sich dem Inhalt jenes Dokumentes gemäß die Überlieferung von Plätzen zusagen lassen, welche ihm die oberste Gewalt in Italien hätten verschaffen müssen, so würde er doch durch den Verlauf der Dinge, die nun erfolgten, darin getäuscht und gleichsam überholt worden sein.

König Desiderius vermochte sich in Pavia nicht länger zu behaupten, als Karl von Rom wieder im Lager eintraf. Die letzte Entscheidung erfolgte rasch und unerwartet. Zwischen dem Belagerer und den Belagerten wurde eine Abkunft getroffen, in der sich die letzteren dem ersten ergaben und selbst ihren bisherigen König dem Sieger als Gefangenen überließen. Wir wissen, daß sich in den letzten Krisen die Langobarden mit dem fränkischen König und seinen Großen verständigt hatten; sie waren in ein Verhältnis der Unterordnung eingetreten. So war auch jetzt die Einnahme der Stadt nicht eine eigentliche Waffenthat, sie war eine Überlieferung. Die Führer der Langobarden erschienen mit ihrem König im fränkischen Lager. Am anderen Tage zog Karl in Pavia ein, Besitz vom Palast und den Schätzen zu nehmen, welche noch immer als das Kleinod des Reiches betrachtet wurden. Die Art

und Bedeutung dieser großen Staatsveränderung ersehen wir aus den Dokumenten. Noch bis Juni 774 tragen langobardische Urkunden den Namen des Desiderius und Adelchis an der Spitze. In demselben Monat beginnen die Urkunden Karls, der aber nicht als fremder Fürst, sondern als König der Langobarden erscheint. Es liegt auf der Hand, daß dieser Übergang eine große politische Bedeutung in sich schloß. Desiderius wird aufgegeben, König Karl tritt die Regierung an, das Reich der Langobarden aber bleibt in seiner Wesenheit bestehen. Gleichzeitige Chronisten haben aufgezeichnet, daß die langobardischen Großen am Hofe erschienen und Karl ihre Huldigung darbrachten, nicht als Sieger, sondern als ihrem König und Herrn. Adelchis floh von Verona nach Konstantinopel. Franken bildeten die Besatzung in der Hauptstadt. Desiderius folgte dem Sieger nach dem Frankenreiche, wo er dann im Kloster gestorben ist. Über dies Ereignis hat sich eine einheimische Sage erhalten, die trotz der mönchischen Anknüpfungen an das Kloster Novalese doch einen historischen Hintergrund andeutet. Danach wurde Karl durch ein Traumgesicht aufgefordert, Italien zu erobern; er hat auf seinem Wege in den Gebirgen fabelhafte Hindernisse zu bekämpfen, die zum Teil an mittelalterliche Wegelagerer erinnern. Die Marken der Lombardei findet er wohl bewahrt, Pavia wird gut verteidigt. Aber über die Berge weist ihm ein Verräter den Weg, in die Stadt selbst wird er durch die Tochter des Königs, eine neue Tarpeja eingeführt. Desiderius wird als gut und mild geschildert, er verbietet den Widerstand, denn das sei nun einmal der Wille Gottes, worauf König Karl die Huldigung der Einwohner empfängt. Die Summe der Sage ist, daß die Langobarden keinen Widerstand geleistet und Karl nach dem Willen Gottes den Weg nach Rom eingeschlagen habe, wo ihm das Patriciat und das Imperium zu teil geworden sei; denn nur das allgemeinste pflegen Sagen dieser Art in Erinnerung zu behalten, von den momentanen Situationen und Bestrebungen bleibt in ihnen keine Spur übrig.

Es springt in die Augen, in welch ein ganz anderes Verhältnis Karl durch die Erwerbung der langobardischen Königskrone zum Papsttum trat. Das Papsttum hatte in dem fränkischen König seinen Verbündeten gegen die Langobarden gesehen, in dieser Eigenschaft war Karl herbeigerufen worden, jetzt aber trat er selbst als König der Langobarden auf. An der Schenkung des Exarchats konnte kein Zweifel aufkommen, denn jene Landschaften gehörten in der That den Griechen. Allein an vielen anderen Stellen liefen die gegenseitigen Ansprüche einander entgegen. Aus den nächsten Jahren erfahren wir, daß der Papst auf die Überlassung von Spoleto, die ihm mündlich verheißen worden war, Anspruch machte, gleich als sei auch dieses ein dem heiligen Petrus dargebrachtes Geschenk. Aber die Bevollmächtigten des Königs nahmen Spoleto selbst in Besitz und vermieden auf ihrer Reise nach Benevent, wo sie ebenfalls Besitz zu ergreifen gedachten, Rom zu berühren. In der That wurde Spoleto dem Papst nicht überliefert. Es bleibt langobardisch, auch unter der Herrschaft des neuen Königs.

Karl hatte durch seinen Feldzug fast ohne Schwertschlag den größten Teil Italiens in seine Hände gebracht, ein Erfolg, den wir nicht hoch genug anschlagen können; denn eben darauf beruhte die Verbindung von Italien und dem Frankenreich in Gallien und Germanien, welche eine der vornehmsten Grundfesten der späteren Weltlage geworden ist. Zu der Unternehmung, welche diese weltumfassenden Erfolge hatte, war Karl von einer anderen abgerufen worden, die ihm nicht minder am Herzen lag. Er säumte jetzt nicht, diese wieder aufzunehmen. Noch im Winter 774 bis 775 wurde der Beschluß gefaßt, die Sachsen mit aller Macht anzugreifen und sie zur Annahme des Christentums zu zwingen oder sie zu vernichten. Im Frühling 775 überraschte Karl dieselben mit einem Angriff, wie noch nie ein anderer so kräftig gegen sie unternommen worden war. Eine von ihnen erbaute Feste, Sigiburg, wurde sofort erobert, eine andere, die sie zerstört hatten, Eresburg, wurde wieder aufgerichtet und mit Franken besetzt. Die Sachsen verzweifelten daran, ihn zurückzutreiben, aber sie meinten, die Übergänge über die Weser behaupten zu können. Bei Brunisberg, ein Name, welcher sich noch in einer Wüstung unweit Höxter erhalten hat, stellten sie sich auf. Hier aber sind sie geschlagen worden. Die Schlacht entschied das Übergewicht der Franken über die Sachsen vollständig und unwiderruflich. Mit einer auserlesenen Schar rückte Karl in die Gebiete der Ostfalen an der Ocker, welche schon früher mit seinem Vater öfter gekämpft hatten. Sie begegneten ihm unter ihrem Führer Hassio, der dem König Treue schwur und Geiseln stellte. Die späteren braunschweigischen Gebiete waren die ersten, welche die Herrschaft der Franken anerkannten. Von da begab er sich gegen die Engern im Bukkigau, die unter ihrem Führer Bruno dem Beispiele der Ostfalen folgten. Aber unterdessen hatten die Westfalen einen Versuch gegen das fränkische Lager gemacht, es war ihnen gelungen, in dasselbe einzudringen. Sie wurden jedoch gezwungen, es wieder zu verlassen und auf dem Rückweg von Karl mit einer Heeresmacht angegriffen, der sie unterlagen. Die Westfalen wurden genötigt, ähnliche Verpflichtungen einzugehen, wie die Ostfalen und Engern. In kurzen raschen Zügen hatte Karl dergestalt die drei Hauptstämme der Sachsen zur Anerkennung seiner Oberhoheit genötigt. Kein Augenblick der Ruhe aber war ihm vergönnt. Noch im Jahre 775 regte sich das kaum bezwungene Italien gegen ihn. Einer der vornehmsten alten Langobardenführer, Hrotgaud von Friaul, den er in seinem Besitz gelassen hatte, erhob sich gegen ihn. Er war mit Arichis, dem Herzog von Benevent, Hildebrand von Spoleto und Reginald von Chiusi verbündet; sie erwarteten Adelchis mit griechischer Hülfe, um den Papst zu überfallen und Adelchis zum König der Langobarden zu erheben. Nicht mit dem ganzen Heer, aber mit einer Auswahl besonders zuverlässiger Mannschaften eilte Karl über die Alpen. Weihnachten feierte er noch in Schlettstadt, Ostern bereits in Treviso. Hrotgaud soll in seine Hand gefallen und getötet worden sein. In den Städten, die sich an ihn gehalten hatten, setzte Karl fränkische Befehlshaber ein. Wahr-

scheinlich trug der Tod des Konstantin Kopronymus, der im September 775 erfolgt war, dazu bei, den feindseligen Regungen in Italien ein Ziel zu setzen. Und um keinen Preis hätte Karl länger in Italien verweilen dürfen.

Als er das fränkische Gebiet betrat, kamen ihm Nachrichten von der Empörung der Sachsen entgegen. Sie hatten ihre Geiseln wieder in ihre Hände gebracht, die Franken hatten es nötig gefunden, sich vor ihrer Übermacht zurückzuziehen; das ganze Land war in Bewegung, als Karl in Worms erschien. Da trafen denn zwei Momente zusammen. Auch Sigiburg hatten die Sachsen angegriffen, aber es nicht erobern können; durch einen glücklichen Ausfall der fränkischen Besatzung erlitten sie eine Niederlage, welche sie zum Rückzug nötigte. Dann aber brachte Karl selbst in Worms ein stattliches Heer zusammen, mit welchem er in die sächsischen Grenzen, die durch Verhaue und Verschanzungen hatten gesichert werden sollen, wieder einbrach; auch Eresburg fiel in seine Hand zurück. Durch diese rasche und glückliche Repression wurde die im ersten Feldzug erworbene Autorität wieder hergestellt. In Lippspringe erschienen Scharen von Sachsen zugleich mit Weib und Kind, vor ihm um Gnade zu bitten, die dann die Taufe mit Freuden annahmen. Denn es gab zwei Parteien im Lande, von denen die eine die Bedingungen des Friedens zur Ausführung bringen zu lassen bereit war, die andere aber dieselben verschmähte. Die letzte hatte jetzt den Mut verloren, ihr Führer Widukind wich mit den Einverstandenen aus dem Lande. Im Jahre 777 hielt Karl den ersten Reichstag zu Paderborn, bei welchem sich die Sachsen aus allen Gauen einfanden, und sich dem Könige unterwarfen. Nach einer bei ihnen hergebrachten Formel erklärten sie ihre Freiheit und ihren Besitz verwirkt haben zu wollen, wenn sie das Christentum verleugneten und die Treue gegen den König, dessen Söhne und die Franken überhaupt brächen. Damit schien dann ein Ziel erreicht zu sein. Man darf die Begebenheiten von der Einnahme Pavias bis zu dem Reichstag von Paderborn als ein großes Ereignis in der Geschichte von Europa betrachten. Karl kann sich schwerlich geschmeichelt haben, damit auf immer in Italien oder in Deutschland Herr geworden zu sein.

Aber das konnte ihn nicht abhalten — denn wann wäre eine innere Konsolidation geglückt, wenn sie nicht ein äußeres Ziel gehabt hätte — sich als Vorfechter der allgemeinen Interessen des Occidents aufzustellen. Er richtete, wie einst Karl Martell, sein Augenmerk auf die saracenischen Nachbarn in Spanien. Die Feindseligkeit von ehedem aber war das nicht mehr. Karl hatte nicht mehr wie dieser, mit der Gesamtmacht der Saracenen und der hartnäckigen Feindseligkeit des Kalifen Hischam zu kämpfen. Es gab jetzt zwei Kalifate im Islam, deren gegenseitige Feindschaft soeben Spanien erschütterte. Die den Omajjaden widerstrebende Partei des Jussuf war noch nicht vernichtet. In Saragossa erhob sich ein Emir, welcher dem Kalifen von Cordova die herkömmlichen Abgaben versagte und die Sache des Kalifen

von Bagdad verteidigte. Dieser Statthalter, Suleiman Ibn Jakthan al-Arabi al-Kelbi (oder, wie die Franken ihn nannten, Ibn el-Arabi) suchte nun, von dem Kalifen von Cordova, Abderrahman bedrängt, Hülfe bei dem großen Frankenkönig. Er traf in Paderborn ein, nicht viel anders wie einst der päpstliche Gesandte Petrus in Diedenhofen. Durch die erfochtenen Siege mit erhöhtem Selbstgefühl erfüllt, zögerte Karl nicht lange, auf die Anträge einzugehen. Der Heerbann wurde 778 in voller Stärke zum Zuge nach Spanien aufgeboten. Es waren zwei Heere, das eine aus Austrasiern, Deutschen, burgundischen und neustrischen Franken bestehend, das andere aus Lombarden, denen sich Septimanier und Provencalen anschlossen. Mit dem ersten nahm Karl seinen Weg gerade durch Wasconien. Pampelona fiel ohne weiteres in seine Hand. Er rückte gegen Saragossa, das ihm von seinen Verbündeten ausgeliefert werden sollte. Hier traf jenes lombardisch-septimanische Heer mit ihm zusammen.

Wollte man sich denken, welches die Folgen gewesen sein würden, wenn er gesiegt hätte, so dürfte man sagen: er würde die altchristliche Bevölkerung in Spanien aufgerufen und sie mit den germanischen und romanischen Völkern, die ihm folgten, zu einer Einheit verbunden haben, die der Idee des Christentums entsprochen hätte; Spanien würde der römisch-germanischen Welt zurückgegeben worden sein. Man braucht nur die Augen zu erheben, um den Unterschied zu erkennen, der zwischen der sächsischen Unternehmung, deren Spitze sich gegen das provinziale Heidentum stammverwandter Völkerschaften richtete, und dieser spanischen bestand, in der er mit dem Islam, welcher die Herrschaft über die Welt anstrebte, zusammenstieß. Die eine zielte auf die Eroberung Germaniens, die andere auf die Eroberung der Weltherrschaft. Es war ein Werk für die folgenden Jahrhunderte, das unmöglich damals auf Einen Schlag gelingen konnte. Der große Frankenkönig wurde inne, daß er ein durch und durch feindseliges, lebenskräftiges Element bekämpfte. Wahre Freundschaft konnte er doch mit den arabischen Häuptlingen, welche dem Kalifen von Bagdad anhingen, niemals schließen. Einzelner Städte und Landschaften suchte er sich dadurch zu versichern, daß er sich Geiseln stellen ließ. An eine eigentliche Besitznahme konnte er nicht denken; vielmehr trat er sobald als möglich den Rückzug an. Wie wenig er auf die Bevölkerung traute, sieht man daraus, daß er die Mauern von Pampelona zerstörte, um nicht einmal daselbst Widerstand zu finden. Aber die Eingeborenen wußten sich zu rächen. Ihn selbst und die Mannschaften, die ihm folgten, ließen sie ziehen. In der Enge des Gebirges jedoch bewegten sich die Truppen in langausgedehntem Zuge vorwärts. Man hatte nicht versäumt, die Obhut des Gepäcks einer tapferen Schar anzuvertrauen; auf diese stürzten sich die leicht bewaffneten und der Örtlichkeit kundigen Wasconier aus dem dunkeln Gehölz, in dem sie sich verborgen gehalten hatten, sie warfen sie die Bergwände hinab und machten sie nieder; das Gepäck fiel in

ihre Hände. Die Handlung, an sich ohne große Bedeutung, erlangte eine solche doch dadurch, daß einige der tapfersten Vorkämpfer es waren, welche dort umkamen; ihr Name blieb immer im Gedächtnis.

Wer wüßte nicht, welche Rolle in der Poesie und Sage der folgenden Jahrhunderte dies Ereignis spielt. Verbergen wir uns aber nicht, auch historisch bildet es eines der wichtigsten Momente für die Situation des fränkischen Königtums. Denn ein in großen politisch-militärischen Handlungen begriffener Fürst darf nichts unternehmen, was er nicht durchführt, er kann keinen Nachteil erleiden, ohne daß seine Gesamtlage eine Rückwirkung davon erführe. Eben in diesem Augenblick ergab sich, daß die Stellung des fränkischen Königs noch keine gesicherte war. Den nächsten Anlauf gegen dieselbe unternahmen die Sachsen, welche sich zu einem großen Streifzuge erhoben und die Rheinufer von Deutz bis Koblenz gegenüber mit wilder Verwüstung heimsuchten. Viele Mühe kostete es nicht, sie zurückzutreiben. Die fränkische Schar, Scara Francisca, eine zum raschen Dienst ausgebildete Truppe, die besonders aus Alemannen und Franken bestand, warf die Empörer an der Eder auseinander.

Im Jahre 779 unternahm Karl einen neuen großen Feldzug gegen die Sachsen. Sie waren nicht unvorbereitet, sie setzten sich im Vertrauen auf ihre Kraft dem König bei Bocholt entgegen, wurden aber geschlagen. Alle ihre Befestigungen wurden genommen, Karl drang abermals in das Gebiet der Westfalen ein. Die alten Eidesleistungen wurden erneuert und abermals Geiseln gestellt. Im folgenden Jahre rückte der König fast ohne Widerstand bis an die Elbe vor und traf Veranstaltungen, um die Absicht seines Vaters endlich zur Ausführung zu bringen und dem eingenommenen Gebiete eine kirchliche Organisation zu geben. Engern und Ostfalen haben ihr altes Gelöbnis erneuern müssen, von dem sich freilich nicht voraussehen ließ, wie lange es gehalten werden würde. Aber auch nach allen anderen Seiten hin war die Herrschaft des Königs in eine bedenkliche Lage geraten. In den vornehmsten germanischen Stämmen kamen Tendenzen der Unabhängigkeit zum Vorschein. Wie hätte Tassilo, dessen Unterthanen selbst am Zuge nach Spanien teilgenommen hatten, nicht von seinen eingeborenen Unabhängigkeitsbestrebungen wieder ergriffen werden sollen. Damit hing es auch zusammen, wenn sich die schon einmal beseitigte Opposition im südlichen Europa wieder regte.

Die Griechen, die von den Ereignissen in Spanien erfahren haben werden, erhoben sich an den italienischen Küsten; in Istrien trieben sie die fränkisch-christlichen Priester aus ihren Stellen. Von Neapel her bemächtigten sie sich Gaëtas und Terracinas. Hier in Unteritalien fanden sie jetzt einen Verbündeten an dem schon erwähnten Herzog Arichis von Benevent, der nicht mehr als fränkischer Herzog, was er sich bisher hatte gefallen lassen, sondern als selbständiger Fürst erscheinen wollte. Er hatte sich von seinen Bischöfen salben lassen und errichtete eine Kirche nach dem Muster der Hagia

Sophia in Konstantinopel. Abermals erwartete man den Sohn des Desiderius, Adelchis, in Italien, so daß Papst Hadrian I. in die größte Besorgnis geriet und den Schutz Karls aufs neue in Anspruch nahm.

Das Schreiben Hadrians im Jahre 780, durch welches er den König zu Hülfe ruft, ist so dringend als irgend ein anderes. Er beklagt sich: durch die Verbindung der gottlosen Neapolitaner mit den gottverhaßten Griechen auf den bösartigen Rat des Arichis sei ihm Terracina entrissen, welches er im Dienste des heiligen Petrus und des Königs selbst eingenommen habe. Er ersucht den durch Gott zur höchsten Auszeichnung erhobenen König, ihm zu Hülfe zu kommen aus Liebe zum heiligen Petrus. Einen Versuch des Ausgleiches mit den Neapolitanern habe Arichis verhindert. Täglich empfange derselbe Botschaften von dem Patricius von Sicilien. Er erwarte die Ankunft des Adelchis, des Sohnes des verruchten und gar nicht mehr zu nennenden Desiderius, um an Stelle des Königs wenigstens ihn, den Papst zu überwältigen. Karl möge nicht sich selbst und ihn zugleich dem Gelächter preisgeben. Seine einzige Hoffnung neben dem heiligen Petrus sei der König. Wie hätten diese Anmahnungen verfehlen können, Eindruck auf den König zu machen, der die kirchliche Autorität des Papstes soeben mit seinem Schwert verteidigte, aber auch dessen weltliche Macht nicht zu Grunde gehen lassen konnte. Unmittelbar nach seiner Rückkehr von der Elbe beschloß Karl, sich nach Rom zu begeben; es war zugleich eine Wallfahrt, zu der er seine Gemahlin Hildegardis und seine jüngeren legitimen Söhne mitnahm.

Gegen Ende des Jahres 780 finden wir ihn wieder in der Hauptstadt seines langobardischen Reiches. In einem umfassenden Capitulare suchte er den vornehmsten socialen Übelständen, die infolge seiner Eroberung des Landes eingerissen waren, abzuhelfen. Die Bestimmungen betreffen besonders die Herstellung des alten Wertes der Besitztümer, die damals sehr herabgedrückt waren, und die Zurücknahme der auf Grund der damaligen Not abgeschlossenen Privatverträge. Sie haben durchaus eine populare Ader. Besonders merkwürdig ist, daß solche Verträge, durch welche freigeborene Menschen, die sich mit Weib und Kind in den Zustand der Knechtschaft begeben hatten, für null und nichtig erklärt werden. Man sieht, Karl wollte König aller freien Langobarden sein und er nahm ihre persönlichen Rechte in seinen Schutz. Ostern 781 war er wieder in Rom, und nicht geringer dürfte man seine zweite Zusammenkunft mit Hadrian anschlagen als die erste vor sieben Jahren. Ganz identisch waren die Interessen des Königs und des Papstes nicht, denn als König der Langobarden hatte Karl auch die Ansprüche derselben zu vertreten. In diesen Differenzen trat Papst Hadrian in einigen Punkten einen Schritt zurück. In Spoleto z. B. ließ er sich die Abkunft gefallen, daß ihm ein Zins gezahlt werden, die Oberhoheit dagegen dem König zustehen sollte. Das Augenmerk des Papstes war damals auf die Durchführung anderer Ansprüche gerichtet, die sich auf den Besitz des sogenannten Patrimoniums d. h. der päpstlichen

Gerechtsame in Unteritalien, in den Herzogtümern von Benevent, Neapel und den benachbarten Inseln, namentlich Sicilien, bezogen.

Der fränkische König und der Papst, die jeder ihr eigenes Prinzip verfochten und dabei miteinander in Widerspruch gerieten, fanden doch Momente einer haltbaren Verständigung; nicht allein in religiöser Hinsicht, in welcher das Frankenreich sich unterordnete, sondern in politischer, in welcher der König den Papst unterstützte. Denn die in Italien eingenommene Stellung hätte vom König schwerlich behauptet werden können ohne Einverständnis mit dem Papste; die Durchführung der päpstlichen Ansprüche im südlichen Italien wäre ohne Hülfe des Königs unmöglich gewesen. Soweit man die schwer auszulegenden und noch schwerer zu vereinbarenden Dokumente verstehen kann, ist bei dieser Anwesenheit des Königs in Rom dem römischen Stuhle ein von fremder Einwirkung freies Herrschaftsgebiet von nicht unbeträchtlichem Umfang zugestanden worden.

Als die vornehmsten Bestandteile desselben erscheinen der Ducatus Romanus, das Exarchat, die Pentapolis. Man verständigte sich auch über die Sabina, worauf der Papst besonderen Wert legte. Diesen Zugeständnissen entspricht es, wenn nun der Papst dem König auch mit seiner geistlichen Autorität zu Hülfe kam.

Er entschloß sich jetzt, die beiden jüngeren Söhne Karls, welche diesen über die Alpen begleitet hatten, zu Königen zu salben. Der ältere wurde zugleich vom Papste getauft und erhielt den dem römischen Stuhle vorzugsweise werten Namen Pippins. Von der größten Tragweite war es, daß der Papst in den Streitigkeiten, die sich zwischen Tassilo und dem Könige erhoben, für diesen Partei nahm. Denn daran dürfte man nicht zweifeln, daß Karl, indem er mit dem Papste unterhandelte, immer die allgemeine Lage vor Augen hatte. Eine unvorhergesehene Verstärkung erhielt ihre Allianz dadurch, daß die Kaiserin Irene, die vor kurzem zur Herrschaft gelangt war — wir haben gesehen, aus welchen Gründen — sich dem Abendlande zuwandte und ein Bündnis mit dem Könige und dem Papste suchte. Wenn von einer Verbindung der Tochter Karls, Rotrudis, mit dem Sohne der Irene, Konstantin, die Rede gewesen ist, so lag darin wenigstens, daß Arichis und Adelchis den Rückhalt verloren, den sie bisher gehabt hatten.

Und zugleich wurden noch andere große Entwürfe für den Bestand des fränkischen Königshauses in Angriff genommen. Schon war dafür gesorgt, daß Pippin als König der Langobarden erschien, und für Ludwig war eine ähnliche Erhebung in Aquitanien vorgesehen. Für den jungen Pippin wurde eine eigene Hofhaltung eingerichtet, kurz darauf auch für den zweiten Sohn, Ludwig, in Aquitanien, die eine und die andere unter der Leitung des Königs. Als eine Schmälerung der monarchischen Gewalt könnte man dies doch nicht ansehen; der Grund mochte zum Teil darin liegen, daß es dem Selbstgefühl der Nationalitäten entsprach. Überdies aber mußte es für die lokalen und provinziellen Administrationen Mittelpunkte geben, die nicht unmittelbar von

dem König abhingen, welcher sich meist in entfernten Regionen bewegte. Aber einen Stellvertreter aus einem anderen Geschlechte hätte er nicht aufstellen können, ohne die Zukunft des eigenen zu gefährden. Unter Einwirkung seiner beiden Söhne wurden in Italien und Aquitanien Grafschaften eingerichtet, in Analogie mit den verwandten Einrichtungen im fränkischen Reiche.

Die verbundene Autorität des Papstes und des Königs, der jetzt alle territorialen Gewalten unterworfen waren, genügte, um die Ruhe zu sichern; auch der Friede mit den Griechen gehörte dazu.

Über die Stellung Karls in der Welt, wie sie in dieser Zeit war oder erschien, besitzen wir, ich will nicht sagen, ein Zeugnis, aber doch eine Andeutung in der kleinen Schrift des Paulus Diakonus über die Bischöfe von Metz. Er war eben damals zu persönlicher Bekanntschaft mit Karl gelangt und erwähnt seinen Besuch in Rom und sein Verhältnis zum Papst. Das Unerwartete ist, daß er den König als Herrn von Rom und zugleich von ganz Italien betrachtet. Auch auf Germanien hatte das gute Verhältnis zwischen Papst und König insofern Einfluß, als Tassilo von beiden zugleich an sein vasallitisches Verhältnis erinnert wurde. Im Spätjahr 781 erschien er auf der Reichsversammlung in Worms, um sich aufs neue zu alle dem zu verpflichten, was er einst dem König versprochen habe. Ein vollkommenes Verständnis wurde dadurch nicht geschaffen, denn Tassilo kam nicht, ohne sich durch Geiseln sicheres Geleit ausbedungen zu haben, aber auch er stellte dann Geiseln für die Erfüllung seines Versprechens. Jeder Bruch war vermieden und Karl konnte nun an die definitive Durchführung der Pacifikation von Sachsen gehen.

Im Juli 782 hielt er eine seiner großen Reichsversammlungen in Lippspringe ab. Wie so ganz verändert ist der Horizont, der sich uns hier eröffnet. Der König hatte auf seinem letzten Zuge die Sachsen zum Versprechen der Treue genötigt. Er hatte durchgesetzt, was einst seinem Vater und dann ihm versprochen war: das Land war in kirchliche Bezirke eingeteilt worden, wo dann Predigt und Taufe methodisch festgesetzt wurden. Die Sachsen waren dann auch während seiner letzten Abwesenheit in Italien ruhig geblieben. Die Bekehrung ging in der angebahnten Weise fort. Unter Karls Auspicien hatte Willehad, ein Angelsachse wie Bonifacius, das Werk der Bekehrung im Gau Wigmodia mit vielem Erfolg unternommen. Mit dem kirchlichen Fortschritt waren die Landeseinrichtungen enge verbunden. Wie in Frankreich und Aquitanien, so gewann die Grafengewalt im nördlichen Germanien Bestand. Die vornehmsten Sachsen wurden zu derselben herbeigezogen; dabei blieb doch das altsächsische sociale Herkommen unangetastet. Die Stammesoberhäupter waren nach Weise der Angelsachsen durch ein zwölfmal stärkeres Wehrgeld geschützt als die Freien, sodaß eine Verschmelzung sächsischer Zustände mit den fränkischen und dann ein enges Anschließen zugleich in der Idee des Christentums zu erwarten war. Auf demselben Reichstag erschienen die Sachsen zahlreich aus allen Gauen, und Botschafter der

nächsten heidnischen Nachbarn, des Königs der Dänen, des Chakan der Avaren, deren Bekehrung sich hoffen ließ, wenn die eingeführte Ordnung in Germanien namentlich bei den Sachsen sich befestigte. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind auf diesem Reichstag die Kapitularien vereinbart und erlassen worden, welche die geringste Abweichung von dem Christentum als das schwerste aller Verbrechen ahndeten. Wenn z. B. ein Angriff auf den Grafen mit der Einziehung der Güter des Schuldigen bestraft wird, so wird die Ermordung eines Diakonen mit der Todesstrafe geahndet, selbst jeder Einbruch in die Kirche, jede Überschreitung der kirchlichen Gebräuche, z. B. der Fasten. Es sind drakonische Gesetze, ich meine solche, in denen das Prinzip mit äußerster Strenge festgehalten wird. Jede Abweichung wurde als ein Rückfall in das Heidentum, als Apostasie und Feindseligkeit betrachtet.

Ist es wahr, daß diese blutigen Gesetze dem Moment angehörten, in dem alles beruhigt erschien, so entsteht die Frage, warum sie gerade damals erlassen worden sind. Sie werden erst dadurch erklärlich, daß der Führer des Widerstandes, welcher eine große Partei im Lande hatte, Widukind, auf dem Reichstag zu erscheinen vermieden und sich zu den germanischen Stämmen im Norden begeben hatte, welche noch eifrige Heiden waren. Die größte Gefahr lag darin, daß er nach Sachsen zurückkehren würde, um die alte Opposition gegen den König und das Christentum zu erneuern. Dem nun sollte durch die Verschärfung der Strafgesetze vorgebeugt werden. Man dürfte nicht leugnen, daß die Strenge der Gesetze einen Widerstand gegen dieselben hervorrufen mußte. In Verwickelungen dieser Art tritt das immer ein. Die Maßregeln, die man ergreift, um den Ausbruch der Opposition zu verhüten, sind geeignet, denselben zu erwecken. Hier zeigte sich diese Wirkung unverzüglich.

Die Sachsen hatten kein monarchisch-hierarchisches Centrum, selbst die verschiedenen Stämme keine volle Einigung und, wie gesagt, die meisten Großen waren bereits Karl gefolgt. Aber in Zeiten, wie diese, sind immer Männer erstanden, welche die volkstümliche Einheit bewußt oder unbewußt in ihrer Person repräsentieren und sie mit den verwandten Weltelementen in Verbindung bringen.

Eine solche war der Sachse Widukind; er hatte auch in seiner Abwesenheit auf die letzten Erhebungen der Sachsen Einfluß geübt, aber sich immer abseits gehalten; bei dem Reichstage zu Lippspringe hatte man ihn vermißt, wie die Annalen ausdrücklich bemerken. Indem er jetzt in Sachsen erschien, bereitete sich ein allgemeiner Widerstand vor. In dem Leben eines angelsächsischen Missionars, der sich aus Friesland nach Sachsen wandte, wird eine Volksversammlung der Sachsen erwähnt zu Marklo an der Weser, in welcher die äußerste Abneigung gegen jeden Bekehrungsversuch vorherrschte, sodaß sein Leben nur durch die Vorstellung gerettet wurde, er sei doch ein Sendbote Gottes des Höchsten. Aber die neu eingerichteten Stätten christlicher Verehrung wollte man nicht dulden. Plötzlich wurden die neuen Pflanzungen

angefallen und vernichtet, denn auch der heidnische Glaubenseifer kannte keine Schonung.

Statt von einem gegen die Sorben bestimmten Heereszuge von den Sachsen unterstützt zu werden, mußten die Franken unerwarteterweise ihre eben zu jenem Zweck gesammelten Streitkräfte gegen diese selbst richten. Die Wendung, die sie nahmen, hatte aber einen sehr unglücklichen Erfolg. Man bemerkt dabei einen eifersüchtigen Wettstreit zwischen den fränkischen Heerführern, wie er sonst nicht vorkommt.

Ein Verwandter des karolingischen Hauses, Graf Theoderich, hatte sich aus eigenem Antrieb auf den Weg gemacht, um dem Aufstand der Sachsen zu begegnen. Die beiden fränkischen Heere trafen an der Weser in der Nähe des Süntel zusammen. Es wurde verabredet, wenn die Stellung der Sachsen erkundet sei, sie von beiden Seiten anzufallen. Diese Rekognoszierung nahmen aber die Führer des gegen die Sorben bestimmt gewesenen Heeres in der Absicht vor, zugleich den entscheidenden Schlag gegen die Sachsen zu führen. Sie wollten nicht zulassen, daß der Sieg, den sie für gewiß hielten, dem Grafen zugeschrieben würde. Sie näherten sich eilfertig und unvorbereitet dem sächsischen Lager. Die Sachsen hatten vor demselben Stellung genommen und traten ihnen mit überlegenen Kräften entgegen. Die ansprengenden Franken wurden geschlagen, ihre Führer, die sich am weitesten vorgewagt hatten, getötet; die übrigen nahmen ihre Zuflucht zu Theoderich, der indessen ruhig in seinem Lager geblieben war und ihnen Sicherheit verschaffte. Man hat diese Niederlage wohl mit der Teutoburger Schlacht verglichen, mit der sie auch eine entfernte Ähnlichkeit darbietet. Der Unterschied war vor allem, daß der zurückgeschlagene Angriff ohne Geheiß des großen Königs, der diese Feldzüge leitete, unternommen worden und das fränkische Heer doch nur zum geringen Teil bei einem nicht gehörig vorbereiteten Anlauf zurückgewiesen war.

Gleich darauf erhob sich König Karl in eigner Person mit gesammelter Kraft, um seine in Sachsen begonnenen christianisierenden Institutionen nicht zu Grunde gehen, oder das Volk von seinen Gelöbnissen zurücktreten zu lassen. Seine Vorkehrungen brachten in der That die Wirkung hervor, daß Widukind sich entfernte, die Sachsen in einer Reichsversammlung zu Verden an der Aller ihren alten Treueid erneuerten. Was sollte aber mit denen geschehen, die sich empört hatten? Gegen diese wurden die schärfsten Verordnungen, die in den Kapitularien vorkamen, zur Geltung gebracht. Darin war die Todesstrafe gegen alle ausgesprochen, welche sich mit den Heiden gegen die Christen verbinden würden. Der älteste Chronist erzählt, die Schuldigen seien von den Sachsen dem König überliefert worden, um sie zu töten. Es ist die Handlung, welche das Andenken Karls am meisten belastet, daß er die in seinem Kapitular angedrohte Strafe in aller ihrer Strenge vollziehen ließ. Die Überlieferten waren an Zahl viertausend fünfhundert; sie wurden zu Verden an ein und demselben Tage sämtlich enthauptet.

Ohne Zweifel meinte Karl einer Wiederholung des Abfalles dadurch auf

immer vorzubeugen, allein die Hingerichteten hatten Freunde, Gesinnungsgenossen und einen unbeugsamen Führer in der Fremde. So tief wurden alle öffentlichen und privaten Verhältnisse hierdurch verletzt, daß nun doch der ganze sächsische Name sich gegen Karl erhob; die Empörung, die der König hatte vermeiden wollen, rief er damit vielmehr hervor. Aber auch diesmal ermannten sich die Sachsen nicht zu einem Angriff, wie einst die Cherusker — die übrigens ihre Altvordern nicht waren — sie erwarteten abermals die Ankunft des Kriegsheeres Karls in ihrem Lande und dem waren sie nicht gewachsen. Noch indem sie sich bei Detmold zu einer Schlacht vorbereiteten, wurden sie von Karl, der nur mit einer Abteilung seines Heeres, wahrscheinlich derselben, die auch sonst als Scara Francisca erscheint, so rasch wie möglich herbeieilte, angegriffen, überrascht und durch den gewohnten stürmischen Anlauf auseinandergesprengt. Sie erlitten dabei erhebliche Verluste, doch kann das Treffen noch nicht als entscheidende Schlacht betrachtet werden. Beide Teile rüsteten sich zu einem neuen Kampfe, der das werden sollte. Der König vereinigte seine gesamte Streitmacht in dem Lager bei Paderborn, die beiden Heere stießen an der Hase zusammen. Wie hätten aber die schon einmal von einer kleinen Schar in Unordnung gebrachten sächsischen Mannschaften gegen die in ihrer ganzen Stärke vorrückende Kriegsmacht der Franken sich behaupten sollen? Die Sachsen wurden vollkommen geschlagen, das fränkische Heer trug reiche Beute davon und machte eine große Anzahl Gefangene. Die Hauptsache war, daß der Widerstand, der als ein wahrhaft nationaler bezeichnet werden kann, gebrochen wurde. Karl konnte durch die sächsischen Gebiete bis zur Elbe vorrücken. Überblicken wir nochmals den Gang des Krieges, so rührte das Unglück der Sachsen daher, daß sie sich vorlängst zu weitgehenden Verpflichtungen hatten bestimmen lassen, wie gegen Pippin so gegen Karl, welche sie dann infolge der zwischen ihnen selbst herrschenden Entzweiungen nicht zur Ausführung brachten.

Vom fränkischen Standpunkt aus erschienen sie immer als Rebellen. Um sich zu behaupten, haben sie drei große Kriege bestanden, den ersten 775 bis 777, der mit dem Reichstag zu Paderborn endigte, bei welchem sie Freiheit und Eigentum verwirkt zu haben erklärten, wenn sie von ihren Zusagen zurückträten. Das geschah nun sogleich nach den Mißerfolgen Karls in Spanien, aber ihre Anfälle waren machtlos. Sie wurden im Jahre 779 und 780 abermals gewaltsam niedergeworfen und zur Erneuerung ihrer alten Versprechungen genötigt, so besonders auf dem Reichstag zu Lippspringe, an dem sie selbst teil nahmen. Es ist wahrscheinlich, daß damals das Capitulare ausgefertigt wurde, in welchem nicht allein der Verlust der Freiheit und des Landes, sondern Lebensstrafe auf religiösen oder politischen Abfall gesetzt wurde. Ich sprach schon die Vermutung aus, daß das in Voraussicht eines neuen Heidenaufstandes geschehen sei, der dann auch nicht auf sich warten ließ. Es war die gefährlichste Empörung, die Karl überhaupt bestanden hat; es gelang ihm, sie zu bemeistern.

Drei Siege Karls möchte ich hervorheben: den ersten bei Brunisberg, durch welchen Sachsen den Waffen des Königs eröffnet, den zweiten bei Bocholt, durch welchen eine teilweise Empörung niedergeschlagen, den dritten an der Hase, durch welchen der Untergang des wiedererstandenen Heidentums in Germanien entschieden worden ist.

Man begreift es, daß der Papst in Rom, zu dem die verjagten Missionare ihre Zuflucht genommen hatten, den Sieg mit religiösen Dankfesten feierte. Eine der letzten Vormauern des noch im Norden herrschenden heidnischen Kultus war gefallen. Er schreibt die Siege der Dazwischenkunft der beiden Apostel Petrus und Paulus zu, was auch insofern den Thatsachen entspricht, als die religiöse Verehrung der heiligen Stätten und der christliche Begriff, wie er sich daselbst ausgebildet hatte, einen der vornehmsten Antriebe der Franken bildete.

Im folgenden Jahre finden wir die Franken nochmals in zwei Heeresabteilungen Sachsen durchziehen und die wiederaufflammende Empörung niederwerfen. Mit den Ostfalen wurde abermals ein Vertrag geschlossen. Gegen die noch Widerspenstigen schlug Karl ein Verfahren ein, wie einst sein Vater in Aquitanien.

Karl nahm seinen Aufenthalt im Winter 784/5 in Eresburg und hielt von da aus die widerspenstigen Sachsen durch stete Angriffe in Atem. Dann berief er eine Reichsversammlung in Paderborn. Die mosellanischen Annalen geben an, daß auch Sachsen an der Versammlung teilnahmen. Nach gepflogener Beratung wurden die strengsten Verordnungen zur Erhaltung der Kirche getroffen. Es ist ein schmerzlicher Anblick, den Stamm, der seine Unabhängigkeit und seine Religion verteidigte, immer aufs neue überwunden zu sehen. Aber die Sachsen unterlagen einer Macht, welche die Sache der Religion und der mit ihr verbundenen allgemeinen Kultur nach allen anderen Seiten hin, auch der moslimischen, verteidigte, — einer allgemeinen politischen und kirchlichen Notwendigkeit. Karl war der Vollstrecker der Weltgeschichte. Er hatte noch Menschenopfer und abergläubische Greuel, selbst den Genuß von Menschenfleisch zu bekämpfen, sodaß er hier eine civilisatorische Mission erfüllte, wie einst die Römer. Er machte der Idee des Menschengeschlechtes weitere Bahn. In dieser Idee nun, unter langen und blutigen Kämpfen ist es endlich gelungen, Franken und Sachsen wieder miteinander zu vereinigen, wie wir sie einst in den Zeiten des Constantius verbunden sahen.

Der Gedanke, daß man in den Sachsen Anbeter der Dämonen verfolge, tritt vor allem in der Taufformel hervor, die ihnen vorgeschrieben wurde.

Wie einst bei der Taufe Chlodwigs die Franken, so sagten sich jetzt die Sachsen von dem Satan los, von ihren alten Göttern, den Werkzeugen desselben, Wodan, Donar, sowie den übrigen Unholden, die ihre Genossen seien, und schlossen sich dem Bekenntnis der Dreieinigkeit an, wie es jetzt in der germanischen und romanischen Welt überhaupt herrschte. Der Frankenkönig hatte die Freude, auch den gefährlichsten Verfechter des Heidentums zu diesem

Bekenntnis herüberzuziehen. Widukind und dessen Freund Abbio kamen zu ihm, wie er ausdrücklich gefordert hatte, nach Francien, nicht jedoch, ohne daß ihnen Geiseln gestellt wurden, welche ihre Sicherheit verbürgten. Der König empfing sie selbst und ihr zahlreiches Gefolge in seiner Villa Attigny, wo sie dann in der vorgeschriebenen Form getauft worden sind. Karl selbst war der vornehmste der Taufzeugen. Er war sehr glücklich darüber. Man hatte bisher angenommen, daß Karl in der Freude seines Herzens von dieser Erweiterung der Christenheit, die ihm nach Osten hin gelungen sei, dem König Offa von Mercia Nachricht gegeben habe, doch ist der Brief ohne Zweifel erdichtet. Der König hatte Ursache, vollkommen zufrieden zu sein, wenn er nur das germanische Sachsen im Auge behielt.

Durch die Königsmacht, die sich bei den Franken auf Grund kirchlicher und politischer Ideen entwickelt hatte, waren die sächsischen Gaue unterworfen worden. Nachdem dies geschehen war, konnten Regungen des Ungehorsams, wie sie in Thüringen vorkamen, leicht überwältigt werden. Da man sich darauf berufen hatte, daß man dem König keinen Gehorsam schuldig sei, so wurde die Leistung eines allgemeinen Treueides in Deutschland sowie in Italien verordnet.

Nach beiden Richtungen hin fühlte sich der König als Herr und Meister. Allein diesseit sowie jenseit der Alpen gab es noch unentschiedene Verhältnisse, welche den Grad der Reichsangehörigkeit oder der Unterthänigkeit überhaupt modifizierten. Eines der wichtigsten staatsrechtlichen Probleme lag in der Existenz von intermediären Gewalten, die sich aus den früheren Jahrhunderten noch behaupteten. Noch gab es Herzöge, die eine gewisse provinziale Unabhängigkeit besaßen, dem Charakter des Volksherzogtums gemäß. In ihnen stellte sich die Stammesverschiedenheit und ihre besondere Berechtigung dar. Ihrer Natur nach widerstrebten sie der königlichen Gewalt. Sollten diese neben einem König, der mächtiger war, als je ein anderer, fortan bestehen? Sollte es noch fortan einen Herzog von Bayern, einen Herzog von Benevent geben, welche es wagen konnten, einem königlichen Befehl zu widerstreben und ihre eigenen politischen Gesichtspunkte demselben gegenüber zur Geltung zu bringen? Der Tradition der alten Stammesverhältnisse hätte dies entsprochen, aber eben im Kampf mit ihnen war das fränkische Königtum emporgekommen und Karl war nicht gemeint, sie zu dulden; er unternahm jetzt, die Zweifel in seinem Sinne zu erledigen. Auch dabei aber kam ihm nichts mehr zu statten, als sein Verhältnis zu Papst Hadrian.

Sowie Karl freie Hand hatte, denn Feindseligkeiten an verschiedenen Seiten zugleich zu bekämpfen, vermied er möglichst, wendete er seine Aufmerksamkeit auf den Widerstand, den ihm der Herzog von Benevent noch immer entgegensetzte. Von den Küsten der Nordsee, wo er die Angelsachsen berührte, begleiten wir ihn zu den Küsten des Adriatischen und Jonischen Meeres, wo er damals Verbündete an den Griechen fand.

Wir kennen schon den Herzog von Benevent, welcher noch immer die Autorität, die Karl als König der Langobarden in Anspruch nahm, nicht anerkannte. Arichis war zugleich mit den Griechen in Zerwürfnis geraten.

Er hatte Amalfi angegriffen, das zu dem noch griechischen Neapel gehörte. Der Herzog von Neapel nahm es in seinen Schutz. Arichis, der zugleich dem Papst die Anerkennung seines Patrimoniums versagte, mag mit Adelchis oder Tassilo von Bayern in Verbindung gestanden haben, — so hat man wenigstens angenommen; aber mit den drei dominierenden Potenzen: dem fränkischen König, dem Papst, dem griechischen Reiche, war er in offener Feindseligkeit begriffen. Als nun Karl zu Anfang des Jahres 787 wieder in Rom war, seine Reisen dahin waren immer zugleich Wallfahrten, so wurde das Verhältnis zu Benevent einer der vornehmsten Gegenstände der Beratung mit dem Papst.

Arichis fürchtete die Überlegenheit des Königs; er ließ ihm anbieten, Gehorsam zu leisten, doch möge er ihn nicht mit einem Kriegsheer überziehen. Karl wäre sehr geneigt gewesen, ihm Gehör zu geben, aber der Papst erklärte sich dagegen; auf die Erfüllung der Versprechungen des Arichis könne man nicht zählen. Auch die fränkischen Magnaten, die Karl umgaben, zogen eine kriegerische Unternehmung vor. Dergestalt rückte Karl mehr auf Anraten des Papstes und seiner Großen, als nach eigenem Ermessen gegen Arichis ins Feld. Schon in Capua aber erreichte ihn eine neue Gesandtschaft des Herzogs. Er bot abermals seine Unterwerfung an und versprach völligen Gehorsam, wofür er zwölf Geiseln und als dreizehnten seinen Sohn stellte. In Benevent schwur man dem König Treue und auch für die Patrimonien des h. Petrus wurde Fürsorge getragen. Da kam nun auch die oben angedeutete Wendung der byzantinischen Politik zu voller Evidenz. Es war in dieser Zeit, daß Irene das erwähnte Konzil zu Gunsten der Bilderverehrung zusammentreten ließ, durch dessen Beschlüsse ihre religiösen Differenzen mit dem Abendland gehoben und ihr selbst eine engere Verbindung mit demselben möglich wurde. Auch die Griechen erschienen in Capua und legten freundschaftliche Gesinnungen an den Tag. Alles hatte ein friedliches Aussehen, als sich der König nach Rom zurückbegab.

Jedermann war befriedigt davon, daß diese Differenzen ohne Blutvergießen ausgeglichen wurden, denn wie verderblich würde ein Krieg für Kirchen und Land geworden sein. Für Karl hatte dieser Erfolg noch eine andere Seite. Dadurch, daß er Arichis zum Frieden nötigte, erwies er dem Papst und der römischen Kirche einen großen Dienst, wodurch dieser gleichsam moralisch verpflichtet wurde, ihm einen anderen zu leisten, der sich aber nicht auf italienische, sondern germanische Gebiete bezog. Die Gelegenheit dazu bot sich wie von selbst, als eine Gesandtschaft des Herzogs von Bayern in Rom erschien, um einen festen Frieden mit dem Könige der Franken zu schließen.

Wir haben der zweifelhaften Beziehungen zwischen Tassilo und den Frankenkönigen schon mehr als einmal gedacht.

Nach der Ablegung seiner vasallitischen Gelöbnisse hatte sich der Herzog dem König Pippin bei seinem Unternehmen gegen König Waifar von Aquitanien angeschlossen, aber als dieser die Vasallenstellung Waifars in eine eigentliche Unterthänigkeit umzuwandeln Anstalt traf, war Tassilo abtrünnig geworden. Später hatte er sich zu Karlmann gehalten und war in das oppositionelle Familienverhältnis eingetreten, welches Karl eigenmächtig durchbrach.

Der Sturz des Desiderius war ein Unglück auch für den Herzog von Bayern, ein eigentlicher Bruch zwischen Bayern und Franken wurde jedoch vermieden.

Die Bajoarier nahmen Teil an dem Feldzuge Karls nach Spanien, dessen unglücklicher Ausgang das Ansehen des Königs überhaupt erschütterte und besonders auch auf Bayern zurückwirkte. Im Jahre 781 hatten der König und der Papst den Herzog an sein vasallitisches Verhältnis erinnern zu müssen geglaubt und dieser seine Gelöbnisse erneuert. Wir bemerkten jedoch, daß das nur durch gegenseitige Stellung von Geiseln möglich wurde und zu einem festen Frieden war es doch nicht gekommen.

Überhaupt erscheint Tassilo in den Urkunden mit den Attributen der Unabhängigkeit, er wird als der höchste Fürst bezeichnet, seine Regierungsjahre werden gezählt. Die geistlich-weltlichen Synoden, die er beruft, fassen selbständige Beschlüsse. Es geschieht eines Kollegiums der Vornehmsten seines Reiches Erwähnung, das mit ihm vereinigt gültige Verfügungen traf. Er hat seinen Sohn als seinen Nachfolger eingesetzt und seine Grenzkriege auf eigene Hand geführt. In den Annalen wird sogar ein Kampf der Bajoarier gegen die Franken im Etschgebiet erwähnt. Im Jahre 787 schickte der Herzog zwei vornehme Geistliche nach Rom, um unter Vermittelung des Papstes ein gutes Vernehmen mit dem König herzustellen. Karl erklärte sich bereit dazu, aber mit der bloßen Zusage des Herzogs wollte er sich nicht begnügen: er wünschte in Gegenwart des Papstes Bestimmungen festzusetzen, auf die er sich verlassen könne. Auf eine solche Unterhandlung weigerten sich jedoch die Gesandten einzugehen; sie sagten, sie seien nicht ermächtigt, Bürgschaften irgend welcher Art zu geben.

Dann aber blieb nichts anderes übrig, als die Entscheidung der Waffen anzurufen. Da hat dann der Papst nicht allein die Partei des Königs ergriffen, sondern dessen Ansprüche mit seiner apostolischen Sanktion verstärkt; er sprach das Anathem über den Herzog aus, wenn er die Zusagen nicht erfülle, die er den beiden Königen Pippin und Karl geleistet habe. Er erklärte, wenn Tassilo den Eid breche und es darüber zum Blutvergießen komme, so solle die Verantwortlichkeit für alle Übel des Krieges, welche dann eintreten würden, allein auf den Hezog fallen, den Franken solle keine Schuld an denselben beigemessen werden können.

Nicht zu übersehen ist, daß hiebei der Papst den Herzog ermahnte, nicht allein dem König, sondern auch dessen Söhnen und den Franken überhaupt

Gehorsam zu erweisen. Wie hätte aber Tassilo einer kategorischen Anweisung dieser Art Folge leisten sollen. Die Unterwerfung unter die Söhne des Königs und das Volk der Franken würde die Selbständigkeit seines Hauses und Landes auf immer vernichtet haben. Aber fragen muß man doch, wie er erwarten konnte, dem fränkischen Heere Widerstand zu leisten. In diesem Augenblicke war durch die Annäherung Irenes gegen Papst und Kaiser die ganze Bundesgenossenschaft zersprengt, auf die er einst gerechnet hatte. So wälzte sich die Entscheidung der Waffen wie einst über die Sachsen so jetzt über die Bayern wie ein unvermeidliches Geschick daher.

Nach seiner Rückkehr aus Italien schlug Karl seine Hofhaltung in Worms auf, wohin er dann auch die vornehmsten Großen, namentlich die Geistlichen einlud. Er ließ Tassilo auffordern, den Spruch des Papstes zu erfüllen und sich selbst am Hoflager des Königs einzustellen. Daß Karl auf Folgeleistung des Herzogs gerechnet habe, läßt sich nicht annehmen. Eginhard spricht das deutlich aus, die alten Annalen deuten es wenigstens an: der König sah voraus, was da kommen würde.

Man begreift es, daß Tassilo sich weigerte zu kommen; er hätte sich dadurch in einen Zustand gefügt, aus dem er sich eben loszuwinden strebte. Es waren gleichsam zwei verschiedene Atmosphären an den beiden Höfen. Hildegardis war bereits im Jahre 783 gestorben, Karl hatte sich dann mit Fastrada, einer geborenen Frankin, vermählt. Diese war in Worms bei ihm, wo man sich in mannigfaltigen Festlichkeiten erging. Fastrada ist dafür bekannt, daß sie ihren Einfluß immer zu strengen Maßregeln verwandte. Dagegen lebte die Gemahlin Tassilos, die Tochter des Desiderius, noch immer innerhalb des Gedankenkreises, der zur Zeit ihrer Vermählung vorgewaltet hatte. Eben diesen aber auf immer zu zersprengen, dahin ging die natürliche Absicht Karls. Er war entschlossen, seinen vom Papst anerkannten Rechtsanspruch, wie es ja in Rom vorausgesehen war, mit den Waffen zur Geltung zu bringen. Er setzte sich mit den Truppen, die um ihn waren, gegen Bayern in Bewegung und bot noch zwei andere Heere auf, die von Italien und Mitteldeutschland her, das eine gegen die Alpenpässe, das andere gegen die Donau vorrückten.

Es war die allgemeine Frage, deren wir schon oben gedachten, ob eine aus dem alten Stammeswesen hervorgewachsene fürstliche Gewalt, die an ihren besonderen Vorzügen festhielt, mit der Unterordnung unter das fränkische Großkönigtum noch zu vereinigen sein würde. Tassilo verzweifelte, seine Territorialmacht, wie er sie bisher besessen, ferner zu behaupten. Er unterwarf sich einer Ceremonie, durch welche er zuerst auf sein Herzogtum verzichtete, dann aber es wieder empfing, gleich als wäre es eigens darauf abgesehen gewesen, das freie Volksfürstentum in ein abhängiges Herzogtum zu verwandeln. Er leistete seinen Vasalleneid, zugleich aber stellte er — und darauf kam es an — zwölf Geiseln, als den dreizehnten seinen Sohn, wie Arichis in Capua, um zur Sicherung seiner Gelöbnisse zu dienen. Was das

in den Augen der Zeitgenossen bedeutete, entnimmt man aus der Notiz, daß Tassilo sein Reich und seine Person dem Frankenkönig überliefert habe. Eben das geschah, was der Papst gefordert und die Gesandten Tassilos verweigert hatten. Der Herzog wäre des Gehorsams in seinem Lande nicht sicher gewesen, hätte er sich dem Spruche des Papstes widersetzt. Auf dem Eingreifen der geistlichen Gewalt beruhte nun einmal die weltliche Ordnung in dem damaligen Augenblick.

In Tassilo lernt man den Widerstreit der Prinzipien der Reichseinheit im allgemeinen und der lokalen Gegenbestrebungen kennen. Er verdankte sein Herzogtum vor allem seiner Herkunft aus dem agilolfingischen Stamme, nicht jedoch ohne Teilnahme des im Frankenreich zur Herrschaft erhobenen Geschlechtes, jetzt war er verpflichteter Vasall, aber er konnte sich des Selbstbewußtseins der fürstlichen Macht niemals entschlagen. Wohl erschien er bei der nächsten Reichsversammlung, die zu Ingelheim im Jahre 788 abgehalten wurde, persönlich, um seiner Vasallenpflicht zu genügen, allein er vermochte nicht zu verbergen, wie viel ihm das kostete. Er ließ verlauten, tausendmal lieber wolle er sich dem Tode weihen, als in diesem Zustand verharren; den Eid selbst hat er für nichtig erklärt, die Anhänger Karls in seinem Gebiete mißhandelt. Man sagte ihm nach, durch seine Gemahlin habe er sich bestimmen lassen, die Hülfe der Avaren nachzusuchen. Seine Ankläger waren die Bayern selbst. Nicht ohne Mißbehagen begleitet man diesen Zustand äußeren Verständnisses und geheimer Feindseligkeit; der Schlüssel zu allem liegt ohne Zweifel darin, daß die Franken dem Herzog die Entfernung vom Heereszug Pippins nach Aquitanien niemals vergessen hatten. Sie gaben ihm Herisliz schuld, das erste deutsche Wort, das in historischem Zusammenhang erscheint, das heißt: das Verbrechen der Desertion. In diesem Akt lag der Ursprung des Mißverständnisses, das den Untergang Tassilos bewirkte.

Als es gegen den Angeklagten zu einem Rechtsverfahren kam, wurde Tassilo zum Tode verurteilt. Zu diesem äußersten aber wollte der König doch bei einem nahen Anverwandten seine Einwilligung nicht aussprechen. Nachdem er Tassilo selbst hatte befragen lassen, verdammte er ihn zu fortwährender Einschließung in ein Kloster. Zuerst war es ein neustrisches, Jumièges bei Rouen, später das Kloster Lorsch selbst. Auch seine Gemahlin und Kinder wurden in verschiedene Klöster geschickt. Bayern wurde hierauf als fränkisches Gebiet behandelt. Es wurde in Grafschaften geteilt, wie Sachsen, nur daß unter den Grafen einer bezeichnet wurde, dem die militärische Leitung der übrigen obliegen sollte.

Es ist an sich nicht auszusprechen, welche Bedeutung diese Begebenheiten für die Konsolidation der deutschen Nation haben. Unter einem Herzog wie Tassilo, der sich zugleich als europäischer Fürst fühlte, wäre sie niemals möglich gewesen. Man hat dies in dem Moment nicht empfunden, aber als eines der vornehmsten Ereignisse in der deutschen Geschichte muß es angesehen werden, daß, nachdem die Franken sich des mittleren Germaniens bemeistert

hatten, auf der einen Seite Sachsen, auf der anderen Bayern, ihnen zwar nicht unterwürfig wurden, aber doch analoge Einrichtungen empfingen. Grafschaft und Bistum beherrschten die gesamten Gebiete, die aber noch entfernt waren, sich als Einheit zu fühlen. Wie sehr dies gleich im ersten Augenblick in die großen Angelegenheiten eingriff, ergiebt sich daraus, daß die Avaren, die in dem Moment der Katastrophe von Ingelheim eben in Bayern eingedrungen waren, von den Bayern mit fränkischer Hülfe vertrieben wurden.

Karl ging nach Bayern, nicht allein, um die Besitznahme des Landes zu vollenden, sondern um zugleich die Grenzen gegen neue Einbrüche der Avaren zu sichern.

Feindseligkeiten dieser Art lagen aber in der Natur des avarischen Volkes, das von seinen Ringen in Pannonien aus gewohnt war, die weitesten Kriegsunternehmungen auszuführen. Das meiste hatte das griechische Reich davon zu leiden. Mehr als einmal haben sie, mit den anderen Gegnern desselben verbündet, Konstantinopel mit dem Untergange bedroht, und wie oft haben sie das benachbarte Italien durchstreift. Sie spielten in den politischen Verflechtungen unter den Merowingern eine Rolle; Italiener, Germanen, Slaven wurden von ihren Einfällen bedrängt; und das würde so fortgedauert haben, wenn nicht ein wahrhaft mächtiges fränkisches Reich entstanden wäre. Es war nun nicht auf einen Vernichtungskrieg gegen die Avaren abgesehen, wenn König Karl im Jahre 791 einen Heereszug gegen dieselben unternahm. Seine Absicht war, wie wir von den ältesten Chronisten erfahren, nur auf Verteidigung und Abwehr gerichtet, bei welcher die Idee der Kirche über alles hervortrat: denn der Fortgang der christlichen Pflanzungen längs der Donau wurde durch die unaufhörlichen Raubzüge der Avaren unterbrochen.

Der Feldzug hatte fast ein geistliches Ansehen; er wurde mit Litaneien und Fasten begonnen, Psalmen singend schritten die Geistlichen daher, welche die göttliche Hülfe für dies zugleich religiöse Unternehmen anflehten. In einem Brief, in welchem der König seiner Gemahlin Fastrada von einem glücklichen Gefechte italienischer Truppen gegen die Avaren Kunde giebt, gedenkt er auch der guten Nachrichten von dem Wohlbefinden des Apostolikus, des Papstes, die ihm dabei zugekommen sind. Der Brief atmet die heiterste Stimmung; es ist ein Kriegsbericht aus ältester Zeit, der zugleich in das vertraulichste Familienleben eingreift. Auch die Königin aber wird darin aufgefordert, geistliche Übungen anzustellen und sich an den Fasten zu beteiligen, wenn es ihre Gesundheit erlaube.

Das Heer rückte in zwei Kolonnen an den beiden Ufern der Donau vor, die Hauptmacht unter dem König selbst auf dem rechten Ufer, ein zweites Heer auf dem linken, dem sich auch andere deutsche Scharen, Friesen, Sachsen, Thüringer, anschlossen. Man kann es als das erste gemeinsame Unternehmen der deutschen Stämme, die jetzt durch eine gewaltige Hand vereinigt wurden,

betrachten. Einen so gewaltigen Angriff zu bestehen, waren die Avaren nicht fähig.

Sie hatten ihre Befestigungen zum Teil in den Ruinen alter römischer Kastelle aufgeworfen — noch einmal erscheint der Name des alten Comagena — aber sie verloren den Mut, sich zu behaupten, als sie die feindlichen Truppen an beiden Ufern und zugleich zur Unterstützung derselben ein fränkisch-bayrisches Geschwader auf dem Fluß erscheinen sahen. In ihrem Zurückweichen erblickten die Priester eine Erhörung ihres Gebetes. Für die Hauptabsicht des Königs war hierdurch genug geschehen; nachdem er die Grenzen einigermaßen gesichert hatte, kehrte er nach Bayern zurück. Die Christianisierung und der Anbau des Landes konnten Hand in Hand fortgesetzt werden.

Ich erlaube mir hier inne zu halten. Der erste Biograph Karls hat sich das Verdienst erworben, dem aus dem Altertum überkommenen Muster folgend, die Kriege seines Helden nach den provinziellen Gesichtspunkten, nach den verschiedenen Landschaften, in denen sie sich vollzogen, von einander zu sondern. Für die späteren Nachkommen ist es die Aufgabe, den inneren Zusammenhang derselben nachzuweisen; sie bilden alle eine einzige Handlung, deren Gesamterfolg von hoher weltgeschichtlicher Bedeutung ist. Es war die Arbeit von zwanzig Jahren.

In der Epoche von 772 bis 791 war die von Pippin gegründete Macht behauptet und zu einem neuen Reiche, das die Zeitgenossen als Großkönigtum bezeichneten, erweitert worden. Das beherrschende Ereignis lag in der Vereinigung Italiens mit Germanien und dem von den Franken in Besitz genommenen Gallien; zugleich aber war das fränkische Germanien durch die definitive Überwältigung der Sachsen und die Einverleibung von Bayern vollendet worden.

Von einem Bewußtsein der Einheit Deutschlands war dabei nicht die Rede; alles bezog sich immer auf die Zugehörigkeit zu der allgemeinen Kirche und der Unterordnung unter das von Pippin umgestaltete Königtum. Dies aber war auch im westlichen Gallien verstärkt und zugleich die Autorität der langobardischen Krone, welche an Karl übergegangen war, aufrecht erhalten worden. Ein durch den Angriff auf die Moslime erlittener Mißerfolg hatte im allgemeinen nichts geschadet. Es war ein abgeschlagener Angriff gewesen, durch den die Notwendigkeit der Verteidigung um so mehr zur Anschauung gebracht worden war. Für eine solche war das Bestehen eines umfassenden Reiches im Occident eine wesentliche Bedingung.

Beim ersten Blick aber tritt der Unterschied gegen den Islam, welcher nur eine einzige geistlich-weltliche Autorität anerkannte, hervor. In dem fränkischen Reich waltete dagegen eine zwiefache Autorität. Der königlichen Macht, welche das Großkönigtum gebildet hatte, trat eine andere zur Seite, welche eine innere Unabhängigkeit besaß, die geistliche.

Auf dies Verhältnis wenden wir zunächst unsere Augen.

Der geistliche Charakter des fränkischen Großkönigtums.

Die Konsolidation des Großkönigtums beruhte auf dem Verhältnis der Centralgewalt zu den verschiedenen Provinzen, der lokalen Sonderrechte, die diesen gelassen wurden, zu der einheitlichen Autorität, welche sie alle umfaßte. Die Centralgewalt selbst aber war aus dem Zusammenwirken der geistlichen Macht mit der weltlichen entsprungen; ihr Bestehen fußte auf dem Zusammenwirken des Papsttums mit dem Königtum, der Verbindung des Priestertums und seiner kirchlichen Anstrengungen mit dem Heerbann und dessen Siegen. König Karl war eigentlich in dieser Verbindung erwachsen; er war es ja, der in seinen frühen Jugendjahren den Papst Stephan nach Ponthion geleitet hatte. Mit seinem Vater und seinem Bruder zugleich hatte er die Salbung empfangen, die das erbliche Königtum begründete. In den Differenzen, die sich zwischen ihm und dem jüngeren Bruder erhoben, hatte denn doch der Papst dadurch den Ausschlag gegeben, daß er verweigerte, nach dessen Tode den ihm nachgelassenen Söhnen durch kirchliche Autorität ihr natürliches Erbrecht zu bestätigen. Nichts trug dann mehr als eben dies Verhältnis zur Entscheidung im Kriege gegen die Langobarden bei.

Im Namen des heiligen Petrus und mit dem bestimmten Zweck, die Hindernisse wegzuräumen, die sich der Bekehrung entgegensetzten, wurde der Krieg gegen die Sachsen geführt. Die Siege, die Karl in demselben erfocht, hatten vor allem den Erfolg, das Christentum auszubreiten. Bei dem Feldzug, der nach Spanien unternommen wurde, verschmolzen sich weltliche und geistliche Tendenzen. So wurde auch der unglückliche Erfolg desselben nach beiden Seiten hin empfunden, wie im Kampf mit den Sachsen, so auch in Italien. Bei den weiteren Besprechungen König Karls mit Hadrian war die Absicht, den wiederentstandenen Unruhen ein Ende auf immer zu machen. Ohne die enge Verbindung, die bei der zweiten und dritten Zusammenkunft in Rom geschlossen wurde, wäre die Unternehmung gegen Bayern nicht möglich gewesen. Die Entfremdung des Patrimoniums der Kirche wurde durch den König, die Selbständigkeit der Waffen und der Politik, die der Herzog von Bayern dem König gegenüber geltend machte, durch das Urteil des Papstes aufgehoben und vernichtet. Diese Vorgänge gaben der höchsten Autorität im Reiche doch wieder einen doppelseitigen Charakter; das Großkönigtum Karls war auf ein Verständnis mit dem obersten Geistlichen, den es im Abendlande gab, angewiesen. Nicht allein aber das Königtum selbst, sondern auch die Entwickelung des Reiches, seine momentane Stellung und seine Zukunft beruhten auf dem Fortbestand und der Ausbildung dieser Doppelseitigkeit.

Besonders darin fand diese einen Ausdruck, daß die kanonischen Bestimmungen der Kirche als weltliche Gesetze anerkannt wurden. Wenn wir jene Verabredungen, die zwischen Papst und König im Jahre 787 zu stande kamen, wegen ihrer Folgen in den deutschen und italienischen Gebieten hoch

anschlagen müssen, so haben sie auch eine nicht geringere Bedeutung für das innere Frankenreich: denn durch dieses Einverständnis wurde es vermittelt, daß die Gesetzgebung der Kirche in demselben zur Anerkennung gelangte. Bei der vorläufigen ersten Begründung der lateinischen Kirche im 6. Jahrhundert hatte der Freund Cassiodors, Dionysius Exiguus eine Sammlung der alten Kirchenbeschlüsse in lateinischer Sprache zusammengestellt und ihr die Dekrete der Päpste hinzugefügt; diese Sammlung hatte bald ein großes Ansehen erlangt und bereits bei den früheren Berührungen mit den Franken eingewirkt.

Schon Papst Zacharias hat davon einen sehr umfassenden Gebrauch gemacht. Jetzt aber geschah das von seiten des Königs. Im Jahre 789 wurde die ganze Sammlung auf einem feierlichen Reichstag zu Aachen aufs neue vorgelegt und recipiert. In dem Edikte hierüber tritt der geistliche Charakter des Königtums besonders hervor. Als der wahre König für alle Zeiten wird der Sohn Gottes verkündigt, denn in Christus erschien die den irdischen Verhältnissen zugewandte Seite der Gottheit. Karl selbst bezeichnet sich als König und Regierer der Franken durch die Gnade Gottes, als Verteidiger und demütigen Gehülfen der Kirche. Darin liegt ein kirchenhistorisches und selbst allgemein geschichtliches Ereignis von Wichtigkeit: denn mit den Konzilienbeschlüssen wurden auch die dogmatischen Resultate der vorangegangenen Entwickelung, was wir die griechisch-römische Katholicität nannten, ein Grundgesetz des fränkischen Reiches. Aber von einer vollkommenen Abhängigkeit des Staates von der geistlichen Gewalt war doch unter König Karl nicht die Rede. Er hielt sich in dieser Hinsicht auf der von seinen Vorfahren betretenen Bahn. Karl Martell war deshalb später verrufen, weil er sich mannigfaltige Säkularisationen erlaubt hätte. Ganz so verhält es sich nun nicht.

Unleugbar aber ist, daß Karl Martell Anweisungen geistlicher Einkünfte an weltliche Große vielfach eingeführt hat; so haben auch seine Söhne vielfach in den Besitz der Kirche eingegriffen und diesem Beispiel ist Karl gefolgt.

Karl der Große bezeichnet die Klostergüter geradezu als sein Eigentum; er nimmt das Recht in Anspruch, sie zu verleihen, wem er will. Verwandte Ausdrücke erscheinen auch hie und da in Bezug auf die Bistümer. Verleihungen weltlicher Güter an vornehme Laien selbst ohne Bewilligung der Bischöfe waren an der Tagesordnung. Man hat wohl die freilich nicht beglaubigte Notiz, die vornehmen Laien hätten es auf eine Verteilung der Kirchengüter zu ihren Gunsten überhaupt abgesehen gehabt. Dem aber widersetzte sich der König, der durch seine Verbindung mit dem Papst auch zum Schutz der geistlichen Güter verpflichtet war. Es springt in die Augen, wie wenig die weltliche Gewalt von dem Klerus abhing, dessen Güter unter ihrem Schutz und ihrer Verfügung standen. Aber auch in den kirchlichen Instituten lagen Momente selbständiger Ausbildung. Durch die zur Erziehung der Geistlichen eingerichteten Schulen geriet das Großkönigtum noch mit einem anderen Elemente, das nicht durchaus kirchlich war, in Kon-

takt. Die christliche Doktrin konnte ohne die Elemente der klassischen Bildung nicht verstanden und behauptet werden. Man weiß, daß in der Nation des Stillstandes im Reiche der Mitte die Bildung darauf beruht, daß die Beispiele aus älterer Zeit studiert und dann bei der jedesmaligen Verwaltung in Anwendung gebracht werden. Etwas ähnliches ist überall der Fall, wo der Unterricht obligatorisch wird: denn das Ziel, der emporwachsenden Generation zu ihrem künftigen Beruf zu dienen, hat der Unterricht überall, der Unterschied aber beruht auf den Grundlagen dieser Bildung. Da geschah nun im fränkischen Reiche dasselbe, was schon bei den Angelsachsen geschehen war, die Schule wurde zur Vorbildung der Geistlichen herangezogen. Dadurch ist eine Richtung begründet worden, die über die nächste Absicht der geistlichen Vorbildung weit hinausging. Man legte wieder Wert auf den lateinischen Ausdruck nach klassischem Muster. Noch einen weiterreichenden Einfluß mußte aber diese Berührung auf empfängliche Geister haben.

Bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom im Jahre 781 trat Karl mit den Trägern der Gelehrsamkeit, welche den allgemeinen Umsturz überdauert hatten, in unmittelbare Verbindung. Es war damals, daß er den Geschichtschreiber der Langobarden, Paulus Diaconus, an sich zog und nach Metz schickte, um die Grabstätten des königlichen Hauses mit Epitaphien auszuschmücken, die den in Italien aufbehaltenen entsprachen. Ein wohlbewanderter Grammatiker, des Namens Petrus aus Pisa, folgte dem Hofe als Lehrmeister in den gelehrten Sprachen. An sich wertlos, hat doch der versifizierte Wettstreit zwischen beiden darin Interesse, daß die poetischen Größen des Altertums, Homer und Virgil, selbst Horaz und Tibull, in Erinnerung kommen. Der König nahm an diesen Studien, die wie eine Spielerei aussehen, aber doch eine Tendenz von allgemeiner Bedeutung in sich schlossen, persönlichen Anteil: denn eben darauf kam es an, die Beziehung zu dem Altertum wieder zu erneuern, was dann über den nächsten Zweck des gelehrten Unterrichts hinaus erhob. Wie ganz anders als dort in jenem isolierten Reiche der Mitte: die Studien gewannen einen universalkulturhistorischen Inhalt, der wieder mit der Weltstellung zusammenhing, welche das Großkönigtum Karls einnahm. Bei weitem der bedeutendste unter den Gelehrten, die Karl herbeizog, war der Angelsachse Alkuin. In der litterarischen Gesellschaft des Hofes tritt Alkuin als Flaccus auf, der König erhält den Namen David. Der König von Juda wird gleichsam als Vorbild des Großkönigs der Franken betrachtet; er ist von Gott erwählt, er hat nach allen Seiten die Völker gebändigt und ist zugleich der Psalmist Israels. So schwingt Karl das Schwert seiner siegreichen Macht in der Hand und läßt die Posaune des Glaubens erschallen; er ist zugleich Fürst und Lehrmeister, unter dessen Schutze die Christen der Ruhe genießen und allen heidnischen Völkern furchtbar werden. Man kann hier, wenn ich nicht irre, eine zwiefache Einwirkung der Verbindung des Reiches mit der Kirche unterscheiden. Die eine bestand in der Über-

lieferung des Dienstes und der Doktrin, sie bildet den vornehmsten Gegenstand des Eifers, welcher die Ausbreitung der Religion bezweckte. Nicht so konform war die andere. Ohne auf die Einzelheiten der Studien einzugehen, nimmt man doch wahr, daß dem Altertum, welches der Orthodoxie vorausgegangen und von ihr nicht vollkommen absorbiert worden war, ein geistiger Einfluß gesichert wurde: was dann wieder zu einer Opposition innerhalb des Systems führte. Die Briefe Alkuins an den König sind deswegen lesenswürdig, weil sie über die gewohnten klerikalen Begriffe doch weit hinausgehen. Den Beruf des Königs sieht Alkuin darin, das Schlechte zu verbessern, das Rechte zu behaupten und zu befestigen und das Heilige zu erhöhen. Er bespricht einmal ausführlich, wie die Neubekehrten vorbereitet werden sollen, die Taufe zu empfangen. Er geht von dem Grundsatz aus, die körperliche Abwaschung durch die Taufe würde nichts nützen, wenn nicht der Geist in dem christlichen Glauben vorher unterrichtet worden sei. Der Unterricht müsse besonders die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele hervorheben, an welche alles andere anknüpft. In vielen dieser Briefe findet man kalendarische Erörterungen, bei denen Alkuin auf astronomische Anschauungen zurückkommt, die er unter andern auch aus Plinius geschöpft hat. Er bezeichnet den König Karl als einen Mann, der vor allem Grund und Ursache der Dinge einsehen wolle, als einen Erforscher namentlich in Bezug auf die Erscheinungen in der Natur. Er selbst giebt ihm Nachricht von der Eröffnung einer Schule, deren Lehrcyklus eben dem Muster entsprach, das in den angelsächsischen Schulen, namentlich der Yorker, aus welcher Alkuin hervorgegangen war, gegeben war. Wie einst bei der Einführung des Christentums in Germanien, so übten die Angelsachsen auch bei der Begründung der gelehrten Studien nochmals den größten Einfluß aus. Die angelsächsische Kirche, die ja einen Teil der occidentalen überhaupt ausmachte, bildete für die analogen Bestrebungen im fränkischen Reiche das Muster. Die kirchliche Rechtgläubigkeit verband die Völker auf beiden Seiten des Kanals, ohne daß hiebei das Wort des römischen Stuhles durchaus maßgebend gewesen wäre. Mit der angelsächsischen verbündet, trat die fränkische Kirche zur Zeit Karls des Großen sehr selbständig auf, gemäß ihrem eigenen Bedürfnis. Wir dürfen die kirchenhistorischen Vorgänge nicht übergehen, in denen dies an den Tag trat.

In einem Streit über das Geheimnis der Dreieinigkeit waren in Spanien Ansichten geäußert worden, welche ihren Gegensatz gegen die arabischen durchblicken lassen. Der Bischof in Toledo, Elipandus, hatte eine Meinung geäußert, die eben durch die Lösung des Geheimnisses, die er versuchte, vielen Anstoß gab. Er nahm an, daß Christus doch nur nach seiner göttlichen Natur als wahrer Sohn Gottes betrachtet werden müsse, nach der menschlichen als Adoptivsohn; eine feine Unterscheidung, die in jenen von den islamitischen Zweifeln ergriffenen Landschaften Beifall finden konnte, aber der abendländischen Welt ebenso fremd blieb, wie die Ansichten der Monotheleten. Wie

hätte der Klerus, der für die Propagation des Christentums nach dem überlieferten System, in den Formen, welche die unbedingte Gläubigkeit in sich schlossen, die Waffen der Laien mit Prozessionen und Gebeten begleitete, für die Diskussion über die Lehre von den beiden Naturen Sinn haben sollen. In denselben Regionen aber, wo dies geschehen war, in Regensburg, kam die Sache vor einer aus allen Teilen des Frankenreiches herbeigerufenen Versammlung von Priestern zur Erörterung. Bischof Felix von Urgel, der sich an Elipandus angeschlossen hatte, mußte über seine Meinung, die in Aquitanien einzudringen anfing, Rede und Antwort geben, wurde dann seines Irrtums überwiesen und verzichtete auf denselben. König Karl, der ihn nach Rom bringen ließ, hat selbst wesentlich dazu beigetragen, die aus einer anderen Welt stammenden Ideen zurückzuweisen und sie im Frankenreich nicht Wurzel schlagen zu lassen. Auf einer noch größeren Versammlung in Frankfurt im Jahre 794, auf welcher die Legaten des Papstes selbst zugegen waren und zugleich Bischöfe aus der Provence, Italien und Aquitanien, sowie Mönche aus Septimanien, kam die Sache nochmals zur Verhandlung. Elipandus hatte in einer ausführlichen Gegenschrift seine Meinung verteidigt. Diese wurde hier verlesen und geprüft. Man sah Karl selbst von seinem Stuhl herabtreten und eine Stufe tiefer stehend, die Geistlichen befragen. Er sagte, die falschen Meinungen seien jetzt selbst in die Grenzen des fränkischen Reiches vorgedrungen. Sie wurden einmütig verworfen. Nicht in jeder Beziehung jedoch waren der Großkönig und der römische Papst einerlei Meinung.

Das Konzil der Bilderverehrer unter der Kaiserin Irene, welchem die Legaten des Papstes beiwohnten, hatte die Verehrung der Bilder nicht allein zugelassen, sondern geboten, selbst unter Androhung des Bannes. Die von dem König zu einem Gutachten hierüber aufgeforderten angelsächsischen Bischöfe, deren Wortführer Alkuin war, erklärten sich gegen diese Bestimmung. In deren Sinne hatte Karl bereits einige Gegenbemerkungen niederschreiben lassen, die sich auf jenes Gebot bezogen. Er hat davon dem Papst Nachricht gegeben. Hadrian konnte nicht dahin gebracht werden, die Bestimmungen zu verwerfen, die unter Mitwirkung seiner Legaten verfaßt worden waren, doch trug er Bedenken, den Ausstellungen, die man ihm mitteilte, zu widersprechen; er ließ sich in einer auf dieselben eingehenden Weise vernehmen. Wir forschen nicht den Motiven nach, die man ihm beimißt. Aber sein Verhalten war von entscheidender Wichtigkeit. Wäre es nach den auf jenem Konzil gefaßten Beschlüssen gegangen, so würde die Verehrung der Bilder im Abendlande zum Kirchengesetz geworden sein. Man kann es als eine spontane Einwirkung der germanisch-christlichen Kirche ansehen, daß es nicht dahin kam.

In einer Haltung dieser Art sah man jetzt die Pflicht und das Verdienst des Königs. Alkuin rühmt ihn hauptsächlich deshalb, weil er die Kirche nicht allein nach außen vor Einbrüchen schütze, sondern auch im Innern vor den Doktrinen der Ungetreuen sichere. Mit dem Königtum verband sich zugleich ein selbständiger kirchlicher Beruf.

Es leuchtet ein, wie sehr Karl eines Papstes bedurfte, der mit ihm einverstanden war und sich selbst entschließen konnte, auch in dogmatischen Fragen vor den Beschlüssen eines germanischen Konzils zurückzutreten, um die Einheit nicht zu stören, die sich im Abendlande bildete. Das Verhältnis, das in den kirchlichen Verhandlungen hervortrat, des Königs Karl zu dem Papst auf der einen, zu der angelsächsischen Kirche auf der anderen Seite, fand einen zufälligen jedoch bezeichnenden Ausdruck bei der Verteilung der im Jahre 793 im Kriege gegen die Avaren gemachten Beute. In diesem Jahre war der vornehmste Ring der Avaren von Erich von Friaul genommen, also von derselben Provinz her, aus welcher die Langobarden vor den Avaren zuerst gewichen waren. Die Fürsten der Avaren waren untereinander entzweit, einer von ihnen war zum Christentum übergetreten. Dabei fielen die von den Avaren zusammengeraubten Schätze in Erichs Hand. Aachen genoß den Vorzug, daß hier die Spolien dem König dargebracht wurden. Dessen erster Gedanke war, mit einem Teil derselben den Papst zu erfreuen, ein anderer Teil aber kam an die angelsächsische Kirche. Aber dieser Papst starb nun gegen Ende des Jahres 795. Karl hat gefühlt, was er an ihm verlor; bei der Nachricht davon sollen ihm die Thränen in die Augen getreten sein; es heißt, er habe ihn beweint, als wenn ihm ein Bruder oder Sohn gestorben wäre. Ich denke: es war eben sein gleichgesinnter Freund in politischen und kirchlichen Angelegenheiten, es war eine Wahlverwandtschaft, wie sie niemals wieder zum Vorschein gekommen ist. Auf dem Einverständnis der beiden Männer, die von verschiedenen Seiten her zusammenwirkten, beruhte der Gang der Geschichte. Der Tod Hadrians war der empfindlichste Verlust für das Großkönigtum und den König. Infolge desselben wurde er einen Schritt weiter über die Grenzen, die er bisher inne gehabt hatte, hinausgeführt.

Kaiserkrönung Karls.

Das Kaisertum, welches die Präsumption hatte, die oberste Gewalt in der Welt zu besitzen, war damals unfähiger als je, diesen Anspruch zu behaupten. Auch den Occident, von dem es doch ausgegangen war, und seinen Einfluß auf den römischen Stuhl hatte es verloren. Ein absoluter Gegensatz gegen das, was im Abendlande vorging, lag darin, daß sich, was noch niemals vorgekommen war, eine leidenschaftliche Frau in den Besitz der höchsten Autorität gesetzt hatte. Nicht gerade daher ist der Übergang der imperatorischen Gewalt an das fränkische Großkönigtum entsprungen, aber es traten Umstände ein, welche denselben unmittelbar herbeiführten.

Papst Leo III., der Nachfolger Hadrians, ist den römischen Nachrichten zufolge durch ein Zusammenwirken des römischen Volkes und der Großen gewählt worden; von einer Anfrage an den Kaiser von Konstantinopel vor

der Konsekration wird nichts gemeldet. Seine erste Handlung war, dem alten Chronisten zufolge, daß er dem König Karl die Schlüssel der Confessio Petri und die Fahne der Stadt Rom zusandte. Alles schien also beim alten bleiben und auf dem eingeschlagenen Wege fortgehen zu sollen. In dem Antwortschreiben drückt König Karl den Wunsch aus, das Verständnis, in dem er zu dem Vorgänger gestanden, mit dem Nachfolger fortzusetzen; er will immer Verteidiger der römischen Kirche sein. Gleich in diesem Briefe kommen jedoch Andeutungen vor, welche nicht eben ein großes Vertrauen auf den Papst beweisen; der König ermahnt ihn, den kanonischen Satzungen und dem Vorbild seines Vorgängers zu folgen, wenn er Gehorsam finden wolle, wie dieser; eindringend läßt er ihn besonders vor dem Verbrechen der Simonie warnen. Das Verhältnis ist fast das Gegenteil von dem, was man erwarten sollte: moralische Anmahnungen werden nicht von dem Papst an den König, sondern von dem König an den Papst gerichtet. Besonders bemerkenswert ist die Idee, welche Karl über die beiden Gewalten ausspricht. „Uns," sagt der König, „liegt es ob, die katholische Kirche mit den Waffen nach außen zu verteidigen; Euch aber, heiliger Vater, mit gen Himmel erhobenen Händen uns in unserm Dienst zu unterstützen." Der König behält sich die Herrschaft in den praktischen Geschäften vor, in dem Papst sieht er den Repräsentanten der Kirche, den Hohenpriester, der durch seine Gebete die Unternehmungen des Königs, zu denen dieser ja selbst im Interesse des Glaubens schreitet, unterstützt. Man weiß, daß dieses Schreiben von Alkuin verfaßt worden ist, und darf voraussetzen, daß die Gesinnung der Umgebung des Königs sich darin ausspricht. In dieser Allgemeinheit aber konnten sich doch die Beziehungen nicht halten. Auf der einen Seite nahmen die byzantinischen Angelegenheiten den unseligen Verlauf, dessen wir oben gedachten. Der Imperator, dem die Macht gehörte, wurde von seiner Mutter und ihren Freunden überwältigt und auf eine Weise mißhandelt, daß er kaum das Leben behielt. Auf der andern Seite wurde etwa zwei Jahre später Papst Leo mit einem ähnlichen Schicksal in Rom bedroht.

Im Jahre 799 stellte es sich heraus, daß die Gewalt Leos III. keinen festen Boden unter sich habe; denn die alten Einwilligungen der Kaiser in die Wahlen hatten den Oberhäuptern der Kirche doch auch wieder eine Unterstützung gegeben. Ohne dieselben war der Papst seiner Römer nicht recht sicher. Die Familie des Vorgängers, dessen Würde und Stellung in Rom ihr Vorteil verschafft hatte, konnte es nicht verschmerzen, derselben verlustig gegangen zu sein. Was es mit den Vergehungen, die sie dem Papste schuld gab, auf sich hatte, erhellt nicht mit der Deutlichkeit, die man wünschen sollte. Die Thatsache ist die Beschuldigung selbst, welche mit der größten Zuversicht gemacht wurde, so daß man sich auf Grund derselben Leos zu entledigen dachte. Bei einer feierlichen Prozession wurde der Papst von Bewaffneten überfallen und das Volk, das um ihn war, auseinandergesprengt. Führer des Überfalles waren die Nepoten des vorigen Papstes. Sie mißhandelten

Leo selbst körperlich, verletzten ihn an Augen und Zunge und brachten ihn in das Kloster St. Erasmus in eine Art von Gewahrsam.

Aber der Papst hatte auch hochstehende Anhänger, welche es wahrscheinlich hinderten, daß die ihm zugedachten Mißhandlungen zur Ausführung kamen und welche ihn aus dem Kloster nach St. Peter retteten; was die einen als Wunder betrachteten, schreiben die anderen der Menschlichkeit der Schergen zu. Auch dahin verfolgen ihn seine Feinde, sie erschienen bereits auf dem Petersplatz, als eine tapfere Schar fränkischer Herkunft unter dem Herzog von Spoleto noch zu rechter Zeit eintraf, um den gemißhandelten Papst nach Spoleto abzuführen, von wo er dann seine Zuflucht in das Frankenreich nahm.

Hier wurde er von dem König und seinen Franken mit der gewohnten Verehrung empfangen. Auch die Gegner Leos aber wandten sich an den König. Sie trugen demselben ihre Beschwerden über ihn vor, — sie beschuldigten ihn des Meineides und wenn sie auch niemand von der Wahrheit dieser Beschuldigungen überzeugten, so schien es doch unthunlich, einen mit so schweren Anklagen Belasteten in Schutz zu nehmen oder gar nach Rom zurückzuführen. Die Erwägungen, die man dabei pflog, erhellen besonders aus einem Briefe Alkuins, der von Karl zur Erörterung dieser Angelegenheiten herbeigezogen war, an den ebenfalls mit denselben besonders beschäftigten Erzbischof Arno von Salzburg. Man stellte sich die Frage, ob der Papst durch gerichtliches Verfahren und schwere Eidesleistung sich von dem ihm schuld gegebenen Verbrechen reinigen, oder ob man zugeben solle (denn darauf schienen die Absichten seiner Feinde gerichtet zu sein), daß er das Papsttum niederlege und in ein Kloster gehe. Alkuin erklärt sich gegen das eine und das andere. Das erste habe die größten Schwierigkeiten in sich und ein altes Kirchengesetz verbiete ja überhaupt, den Papst, der jedermann zu richten habe, selbst vor Gericht zu stellen. Das andere aber, die gezwungene Abdankung, würde die ganze Kirche verletzen: denn welcher kirchliche Würdenträger könne sich noch sicher fühlen, wenn das Oberhaupt aller gewaltsam von seinem Stuhle entfernt werde. Die Kirche stehe und falle mit dem Papst. Alkuin ist überzeugt, der eine und die andere werde stehen bleiben, Gott werde Mittel finden, sie zu retten. In diesem Sinne sprach sich Alkuin auch gegen Karl selbst aus. Sein Schreiben an den König ist in der vertraulichen Form abgefaßt, welche die gelehrte Hofgesellschaft an die Hand gab. Alkuin faßt darin die politischen Verhältnisse im großen und allgemeinen ins Auge. Von den islamitischen Völkern überhaupt absehend, gleich als existierten sie nicht, urteilt er, es gebe drei Potenzen auf Erden: den Kaiser, den Papst und den großen König. Den beiden ersten sei Gewalt angethan worden. Der Kaiser im neuen Rom sei abgesetzt, der Papst im alten Rom mißhandelt worden. Aber beide ersetze der König, der nicht allein besser regiere, sondern auch an persönlicher Würde erhabener sei.

In der Auffassung des Großkönigtums schließt sich Alkuin an die Aus-

drücke an, deren sich Karl bei der Einführung der kanonischen Gesetzgebung selbst bedient hatte, und in denen die Sorge für das geistliche Wohl als sein Auftrag von Gott bezeichnet wird. Die Kirche Gottes aber würde zu Grunde gehen, wenn der Papst zu Grunde ginge. Um dies zu verhüten, solle der Großkönig, der Beschützer des Papstes, denselben nach Rom zurückführen. Die Gedanken sind einleuchtend, den allgemeinen Interessen gemäß, sie fanden den Beifall Karls. In einem großen Rate wurde der Entschluß gefaßt, daß Papst Leo III. nach Rom zurückgeführt werden solle. Eine persönliche Teilnahme für denselben tritt nicht hervor. Es kam nur darauf an, den Papst in Rom wieder herzustellen und aufrechtzuerhalten. Die Erzbischöfe von Köln und Salzburg, eine große Anzahl von Bischöfen und weltlichen Bevollmächtigten begleiteten ihn. Und so unbestritten war die königliche Autorität, daß der Papst, wo er erschien, mit unbedingter Verehrung empfangen wurde, in Rom mit besonderer Feierlichkeit. Die königlichen Bevollmächtigten erkundigten sich über die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen und wurden durch das, was sie erfuhren, veranlaßt, die Feinde desselben, namentlich die Nepoten Hadrians nach dem inneren Francien zu entfernen. Der Augenschein zeigt, daß die höchste Autorität in Rom bereits in den Händen des Großkönigs war, ohne daß von einer Erwerbung der kaiserlichen Würde ernstlich die Rede gewesen wäre. Das Großkönigtum begriff thatsächlich auch die Herrschaft in Rom in sich. Mit der Wiederherstellung des Papstes und der Entfernung seiner Gegner war jedoch nicht alles erforderliche geschehen, der faktischen Herstellung mußte noch eine formelle Begründung derselben legales Gewicht geben. Dazu aber war die Anwesenheit des Königs in Rom selbst von nöten.

Es dauerte einige Zeit, ehe Karl sich imstande fühlte, nochmals nach Rom zu gehen; auch dann that er es nur, weil der Herzog Grimoald von Benevent, Sohn und Nachfolger des Arichis, sich regte. Eine fränkische Truppenschar begleitete Karl über die Alpen bis nach Ravenna. Während das Heer unter Führung eines seiner Söhne, Pippin, den Weg an der Küste nach Unteritalien nahm, begab sich der König selbst nach Rom. Er hat ein paar Monate dort residiert unter den mannigfaltigsten Geschäften, von denen die ältesten Annalen den Austrag der päpstlichen Angelegenheit für das wichtigste erklären. Auf diese aber kommt es an, wir müssen sie Schritt für Schritt begleiten.

An eine Gerichtsverhandlung war nicht zu denken; sie wäre der Würde des Papsttums, die eben hergestellt werden sollte, entgegen gelaufen; der angedeuteten Idee Alkuins entsprach der Verlauf der Handlung selbst. In einer Versammlung in St. Peter, in welcher neben dem König und dem Papst die hohen Geistlichen, Bischöfe und Äbte niedersaßen, während die fränkische und römische Nobilität, sowie die niederen Geistlichen stehen blieben, gaben nun die ersteren die Erklärung ab, daß sie es nicht wagen würden, über den Inhaber des apostolischen Sitzes, welcher das Haupt aller Kirchen

sei, zu Gericht zu sitzen; denn nach den alten Satzungen habe der Papst, der Vertreter des Apostels, über alle zu richten, dürfe aber selbst von niemand gerichtet werden. Papst Leo III. fand Beispiele in der Geschichte seiner Vorgänger, wie denn einst Pelagius I. in einen Fall dieser Art gekommen war, in welchem er falsche Anklagen persönlich abzulehnen nicht verschmäht hatte. So bestieg der Papst den auf einigen Stufen sich erhebenden Ambo, d. h. den zur Verlesung der heiligen Schriften bestimmten, von Schranken umgebenen Platz und gab, das Evangelienbuch in der Hand, die Erklärung ab: er wisse sich von allen Vergehungen, deren ihn seine Feinde in Rom angeklagt hätten, vollständig unschuldig. Die Versammlung begrüßte die Erklärung mit religiösen Danksagungen. Versetzen wir uns aber in jene Zeiten. Wie hätte es nicht mit Besorgnis empfunden werden sollen, daß Unordnungen, wie die vorgekommenen, sich immer wieder erneuern mußten, wenn es keine feste Gewalt in Rom selbst gab, um dem Unfug zu steuern. Von Byzanz war eine rettende Fürsorge nicht zu erwarten. Karl hatte zu dem Verfahren doch nur eben die Befugnisse, welche seine Macht ihm gab; der große König fand eben allgemeinen Gehorsam. In dem Sinne derer, die sich an den Papst angeschlossen und denen sein Reinigungseid vollkommen genügt hatte, namentlich aber im Sinne des Papstes, welcher nach der Entfernung Karls ähnliche Ausbrüche zu befürchten hatte, mußte es liegen, dem auf immer vorzubeugen. Einen für solche Fälle genügenden Rechtstitel besaß Karl auch als Patricius nicht; sonst würde es zu jenen widerwärtigen Vorfällen nicht gekommen sein. Man empfand das um so mehr, da die Schuldigen, welche die Missi entfernt hatten, doch wieder nach Rom zurückgekommen waren. Die beiden Parteien standen einander noch immer gegenüber. Welche Mittel aber gab es, den drohenden Streitigkeiten vorzubeugen.

Von dem Papste und seiner Umgebung ist nun der Gedanke gefaßt worden, den fränkischen König selbst zum Imperator zu erheben, wodurch er eine oberstrichterliche Autorität über Rom empfing. Soviel wir wissen, war der Kaiser nicht ohne alle Kenntnis dieser Absichten. Wenn der Schritt, den man vor hatte, dadurch begründet wurde, weil Karl in allen den Metropolen herrsche, welche früher Sitze des Reiches gewesen seien, in Italien, Gallien und selbst in Germanien, so war dies dasselbe Argument, durch welches Papst Zacharias die Übertragung der Königskrone auf Pippin motiviert hatte. Es mußte auch auf Karl selbst Eindruck machen. Der Autorität, wie er sie schon besaß, sollte nur der Name hinzugefügt werden. In der glaubwürdigsten und verständlichsten Nachricht werden wir versichert, daß ihm hierüber Vortrag gehalten ist und der König unter diesen Umständen das Ansinnen wenigstens nicht ablehnte. Abgesehen von einer positiven Einwilligung des Königs war alles zu dem Akte vorbereitet, der sich bei der Feier des Weihnachtsfestes im Jahre 800 in der Basilika des heiligen Petrus vollzog. Die geistlich-weltliche Versammlung, welche den Reinigungseid des

Papstes entgegengenommen hatte, war wieder vereinigt, der König der Franken wohnte dem Hochamt bei, er kniete vor der Konfession St. Peter. Als er nun von seinem Sitze aufstand, erhob sich auch der Papst und setzte dem König eine prächtige Krone aufs Haupt. Die Umstehenden und auch das Volk begrüßten den fränkischen König mit dem Rufe: Karl, dem allerfrömmsten Augustus, dem von Gott gekrönten, großen, friedebringenden Imperator, Leben und Sieg. Ohne Zweifel war man über die Formel übereingekommen, dreimal wurde sie vor der Confessio wiederholt. Karl soll gesagt haben, hätte er das gewußt, so würde er bei der Messe nicht erschienen sein. Kaum kann man sich der Ansicht erwehren, daß der Akt eine andere, mehr weltliche Gestalt gehabt haben würde, wenn man im voraus mit ihm selbst davon gesprochen hätte. Unerwartet war ihm nur das Verfahren des Papstes in diesem Moment der Andacht. Den römischen Nachrichten zufolge entschloß sich dann der Papst zu einer Salbung des Kaisers. Die deutschen Nachrichten erwähnen nur, was von politischer Bedeutung ist, daß der Papst durch die Adoration ihm die Huldigung leistete, welche die höchste Geistlichkeit dem Kaiser darzubringen gewohnt war. Das wird sich wohl beides verbinden. Nicht ohne bestimmte, auf den Moment gerichtete Absicht war die Handlung ins Werk gesetzt worden, dieser entsprach nun der Kaiser. Die Schuldigen mußten sich vor ihm stellen. Nach einer Untersuchung, die nicht als ein Gerichtsverfahren betrachtet werden sollte, sondern nur dem neuen Verhältnis gemäß war, nach „dem Gesetz der Römer" sprach der Kaiser die Sentenz aus, welche die Angeklagten als Majestätsverbrecher zum Tode verdammte. Die Idee des Majestätsverbrechens, zwar von populärem Ursprung, aber immer die entscheidende Waffe in der Hand der Kaiser, wurde auch bei dem ersten Akte angerufen, welchen der neue Imperator ausübte. Der Inhaber der kirchlichen Autorität aber konnte diesen Spruch der weltlichen nicht wohl vollstrecken lassen; auf seine Bitten wurde die Todesstrafe in Verbannung verwandelt. Alles hängt in dieser Reihe der Vorfälle genau zusammen. Ein Gericht konnte nicht stattfinden, weil der Papst keinem Gericht unterworfen werden durfte; die geistlich-weltliche Versammlung, die sich wohl als Gerichtshof hätte konstituieren können, begnügte sich mit dem freiwilligen Reinigungseide des Papstes. Infolge dieses Aktes konnten jedoch seine Feinde, die Ankläger, noch nicht als Verbrecher angesehen werden. Sollten sie nicht unbestraft bleiben, so mußte eine höhere, die imperatorische Macht das verfügen. Vor allem dazu nun wurde eine solche auf Karl übertragen, der sie dann auch nach römischem Gesetz anwandte und die Schuldigen verurteilte. Unter den Gewalten des Kaisertums trat zuerst die autonome Jurisdiktion desselben in volle Thätigkeit. Wenn aber diese Eigenschaft des alten Kaisertums bei der Wiederherstellung desselben im damaligen Rom maßgebend gewesen ist, so wird doch niemand meinen, daß sie innerhalb dieser Kreise sich zu halten bestimmt war.

Es ergänzt sich wechselweise, daß der Papst als keinem Gericht unter-

worfen, also seine volle Souveränetät anerkannt, zugleich aber in dem neuen Kaisertum eine Macht geschaffen ward, mit welcher die höchste jurisdiktionelle Autorität verbunden war; der Papst selbst bietet die Hand dazu. Dies Auftreten der beiden Gewalten mit dem Anspruch beiderseitiger Unabhängigkeit, ist ein großes politisches Ereignis, es konstituiert ein Hauptmoment der Geschichte des Abendlandes überhaupt. Man hat später die Ansprüche der weltbeherrschenden Päpste damit erklären wollen, daß sie ja die oberste Gewalt, das Kaisertum, auf Karl übertragen hätten. In der That aber bestand das Königtum bereits als die erste Autorität im Abendlande, sie nahm das Papsttum in ihren Schutz, das Kaisertum war faktisch mehr eine Annexion an das Königtum. Aber in der Idee war es doch wieder eine andere Autorität von unbegrenztem Umfang, die dem König dadurch zuwuchs. Man kann da wohl von Zufälligkeiten, die auch andere hätten sein können, abstrahieren. Die Entscheidung entsprang mit innerer Folgerichtigkeit aus dem Konflikt der drei Mächte, welche Alkuin bezeichnet hatte. In dem Moment, in welchem das Kaisertum null und nichtig war, vereinigten sich das Papsttum und das Königtum, um ihre gegenseitige Unabhängigkeit zu garantieren. Schon oft war von der Aufrichtung eines occidentalischen Reiches neben dem orientalischen die Rede gewesen, andeutungsweise schon zwischen Antonius und Augustus, dann später in dem Bruderkampfe der Söhne des Septimius Severus, hierauf bei den Verabredungen zwischen Valentinian I. und Valens, immer aus Gründen, die in der Verschiedenartigkeit der Gebiete lagen. Unter der Herrschaft des theodosianischen Hauses war ein Versuch dazu gemacht worden, ein Hof zu Ravenna entstand neben dem Hofe von Konstantinopel. Der Anlaß zu diesen Entwürfen und Versuchen lag immer in der Doppelseitigkeit der Anstrengungen, die zur Erhaltung des Reiches im Orient und Occident gemacht werden mußen. Gerade diese Notwendigkeit aber verhinderte auch die Ausführung des Gedankens. Im Orient konnte das römische Reich der Kräfte des Occidents, im Occident die eingreifende Autorität des Hofes von Konstantinopel nicht entbehren. Jetzt aber war dies Weltverhältnis von Grund aus verändert. In der exklusiv-griechischen Gestaltung, dem sogenannten Byzantinismus, welchen der Hof von Konstantinopel eingenommen hatte, war er überhaupt unfähig, im Occident einzugreifen. Die lateinische und die griechische Welt, jede für sich selbst entwickelt, schieden sich von einander. Es konnte geschehen, daß das Papsttum in Rom, das sich schon von jeder Einwirkung von Konstantinopel losgerissen hatte, in eine Verbindung mit dem im Occident emporgekommenen fränkischen Königtum trat, bei welcher von den Beziehungen zu Byzanz nicht mehr die Rede war. Diese Koalition war nun zu einer kirchlich-weltlichen Macht erwachsen, welche fremde Einwirkung überhaupt nicht zuließ, so daß die Idee des occidentalischen Imperiums realisiert werden konnte. Daß dem Papsttum an sich ein Recht inne gewohnt hätte, das Imperium von Konstantinopel an den Frankenkönig zu übertragen, dürfte doch niemand behaupten. Es war eine

Sache nicht der Willkür, sondern der Notwendigkeit, in der Verflechtung der großen Angelegenheiten begründet: denn eine einheitsvolle Gestaltung des Occidents, welche den König und den Papst in sich begriff, war nun einmal das allgemeine Bedürfnis. Der König hatte dieselbe zuerst in kirchlicher Hinsicht zur Geltung gebracht, der Papst fügte den politischen Akt hinzu, daß er ohne alle Rücksicht auf das Herkommen den König zum Imperator krönte. Das Abendland bildete ein Gemeinwesen für sich, welches ebensowohl der geistlichen, wie der weltlichen Unabhängigkeit bedurfte. Die Übertragung des imperatorischen Namens von der einen, die Annahme desselben von der anderen Seite, war doch, wie groß auch die Neuerung sein mochte, die darin lag, zugleich nur eine Bestätigung des schon Geschehenen. Es war die Vollendung einer neuen Macht, die sich eben im Abendland konsolidierte. Papst Leo hat nicht etwa das abendländische Kaisertum gegründet, er hat es nur anerkannt, indem er sich unter seinen Schutz stellte, und ihm seinen Namen gegeben. Vergegenwärtigen wir uns nun die Zustände des Reiches, das jetzt mit verdoppeltem Anspruch auftrat, im Innern, hauptsächlich aber sein Verhältnis nach außen.

Weltstellung des Reiches.

In der Natur des Ereignisses liegt es, daß die Annahme des Kaisertums keinen durchgreifenden Einfluß auf die Gestaltung der inneren Regierung ausüben konnte. Diese beruhte auf den Begebenheiten, welche das Aufkommen des Großkönigtums überhaupt begründet hatten. Man darf sich die Monarchie, wie sie sich entwickelt hatte, keineswegs als eine absolute denken. Wie unter Pippin, so erscheint auch unter Karl die Kriegsgenossenschaft, die ihn umgiebt, in einer gleichsam autonomen Einwirkung. Wir nahmen das schon unter dem Vater wahr, noch mehr bei dem Sohne vor Pavia; die Entsetzung Tassilos beruhte darauf. Ich weiß nicht, ob ich Eingang mit meiner Ansicht finden werde, welche dahin geht, daß das mit der ursprünglichen Konstitution der Franken, wie sie bald nach Chlodwig zu Tage kam, zusammenhängt. Die Merowinger waren nicht ausschließlich Anführer des Heerbanns, sie hatten ein unvordenkliches Recht, welches auf den Ideen des Stammeswesens beruhte. In ihre Streitigkeiten griff dann der Heerbann selbständig ein. Die Autorität desselben wurde durch die Teilungen des Reiches auch insofern gefördert, als die mit den Eingeborenen verschmolzenen Führer des Heerbanns, die eine Landesaristokratie bildeten, dabei sich den Königen selbständig gegenüberstellten. Wir gedachten mehr als einmal des großen Streites, der sich darüber erhob, in welchem die Macht des Stammeskönigs gebrochen wurde und die Macht des Heerbanns das Übergewicht bekam. Die geistliche Aristokratie vereinigte sich mit der weltlichen. Mit einander verbunden behielten diese die Oberhand. Aus ihrer Mitte gingen

die Arnulfinger und die Pippiniden hervor, denen dann die Karolinger nachfolgten. Sie erwarben eine Macht, vor der das Ansehen der Merowinger zurücktrat und endlich verschwand. Wenn nun die Karolinger auch die Krone an sich brachten, so waren sie doch nicht eigentlich Nachfolger der Merowinger, ihr Königtum hatte einen ganz andern Charakter, es beruhte nicht auf Geburt und Herkommen oder der unbewußten Verehrung, welche eine altherkömmliche Succession von Geschlecht zu Geschlecht in sich trägt. Wir bemerkten, wie das neue Königtum mit dem Stammeswesen überhaupt in Widerspruch stand. Die Idee der Einheit bekam eine andere Repräsentation, bei welcher der Heerbann mit dem diktatorischen Oberhaupt, das an seiner Spitze stand, gemeinschaftliche Sache machte. Daher kam es aber auch, daß er neben demselben einen großen Anteil an der Leitung der Geschäfte in Anspruch nahm. Die späteren Teilungen des Reiches geschahen mit Einwilligung des Heerbanns; nach einer mit den Führern gepflogenen Unterhandlung hatte Karl Martell eine solche vor seinem Hinscheiden festgesetzt.

Die Erwerbung der höchsten Autorität, die Königskrönung und deren Erblichkeit, die durch die päpstliche Salbung eingeführt wird, beruht auf ihrer Zustimmung oder ihrem freien Beschluß.

Schon die Vereinigung der Reichsteile, die nach dem Tode Pippins eintrat, war auf diese Weise erfolgt. Die Franken, die unter dem Bruder standen, begehrten die Alleinherrschaft Karls. Dieser so durchaus eigentümlichen Stellung der Großen im fränkischen Reich entspricht es nun, daß dem König auch bei allen seinen Besitzergreifungen der freie Wille eines Teiles der Bevölkerung entgegengekommen war. So war es in Italien geschehen, die Langobarden nahmen ihn als ihren König an, der Herzog von Benevent stellte zuletzt Geiseln für seine Unterwerfung. In Bajoarien erhob sich eine Partei für ihn, durch welche Tassilo ausgestoßen wurde. Die Avarenhäuptlinge selbst näherten sich ihm mit dem Antrage, zur christlichen Kirche überzugehen. Überall war die Vermittelung der Kirche und des Stuhles zu Rom von wesentlichem Einfluß.

Daß eine solche bei den Sachsen fehlte, gab dem Kriege gegen dieselben eine Schärfe und Dauer. Es galt hier die Unterwerfung sowohl unter die geistliche wie die politische Autorität. Mit der einen wurde die andere zugleich anerkannt oder verworfen, nach der jedesmaligen Lage der äußeren Macht.

Die Züge des Kaisers gegen die Sachsen erschienen nicht eigentlich als Eroberungskriege, sie wurden durch die vorangegangenen Versprechungen und die enge Verbindung des Kaisers mit dem Papsttum gerechtfertigt. Er kam in den Fall, die grausamsten Strafen über seine kirchlichen und politischen Gegner zu verhängen.

Auch hiebei wurde er immer von einer Faktion, die ihm anhing, gegen die andere, die ihm widerstrebte, unterstützt. Aber man weiß, Faktionen sind kaum jemals zu überwinden. Auch nach erfolgter Entscheidung der Waffen erhob sich der lokale Widerstand aufs neue. Karl der Große meinte

das Land nur durch Wegführung seiner unversöhnlichen Gegner beruhigen zu können. Mit den Unterworfenen trat er dann in ein friedliches Verhältnis. Diese Kämpfe zweiter Hand bilden mehr einen Teil der deutschen und norddeutschen Geschichte als der allgemeinen. Von universaler Bedeutung aber sind die Bestimmungen, auf deren Grund der Friede nicht etwa in aller Form geschlossen worden, aber doch zustande gekommen ist. Die wesentlichste ist ohne Zweifel die Unterwerfung unter die kirchlichen Institutionen mit Einschluß der Zahlung des Zehnten, die doch den Neubekehrten sehr beschwerlich fiel. Alle die, welche sich anschlossen, sollten von anderen Lasten frei sein. Es lag doch eine gewisse Konzession darin, wenn von einem Tribut, wie ein solcher Jahrhunderte lang bestanden hatte, Abstand genommen wurde. Jede Unterscheidung sollte aufhören; die Sachsen sollten den Franken gleichgeachtet werden und mit ihnen zusammen Ein Volk bilden. Auch diese Bestimmungen fanden noch immer Widerspruch. Der angebliche Friede war zugleich eine Kriegserklärung für die, welche ihn nicht annahmen, die dann dafür mit den äußersten Strafen heimgesucht wurden. Wenn ich nicht irre, hat dabei auch eine Rücksicht auf die auswärtigen Verhältnisse mitgewirkt, welche die Herstellung der Ruhe im Reiche notwendig machte. Aber im allgemeinen behielt der Gedanke der Vereinbarung die Oberhand. So fand nach so langen, hartnäckigen, blutigen Kämpfen doch zuletzt eine Accession der Oberhäupter und des mit ihnen einverstandenen sächsischen Volkes zu dem Frankenreiche statt. Von den Stammesunterschieden sollte, zumal sich alle zu derselben Kirche bekannten, nicht mehr die Rede sein.

Das ist der Charakter dieses ersten germanisch-romanischen Kaisertums im Abendland überhaupt. Es war, wie wir wissen, nicht ohne Vorbild in der Geschichte. Der Ostgote Theoderich hatte einst eine oberherrliche Stellung im Occident eingenommen. Der Unterschied aber ist eben ein solcher, wie ihn die verschiedenen Epochen hervorbringen und unerwartet aufweisen. Theoderich hatte die germanischen Nationalitäten durch einen Bund unter seinen Auspicien zu vereinigen gestrebt. Er erkannte die kleineren Reiche in ihrer Besonderheit an und meinte, sie durch ein völkerrechtliches Verhältnis in Unterordnung zu halten. Dieser Versuch aber war noch im 6. Jahrhundert, dem er selber angehört, gescheitert. Die Ostgoten waren von dem römischen Reiche niedergeworfen, die Herrschaft der Germanen überhaupt zweifelhaft geworden. Jetzt war in denselben eine lebenskräftige Macht entstanden, welche im Widerspruch mit dem Imperium in Konstantinopel die Griechen von Rom ausschloß. Dabei konnte sie denn auf dem Kontinent keine politische Selbständigkeit neben sich dulden. Wie so ganz kontrastiert die Verwaltung Karls mit der Theoderichs. Wir sahen oben, wie er die Analogien der alten Unabhängigkeiten in Bayern und Benevent zu Grunde richtete. Hängt das nun aber nicht eben damit zusammen, daß die Grundlage der neuen Organisation kein Königtum der alten Zeit mehr war?

Die karolingische Macht war im Gegensatz mit der merowingischen

emporgekommen. Der Heerbann, welcher Karl den Großen umgab, bestand aus den Verbündeten seiner Macht und Erhebung. Dem schlossen sich alle Stämme an, welche, durch die Gewalt der Waffen in die Enge getrieben, die Rettung nur darin sahen, daß sie die höhere allgemeine Autorität anerkannten. Niemals hat es ein Reich gegeben, in welchem die Gewalt überlegener Waffen und die Freiwilligkeit der Unterwerfung so enge ineinander greifen. Die Sachsen nahmen fortan, wie zum Teil schon vorher, an den Heeres- und Reichsversammlungen teil, welche die gesetzgebende Gewalt besaßen. Auf diesen Versammlungen sind die Kapitularien ausgefertigt worden, die die Administration und Rechtsverfassung bestimmten, immer jedoch in Abhängigkeit von dem König. Die Kapitularien sind unschätzbare Dokumente nicht allein des bestehenden Zustandes, sondern der historischen Entwickelung überhaupt. Ihren Inhalt aber auch nur annähernd zu wiederholen, würde zu Diskussionen führen, die in der allgemeinen Geschichte nicht an ihrem Platze wären. Ich will nur Ein Moment hervorheben, das in dem historischen Gange der Begebenheiten liegt. Der Natur des aus heterogenen Teilen zusammengesetzten Reiches entsprach es, daß Karl die Rechtsgewohnheiten der Stämme, die sich ihm angeschlossen hatten, zu erhalten bemüht war. In dem Jahre 802, wo er keinen Krieg zu führen hatte, beschäftigte er die Reichsversammlung mit einer Durchsicht aller geistlichen und weltlichen Gesetze. Er unterwarf die Rechtsbücher einer Revision; er suchte die auffallendsten Ungerechtigkeiten zu heben, ihre Widersprüche untereinander abzustellen; aber die alten Gesetzbücher ließ er doch bestehen. Ein allgemeines Recht einführen zu wollen lag ihm ferne. Mit diesem konservativen Element mischten sich aber überall die Erfordernisse der Reichsregierung. Aus diesen ist besonders das Institut der Grafen hervorgegangen. In dem ganzen weiten Gebiete romanischer und germanischer Bevölkerung wurde die höchste Gewalt in Bezug auf Recht und Verwaltung von den Grafen ausgeübt, die den König repräsentierten, aber zugleich, da sie den Gerichten vorstanden, mit der ältesten Landesverfassung in unmittelbaren Kontakt gerieten. Die Gerichtsverfassung beruhte eigentlich noch auf den frühesten Gewohnheiten, die Gerichtsstätten dienten zugleich zur Einberufung des Heerbannes, zur Proklamation der Regierungsverfügungen überhaupt. Ursprünglich lag in dem Institut der Grafen das Zugeständnis einer gewissen Selbständigkeit der lokalen Verwaltung. Aber Karl der Große setzte Grafen seiner eigenen Wahl ein, die er auch wieder abberufen konnte. Wenn er zuweilen sogar Freigelassene mit der Grafengewalt bekleidet hat, so ist das doch nur sehr ausnahmsweise geschehen; in der Regel mußten es schon nach einer alten merowingischen Verfügung Eingeborene der verschiedenen Provinzen sein. In Sachsen gründete Karl seine Regierung darauf, daß er die Vornehmsten des Landes, die ja Partei für ihn ergriffen hatten, zu Grafen bestellte, selbst auf Lebenszeit: denn darin besteht ein nicht zu übersehender Zug dieses großen Regenten, daß er die einmal ergriffenen Grundsätze doch nicht hartnäckig festhielt, son-

dern den Umständen Rechnung trug. Ihm lag alles daran, das System im großen und ganzen zur Geltung zu bringen. Dies aber enthielt nicht allein das Prinzip der Regierung und Verwaltung, sondern auch der Erhaltung des Überkommenen bis auf einen gewissen Grad. Die Gerichtsverfassung bildet einen Teil der fränkischen Verfassung überhaupt. Infolge der Einwanderung hatte das salisch-fränkische Recht bereits in den neustrischen Gebieten die Oberhand erhalten; ebenso auch in Burgund, Aquitanien und Septimanien; das westgotische Recht hat sich da nur ausnahmsweise und in einigen Beziehungen behauptet. Größeren Widerstand leistete das schon ausgebildete langobardische Recht, obgleich in Italien das fränkische Rechtsverfahren sich ebenfalls Bahn machte. In Rom ist es einmal zu einem Zusammenstoß der salischen mit den römischen Rechtsgewohnheiten gekommen. In der Grafengewalt waren noch andere Befugnisse begriffen, welche weit über die Rechtspflege hinausgingen. Der Graf hatte den Frieden zu erhalten, welcher auf der Schutzgewalt des Königs beruhte, er konnte sogar die Acht aussprechen. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß die Gauverfassung ein republikanisches Element in sich enthalte; es knüpfte an die uralten, einheimischen Gewohnheiten an. In den Namen der karolingischen Gaue findet sich ein Anklang an die alten unabhängigen Völkerstämme der taciteischen Zeit; Hamaland erinnert an die Chamaven.

Unter Karl dem Großen bestanden noch die Hundertschaften, die Vorsteher des Volkes, die darin erwähnt werden, der Richter, Thunginus, und, wie mir scheint, auch die Rachimburgen gehören dem alten Volksrecht an.

Sie wurden durchaus gewählt; das Recht, das in ihren Urteilen erscheint, ist das alte Volksrecht. Aus den Verordnungen Karls des Großen sieht man, daß er darauf Rücksicht genommen hat, eben indem er es bekämpfte. Unter anderem duldete er nicht, daß man sich wie ehedem bewaffnet versammeln dürfe. Unter ihm hatte der Waffendienst einen anderen Charakter bekommen. Dieser Gegensatz zwischen dem Altherkömmlichen, welches seine Grundlagen in der Freiwilligkeit hat, mit welcher die oberste Gewalt doch zuletzt anerkannt worden war, und dem durch die Waffen auferlegten Gehorsam, ohne welchen die Regierung nicht bestehen konnte, bildet den Charakter der karolingischen Gesetzgebung.

Eigentümlich bezeichnend ist hiefür das Institut der Missi, die in späteren Jahren, eigentlich erst nach der Kaiserkrönung eingesetzt worden sind: denn die kaiserliche vollendete die Autorität des Herrschers auch über die geistliche Gewalt. In einem Capitulare vom Jahre 802 lesen wir, der Kaiser habe die verständigsten und einsichtsvollsten Männer seines Reiches aus beiden Ständen um sich versammelt, Leute, welche, wie ein Annalist hinzufügt, keine Geschenke zu nehmen brauchten, um überall Recht und Gerechtigkeit auch gegen die Armen auszuüben. Dies ist der Ursprung der Missi für bestimmte Territorien, so daß sie fast eine Territorialgewalt ausübten. Besonders mächtig erscheinen sie in Sachsen, wo sie die Landesversammlungen

zu berufen haben; auch in Italien repräsentieren sie die Reichsgewalt unmittelbar. In zweifelhaften Fällen werden sie an die Reichsversammlung verwiesen. Sie sind besonders wichtig, weil sie auch die geistlichen Geschäfte besorgten und den Kirchen das Ihre erhalten sollen, was ihnen entzogen ist. Das Zusammenwirken von geistlicher und weltlicher Gewalt ist sehr merkwürdig. Die Gaue treffen in der Regel mit den Archidiakonaten zusammen, die Centenen, die Hundertschaften entsprechen den Landkapiteln. In dem großen Gemeinwesen greift in den niederen geistlichen Kreisen alles zusammen; von den höheren, den Erzbischöfen und Bischöfen ist ebenso gewiß, daß sie der alten Stammesverfassung eher widerstrebten. Auf dem Zusammenwirken der gräflichen und bischöflichen Gewalt, von welcher die eine die andere unterstützen oder auch die Aufsicht über sie führen sollte, beruhte die innere Regierung. Über die hohen Geistlichen übte Karl der Große, wie schon angedeutet, eine leitende Autorität aus, er setzte die höchsten Würdenträger ein und ab. Dabei wurde doch die Unabhängigkeit der Geistlichen nicht gebrochen, die wieder ihr eigenes Oberhaupt hatten. Das gehörte dann ebenfalls zu den Momenten, die dem Reiche einen von der absoluten Monarchie verschiedenen Charakter gaben. Der Fortgang der geistlichen Institute hatte nicht allein auf die geistige Bildung eine günstige Einwirkung, sondern selbst auf den wirtschaftlichen Zustand. Die große Wildnis, welche Germanien seit Cäsars Zeiten bedeckte, mußte erst durchbrochen werden, wozu denn nichts mehr beigetragen hat als die Klöster, die zugleich die Mittelpunkte der litterarischen Kultur gebildet haben, die sich seitdem ununterbrochen fortgesetzt hat.

Die Zustände des Reiches, wie sie in dieser Epoche in Gallien, Germanien und Italien waren, verdienten eine eingehendere Schilderung, als ihnen hier zu teil werden kann. Aber was unsere Aufmerksamkeit vor allem beschäftigen muß, ist die Frage, ob sich dieselben überhaupt behaupten oder von den fortdauernden Konflikten der Weltmächte zerstört werden würden. Karl ist hauptsächlich deshalb der Große, weil er dieses verhütet hat.

Man hätte meinen können, die Bildung einer großen geistlich-weltlichen Macht im Abendlande würde nun in den Weltkampf eintreten, der seit anderthalb Jahrhunderten im Gange war, und zur Feindseligkeit gegen das Kalifat von Bagdad schreiten, das Asien und Afrika beherrschte und zu Lande und zur See gegen Europa vordrang. Das lag aber ganz außerhalb des Gesichtskreises der Zeit, denn nur von Cordova wurde der christliche Occident gefährdet; daher er für seine nächsten Interessen in dem Kalifen von Bagdad sogar einen Gehülfen hatte.

Wohl regten sich die kirchlichen Beziehungen zu den heiligen Stätten von Jerusalem auf der Stelle, sie sind eigentlich von dort aus angeknüpft worden.

Im Jahre 799 war ein Mönch in Aachen erschienen, der Karl die Segenswünsche des Patriarchen von Jerusalem und einige Reliquien aus der Grabkirche überbrachte. Karl ließ den Mönch durch einen Kleriker seines

Hofes zurückbegleiten. Dieser Priester nun, des Namens Zacharias, langte im Moment der großen Entscheidung in Rom an, eben an jenem Tage, an welchem Leo seinen Reinigungseid geschworen hatte, mit erneuten Segenswünschen des Patriarchen und einigen scheinbar sehr bedeutungsvollen Geschenken desselben, mit den Schlüsseln zum heiligen Grabe und einigen anderen Heiligtümern, zugleich den Schlüsseln der Stadt und einer Fahne. Daß dabei gleich von vornherein Hoffnungen auf die Unterstützung der im Occident emporgekommenen königlichen Macht, die sich zu einer kaiserlichen erweiterte, mitgewirkt haben, läßt sich nicht wohl in Abrede stellen. So sah unter anderen Alkuin die Sache an, er meinte darin eine Huldigung der Einwohner von Jerusalem zu erblicken. Eine spätere angelsächsische Tradition meldet, Karl habe versprochen, den Christen mit einer Flotte zu Hülfe zu kommen. Im Verhältnis jener Epoche lag das jedoch nicht.

Auch in Jerusalem gab es Kongregationen, die sich an die Franken hielten und das allgemeine christliche Bewußtsein, welches das Frankenland und Jerusalem in steter Beziehung erhielt, mochte zu einzelnen Kundgebungen führen; mit dem Kalifen aber in Mißverhältnisse darüber zu geraten, konnte die Meinung des fränkischen Königs und nunmehrigen Kaisers nicht sein. Schon Pippin hatte mit den Abbasiden in Verbindung gestanden, Karl selbst war bereits einmal als ihr Verbündeter in das omajjadische Spanien eingedrungen; ein ferneres gutes Vernehmen mit den Abbasiden war nicht allein durch diese großen Beziehungen unentbehrlich, es war auch wegen der feindseligen Haltung des Kalifats von Bagdad gegen Konstantinopel erwünscht und nützlich. Wir haben der Unternehmungen Harun al-Raschids gegen das byzantinische Reich schon Erwähnung gethan. Durch die Differenzen Irenes mit ihrem Sohne unterstützt, führte er im Jahre 797 persönlich einen Feldzug aus, der nicht ohne erhebliche Erfolge blieb. Eben damals hatte Karl eine Gesandtschaft an Harun abgeschickt, die eine Gegengesandtschaft des letzteren im Jahre 801 zur Folge hatte.

Ich will hier nicht von der allgemeinen Kombination der Verhältnisse zwischen Islam und Christentum handeln. Es sei nur daran erinnert, daß Jerusalem seit seiner Besitznahme durch Omar sich einer gewissen religiösen Selbständigkeit erfreute. Ein Ausdruck derselben war es, wenn der Patriarch seine Teilnahme an dem Emporkommen einer christlichen abendländischen Macht kund gab; eher eine Demonstration gegen Byzanz, als gegen den Kalifen. Dieser verurteilte nicht etwa die Sympathien der abendländischen Christen für die morgenländischen, er ist ihnen selbst in Bezug auf die persönlichen Wünsche Karls entgegengekommen. Aus einer Stelle der Biographie Karls von Eginhard hat man sogar geschlossen, der Kaiser habe bei einer früheren Gesandtschaft an den Kalifen den Wunsch zu erkennen gegeben, die heiligen Stätten, das Grab, den Schauplatz der Auferstehung des Heilandes selbst zu besitzen. Das nun habe ihm Harun bewilligt. Man hat das Zugeständnis des Kalifen als eine Territorialabtretung aufgefaßt. Es liegt aber auf der

Hand, wie unwahrscheinlich nicht allein die Gewährung einer solchen Bitte von seiten des Kalifen ist, sondern auch nur ihre Aufstellung von seiten des Kaisers. In der That enthalten auch die Worte des Berichterstatters nichts von einer eigentlichen Territorialabtretung. Eginhard meldet, daß Harun bei einer Gesandtschaft im Jahre 807, die reiche Geschenke nach Jerusalem brachte, was doch nicht geschehen konnte, ohne dem Kalifen davon Nachricht zu geben, die Idee ausgesprochen habe: der Kaiser möge die heiligen Orte, auf die er so großen Wert lege, überhaupt als ihm selbst zugehörig betrachten. Dem Kaiser wurde ein freier Verkehr mit Jerusalem bewilligt ohne Dazwischenkunft des arabischen Souveräns, des Emir al Muminin. Auf diesem Zugeständnis mag es beruhen, daß in Jerusalem ein Hospital entstand zur Aufnahme von Pilgern romanischer Nationen, welches immer als eine Stiftung Karls des Großen betrachtet worden ist. Karl stand zu dem Kalifen Harun in einem Verhältnis wie zu Papst Hadrian; sie hatten jeder ein Verständnis von der Lage des anderen. Harun al-Raschid hätte nichts dagegen gehabt, wenn die Einwohner von Jerusalem sich der Macht des Abendlandes angeschlossen und in dem neuen Kaiser den Repräsentanten der Christenheit gesehen hätten. Aber auch dazu war doch schon damals keine Aussicht: denn eben an dieser Stelle kam die konfessionelle Entzweiung, die zwischen Griechen und Lateinern obwaltete, zum Ausbruch.

In den Klöstern gab es bereits abendländische, selbst fränkische Mitglieder und diese hielten in der Lehre vom heiligen Geiste den augustinischen Zusatz fest, wie das ja unter Pippin in einer Synode beschlossen war; sie wurden aber von dem Klerus von Jerusalem fast als Ketzer behandelt. Es ist der Zwiespalt, der die christlichen Parteien noch heute am heiligen Grabe spaltet. Wie wäre da eine Anerkennung des fränkischen Kaisertums in Jerusalem möglich gewesen. Was auch die Konzession Harun al-Raschids in sich begriffen haben mag, sie beweist nur die freundschaftliche Gesinnung des Kalifen gegen den occidentalischen Kaiser. Über äußere Freundschaftsbeweise ist man jedoch weder damals noch später hinausgekommen. Es galt als ein in den Annalen zu verzeichnendes Ereignis, daß man im Abendlande einen Elephanten wiedersah, zum erstenmale seit den Zeiten Hannibals, und daß prächtige Geschenke überschickt wurden, welche die Überlegenheit des orientalischen Kunstgewerbes dokumentierten. Schon dies war genug. Karls Stellung empfing dadurch einen Rückhalt an der vorwaltenden Weltmacht, welcher seiner Thätigkeit im Occident freie Bahn ließ und sie selbst unterstützte.

Auf das empfindlichste wurde dagegen das neue, abendländische Kaisertum durch die Mißverständnisse betroffen, in welche es mit dem Hof von Konstantinopel, der das Kaisertum bisher allein besessen hatte, geriet. Eine nicht ganz zu verwerfende Überlieferung der Griechen ist es, Karl habe daran gedacht, sich Siciliens zu bemächtigen; denn wenn er Italien zu beherrschen meinte, so wäre eben dies ein unschätzbares Mittel dazu gewesen; bei weiterem Nachdenken sei er davon zurückgetreten. Einen Krieg mit dem orientalischen

Imperium zu beginnen, konnte ihm nicht in den Sinn kommen; seine Absicht war nur, neben demselben als Kaiser des Occidents aufzutreten und auf eine Übereinkunft hierüber würde dann seine erste Sendung an Irene gezielt haben. Die Griechen behaupten, es sei eine Vermählung des Kaisers mit Irene in Vorschlag gekommen. Ernstlich kann davon niemals die Rede gewesen sein: denn nicht Irene selbst, sondern der Eunuche Aëtius hatte damals die Gewalt in den Händen; dessen vornehmster Gedanke aber ging dahin, die Erbschaft des Reiches an sein eigenes Haus zu bringen. Anträge zu Gunsten Irenes würden nur dazu beigetragen haben, deren Sturz zu beschleunigen. Noch in Gegenwart der fränkischen Gesandten erfolgte eine Thronumwälzung, deren nächste Motive darin gelegen zu haben scheinen, daß man beide verabscheute, Irene sowohl als Aëtius. Die Verschworenen waren vornehme Patricier, welche zugleich die wichtigsten Staatsämter inne hatten. An ihrer Spitze stand der Mann, der das Geldwesen verwaltete, der Logothet Nicephorus. Es war also eine Vereinigung der mächtigsten Männer der Verwaltung zur Festsetzung und Einführung eines neuen Kaisers ohne Rücksicht auf den fränkischen König oder den Bruder des herrschenden Eunuchen. Es gelang Nicephorus, sich des Palastes zu bemächtigen; Irene soll ihr Geschick würdig getragen haben. Nicephorus versprach ihr, sie in den von ihr erbauten Palast zu lassen, sorgte aber dann doch dafür, daß sie nach Lesbos abgeführt wurde. Für die auswärtige Politik Irenes ist es charakteristisch, daß sie sich im Gegensatz gegen die Isaurier dem Abendlande angenähert hatte, wozu ihr auch ihre geistlichen Handlungen dienen sollten. Aber auch die frühere Politik hatte ihre Anhänger. Diese kamen durch den Sturz der Kaiserin wieder empor; und nichts anderes ließ sich erwarten als eine feindselige Haltung des neuen Imperators Nicephorus. Zwar hat er den Abgeordneten Karls bei der Rückkehr zu ihrem Herrn auch seinerseits Gesandte mitgegeben, die diesen in Selz trafen; es sind Verhandlungen angeknüpft worden zur Erhaltung des Friedens zwischen den beiden Reichen. Auch Karl hat darüber eine Erörterung an Nicephorus gelangen lassen; und in einem späteren Briefe erwähnt er, mit welcher Spannung er auf eine Antwort darauf geharrt habe. Eine solche ist ihm aber niemals zugekommen. Und wenn er von den Vorfällen in Konstantinopel überhaupt Kunde erhielt, so konnte er sich nicht verbergen, daß er Feindseligkeit von dort zu gewärtigen habe. Ich fürchte fast zu weit zu gehen, wenn ich die Vermutung ausspreche, die Rücksicht auf diese feindselige Haltung des byzantinischen Hofes habe den Kaiser dazu bewogen, den Sachsen jene Vorschläge zu machen, welche eine Pacifikation erwarten ließen. Denn wenn er das occidentalische Kaisertum aufrecht erhalten wollte, so durfte er im Innern desselben keine Empörung zu besorgen haben. Die, welche die von ihm festgesetzten Bestimmungen anzunehmen verschmähten, mußten deshalb auf das gewaltsamste bezwungen und unschädlich gemacht werden; die Annahme des occidentalischen Imperiums hätte hienach auf die Pacifikation von Sachsen indirekt zurückgewirkt. Noch eine andere Wirkung von größter Be-

deutung hat aber die Spaltung zwischen Ost und West, die aus der Verzögerung der Anerkennung des westlichen Reiches entsprang, hervorgebracht: die Gründung des Gemeinwesens von Venedig.

Nicephorus, der sich eine neue Armee besonders aus dem gemeinen Volk bildete, schlug unaufhörlich, bald gegen die Araber, bald gegen die Bulgaren, deren Fürst sich genötigt sah, um Frieden zu bitten. Ein besonderes Ansehen verschaffte es ihm, daß er eine Flotte herstellte, die sich der Seemacht der Araber überlegen erwies und die ihm dann auch die Herrschaft in dem Adriatischen Meere verschaffte. Der Streit zwischen den beiden Imperatoren bewirkte in den Regionen, welche weder von dem einen, noch von dem anderen abhingen, innere Entzweiungen. In dem bereits faktisch unabhängigen Venetien brachen Unruhen aus, in denen eine starke Partei, an deren Spitze der Patriarch von Grado, Fortunatus und der Tribun Oliverius standen, sich für die Franken erklärte; sie verließen nebst anderen weltlichen Großen die Stadt und wandten sich an den König Karl. Sie erschienen in Diedenhofen zugleich mit einer Deputation von Dalmatinern. Karl der Große betrachtete Dalmatien und Venetien als unzweifelhafte Gebiete des occidentalischen Reiches. Die ausgetriebenen Großen wurden hierauf unter seinem Einfluß Meister von Venedig und ihr Führer Obellierius wurde als Doge anerkannt, ein Titel, der an die Zeiten erinnert, in welchen sich die Völkerschaften Italiens um den Papst Gregor III. zum Schutze gegen die Angriffe der Isaurier vereinigt hatten. Daß sie sich an den Kaiser wandten, kann als eine Fortsetzung jener ersten Erhebung zu Gunsten des Papstes betrachtet werden. Karl der Große schlug die Landschaften zu Italien, zu dessen König er seinen Sohn Pippin ernannt hatte. Dagegen aber brachte die Annäherung der griechischen Flotte eine Erhebung der entgegengesetzten Partei hervor. Die vornehmsten Widersacher der Griechen mußten aus Venedig flüchten. Der Doge nahm den griechischen Titel Spatharius an; dessen Bruder verfügte sich selbst nach Konstantinopel, wo er einige Geiseln als Bürgen des Gehorsams der Venetianer an Nicephorus überlieferte.

Hierdurch nun wurde der Knoten geschürzt. Denn unerträglich war es dem König von Italien, in welchem sich die Macht der Langobarden repräsentierte, diesen Abfall zu erleben. Man wirft ihm vor, er habe dabei einen alten, mit den Langobarden geschlossenen Vertrag überschritten, woraus sich ergiebt, daß das neue italienische Reich eben als Fortsetzung des langobardischen betrachtet wurde. König Pippin nahm darauf keine Rücksicht. Die Frage war, ob Venedig zu Italien, also dem westlichen Reiche, oder zu der östlichen Kombination, die sich unter Nicephorus gestaltete, gehören sollte. Sie ist wenigstens in Venedig selbst verkannt worden, wo man sich der Unterwerfung der maßgebenden Oberhäupter unter Karl nicht mehr erinnerte. Der Sohn Karls, Pippin, unternahm die Zugehörigkeit Venedigs zum Westen zu behaupten, was auch dadurch möglich zu werden schien, daß die Lagunen noch größtenteils mit dem festen Lande zusammenhingen. Pippin konnte zugleich

mit seiner Reiterei gegen dieselben vorrücken. Da ist es nun zu einem mörderischen, aber entscheidenden Kampfe gekommen, mit welchem die venetianische Geschichte erst recht eigentlich beginnt.

Pippin nahm Heraklea und Equilium auf der einen, Chioggia und Palestrina auf der anderen Seite ein. Er drang bis Albiola und Malamocco vor. Hier aber setzten sich ihm die griechisch gesinnten Oberhäupter, unterstützt von einer starken Schar der Lagunenbewohner, mit gesamter Kraft entgegen und behielten die Oberhand. Es wird überliefert, daß Pippin von der Landseite her die Belagerung noch sechs Monate fortgesetzt habe. Eben das aber mag die Venetianer veranlaßt haben, ihren vornehmsten Sitz nach dem Rialto zu verlegen, wo ihnen die schützenden Gewässer zu statten kamen. Pippin mußte sein Unternehmen aufgeben, Venedig war eine Seestadt geworden. Auf diese Thatsache gestützt, faßten die Griechen die Hoffnung, einen vorteilhaften Vertrag mit Pippin zu treffen; sie schickten einen Gesandten nach Pavia. Indem aber ist Pippin, auf dem doch eigentlich die Behauptung Italiens beruhte, gestorben (8. Juli 810). Karl der Große meinte nach dem Tode des Sohnes die Gesandtschaft als an ihn selbst gerichtet betrachten zu können. Er ließ die Gesandten nach Aachen kommen, wo er mit ihnen eingehende Unterhandlungen gepflogen zu haben scheint, ohne daß man doch zu einem Abschluß gelangt wäre. Aus dem Schreiben, das Karl an Nicephorus richtete, sieht man, daß er die Gesandtschaft als eine schon längst erwartete freundschaftliche Erklärung desselben ansah, mit der er sehr zufrieden war und an die er die besten Hoffnungen knüpfte. Aber nicht so sehr auf den Austrag zwischen den beiden Kaiserreichen kam es an, als auf das Resultat ihrer Entzweiungen untereinander. Eines der vornehmsten ist die Unabhängigkeit von Venedig, welche dadurch begründet worden ist. Venedig neigte zum Occident, wurde aber von Konstantinopel zur anderen Seite gezogen, worauf ein Versuch des Occidents eintrat, es wieder zu erwerben. Der mißlang jedoch, ohne daß Venedig wieder von Konstantinopel abhängig geworden wäre. Dies zu vollbringen waren die Griechen wegen ihrer fortdauernden Uneinigkeit unfähig. In Nicephorus lebten die bilderfeindlichen Ideen des isaurischen Hauses fort. Dem geistlichen System Irenes erwies er sich abgeneigt, er nahm abweichende Sekten in Schutz und ließ eifrige Feinde des Bilderdienstes gewähren. Indem er hierdurch innere Feindseligkeiten gegen sich erweckte, konnte er auch auf die Ergebenheit seines Heeres nicht zählen. Im Jahre 811 ist er bei einem Zusammentreffen mit den Bulgaren nicht im eigentlichen Felde geschlagen, sondern in seinem Zelte überfallen und ermordet worden, mit ihm die vornehmsten Patricier, die ihn umgaben, und die Führer seiner Truppen, selbst die Obersten der Provinzialtruppen. Das Ereignis muß als die Katastrophe der neuen Regierungsweise betrachtet werden. So sehen sie auch die Geschichtschreiber jener Zeit an, aber sie fügen doch kein Wort des Bedauerns hinzu. Nicephorus ist ein Gegenstand des Hasses und des Abscheus.

Als sein dem Blutvergießen entronnener Sohn Stauracius nach Kon-

stantinopel kam, so machte man demselben die Zurücknahme der letzten Maßregeln seines Vaters zur Bedingung. In dem Tumult, der darüber entstand, konnte er sich nicht behaupten; die Regierung ging auf seinen Schwager Michael, genannt Rhangabe, dem die Tochter des Nicephorus, Prokopia, energisch zur Seite stand, über. Michael wurde vom Patriarchen zur Orthodoxie, zur Schonung der Christen, besonders der Geistlichen und Mönche, verpflichtet. In dieser Beziehung gewann das System Irenes doch die Oberhand in der Hauptstadt. Und um so weniger war dann an eine ernstliche Fortsetzung des Kampfes gegen das Abendland zu denken. Michael näherte sich Karl und dem Papste. Eine Gesandtschaft desselben hat in der Anrede an Karl ihn mit dem Worte Basileus d. h. Kaiser begrüßt. Ein Friedensinstrument, welches zugleich einen Bund enthielt, unterschrieben von Karl, seinen Großen und Priestern, wurde mit vieler Feierlichkeit den griechischen Gesandten übergeben. Diese verfügten sich damit zunächst nach Rom: denn auf das Einverständnis des römischen Stuhles kam es den beiden Kaisern vornehmlich an. Im Frühjahr des Jahres 813 schickte Karl ein paar Geistliche nach Byzanz, um eine Bundesurkunde von seiten der Griechen in ihrer Sprache mit aller Feierlichkeit in Empfang zu nehmen. Wir haben den Brief übrig, in welchem Karl diesen Antrag ausspricht; er ist voll von religiösen Danksagungen über die der gesamten Christenheit durch eine friedliche Einigung erwiesene Gnade. Mit Bestimmtheit tritt darin der Gedanke der beiden Kaiserreiche, des orientalischen und occidentalischen, hervor, welche zusammen die allgemeine Christenheit konstituieren; der Gott, der sie regiere, sorge auch für ihre Einigung. Aber Michael wurde, infolge eines unglücklichen Feldzuges gegen die Bulgaren, zur Abdankung genötigt, ehe er diese Auswechselung der Urkunde vollzogen hatte, das eigentliche Ziel wurde nicht erreicht. Dennoch sind diese Annäherungen von historischer Wichtigkeit, weil damit die Idee des occidentalischen Kaisertums dem byzantinischen gegenüber das erste Mal zu offiziellem Ausdruck kam. Es war gleichsam eine Bestätigung der politischen Stellung, welche Karl eingenommen und welche die folgenden Zeiten beherrscht hat. In der Entwickelung der Welt erlangte das occidentale Imperium eine beinahe centrale Weltstellung, ohne daß man sich derselben bewußt gewesen wäre: denn die Verhältnisse des Kalifats von Bagdad am Oxus und in Indien hingen noch allezeit mit den kriegerischen und friedlichen Beziehungen zusammen, in denen es zum griechischen Reiche stand. Diese aber griffen in das occidentale Imperium ein, wie auf der anderen Seite Beziehungen zu Sina und Tibet erscheinen, welche die Politik des Kalifats bedingen. In demselben Grade waren die Kalifen den lateinischen Christen geneigt, als sie die griechischen mit Feindseligkeiten heimsuchten. Zwischen denen war es zu keiner Vereinbarung gekommen; es war doch aber auch kein offener Hader zu befürchten, so lange sie beide dem Bilderdienst anhingen. Und überdies schuf das Emporkommen der Bulgaren ein Interesse, das beiden Reichen gemeinsam war.

Die Bulgaren hatten sich an die Avaren angeschlossen. Nach deren Fall

durch Karl erhoben sie sich zu einer bedeutenden selbständigen Macht. Schon längst waren sie Meister der Wallachei, sowie des östlichen und südlichen Ungarns. Jetzt waren sie auch der Griechen Meister geworden und schienen sich in der Balkanhalbinsel auf immer festsetzen zu wollen. Es wird nicht gesagt, daß die Griechen bei Karl dem Großen Hülfe gegen sie gesucht hätten; was erst nach dessen Tode geschah. Bezweifeln läßt sich aber auch nicht, daß die Einwirkungen Karls in einem den Bulgaren entgegengesetzten Sinne dem griechischen Reiche ein Bedürfnis waren. Aber wir wollen uns nicht in diese fernen Verbindungen verlieren; den vornehmsten Gesichtspunkt Karls des Großen bildete doch immer seine eigene Sicherheit und die Sorge, die er den vordringenden Bulgaren gegenüber trug, die avarische Grenze vollständig zu pacifizieren. Im Jahre 805 hatte Karl den Versuch gemacht, das Fürstentum des Chakhans bei den Avaren zu erneuern. Der von ihm eingesetzte Fürst empfing die Taufe. Zwischen den Avaren und Slaven brachen Zwistigkeiten aus, zu deren Beseitigung der Kaiser eine Expedition nach Pannonien veranstaltet hat.

Im Jahre 811 beschied er beide Parteien vor sich nach Aachen.

Das eroberte Gebiet wurde in drei Teile zerlegt: die avarische und hunnische Ostmark und das Herzogtum Kärnthen. Man darf vielleicht sagen, daß eben aus diesem Kampf gegen die Bulgaren, aber im Einverständnis mit Konstantinopel, die Mark hervorging, aus welcher später Österreich erwachsen ist. Noch bei weitem stärker als von den Bulgaren wurde das occidentalische Reich an seiner östlichen Grenze von den Slavenstämmen eingeengt und bedroht.

Immer noch hielten die Czechen ihre einst unter Samo begründete, von dem fränkischen Reich angefochtene, aber von ihnen mit den Waffen behauptete Unabhängigkeit aufrecht. Andere slavische Völkerschaften hatten das ganze Gebiet zwischen Elbe und Oder inne, die Obotriten näher dem Meere, die späteren mecklenburgischen Lande, die Liutizen die Ufer der Elbe und der in diesen Strom mündenden Flüsse; in die altthüringischen Bezirke waren die Sorben eingedrungen. Man hat bemerkt, daß die großen Stämme doch untereinander niemals einverstanden gewesen seien, die Liutizen wurden sowohl von den Obotriten als den Sorben bekämpft. Als ihre Feinde wurden wieder die slavischen Bewohner von Böhmen angesehen. Die Slaven hatten nun schon vielfach in die sächsischen Kriege eingegriffen. Wir erinnern uns, daß es ein Zug gegen die Sorben war, welcher den Sachsen zu ihrer mutvollsten Erhebung im Jahre 785 Anlaß gab. Die Sorben erschienen da mehr als Bundesgenossen der Sachsen. Dagegen waren die Bodrizen oder Obotriten mit Karl verbündet, die in den transalbingischen Sachsen ebenso sehr ihre Feinde sahen als Karl selbst. Der Krieg mit Sachsen ist, wie erwähnt, nur durch eine schonungslose Bestrafung der den Vorschlägen des Königs nicht Folge Leistenden beendet worden. Als Karl die hartnäckigsten der widerstrebenden Sachsenstämme, deren er sonst nicht Meister geworden wäre, aus ihrem Gebiete gewaltsam wegführte, räumte er dasselbe den Obotriten ein.

Seinen treuesten Anhänger aus diesem Volke, Thrasko, ernannte er im Jahre 804 zu ihrem obersten Fürsten. Ohne die Freundschaft mit den Obotriten wäre die Beruhigung von Sachsen nicht möglich gewesen. In diesen Konflikten hat nun Karl den Versuch gemacht, die Czechen seinem Reiche zu unterwerfen, was ja schon die Merowinger für ihr Recht gehalten hatten. Die Niederlage, welche die Franken einst bei Wogastisburg erlitten, war noch immer zu rächen. Wenn die geographische Lage Böhmens den Czechen die Möglichkeit eröffnete, in die fränkischen Gebiete einzubrechen, so hatte man in diesen dafür gesorgt, ihnen keine Waffen zukommen zu lassen; es gab eine böhmische Mark, wie eine sorbische. Aber mit dem Bedürfnis der Verteidigung verband sich die Absicht, die frühere Herrschaft über Böhmen wiederherzustellen.

Im Jahre 805 nun schritt Karl zu diesem Werke. Von drei verschiedenen Seiten her, von Bayern, Sachsen, Thüringen, wurde der Zug unternommen, um Böhmen zu germanisieren. Die Gebirge wurden überschritten, das Land weit und breit verwüstet; die Czechen vermieden jedoch, sich im offenen Felde entgegenzusetzen. An der Spitze der Unternehmung stand der älteste der legitimen Söhne Karls von der Hildegardis, der kriegsgeübte Karl, der seinen Namen trug.

In Böhmen hatten die Franken nicht erreicht, was bei den Avaren gelungen war, keine Flotte bot den nötigen Lebensunterhalt. Nach einer vierzigtägigen Beraubung des Landes hatten die Sieger keine Nahrungsmittel mehr und mußten es sich selber wieder überlassen. Hier also behauptete sich eine ungebrochene slavische Selbständigkeit, wie den Merowingern, so auch dem Reiche Karls des Großen gegenüber. Dahin aber führte das nicht, daß auch die verwandten Nationalitäten, welche in die fränkischen Angelegenheiten vielfach verflochten waren, ihre selbständige Aktion hätten behaupten können. Was gegen die Czechen mißlungen war, gelang vollständig gegen die Sorben.

Im Jahre 806 wurden die Sorben angegriffen und einer ihrer Fürsten, des Namens Melito, getötet. Hierauf unterwarfen sich die übrigen Fürsten und stellten Geiseln. An der Elbe und an der Saale, wie man annimmt, wurden Befestigungen errichtet, um die Herrschaft über die Eingeborenen zu behaupten.

Die große Aussicht, die sich hieran knüpfte, mußte man jedoch einer fernen Zukunft überlassen. Die unmittelbare Aufmerksamkeit Karls wurde durch ein anderes Element des Völkerlebens jener Zeit in Anspruch genommen, welches eine aggressive Haltung annahm, die Dänen. Die an die Stelle der Sachsen in Nordalbingien angesiedelten Bodrizen (Obotriten) verursachten, wenn wir recht unterrichtet sind, durch innere Entzweiungen, namentlich den Widerstand, welchen der von den Franken eingesetzte oberste Fürst Thrasko fand, eine Einmischung der Dänen, die so entschiedene Anhänger der Franken, wie Thrasko war, nicht aufkommen lassen wollten. Sie hatten dabei eine liutizische Völkerschaft, die Wilzen, von jeher Feinde der Obotriten, auf ihrer Seite. Der Kampf war ein sehr blutiger; den Dänen gelang es, Thrasko zu verjagen;

einen anderen Fürsten des Volkes machten sie zum Gefangenen und brachten ihn um, zwei Dritteile der obotritischen Gebiete wurden zu einem Tribut genötigt, allein die Obotriten hatten auch sehr nachhaltigen Widerstand geleistet. Ein fester Platz wird erwähnt, bei dessen Bestürmung die Dänen ihre besten Leute verloren. Notwendig aber nahmen die Franken, die ihre Verbündeten nicht untergehen lassen konnten, an dem Kampfe derselben gegen die Dänen teil. In dieser Gefahr hat der Dänenkönig Gottfried, um sich gegen die Macht der Franken zu schützen, den Danewirk aufgeworfen, einen Erdwall, der die Ostsee und Nordsee wenigstens mittelbar erreichte, die eine durch die Schlei, die andere durch die Norder-Eyder, ungefähr zwei Meilen lang, sodaß der Durchgang zwischen beiden Seen den Franken verschlossen wurde; er hatte nur ein Thor in seiner Mitte. Hierdurch in seinem Erbreich gegen Franken und Obotriten gesichert, setzte dieser König eine maritime Expedition in stand von zweihundert Schiffen, mit denen er Friesland angriff und einige Bezirke zur Zahlung eines Tributs nötigte. Er selbst hielt sich noch zu Haus, und als sich Karl mit einem starken Heere bei Verden aufstellte, soll er die Absicht gehabt haben, mit ihm zu schlagen, Sachsen und Friesland wieder von den Franken loszureißen und, wie er vernehmen ließ, selbst seinen Sitz in Aachen aufzuschlagen. Etwas ähnliches würde wahrscheinlich die Folge gewesen sein, wenn er das fränkische Heer im offenen Felde überwältigt hätte. Aber ihm selbst begegnete, daß er von einem seiner Satelliten erschlagen wurde, wie einst Athaulf. Kaiser Karl befestigte dann sein Bündnis mit den Obotriten, er gab ihnen einen neuen Fürsten, den sie annahmen. Der dänischen Befestigung begegnete er seinerseits mit einer anderen Grenzverschanzung, hauptsächlich aber setzte er die Küsten in Verteidigungszustand. Berühmt ist die Inspektionsreise, bei der er die gallischen Küsten gegen die Seeräubereien der normannischen Piraten sicherte, er legte selbst Hand an, eine Flotte erbauen zu lassen. Doch hat er damit nicht gerade etwas entscheidendes ins Werk gesetzt oder begründet. Man nimmt nur die Stellung wahr, welche das occidentale Kaisertum einnahm, der Gefahr gegenüber, die von Norden drohte. Damals erfolgte in Dänemark ein Sturz in der Regierung. Die Söhne Gottfrieds nahmen ihre Zuflucht zu dem entfernten Norden; dessen Brudersohn Hemming hatte sich in den Besitz der Gewalt gesetzt. Dem aber konnte nichts daran liegen, die weitumfassenden Feindseligkeiten seines Vorgängers gegen die Franken fortzusetzen. Er neigte sich zu einem Frieden mit denselben, der unter den Waffen geschlossen worden ist. Aber die Abkunft war für beide Teile so wichtig, daß man sie mit der möglichsten Feierlichkeit bestätigen wollte. Sobald es die Jahreszeit zuließ, im Frühjahr 811, fand eine Zusammenkunft an der Eider von beiden Seiten statt. Hier wurde der Friede durch eine Anzahl der vornehmsten Oberhäupter beider Nationen bestätigt. Es waren zwölf fränkische Grafen und ebenso viele Dänen, unter ihnen der König selbst und seine Angehörigen. Sie gelobten einander Friede und beschworen denselben, jeder Teil nach dem Ritus seiner Religion. Wenn man den Einfluß in Be-

tracht zieht, den die Dänen auf den Osten und Norden des Reiches ausübten, und die Macht zur See, welche sie in den Händen hatten, so erkennt man, daß diese Abkunft eine auch nach anderer Seite hin bedeutungsvolle Rückwirkung gehabt hat. Ohne denselben würde es dem Kaiser unmöglich gewesen sein, sein Verhältnis zu den Angelsachsen aufrecht zu erhalten. Auf diese aber besaß er, mit dem Papst vereinigt, einen maßgebenden Einfluß. Der aus Northumbrien verjagte König Eardulf ist durch ihre vereinigte Bemühung wieder hergestellt worden. Ein römischer Diakonus und ein kaiserlicher Notar wirkten dabei als Gesandte zusammen. Eardulfs Dynastie hat sich dann behauptet. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Legislation Karls des Großen auf die englischen Zustände eine nicht geringe Rückwirkung geäußert hat. Von Egbert, dem Begründer der Monarchie in der Heptarchie, wird berichtet, er habe sich eine Zeit lang am Hofe Karls des Großen aufgehalten und dessen grundlegende Ideen nach England verpflanzt. Noch in einer anderen Hinsicht war er mit den Franken verbündet. Wie diese auf der einen Seite der See mit den Bretonen zu kämpfen hatten, so nahmen die Angelsachsen von Wessex aus unter Egbert ihren alten Kampf mit den Briten in Britannien wieder auf. Von Egbert sagt die Chronik: er verwüstete West-Wales von Osten nach Westen. Cornvallis wurde mit Wessex vereinigt. Überhaupt hat das germanische Element erst unter dieser Kombination das definitive Übergewicht über das celtische erhalten, das im 5. Jahrhundert diesseit und jenseits des Kanals wieder zu einer ausgedehnten Macht gelangt war. Erst unter Karl dem Großen geschah es, daß die Bretonen der fränkischen Monarchie unterworfen wurden.

Die Oberhäupter gebärdeten sich in ihren Kastellen gleichsam unabhängig. Sie schützten sich durch Verschanzungen in ihren Sümpfen und morastigen Gegenden und durch Verhaue in ihren Bergen. Im Jahre 786 erschienen sie in so feindseliger Haltung, daß ein fränkisches Heer unter dem Seneschall Audulf abgeschickt wurde, dem es denn auch gelang, einige ihrer Befestigungen zu nehmen. Aber durchgreifend war dieser Erfolg doch nicht; noch Jahrzehnte später finden wir eine bretonische Mark zur Verteidigung und zum Angriff.

Im Jahre 799 brach der Anführer dieser Mark, Graf Wido, mit anderen Grafen in das bretonische Gebiet ein und durchzog es von einem Ende bis zum anderen. Die Häuptlinge beugten sich dem Sieger, Wido brachte ihre Waffen und Wappen an den König. Es war die erste vollständige Unterwerfung der Bretagne, die überhaupt vorgekommen ist, aber auch jetzt noch keine definitive. Man darf annehmen, daß die Häuptlinge selbst im folgenden Jahre beim König in Tours erschienen und ihm Geschenke darbrachten, die ihre Unterthänigkeit bedeuteten. So wird ausdrücklich erzählt. Daß sie aber damit auf immer bezwungen gewesen wären, erhellt doch nicht. Im Jahre 811 kam Karl der Große in den Fall, noch einmal eine Abteilung seines Heerbanns in die Bretagne zu schicken. Zu derselben Zeit hat er auch die Wilzen

an der Elbe, die Avaren an der Donau wieder mit Krieg überzogen: denn so schlagfertig und waffenmächtig war er nun einmal geworden, um nirgends einen Feind an den Grenzen zu dulden. Die vornehmste Thätigkeit seiner letzten Jahre war, wie einst die seines Vaters, nach Aquitanien und dem Grenzwall der Pyrenäen gerichtet.

Es wird mir gestattet sein, diese Begebenheiten, welche hieraus entsprangen und eine neue Eroberung einleiteten, ins Auge zu fassen. Schon im Jahre 785 waren einige der wichtigsten Grenzfestungen von den Hispano-Saracenen zu den Franken übergegangen, zuerst Gerona, dann Urgel und Ausona. Wir wissen, kirchenhistorisch ist die Besitznahme von Urgel wichtig, da der Bischof sich dem König und dem Papst vor Gericht stellte. Bald darauf aber haben die Ereignisse der äußeren Kriege neue Angriffe der Omajjaden auf Aquitanien und Septimanien hervorgerufen.

So auffallend es ist, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß es vornehmlich die Nachricht von den Verwickelungen war, welche Karl persönlich an der Donau fesselten, was den Kalifen von Cordova, Hischam, den Sohn Abderrahmans veranlaßte, die Feldzüge über die Pyrenäen nochmals aufzunehmen. Im Jahre 793 drangen die Saracenen nach dem alten Schauplatz ihres Übergewichts, nach Narbonne vor. Ohne die Stadt erobern zu können, erfüllten sie doch das Land mit Raub und Gewalt. Indem sie dann gegen Carcassone vorwärts zogen, trafen sie mit dem Grafen Wilhelm von Toulouse, der sich ihnen in den Weg stellte, zusammen. Weder er selbst, noch seine Gefährten vermochten den Angriff zn bestehen, in alter Weise kehrten die Araber mit Beute beladen nach Spanien zurück. Die Saracenen hatten damals das Übergewicht über die sich neu organisierende Macht der Christen in Asturien, im Jahre 791 durchzogen sie die Gegend von Burgos, im Jahre 792 Gallicien. Derselbe Feldherr Abdalmelik, der diese Gebiete bewältigt hatte, kämpfte mit dem Grafen Wilhelm. Diesen Angriffen Widerstand geleistet zu haben, ist das Verdienst des jungen Königs Ludwig von Aquitanien oder vielmehr der Männer, die sein Vater ihm zur Seite gab. Auf einer Landesversammlung, die er im Jahre 795 zu Toulouse hielt, stellten sich auch Gesandte des Königs Alonso II. von Asturien ein, der eben in jenen Konflikten zum König ausgerufen war, und es wurden Anstalten zum Schutz der Grenze getroffen. Einige durch den Krieg verödete Ortschaften, Ausona, Cardona, Castaserra befestigte Ludwig und besetzte sie mit Kriegsvolk. Wir finden die Nachricht, daß eine große Anzahl von Einwohnern damals in das fränkische Gebiet geflüchtet sei und den Grund zur Errichtung der spanischen Mark gegeben habe. Diese erhob sich dann unter Leitung ihres Führers, des Grafen Burrell. Am meisten kamen den Franken die unter den Omajjaden ausgebrochenen Streitigkeiten über den Besitz des Thrones zu statten. Die älteren Söhne Abderrahmans, Suleiman und Abdallah, waren durch Hischam ausgeschlossen und nach Afrika verbannt worden. Beim Tode Hischams im Jahre 796 machten sie ihre Ansprüche gegen dessen Sohn Hakem geltend.

Suleiman unternahm es, ihn in Spanien zu bekämpfen, Abdallah begab sich an den Hof Karls nach Aachen. Karl kam soeben von einem erfolgreichen Zuge nach dem Sachsenlande aus Wigmodia zurück, da stellte sich ihm der aufrührerische Oheim des Kalifen von Cordova dar, um ihm in seiner Pfalz zu huldigen. Karl nahm ihn an, verwies ihn aber an seinen Sohn. Schon vor dem sächsischen Zuge war der Wali von Barcelona in gleicher Absicht in Aachen gewesen. Es erhellt nicht, ob dieser Abfall von Cordova in direktem Zusammenhang mit den Feindseligkeiten des Kalifen von Bagdad gegen die Omajjaden stand, aber man darf es doch voraussetzen, da, wie wir berührten, um dieselbe Zeit Karl der Große seine Gesandten an Harun al-Raschid schickte. Der Übertritt so bedeutender Männer erweckte in Karl die begründete Hoffnung, den Omajjaden mit überlegener Kraft entgegen zu treten. Nicht sogleich aber erfüllten sich die Erwartungen, welche die Anwesenheit des Wali von Barcelona erregt hatte. Der Wali erwies sich als sehr unschlüssig. Die Verrätereien der Saracenen zeigten sich nicht allein unwirksam; man hatte neue Angriffe, die sich immer gegen Narbonne richteten, zu besorgen, wie denn die Einwohner von Barcelona sich des Gewinnes erfreuten, der ihnen aus den saracenischen Raubzügen erwuchs. Endlich wurde der Beschluß gefaßt, Barcelona mit Heeresmacht anzugreifen. Es war eine der ersten Unternehmungen, zu welchen Karl nach seiner Kaiserkrönung schritt, recht im Zusammenhang mit der Idee derselben, aber doch zugleich im Einverständnis mit Harun al-Raschid. Man konnte dabei auf die aquitanischen Streitkräfte zählen, bei denen Basken und Goten ausdrücklich erwähnt werden. Drei verschiedene Heerhaufen wurden dazu ins Feld gestellt, der eine zur Deckung Aquitaniens, die beiden anderen zum Einfall in Spanien. Von diesen war der erste zur eigentlichen Belagerung bestimmt, er stand unter dem Befehl des Grafen Rotstagnus von Gerona; der andere unter demselben Grafen Wilhelm von Toulouse, welcher einige Jahre früher mit den Saracenen unglücklich gekämpft hatte, sollte sich in der Nähe aufstellen, um einem Entsatzversuch zuvorzukommen. Wirklich wurde nun von Cordova ein solcher unternommen. Ein ansehnliches Heer rückte bis Saragossa, hatte aber doch keine Lust, mit dem Feinde zu schlagen und warf sich vielmehr auf die leichtere Unternehmung, die christlichen Beherrscher von Asturien im Zaum zu halten, denn offenbar hingen die fränkischen Unternehmungen mit der Erhebung der Überreste des alten Gotenreiches zusammen, wie denn auch Alonso sich an Ludwig hielt und in seinem Schreiben an den Kaiser eine Hingebung kundgab, die an Unterthänigkeit streift. Graf Wilhelm von Toulouse verstärkte nun das Belagerungsheer, aber Barcelona wehrte sich auf das tapferste; die standfeste Verteidigung erinnert an ähnliche Vorgänge an den spanischen Grenzen in alten und neuen Zeiten. Eine Hungersnot brach aus; man sah Verteidiger, die an dem Erfolg verzweifelten, sich von den Mauern herabstürzen. Viele hofften noch, die Franken würden bei der Nähe des Winters abziehen, aber man erlebte, daß diese Hütten anlegten, um vor der Stadt zu überwintern. Hierauf erklärten sich doch die Einwohner

zur Unterhandlung bereit, zu welchem Zwecke sie ihre damaligen obersten Führer auslieferten. Die Franken hielten die Zeit für gekommen, den jungen König zur Einnahme des Platzes, welche bevorzustehen schien, einzuladen, um die Ehre derselben zu erwerben. Ludwig stellte sich ein, fand aber noch immer hartnäckigen Widerstand. Kaiser Karl, in der Besorgnis, sein Unternehmen scheitern zu sehen, ließ ein neues Heer in Lyon versammeln, unter seinem kriegsgeübten Sohne Karl, der sich mannhaft und unternehmend bewiesen hatte: aber ehe dieser noch aufbrach, war das Schicksal von Barcelona entschieden. Die Stadt hatte sich endlich zu einer Kapitulation und zur Aufnahme fränkischer Besatzung genötigt gesehen. Ludwig verzögerte seinen Einzug so lange, bis christliche Priester eingetroffen waren, um ihnen mit seinen übrigen Truppen voranzuschreiten. So zogen sie nach der Kirche des heiligen Kreuzes: denn die christliche Idee war jetzt mit der militärisch-politischen auf das innigste verbunden. König Ludwig wird immer als der erste Fürst betrachtet werden müssen, der eine den Moslimen entrissene Stadt mit religiösem Pomp in Besitz nahm.

Für den Kaiser Karl war es auch in Bezug auf sein früheres fruchtloses Unternehmen eine große Genugthuung. Die Stadt wurde dem Grafen Bera, mit einer Besatzung, die hauptsächlich aus Goten bestand, anvertraut, denn so hing nun einmal alles zusammen. Die spanischen Araber hatten sich der Reste der gotischen Territorien jenseit der Pyrenäen zu bemächtigen getrachtet, was nach langem Schwanken dahin führte, daß sich die Goten mit den Franken vereinigten. Eine stattliche Schar blieb jetzt in Barcelona, was dann dem Überreste des gotischen Reiches in Asturien zur Wiedererwerbung seiner Unabhängigkeit förderlich werden mußte. An diese Erfolge selbst aber knüpfte sich ein fortwährender Krieg; mancherlei Streifzüge wurden unternommen, die ohne besondere Wirkung verliefen. Zugleich regten sich die spanischen Saracenen zur See, man begegnet ihnen in den Gewässern von Korsika. Die balearischen Inseln, von den Saracenen geplündert und heimgesucht, unterwarfen sich dem fränkischen Reiche und wurden wirklich in Schutz genommen; erbeutete arabische Fahnen wurden vor den Kaiser gebracht. Eine größere Aussicht aber bot sich dar, als nach dem Tode eines der Markgrafen der Wali von Saragossa die fränkischen Kastelle besetzte, jedoch nur im Namen des Kaisers selbst, indem er versprach, sich mit alle dem, was er selbst inne hatte, zu unterwerfen; er ließ das hoffen, wenn ihm eine Besprechung mit den fränkischen Kriegsvölkern gestattet werde. Diese Annäherung war jedoch so zweifelhafter Art, daß Karl es vorzog, mit dem Kalifen von Cordova, der sich ihm näherte, eine Abkunft zu schließen. Er ließ den Wali fallen; dagegen wurde die spanische Mark anerkannt und den fortschreitenden gotischen Successen Sicherheit verschafft.

Wie berührt, hängt die Wiedererhebung des Königsreichs Asturien unter Alonso II., unter welchem Oviedo erbaut wurde, mit den Vorteilen, die die Franken erfochten, zusammen. Eine neue Erhebung der Wasconen wurde von

Ludwig niedergeschlagen, auch Pampelona wurde erobert. Mit gutem Grund läßt sich sagen, daß die Idee, welche dem Unternehmen von 778 zu Grunde lag, nach mancherlei Wechsel von Glück und Unglück realisiert wurde. Daß es aber soweit kam, beruhte auf einer Umgestaltung der allgemeinen Verhältnisse der arabischen Welt, welche damals eingetreten war.

Harun al-Raschid, der Verbündete Karls, von dem wir aus den fränkischen Berichten erfahren, der Kaiser habe die Allianz mit ihm höher angeschlagen als die Freundschaft irgend eines anderen Fürsten, war im Jahre 809 gestorben. Harun hatte noch in den letzten Jahren seines Lebens die Oppositionen religiöser und politischer Natur, die sich innerhalb seines Reiches gegen ihn erhoben, niederzuhalten. Das Wesirat der Barmekiden, das er im Grunde selbst gestiftet hatte, zu dem sich aber auch noch andere sociale und religiöse Bestrebungen gesellten, war so mächtig geworden, daß er es mit Gewalt wieder zerstörte, wobei er den Ruhm von Gerechtigkeit und Milde, der sich im Orient an seinen Namen knüpfte, keineswegs gerechtfertigt hat. Kurz vor seinem Tode hat er zur Erhaltung des inneren Friedens eine Verfügung getroffen, welche die Einheit des Kalifats von Bagdad aufzulösen drohte. Gedenken wir noch mit einem Worte der Ereignisse im Reiche der Abbasiden, welche den Gesichtskreis der letzten Jahre Karls des Großen veränderten und in sich selbst von weltumfassender Bedeutung sind.

Von den erbfähigen Söhnen, die Harun hinterließ, war der ältere, Mamun, bereits sehr mächtig, ihm war Chorasan und das ostasiatische Gebiet überhaupt anvertraut, aber er war der Sohn einer Sklavin. Dem Gedanken, der das Kalifat beherrschte und der an die altpersischen Ideen anknüpfte, schien es besser zu entsprechen, wenn ihm der jüngere Bruder Emin vorgezogen wurde, dessen Herkunft von einer Enkelin Al-Mansurs dem Ideal der Abbasiden gemäßer war. Diesen also beschloß Harun zum eigentlichen Nachfolger im Kalifat zu bestimmen, aber dabei sollte doch die Stellung, welche Mamun in den östlichen Provinzen hatte, demselben vorbehalten bleiben. Noch ein dritter Sohn, Kasim, wurde mit einem Gebiete bedacht, das ihn zum unmittelbaren Nachbarn des byzantinischen Reiches machte. Daß das nun alles in Erfüllung gehen würde, ließ sich kaum erwarten. Kasim konnte seine Unabhängigkeit gegen Emin nicht behaupten; zwischen diesem und Mamun dagegen brach in kurzem ein Zerwürfnis aus, welches den alten Gegensatz zwischen dem Osten und Westen der moslimischen Gebiete, in dessen Folge die Abbasiden selbst emporgekommen waren, wieder zu erneuen drohte. In kurzem kam es soweit, daß Emin nur seinen eignen Sohn als Nachfolger im Kanzelgebete nennen ließ, nicht Mamun, wie es Harun gewollt hatte; Mamun dagegen in seinen Gebieten die Nennung Emins im Kanzelgebet überhaupt vermied. Jeder von ihnen hatte einen seiner Sache vollkommen ergebenen Wesir zur Seite, so daß es also zu einer Entscheidung durch das Schwert kommen mußte. Im Namen Mamuns rückte Tahir mit überlegener Mannschaft von Chorasan vor. Die großen Städte wie Bagdad, selbst Mekka und Medina waren für Emin, konnten

ihn aber gegen den Angriff nicht schützen, Bagdad wurde von Tahir erobert, Emin, der vergebens zu entfliehen versuchte, umgebracht. Al Mamun war also unbestrittener Emir al Muminin.

Notwendig hatte nun dieser Zwiespalt in dem abbasidischen Kalifat die Folge, daß die vornehmsten Gegner desselben, die Omajjaden in Spanien, für die sich auch eine Partei in Syrien regte, sich aufs neue erhoben. Sie waren aber unter sich selbst uneinig. Auch der Kalif von Cordova hatte unaufhörlich mit politischen und religiösen Gegnern zu kämpfen, welche Empörungen hervorriefen und Auswanderungen im großen Stil veranlaßten. Die Scharen, welche das Land verließen, warfen sich auf die See und griffen die Abbasiden an. Das Mittelmeer erfüllte sich mit diesen Kämpfen der Moslime unter einander, in die aber auch unmittelbar die Griechen verflochten wurden. Bemerkenswert ist es, daß dabei von einer Verbindung der Byzantiner mit dem Kalifen von Bagdad gegen die Omajjaden die Rede gewesen ist. Die Anhänger der Abbasiden meinten durch eine solche soweit zu kommen, die Omajjaden zurückzutreiben; sie boten denselben ein Bündnis zu diesem Zwecke an. In Sicilien wurde mit dem gräco-römischen Patricius, der dort den Oberbefehl führte, darüber verhandelt. Papst Leo III. hat dem Kaiser darüber Mitteilungen gemacht. In früheren Zeiten, als die Franken noch die spanischen Saracenen zu fürchten hatten, würde das auf Karl vielleicht Eindruck gemacht haben, nicht aber in den damaligen. Er hatte in Spanien Fuß gefaßt, und so lange Sicilien in griechischen Händen war, was gerade dadurch vermittelt wurde, daß ein Kampf zwischen Omajjaden und Abbasiden zur See ausbrach, brauchte er für das fränkische Reich auch zur See nichts zu fürchten. An jenen Berührungen der entgegengesetzten Tendenzen, der Abbasiden und ihrer Anhänger, der Griechen und der seeräuberischen spanischen Saracenen nahm er keinen Anteil mehr.

Allgemeine Lage. Tod des Kaisers.

Mit ruhigem Stolze konnte Karl den Umfang seines Reiches überblicken. Gegen den alten omajjadischen Feind nahm er die Küsten des westlichen Mittelmeeres und einen großen Teil des nördlichen Spaniens in seinen Schutz. An den Küsten des Atlantischen Meeres stand er mit den irischen Königen und mit den Angelsachsen in gutem Frieden und Bündnis. Jene begrüßten ihn als Herrn und Meister, diese nahmen seine Einrichtungen vielfach zum Muster. Die Nordsee war durch Frieden und gute Rüstungen gesichert. Die kontinentalen Grenzen waren durch treffliche Umwallungen nicht allein gegen die Dänen, sondern auch gegen die Slaven geschützt. Durch die Grenzeinrichtungen wurden die Nachbarn abgewehrt und bis auf einen gewissen Grad selber beherrscht. An der avarisch-bulgarischen Grenze war man mit dem Interesse des orientalischen Kaiserreiches einverstanden; und wenn man mit demselben

am Adriatischen Meer in feindseligen Kontakt geriet, so war doch damit keinerlei Gefahr verbunden, da die Bevölkerung nur eben zwischen den beiden Kaiserreichen schwankte. Italien blieb dem westlichen unerschütterlich zugethan. Daß es zu keiner definitiven Auseinandersetzung zwischen den Griechen und Lateinern kam, beruhte nur auf den inneren Entzweiungen unter den Griechen selbst, die zugleich gegen die Saracenen ihre eigene Stellung zu wahren hatten. Franken und Griechen waren beide Gegner der saracenischen Weltmächte. Zwischen diesen selbst aber waltete ein Zwiespalt ob, welcher von allen Momenten der äußeren Verhältnisse der eingreifendste war. Die Griechen waren dadurch bedroht, aber dem Abendlande wurde Raum verschafft, seine unmittelbaren Grenzen zu erweitern und in sich selbst sein Leben zu kräftigen und zu entwickeln.

Eine der großen Handlungen Karls war es, daß er dem romanisch-germanischen und dem christlichen Prinzip auf der pyrenäischen Halbinsel eine Stellung gegeben hat, durch welche demselben eine große Zukunft gesichert wurde.

Der Streit der Weltmächte würde für die Völker, die er in sich begreift, unnütz sein, wenn er ihnen nicht Raum für ihr inneres Leben und ihre Ausbildung ließe.

Welch eine Fülle von mannigfaltigen Lebenskräften aber umschloß das Reich Karls des Großen. Es war zugleich ein Reich von einheitlichem Charakter und eine Völkergenossenschaft, die nicht ohne Akte der Freiwilligkeit sich dem Kern der höchsten Gewalt angeschlossen hatte. Da ließen sich noch die Elemente erkennen, aus denen es erwachsen war. Das westgotische Reich war wenigstens nicht vollkommen untergegangen, das langobardische bestand noch in seiner vollen Ausdehnung; doch auch da waren noch die ostgotischen Grundlagen zu erkennen, so weit sie sich einst dem römischen Reiche in ihrer Besonderheit opponiert hatten. Die Epoche der römischen Weltherrschaft hatte noch tiefe Nachwirkungen zurückgelassen. Über die beiden Teile hatte der langobardische Einfluß triumphiert, er war jetzt selbst der größeren Macht unterthan, aber noch immer lebenskräftig. Ein rechtes Beispiel der selbstständigen Bildungsfähigkeit gab das damals zwischen beiden Reichen emporkommende Venedig. Verwandte Bestrebungen regten sich auch in den unteritalienischen Bezirken und wurden, wie die Folge gezeigt hat, auch in allen Munizipien des mittleren und oberen Italiens durch die Verfassung genährt. Der Gegensatz zwischen romanischer und germanischer Volkstümlichkeit trat nach und nach zurück, aber die Elemente der römischen Kultur wurden durch die Rechtsbücher Justinians, deren Wirkung nach außen hin eben hierin liegt, und die Kirche, deren Sprache die lateinische war, mit stets erneuter Kraft repräsentiert. Wir haben bemerkt, daß darin zugleich eine Fortsetzung der Kultur der alten Welt lag. Wenn in Konstantinopel der Staat, die Kirche, die bewaffnete Macht zusammengriffen, so wirkte diese Verbindung auf die westliche Welt nur als ein Impuls der Kultur zurück. Die kirchlichen In-

stitutionen waren eben dazu angethan, diese Beziehungen zu den Anfängen der Menschengeschichte zu erhalten, in legitimer Folgerichtigkeit, welche in dem Islam abhanden gekommen war. In der Verbindung zwischen Kaisertum und Papsttum lag die Kontinuität der Weltgeschichte. Die feste Überzeugtheit von dem göttlichen Ursprung der heiligen Schrift gehörte dazu, um die Gemüter mit Hingebung für diese Idee zu erfüllen. Zu dieser Gesamtheit waren auf der einen Seite die Bretonen herbeigezogen worden, d. h. die Reste der celtischen Nationalität, die einst den gesamten Occident beherrscht hatte. Auf der anderen die Germanen. Was die Romanen abgesondert nicht vollbracht hatten, die völlige Überwältigung der Celten, das führten sie in ihrer Verbindung mit den Germanen durch. Diese Verbindung war nun das vorwaltende Ereignis der ganzen Epoche. Will man sich vergegenwärtigen, was darin lag, so braucht man nur die Gegensätze, die sich später entwickelten, ins Auge zu fassen. Frankreich und Deutschland bildeten ein einziges Ganze, in welchem das germanische Element überwog, ohne doch das romanische zu unterjochen. Es hatte sich in den Majordomaten in Burgund und Neustrien erhalten, die an das Fürstentum von Austrasien übergegangen waren. Das größte Gewicht lag aber doch immer in der Vereinigung der germanischen Völker mit dem neuen Königtum. Das merowingische, das noch selbst auf altgermanischen Traditionen beruhte, wäre dazu nicht fähig gewesen. Es wäre weder der Alemannen, noch der Bayern, am allerwenigsten der Sachsen jemals mächtig geworden. Die höchste Gewalt mußte des Stammesverhältnisses, aus dem sie hervorgegangen war, wieder entkleidet werden. Dann konnte in den unteren Kreisen das Stammesgefühl noch immer fortleben, selbst in den Rechtsinstituten. Die germanischen Gaue bestanden, wie die gallischen Civitates mit dem Anflug der Selbständigkeit, aus dem sie hervorgegangen waren. Die höchste Gewalt aber, die durch Heerbann und Geistlichkeit um den Fürsten her gebildet wurde, repräsentierte sich wieder in den Instituten, welche die Gesamtheit zusammenhielten. Die verschiedenen Nationalitäten nahmen an den Reichstagen Teil. Die Einheit des Willens aber gehörte dazu, um sie zu dominieren, die Idee der Kirche, um sie zu vereinigen. Diese Idee volkstümlicher und religiöser Natur erschien als Pflicht und bildete das Prinzip des allgemeinen Systems.

Schon vor einer Reihe von Jahren war einmal von einem gewaltsamen Umsturz der Regierung König Karls die Rede gewesen.

Im Jahre 792, gleich nach der Vollendung des Großkönigtums, welche in dem Siege über die Bayern und Avaren lag, war Karl von einer Empörung, die sich gegen ihn in seinem eigenen Hause vorbereitete, bedroht worden.

Der älteste seiner Söhne, jedoch von illegitimer Herkunft, Pippin, verband sich, wie einst Grifo, mit einer Anzahl jüngerer, vornehmer Franken, um der Regierung Karls ein Ende zu machen und selbst an die Spitze zu treten. Sie sollen, so wird gesagt, durch den widrigen Einfluß der Königin Fastrada

auf den König, dazu bewogen worden sein. Das wahre Motiv möchte darin liegen, daß die drei jüngeren Brüder, Söhne der Hildegarde, nicht allein als Könige begrüßt wurden, sondern auch die Sanktion der geistlichen Macht erhalten hatten, wodurch Pippin sich von der Nachfolge ausgeschlossen sah. Und es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß Karl das Reich unter dieselben zu teilen beabsichtigte; die Urkunde ist übrig, in welcher er diese Teilung anordnet.

Wäre Pippin, der selbst Anspruch auf die Regierung machte, mit seinen Absichten durchgedrungen, so würde das Reich den kirchlich-geistlichen Charakter nicht erhalten haben, den es später trug, denn eben der Sanktion der Päpste setzte er sich entgegen; allein er erlag durch die Verräterei eines Lombarden und mußte sein Verbrechen im Kloster büßen, während seine Genossen am Leben gestraft wurden. Seitdem konnten nur die drei legitimen Söhne Karls für die Nachfolge in Betracht kommen. Sie unterstützten den Vater, wie wir wissen. Der jüngste, Ludwig in Aquitanien, der mittlere unter den Söhnen Karls, der zweite, der den Namen Pippin führte, in Italien, der älteste, Karl besonders in Germanien durch einige Feldzüge, die mit Thatkraft und Energie unternommen, doch nicht immer glückliche Erfolge herbeiführten. An diese Stellungen knüpfte Karl bei den Festsetzungen über die Nachfolge in der sogenannten Reichsteilung vom Jahre 806 an. Darin werden dem ältesten Sohne die alten Stammreiche Auster, Neuster und die ostfränkischen Provinzen vorbehalten, den beiden jüngeren aber ihre Gebiete dergestalt erweitert, daß sie selbständige Reiche bilden sollen. Pippin soll zugleich Bajoarien, Ludwig die pronvencalischen Landschaften und den größten Teil von Burgund erhalten. Der Vater verordnet, daß seine Söhne einander gegen äußere und innere Feinde zu Hülfe kommen, er bestimmt die Heerstraßen, auf denen namentlich Italien den Zuzug von den beiden anderen erhalten soll, aber dabei wird zugleich die Unabhängigkeit des einen von dem anderen selbst in jurisdiktioneller Beziehung verfügt. Von Wichtigkeit ist die Bestimmung, daß Güterverleihungen in keinem der drei Reiche an andere gegeben werden, als an solche, die denselben angehören; und daß keiner der Fürsten Flüchtlinge aus einem anderen Gebiete bei sich aufnehmen dürfe. Die innere Einheit jedes der drei Reiche und ihre Unabhängigkeit von einander bildet fast den vornehmsten Gesichtspunkt.

Die Anordnungen hatte Karl mit dem Beirat der Großen getroffen, sie entsprachen seinem väterlichen Gerechtigkeitsgefühl den Söhnen gegenüber, und, wenn ich nicht irre, der Lage der Dinge selbst im allgemeinen. Von einem Vorbehalt kaiserlicher Befugnisse ist wenigstens nicht ausdrücklich die Rede. Die Eintracht sollte durch die Anmahnung des Vaters an die Söhne und deren brüderliche Beziehungen unter einander aufrecht erhalten werden. Dazu aber sind testamentarische Verfügungen in den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens kaum jemals fähig gewesen, für die Zukunft Maß zu geben, und in der Familie Karls traten Todesfälle ein, die wieder allem eine andere Gestalt verliehen.

Pippin ist, wie oben erwähnt, im Jahre 810 gestorben. Der älteste Sohn Karl folgte ihm im folgenden Jahre (am 4. Dezember 811) im Tode, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Wie aber nun die Regierung des Reiches dereinst geordnet werden sollte, darüber war noch nichts beschlossen.

Schon war Karl in die Jahre gekommen, in denen der Mensch fühlt, daß er ein sterbliches Geschöpf ist. Was aus dem Reiche werden sollte, wenn er mit Tode abginge, beschäftigte die Menschen lebhafter denn je; Freunde und Feinde sprachen davon. Ihm selbst mußte es am Herzen liegen, die große Völkergenossenschaft, die er in seinem Reiche gegründet hatte, auch über sein Leben hinaus zu sichern. Im Spätsommer des Jahres 813 folgte Karl dem Beispiele seines Vaters und Großvaters, indem er die großen Würdenträger des Reiches um sich versammelte, um mit ihnen definitive Beschlüsse zu fassen.

Die Vererbung war in der Hauptsache unzweifelhaft. Von den drei Söhnen, deren Erbrecht durch die päpstliche Sanktion geheiligt war, lebte nur noch der dritte, Ludwig, der bei der ihm übertragenen Verwaltung des Königreichs Aquitanien doch auch Erfolge errungen hatte. Diesem nun mußte die Erbschaft im großen und ganzen zufallen. Eine Schwierigkeit lag nur darin, daß von dem mittleren der Söhne, Pippin, ein berechtigter Nachkomme übrig war, des Namens Bernhard, der nicht übergangen werden konnte.

Bernhard wurde dadurch befriedigt, daß ihm Italien, welches sein Vater verwaltet hatte, zugesprochen und er selbst als König anerkannt wurde. Alle Anwesenden stimmten den Vorschlägen Karls bei. Nur die eine Frage, die aber mit allen anderen auf das engste verschmolzen war, blieb übrig: inwiefern die kaiserliche Gewalt auf den Erbnachfolger übertragen werden solle. Denn dafür war keine Vorsorge getroffen. Das Kaisertum, im einzig dazu geeigneten Moment erschaffen, war der persönliche Besitz Karls des Großen, der an sein Leben geknüpft zu sein schien.

Da ist nun Karl in der Versammlung mit dem Erbieten aufgetreten, seinen Sohn Ludwig in die Gemeinschaft des Kaisertums aufzunehmen. Der Gedanke war unerwartet, er wurde von der Versammlung als eine Eingebung Gottes betrachtet und mit allgemeiner Zustimmung aufgenommen; denn damit wurden alle Besorgnisse gehoben, welche über die Fortsetzung der Centralgewalt, wie sie sich nun gebildet hatte, gehegt werden konnten. Ohne daß man in Rom angefragt hätte, zögerte der Kaiser nicht, seinen Sohn mit dem Diadem zu schmücken, wie das in Konstantinopel herkömmlich war. Es konnte kein Zweifel sein, daß mit dieser Erhebung auch die erbliche Nachfolge Ludwigs verbunden sein werde. Zunächst wurde ihm wieder gestattet, in sein aquitanisches Reich zurückzugehen. Wenn man diesen Übergang der höchsten Gewalt aus der Ferne der Zeiten betrachtet, so kann man doch den Zweifel nicht zurückhalten, ob die Autorität in dieser Form behauptet werden würde, nicht allein wegen des Wechsels der Persönlichkeiten, sondern in Folge der Schwierigkeit, die in der Sache selbst lag. Daß die Zustände, wie sie jetzt eingerichtet waren, auf immer befestigt gewesen wären und so den zukünftigen

Weltereignissen hätten entgegengeführt werden können, läßt sich nicht behaupten. Eher das Gegenteil. Wie hätte sich auch nur denken lassen, daß die Stammesideen, welche die frühere Zeit beherrschten und jetzt unterdrückt worden waren, sich nicht wieder erheben sollten, sobald sie Zeit und Raum fanden.

Das spätere Europa hat sich eigentlich aus dem Durchbruch dieser Opposition der Stämme und ihrer Oberhäupter entwickelt. Wie hätte sich ferner denken lassen, daß die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt, wie sie unter Karl zu stande gekommen war, sich ungeirrt erhalten sollte. Päpste wie Hadrian I. und Leo III. konnte es nicht immer geben. Und wie nun die geistliche Gewalt ihre unabhängige Grundlage hatte, so dürfte die Wiedererhebung ihrer alten Ansprüche nicht von vornherein als Willkür und Usurpation betrachtet werden, sie war bis auf einen gewissen Grad unvermeidlich. Aber auch selbst die Einheit des Fürstentums ließ sich voraussichtlich nicht behaupten. Die Ansprüche des Erbrechts, welche unter Karl Martell die Oberhand behalten, sich dann zuerst unter Pippin der entstehenden Einheit entgegengesetzt hatten und unter Karl nur durch einen Zufall, den frühen Tod seines Bruders beseitigt, aber von ihm selbst in seinem ersten Teilungsentwurf ausgiebig berücksichtigt worden waren, mußten sich bei der nächsten Generation wieder regen. Wie aber wäre dann der Gehorsam der untergeordneten Machthaber zu erwarten gewesen. Wenn alles zusammenwirkte: eine Entzweiung unter den Inhabern der höchsten Gewalt selbst, ein Bruch zwischen Staat und Kirche, eine Erhebung der eingeborenen Ideen des Stammes und der Nationalität, so lagen darin die Momente der Bewegungen, welche in den folgenden Jahrhunderten in Evidenz traten. Man darf dies nicht einseitig von den Fehlern herleiten, welche begangen werden konnten und begangen worden sind. Es lag in der Natur der Dinge und, wenn wir so sagen dürfen, es war gleichsam eine Bedingung für die Fortentwickelung der Weltgeschichte. Von der germanischen oder romanischen Nationalität war überhaupt unter Karl wenig die Rede. Es ist wahr, er vereinigte die Stämme, aber nicht als solche, sondern nur in der Idee der höchsten Gewalt überhaupt, die sich über alle Länder erstreckte und der sie sich nur hierin anschlossen.

Mußten sich nicht auch die Stammessonderungen regen und allmählich wieder entfalten, besonders wenn die Herrschaft über die Grenzbezirke zweifelhaft wurde oder sich in ihr Gegenteil umsetzte?

Durch diese Betrachtungen meine ich nicht etwa, das Verdienst des großen Mannes zu schmälern; dies tritt dadurch noch mehr ins Licht, denn er war es doch, der diese Elemente vereinigte und ihnen das Gepräge einer höchsten, mit der Kirche verbündeten weltlichen Gewalt unauslöschlich aufdrückte. Das karolingische Reich ist die Grundlage anderer Reiche geworden, die den Kontinent umfassen. Die Centralgewalt, welche Karl gegründet hatte, konnte verschwinden, aber die Völkerschaften, die sie umschloß, die lebendigen Kräfte in der Umbildung, die er ihnen gegeben, mußten ihn überleben. Karl der

Große ist nicht allein der Vorgänger der Könige einzelner Reiche; er ist der Patriarch des Kontinents, dessen innere Entwickelungen eben auf dem Boden erwuchsen, den er gegründet hatte.

Einer besonderen Charakteristik bedarf es eigentlich bei Karl dem Großen nicht. Die Geschichte seines persönlichen Lebens liegt in seinen Handlungen, ihrer Aufeinanderfolge, Begründung und Bedeutung. Man darf ihm nicht die Genialität seines Vaters, der neue allumfassende politische Kombinationen begründete, zuschreiben, auch nicht die selbst einem stärkeren Feinde gegenüber allezeit schlagfertige Haltung seines Großvaters; eine Schlacht von Poitiers hat er nicht gewonnen. Aber seine Kriegszüge zeugen von angeborenem strategischen Talent und in der Durchführung des politischen Systems seines Vaters war er doch Original. Er ließ die Dinge kommen, dann ergriff er den rechten Moment, um seinen Erfolg zu sichern. In der immer gefährdeten Stellung, die er inne hatte, bewahrte er eine innere Ruhe, die ihm gestattete, den Blick nach verschiedenen Seiten zu richten, und während er das eine ausführte, das andere vorzubereiten. Alles war bei ihm Überlegung, Folgerichtigkeit, Umfassung; er sorgte dafür, daß alles, was er that, gerechtfertigt erschien. Karl war der oberste Kriegsherr, der Kirche ergeben, aber nicht dienstbar, er übte das Richteramt in höchster Instanz unerbittlich bis zum Vorwurf des Blutvergießens aus, zugleich leitete er die Administration eines großen Reiches mit durchgreifender Umsicht, — ein heroischer Überwinder, ein Herrscher, der keinen Widerspruch ertrug; dann aber Landesvater. Er hatte Sinn für die Verwaltung im einzelnen. In einem seiner berühmtesten Capitulare erscheint er als Großgrundbesitzer, alle Zweige der Landwirtschaft umfaßte er mit eingehender Sorgfalt, den Gesichtspunkten gemäß, in denen er lebte. Ein echter Germane, der den Landbesitz mit dem Imperium in Verbindung brachte. Es giebt eine angeborene Gabe zu herrschen und zu regieren; Karl besaß sie wie selten ein anderer Gewalthaber. In allem, was er that, nimmt man den Impuls der Gegenwart wahr, zugleich die Konservation des Vergangenen und einen allgemeinen Überblick, der in die Zukunft reicht.

Ein rechtes Denkmal für ihn ist der Münster zu Aachen, der eben in den Zeiten gebaut worden ist, als sich sein Großkönigtum in ein Kaisertum verwandelte. Eine Nachbildung byzantinisch-italienischer Bauten, doch von einem einheimischen Meister, Odo, ausgeführt, zugleich Schloßkapelle und Grabmonument. Man wird darin an die Hagia Sophia erinnert, glaubt aber auf der anderen Seite die architektonischen Motive, die zur Errichtung späterer Dome geführt haben, zu erkennen.

Die dominierende Gewalt, die Karl besaß und ausübte, hinderte ihn nicht, nach allen Seiten hin Auge und Sinn offen zu halten. Indem er an die Stelle der römischen Imperatoren trat, nahm er die Reste der alten Litteratur mit naiver Wißbegierde unter seine Protektion. Indem er das Stammeswesen in Germanien zerstörte, behielt er doch Sinn für die germanische Poesie;

er betete nach dem Kirchenritus in lateinischer, zugleich aber auch in seines Herzens Inbrunst in deutscher Sprache. Er konnte sich mit dem kaiserlichen Purpur schmücken, aber er zog doch die fränkische Tracht jeder anderen vor. Bei seinen kriegerischen Unternehmungen vergaß er doch seiner Häuslichkeit nicht. Wir gedachten seines Kriegsberichtes an seine zweite Gemahlin, beim Tode seiner ersten fielen ihm schwere Thränen zwischen Schild und Schwert herab. Er hat sich ihrem Einfluß nicht ganz entzogen. Hildegarde, die Schwäbin, verwendete sich immer zu Gunsten der milderen, die Frankin Fastrada für die härteren Maßregeln. Seine dritte Gemahlin, Liutgarde, die er nur ein paar Jahre besaß, wird hauptsächlich wegen ihrer religiösen Gesinnung gerühmt. Dem Kaiser sind mehrere natürliche Kinder geboren worden, die zum Teil noch jung waren, als er starb. Er empfahl sie der Fürsorge seines Nachfolgers Ludwig.

In den späteren Jahren seines Lebens hielt er sich am meisten in Aachen auf. Nicht allein durch die central-geographische Lage, sondern auch durch die warmen Bäder und die Nachbarschaft großer Jagdbezirke wurde er an diese Örtlichkeit gefesselt. Von aller Welt wurde er daselbst aufgesucht, was denn die Jahrbücher fleißig verzeichnen. Er liebte es, Fremde bei sich zu sehen und versammelte wohl zuweilen die eingetroffenen zu großen Gastgeboten, in der Regel aber beschränkte er sich auf seine häuslichen Umgebungen. Man sah ihn, seine Söhne zur Seite, zur Jagd ausreiten. Hinter ihnen folgten die Töchter, die er nicht verheiraten mochte. Man sagt, er habe sich nicht von ihnen trennen wollen, was ja sehr begreiflich wäre. Aber es gab auch niemand, mit dem er sie hätte vermählen können, ohne Ansprüche zu erwecken, die ihm unerträglich waren.

Er war vertraulich mit jedermann, einfach, unschwer zu gewinnen und zuverlässig in der einmal gefaßten Gesinnung, wie sich denken läßt der Gegenstand der allgemeinen Verehrung, eine hohe Gestalt von starkem Gliederbau, dem nur der Klang seiner Stimme nicht vollkommen entsprach. Er erschien ehrwürdig in seinem greisen Haupthaar, mochte er stehen oder sitzen.

Aber das größte individuelle Leben ist doch nur ein Moment in der Verflechtung des allgemeinen Lebens. Noch glaubte man nicht, daß der Todesfall, auf den man sich vorbereitete, so nahe bevorstehe. Karl hat sich noch einmal zur Jagd begeben. Bald nach seiner Rückkehr aber im November 813 ist er von einem Fieber überfallen worden, dessen er sich durch Enthaltsamkeit zu entledigen meinte; dem ist er aber am 28. Januar 814 erlegen.

Ungefähr einen Monat nach dem Tode Karls erschien Ludwig, um seine Erbschaft anzutreten.

II.

Zersetzung des karolingischen, Begründung des deutschen Reiches.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Ansicht. Die Normannen.

Wenn man die Zustände des 9. Jahrhunderts im allgemeinen wie von einer historischen Warte überschauen wollte, so würden nicht sowohl die verschiedenen Nationalitäten, als die einander entgegengesetzten religiös-politischen Bildungen des Islams und des Christentums in die Augen fallen. Beide beruhen auf den Grundlagen, welche die alte Welt gelegt hat, und auf der Vereinigung derselben mit anderweiten Völkerelementen. Beide sind monotheistischer Natur; sie bekämpfen gleichmäßig die Verehrung der Naturgewalten des Heidentums. Doch läßt sich dabei ein durchgreifender Unterschied zwischen ihnen bemerken: der mohammedanische Monotheismus ist aus einer Doktrin hervorgegangen, die als unmittelbare Offenbarung auftritt; der christliche dagegen knüpft in der That an die Überlieferungen der ältesten Welt an. Diese und damit der Antagonismus, aus dem sich die monotheistische Idee ursprünglich entwickelt hat, leben in den christlichen Doktrinen fort, die an und für sich ein historisches Moment für die allgemeine Geschichte in sich enthalten. Der Islam hat sich seit seinem Entstehen unverzüglich mit größtem Erfolge ausgebreitet und entfaltet; er hat Vorderasien und das nördliche Afrika eingenommen, er ist weit nach Europa vorgedrungen; aber mit den Völkern, die er überwältigte, hat er sich nicht identifiziert; die Religion wurde der vornehmste Bestandteil der Herrschaft; das Bekenntnis selbst verschlang sich mit den Stammeswesen, wie es der vorwaltenden Nationalität, der arabischen, eigentümlich war. Die propagandistische Richtung machte den Übertritt der Unterworfenen nicht zur Bedingung der Existenz. Die Bevölkerungen, besonders die, welche aus der griechisch-römischen Welt hervorgegangen waren, wurden von derselben nicht in ihrer Tiefe berührt; es bildete sich ein anerkannter Dualismus des öffentlichen Lebens aus, der in Syrien, Ägypten und Spanien offen zu Tage liegt und ein zwiefaches bürgerliches Leben hervorrief.

Dagegen duldet der christliche Glaube keine wesentlichen Abweichungen in seinem Gebiet. Aber die Überwältigung des Naturglaubens oder die Verschmelzung der Reste desselben mit den neuen Anschauungen schwächte wieder die höchste Gewalt. Die damit verbundenen inneren Bewegungen und Zerwürfnisse haben die Verluste herbeigeführt, die das ganze System erlitten hat. Es gab eine Zeit, wo es nahe daran zu sein schien, daß das Christentum auch im Occident unterliegen und, wenn nicht vertilgt, doch zur Dienstbarkeit verdammt werden würde; aber es ist ihm gelungen, sich zu verteidigen: in dem Momente der Gefahr hat sich eine Staatsbildung vollzogen, welche ein im christlichen Sinne vereinigtes Gemeinwesen dem andringenden Feinde entgegenstellte. Dies ist die Grundlage des karolingischen Reiches, in welchem sich eben durch die Religion nun die Elemente der germanischen Nationalitäten mit den romanischen des Occidents verschmolzen. Diese Vereinbarung umfaßte jedoch nicht die ganze Christenheit. Noch bestand zwischen dem ungebildeten Abendlande und dem arabisierten Orient das byzantinische Reich, welches, dem altrömischen unmittelbar entsprossen, dessen Ideen und Ansprüche aufrecht erhielt und eine Macht besaß, die zum Widerstand gegen den Islam unentbehrlich war. Mit dem Abendlande vereinbarte es sich niemals vollständig, da es dessen Unabhängigkeit nicht anerkannte und die Abwandelungen der Doktrin, welche hier im Laufe der Zeiten versucht worden, zu zertrümmern trachtete.

Auch in dem Bereich des Islam regten sich mannigfaltige Entzweiungen, die aber mehr aus den Ansprüchen der verschiedenen Geschlechter entsprangen, welche genealogisch oder religiös zur Herrschaft berufen zu sein meinten. Bei weitem tiefer war der Gegensatz zwischen Konstantinopel und Rom, dem griechischen und dem abendländischen Kaisertum: er beruhte zugleich auf einer vorangegangenen und nicht mehr zurückzunehmenden historischen Entwickelung.

Von einem allgemeinen Kampf zwischen Islam und Christentum konnte nach der Schlacht von Poitiers und der Verteidigung von Konstantinopel durch Leo den Isaurier nicht die Rede sein; aber ebenso wenig bestand auch ein allgemeiner Friede. Das Mittelmeer namentlich war mit unaufhörlichen Feindseligkeiten erfüllt, die dann Konstantinopel beschäftigten und das Abendland beunruhigten und in Atem hielten.

Neben den beiden großen religiösen Genossenschaften gab es noch Nationalitäten, auf welche sie wetteifernd einwirkten; die islamitische auf das entfernte Indien und die tartarisch-türkischen Völker; die christliche auf die slavisch-finnischen Stämme nicht allein, sondern auch auf die germanischen, welche noch dem alten Naturglauben anhingen.

Ein Völkerleben mannigfachster Art, von religiösen Überzeugungen durchdrungen, welche zugleich wissenschaftliche, gewerbliche, künstlerische Impulse in sich trugen, die dann bei den Arabern, welche die Hände freier hatten, rascher emporkamen, als im Abendlande.

Wohlbetrachtet aber kann man, selbst ohne die Sympathie der Zu-

gehörigkeit, doch nicht leugnen, daß in dem Abendlande die größeren Interessen hervortraten. Das Christentum ist populärer als der Islam, weil Nationalitäten verschiedener Art in dem gesamten Gemeinwesen mit inbegriffen werden mußten; das kirchliche Institut, das hiefür unentbehrlich war, gedieh zu einer Wirksamkeit im Innern, welche, wie wir zuletzt ausführten, alle Erfolge bedingte, die man errang. Die Strömungen des geistigen Lebens gehen in der Christenheit tiefer als im Islam. In diesem hat nur die herrschende Klasse daran Anteil, in der Christenheit werden die Völker selbst von denselben ergriffen. Ohne die Kirche ließe sich Karl der Große nicht denken, weder sein Kaisertum, noch sein Reich überhaupt. Die Vereinigung der abendländischen Nationen war dies doppelseitige Werk; aber darin lagen wieder die Keime neuer innerer Entzweiungen: aus den ältesten Zeiten war auch der Gegensatz zwischen Priestertum und weltlicher Gewalt mit überkommen. Dieser Gegensatz bildete den hervorstechenden Charakterzug der abendländischen Welt. Ob eine von den beiden Kräften und welche die Oberhand behalten würde, lag im Schoße der Zukunft verborgen. Aber in die Augen fällt, daß ihre gemeinsame Aktion für den Bestand und Fortgang der Dinge unentbehrlich war; sie hielt das Innere zusammen und beherrschte den Fortgang nach außen. Kein Zweifel, daß sie auch die Feindseligkeit der nordgermanischen Nationen, mit denen das große Reich zunächst zu kämpfen hatte, belebte und hervorrief.

Es sei mir erlaubt, dem allgemeinen Rückblick eine kurze Notiz über Regionen und Völker hinzuzufügen, auf welche unsere Aufmerksamkeit noch nicht besonders gerichtet war, die aber eine solche durch die Macht herausfordern, mit der sie in die allgemeinen Angelegenheiten eingreifen. Die Verflechtung der Begebenheiten beruht eben darauf, daß sich an den verschiedensten Stellen besondere Lebenskräfte regen, aus deren Beziehungen untereinander, selbst wenn sie feindlich sind, das historische Leben der Welt hervorgeht.

Im Occident waren noch allezeit die ältesten Völkerverhältnisse zu erkennen. Die Unabhängigkeit der Celten war noch keineswegs unterdrückt: sie setzten sich noch immer den vereinigten Romanen und Germanen in Britannien und Gallien entgegen. Diese selbst aber, deren Widerstreit die Weltgeschichte bereits ein Jahrtausend hindurch beschäftigte, waren noch nicht miteinander verschmolzen. Karl der Große selbst war nicht wesentlich über die Grenzen hinausgekommen, welche einst das römische Reich nach Norden hin gefunden hatte, und wenn das alles zusammenhaltende Motiv seiner Herrschaft in der Religion lag, so fiel es nun doppelt ins Gewicht, daß sich nordgermanische Nationalitäten, in denen das alte Heidentum fortlebte, seinen Marken feindselig gegenüberstellten.

Die Nordgermanen erscheinen als die Überreste der alten heidnischen Stämme, die, übrigens allenthalben zurückgetrieben, hier noch einmal ein germanisches Gemeinwesen in eigenster Art und Weise entfalteten und auf die christlich organisierte Welt eine Einwirkung ausübten, welche sich nicht

auf einmal entlud, aber in jahrhundertelanger Fortsetzung zur Gestaltung des Occidents successiv entscheidend beigetragen hat.

Sehr wahrscheinlich ist, daß die Germanen zwischen der finnischen Nationalität, welche die Polarländer inne hatte, und den Celten, die den Westen beherrschten, im nördlichen Europa emporgekommen sind, und zwar mit beiden in Kontakt, — denn Spuren celtischer und finnischer Sprache finden sich im Nordischen — die ältesten Denkmäler, die des sogenannten Stein- und Bronzealters, gehören, wenn wir der Forschung der nordischen Gelehrsamkeit folgen, den Eingeborenen an; die Germanen hatten im Kampf und Verkehr mit den Römern das Eisen kennen gelernt und wußten es als Waffe zu handhaben; dadurch hauptsächlich sind sie Meister im Norden geworden. Verbindungen von Stein, Bronze und Eisen, die sich in den Grabdenkmälern finden, zeugen von den Berührungen der Zeiten und Nationen.

Auf Untersuchungen über die Urzeit, deren Resultat doch nur ein problematisches sein würde, einzugehen, wäre hier nicht der Ort. Die historische Kunde kann, wie mir scheint, dabei stehen bleiben, daß die Germanen in Svithjod — ich will sagen in einzelnen Bezirken von Schweden — angesiedelt, unter der Einwirkung des Verkehrs mit Konstantinopel in die nordöstlichen Völkerverhältnisse hineingezogen wurden; ferner, daß die Dänen unter ihren Königen in Seeland in die Kämpfe der Germanen mit den Slaven an ihren beiderseitigen Grenzen eingriffen; endlich, daß die Normannen in Fylke geteilt, d. h. in stammesartige Verbände zu Krieg und Frieden, von den norwegischen Küsten und Buchten aus unter ihren Oberhäuptern mit Irland und Schottland, von wo die christlichen Institute gegen den Norden vordrangen, in offenen Kampf gerieten. An drei verschiedenen Stellen berührten sie die gebildete Welt.

Wir kennen bereits den Widerstand, den Karl der Große bei den Dänen fand. Er hat daran gedacht, durch geistliche Bekehrungen auch nach dem Norden vorzudringen, ungefähr dem Vorhaben jenes Egbert gemäß, welcher eine allgemeine Propaganda für das Nordland plante; ich lasse unentschieden, ob er dabei eine Annexion wie innerhalb Germaniens ins Auge gefaßt hatte, oder ob die Bekehrung sich außerhalb der Grenzen der deutschen Hierarchie halten und zunächst nur für die Kirche ein neues Gebiet gewinnen sollte. Bei der engen Verbindung zwischen Kirche und Reich trägt das nicht so viel aus, wie es scheint. Welches aber auch seine Absicht gewesen sein mag, so stieß er dabei auf eine gleichsam selbständige Nationalität, nahe verwandten Ursprungs, aber entgegengesetzter Ausbildung.

Es war der letzte Zweig des germanischen Völkerkreises, ein durch und durch kriegerisches, in sich selbst uneiniges, unbezwungenes Gemeinwesen, im Besitz der maritimen Überlegenheit und von einer eigentümlichen heroischen Religion.

Vor kurzem hat man versucht, von den nordischen Überlieferungen die eine und die andere aus dem griechisch-römischen oder auch dem christlichen

Altertum herzuleiten. Niemand wird einen solchen Einfluß von vornherein leugnen: denn mythische und selbst religiöse Überlieferungen dringen auf Wegen vor, die sich nicht immer nachweisen lassen; aber damit kann doch die substantielle Originalität der Vorstellungen, die in den ältesten religiösen Denkmalen des Nordens hervortreten, so dunkel und einsilbig dieselben auch sind, nicht in Abrede gestellt werden. Zusammenhang und Gegensatz machen es unerläßlich, auf ein oder das andere Moment derselben einen Blick zu werfen.

Die Kosmogonie, von der die Voluspa, vielleicht das vornehmste Denkmal der nordischen Religion, ausgeht, erinnert an den Anfang der Genesis. Aber wer könnte den Unterschied ermessen, der darin liegt, daß statt des Weltschöpfers und Weltbildners eine Versammlung hochheiliger Götter die Scheidung von Licht und Finsternis, Tag und Nacht vollzieht, gewaltsamen Weltkräften gegenüber, welche das Chaos in sich tragen und mit ihnen gleichsam in der Mitte des Kampfes geschaffen werden.

Nicht ohne tieferen Sinn ist die Schöpfung des Menschen. Der Leib wird von einer Naturkraft hervorgebracht, dem körperlichen Gefüge aber giebt einer oder der andere Gott Blut, Leben, Bewegung; Odhin die Seele. Gegen die zerstörenden Naturmächte muß der Mensch von den Göttern beständig in Schutz genommen werden. Ohne dies würde er den Riesen und Drachen zum Opfer fallen. Die Götter kämpfen mit diesen Gewalten unaufhörlich weiter. Odhin umfaßt alles, was Leben und Geist ist. Sein Wesen knüpft an die Luft an. Von ihm kommt der Sturm in der Windsbraut. Die Götter sind ursprüngliche Naturgewalten, jedoch zugleich geistiger Art und dem großen Zwecke des Widerstandes gegen die zerstörenden Kräfte hingegeben. Eine in sich bedeutsame Idee ist die Gottheit Odhins, in ihr kommt das geistige Moment im allgemeinen Weltkampfe zur Erscheinung. Es ist der Allvater der bestehenden Welt und des Menschenwesens; denn der Kampf gegen die wilde Naturgewalt ist nicht etwa beendigt, wie bei den olympischen Gottheiten; unaufhörlich führt Odhin denselben fort. Nicht sowohl Thor mit seinem Hammer und Donner und Blitz, eine Verbindung, welche Jupiter zum Herrn der Welt macht, als Odhin lehrt den Krieg; er ist die Intelligenz des Krieges an und für sich. Die Art und Weise des Angriffs, welche einst schon Tacitus bei den Germanen kannte, hat der Sage nach Odhin die Seinen gelehrt. Zuweilen erscheint er als einäugiger Alter, unscheinbar im grauen Rock und wie ein Zauberer anzusehen; er rettet seine Günstlinge, wenn sie zu fliehen genötigt werden; er tröstet sie, labt sie und führt sie in seinem Mantel von dannen. Aber zugleich ist er der Gott der Gedanken und der Erinnerung, deren Sinnbild die Raben sind, welche auf seinen Schultern ihren Sitz nehmen. Er trinkt mit der Saga aus goldenen Bechern; er ist der Vater der Poesie und Beredtsamkeit; die mannigfaltigsten Richtungen treten in ihm zugleich hervor. Er drückt das geistige Element aus, das die verderblichen Naturkräfte bekämpft und den Menschen ein sicheres Dasein

verschafft. Unvergleichlich erscheint er in seiner Pracht, wenn er auf seinem Throne sitzt und seine Anhänger um sich sammelt. Er belebt sie mit kriegerischem Sinne und vereint sie, wenn sie fallen, in seiner Walhalla. Die Walhalla ist gleichsam das nordische Paradies; sie gewährt den Gefallenen die Genüsse des Götterlebens, aber zugleich ist sie mit unaufhörlichem Kriegsspiel belebt, bis der Weltkampf anbricht, welcher bevorsteht. Diese Ahnung eines Weltkampfes, bei dem man den Untergang voraussieht, und der das Gebrechliche dieses Kosmos ausspricht, ist wie ein Gefühl des Schicksals, daß allem Götter- und Menschenwesen ein Ende droht. Man sieht gleichsam eine Welt religiöser Ideen, der nordischen Natur entsprechend, großartig und mit keinem anderen Gebilde der Phantasie vergleichbar. Die Sprüche, die auf uns gekommen sind, enthalten die Grundzüge eines vernünftigen und gesitteten Gemeinwesens; — alles in rohen Zügen.

Mit dieser Religion geriet nun das Christentum in Irland und Schottland in einen natürlichen und unvermeidlichen Wettstreit. Es hatte sich besondere Freistätten gegründet, Stationen, die von Jahr zu Jahr weiter fortschritten, unter denen das kleine Eiland Jona hervorleuchtet. Und Jona, schon an sich ein Muster der Disciplin und Unabhängigkeit, richtete seine Thätigkeit sogar nach Norden. Wir erfahren, daß Anachoreten, die recht eigentlich dem irisch-schottischen Kirchensystem angehörten, auf den Faröern angesiedelt waren, von wo sie verjagt wurden, so daß nur noch Schafe auf den Inseln zurückblieben. Hier also werden die Anbeter des Odhin mit der anachoretischen Propaganda des Christentums zuerst zusammengetroffen sein. Welch ein Unterschied: die Anachoreten hatten nur die friedliche Propaganda des Christentums und seiner Institute im Sinne; die Normannen dachten zugleich auf Beute und Herrschaft; kriegerischer Heroismus verband sich mit kühner und geschickter Seefahrt. Von den Römern hatten die Sachsen die Schiffahrt gelernt, welche sie nach Britannien führte. Das sächsische Seewesen, welches die Eroberung von Britannien ermöglichte, war dann vom Norden übernommen und noch ganz anders ausgebildet worden.

Die Küsten am Saume des Gebirges sind am besten geeignet, kühne Seefahrer zu erziehen. Schon die Bewältigung der nordischen Gebirgsmassen erfordert eine anhaltende feurige Anstrengung. Sie lag in der Natur der Normannen, als diese, wahrscheinlich doch durch die Unfruchtbarkeit der eingenommenen Länder veranlaßt, ihre Kräfte auf die See warfen.

Da, wo die Meerbusen mit tiefen Einschnitten in das hohe Gebirge eindringen und es in keilförmigen Seitenzweigen durchschneiden, sind die nordischen Seefahrten entstanden. In diesen Regionen hat die Schiffahrt mit Schwierigkeiten, die anderswo nicht vorkommen, zu kämpfen, mit plötzlichem Wechsel der Winde und heftigen Stürmen, Schwierigkeiten, unter welchen sich die navale Geschicklichkeit der Normannen, die sich Wikinger nannten, entwickelt hat; sie haben selbst, wie eine vor kurzem gemachte Aufgrabung zeigt, zu einer eigentümlichen Konstruktion der Fahrzeuge geführt. Es ist

wohl der Mühe wert, mit einem Worte daran zu erinnern. In einem Hünengrabe bei dem norwegischen Seebadeort Sandefiord ist ein Segelboot zum Vorschein gebracht worden. Seemännischer Kunde verdanken wir eine Erläuterung über Art und Sinn des nordischen Schiffbaues. Man hat bemerkt, daß es dabei hauptsächlich auf das Verhältnis von Länge und Breite ankommt, welches ein ganz anderes sein mußte, als bei den Triremen, die im Mittelmeer verwendet wurden. Diese waren neunmal länger als breit, sie wären im Norden unbrauchbar gewesen; sie konnten dem Winddruck an den Seiten keinen rechten Widerstand leisten. Die nordischen Fahrzeuge waren nur vier- oder fünfmal länger als breit; sie boten eine Vereinigung von Ruder und Segel dar, wodurch es ihnen möglich wurde, bei bewegtem Wasser gegen den Wind zu kreuzen und dabei doch vorwärts zu kommen.

Ohne Magnetnadel durchmaßen die Normannen unermeßliche Strecken. Die Beschaffenheit der langhingestreckten Seeküsten, die vor ihnen lagen, machte eine besondere Geschicklichkeit bei der Annäherung an dieselben notwendig. Wo sie landeten, nahmen sie feste Stellungen ein, von denen aus sie das Land mit Räubereien zur Deckung ihres Bedarfs heimsuchten. Die Umwohner sahen sich genötigt, eine Abkunft mit ihnen zu treffen, die aber nichts als ein Stillstand war. Überall sehen wir Oberhäupter mit starkem Gefolge unter dem Titel Seekönige oder auch Naeskönige, inwiefern sie ihren Hauptsitz auf Vorgebirgen aufschlugen. Sie nahmen die für Handel und Verkehr wichtigsten Positionen ein. Auf Inselgruppen, wie die Orkneys, welche die Seefahrten überhaupt beherrschten, faßten sie festen Fuß.

Im Jahre 795 bemächtigten sie sich der Insel Rathlin (Rachrain) an der nordöstlichen Küste Irlands. Sie gelangten nach den Hebriden. In den Jahren 802 und 806 griffen sie Jona an. Sie waren bald Meister der britannischen See. Es wäre unnütz, sie Schritt für Schritt zu begleiten, zumal da sie häufig mit den Dänen zusammengefaßt oder verwechselt werden. 840 laufen sie mit sechzig Schiffen in die Boyne ein. In demselben Jahre bemächtigten sie sich Dublins, so daß sie doch damals eine politische und religiöse Annexion Irlands beabsichtigt zu haben scheinen. Unter der Beute, die sie machten, hatten besonders die Sklaven Wert, die sie davonführten.

Es war ein Kampf, der sich auch notwendig gegen die Angelsachsen und das fränkische Reich richtete, in welchem sich die germanische und christliche Kultur vereinigte. Aus den angelsächsischen Annalen geht hervor, daß die Normannen bereits im Jahre 789 in Wessex einfielen; sie werden von Häredhaland (Hördaland), das doch wahrscheinlich in Norwegen zu suchen ist, hergeleitet. Im Jahre 793 wird des Einfalles der Heiden in Northumberland gedacht; sie verwüsten das ohnehin von einer Hungersnot heimgesuchte Land. Sie haben das Kloster Lindisfarne zerstört. Alkuin hatte schon im Sinne, den Großkönig Karl zu Hülfe zu rufen, denn alles hing zusammen. Schon geriet auch das fränkische Reich mit den seegewaltigen Piraten in feindselige Berührung. Wir kennen die Konflikte Karls des Großen mit den

Dänen unter ihrem König Gottfried, welcher die Erweiterung des fränkischen Reiches im Norden und Osten rückgängig zu machen beabsichtigte. Aber Gottfried war ermordet worden, sein Brudersſohn Hemming hatte sich dann auf den Thron geschwungen. Nach dessen Tode fanden die Söhne Gottfrieds, die zu ihren nordischen Landsleuten geflüchtet waren, wieder Eingang in Dänemark. Die Nachkommen Hemmings wurden verjagt, es waren die Freunde der Franken. In Dänemark selbst gelangten nun die echt nordischen Tendenzen zur Herrschaft. Die Dänen identifizierten sich mit den Normannen; sie bekämpften in den Franken zugleich die Beschützer ihrer Gegner.

Aus den Regionen, die man zu reunieren gedacht hatte, erhob sich eine feindselige Macht, welche die See beherrschte und die Küsten bedrängte. Die räuberischen Seefahrer hatten zugleich kommerzielle Intentionen und ihre eigenen religiösen Anschauungen. Ihr Sinn war darauf gerichtet, das occidentale Europa zu bekämpfen, — doppelt gefährlich für das fränkische Reich in einem Moment, in dem dasselbe in dynastische und religiöse Irrungen geriet.

Zweites Kapitel.

Dynastische und kirchliche Entzweiungen im fränkischen Reiche unter Kaiser Ludwig I.

Die Feindseligkeiten, welche das Reich an seinen Marken erfuhr, fielen doch fürs erste wenig ins Gewicht. Einen auffallenderen Gegensatz kann es nicht geben, als die kecken, immer wiederholten und zurückprallenden Aggressionen der Normannen und die stolze Ruhe des fränkischen Reiches, welches sie empfindet, aber zähe zurückweist, und im Selbstgefühl seiner Größe und Macht im ganzen doch nur wenig berücksichtigt: so vollkommen war die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Durchführung der Ideen, die ihm zu Grunde lagen, und die Zwiespältigkeiten gerichtet, welche darüber zum Ausbruch kamen.

Wir gedachten des zwiefachen Widerstreites im Reiche Karls des Großen. Der eine bestand in dem Gegensatz zwischen dem Erbrecht und der Behauptung des Gesamtreiches, die doch beide notwendig waren. An das Erbrecht knüpften sich die Lebensregungen der verschiedenen Stämme, der in ihrem Werden begriffenen Nationalitäten; an die Idee des Gesamtreiches die großen Institutionen desselben, das Kaisertum selbst. Diese trafen aber wieder mit einer anderen Reihe von Ideen zusammen, welche zwar mit dem Kaisertum verbündet, aber doch von demselben ursprünglich verschieden waren. Die Einheit des Reiches beruhte auf dem Einverständnis der geistlichen und welt-

lichen Macht, welches schon deshalb festgehalten werden mußte, weil ihrem Zusammenwirken die erreichten großen Erfolge zu verdanken waren.

Zu organischen Bestimmungen war es aber unter Karl dem Großen nicht gekommen. Er hatte das Kaisertum eigenmächtig auf seinen Sohn übertragen. In welchem Verhältnis dasselbe zu dem Papsttum, durch dessen Mitwirkung und hauptsächlichen Anlaß es begründet worden war, stehen sollte, war nicht festgesetzt. Ebensowenig waren die Beziehungen der geistlichen Würdenträger zu dem Kaiser und zugleich zu dem Papsttum geregelt. Der Kaiser hatte den Besitzstand der Geistlichkeit vor den Eingriffen der Laien gesichert; sollte das nun auch für die Folge ausreichen, wenn die Autorität des großen Herrschers nicht mehr war? denn die lebendige Persönlichkeit, in welcher sich die Momente des Lebens berühren, ist immer die dominierende Erscheinung der Welt; die Kräfte, deren sie sich bedient, werden zugleich von ihr gefesselt; beim Abgang des maßgebenden Oberhauptes regen sich diese nach ihren inneren Trieben und den Umständen der Zeit.

Zunächst waltete das Bewußtsein der Einheit und der allgemeinen Autorität, wie sie einmal begründet war, vor.

Als Ludwig von Aquitanien nach Aachen kam, wurde er von den Großen des Hofes mit Freuden bewillkommnet, wobei die, von denen sich Widerspruch hätte erwarten lassen, den übrigen vorangingen. Überall wurde die Thronfolge Ludwigs mit lebhafter Zustimmung begrüßt. Nur an Einer Stelle trat eine Abweichung hervor. Nach dem Tode seines Beschützers ist Leo III. noch einmal von einer Empörung heimgesucht worden, deren er jedoch leicht Meister wurde. Auffallend war nur sein eigenes Verhalten. Als ob es keinen Kaiser gebe, der die Jurisdiktion in Rom zu verwalten habe, vermaß sich der Papst, über seine besiegten Feinde die Todesstrafe zu verhängen. Er stützte sich dabei auf die von Karl dem Großen im Jahre 800 ausgesprochene Satzung über das Majestätsverbrechen. Es hatte den Anschein, als wolle er kaiserliche und päpstliche Rechte zugleich ausüben. Der neue Kaiser empfand das als eine bittere Vernachlässigung, doch wußte sein Neffe Bernhard das kaiserliche Ansehen in Rom aufrechtzuerhalten. Der nach dem Tode Leos III. unter diesen Stürmen neu erwählte Papst Stephan V. hielt es für unerläßlich, die alte Verbindung mit dem Kaisertum zu erneuern.

An der Erhebung König Ludwigs zum Kaiser hatte das Papsttum keinen Anteil, aber Stephan V. eilte nach dem Frankenreiche und vollzog dann in Rheims selbst die Krönung Ludwigs, ein Akt, der dem politischen Ereignis die religiöse Sanktion verlieh.

Unter den Gegenständen der Beratung, die der neuen Regierung vorlagen, war keiner wichtiger, als die Fortsetzung des Kaisertums über die Zeiten Ludwigs hinaus. Wäre die Erbfolge allein das maßgebende Moment geblieben, so hätte man nach Ludwig vier verschiedene Reiche erwarten müssen; das erste unter dem Sohne seines älteren Bruders Pippin, dem eben erwähnten Bernhard, welcher Italien inne hatte; die drei anderen unter den

drei kräftig aufwachsenden Söhnen Ludwigs selbst. Eine Aussicht, welche die Gemüter von vornherein auseinandergerissen und den Bestand des Reiches als eines Ganzen in Gefahr gesetzt haben würde. Dem in Zeiten zuvorzukommen und das Kaisertum aufrecht zu erhalten, war ein unbedingtes Bedürfnis. Vor allem mußte das Verhältnis, welches zwischen dem Kaisertum und den erbberechtigten Fürsten bestehen sollte, für die Zukunft geordnet werden. Dies ist auf dem Reichstage zu Aachen im Juli 817 geschehen. Indem ich mich anschicke, darüber Bericht zu erstatten, wird eine kritische Erörterung nicht allein unerläßlich, sondern sie wird dazu dienen, die Thatsachen selbst in ein besseres Licht zu stellen.

Wir haben über die Verhandlungen eine eingehende Nachricht von dem Erzbischof von Lyon, Agobardus. Dieser zufolge hat der Kaiser der Versammlung die Frage vorgelegt, ob eine Sache, die zur Befestigung des Reiches und der Kräftigung der Regierung diene, verschoben werden dürfe oder nicht. Die Antwort war: was nützlich oder notwendig sei, dürfe nicht verschoben, es müsse vielmehr beschleunigt werden. Hierauf habe, so fährt Agobardus fort, der Kaiser einen Gedanken, von dem er vorher nur wenigen Vertrauten Mitteilung gemacht hatte, der Versammlung eröffnet; er habe gesagt: bei der Gebrechlichkeit und unsicheren Dauer des menschlichen Lebens sei von ihm beschlossen worden, zu Zeiten, in denen er lebe, und sich wohl befinde, den Titel des Kaisers dem von seinen Söhnen zu erteilen, von dem er erkenne, daß der Wille Gottes auf ihn gerichtet sei. Dann sei durch öffentliche Gebete, Fasten und andere Handlungen geistlicher Devotion Gott angefleht worden, nicht zuzulassen, daß ein anderer als der, welcher ihm gefalle, von dem Kaiser ernannt werde. In der Überzeugung, daß sein Wille auf der Eingebung Gottes beruhe, habe der Kaiser seinen beiden jüngeren Söhnen die ihnen zugedachten Reichsteile bestimmt, jedoch ihnen den vorgezogen, den er zum Mitgenossen des Kaisertums erkoren habe, denn nicht drei Reiche sollen gegründet werden, sondern ein einziges. Die Erhebung eines der Söhne Ludwigs zum Mitkaiser und die Unterordnung der beiden anderen unter denselben wird als göttliche Eingebung betrachtet. Diese Erzählung führt sogleich in die Mitte der großen Streitigkeiten, die gar bald in dem Reiche ausbrachen. Agobardus, der später als einer der heftigsten Antagonisten des Kaisers Ludwig auftritt, begründet seine Parteinahme gegen ihn auf die Auffassung der Ereignisse, die er hier vorlegt. Ich ziehe vor, mich an den von dem Kaiser selbst in der Urkunde, welche als Grundgesetz des Reiches publiziert wurde, gegebenen Bericht zu halten, der in einigen Punkten mit Agobardus übereinstimmt, in den wesentlichsten aber von ihm abweicht.

Dieser urkundlichen Darstellung zufolge ging die Initiative nicht von Kaiser Ludwig aus, sondern von der Reichsversammlung, deren Agobardus gar nicht gedenkt; sie ersucht den Kaiser, noch bei andauernder Gesundheit und obwaltendem Frieden über die allgemeine Lage der Dinge und das Verhältnis der Söhne Bestimmungen zu treffen; der vornehmste Gesichtspunkt

ist dabei, daß die Einheit des Reiches, welche Gott gegeben, nicht durch menschliche Teilungen zerstört werden dürfe, denn daraus könne viel Verwirrung, besonders in den kirchlichen Angelegenheiten entstehen; man würde Gott beleidigen, auf dessen Macht der rechtliche Bestand der Reiche beruhe. Der Kaiser selbst sagt, durch den Willen Gottes sei seine und des gesamten Volkes Stimme auf die Wahl seines erstgeborenen Sohnes Lothar zusammengetroffen. Man sieht wohl, auch dieser Bericht trägt das geistliche Gepräge des 9. Jahrhunderts, aber er hat doch nicht einen durchaus hierarchischen und mysteriösen Charakter, wie die Erzählung Agobards.

Noch bemerkenswerter ist, daß auf die Teilnahme der Reichsversammlung bei dieser Wahl in der Urkunde großer Wert gelegt wird. Nicht allein sich selber, sondern seinem ganzen Volke schreibt Ludwig die Erhebung Lothars zum Reichsgenossen und künftigen Nachfolger zu. Bernhard und Italien werden bei Agobardus überhaupt nicht erwähnt; in der Urkunde sind sie nicht ganz vergessen. Es wird festgesetzt, daß das Königreich Italien unter dem Kaisertum in demselben Verhältnis wie bei seinem Vater und ihm selbst, so auch zu seinem Sohne stehen solle. Mit eingehender Aufmerksamkeit werden die Bestimmungen erwogen, welche die beiden jüngeren Söhne des Kaisers Ludwig betreffen. Dem älteren derselben, Pippin, wird Aquitanien, Wasconien, die Mark Toulouse nebst einigen westfränkischen und burgundischen Grafschaften zugewiesen; dem jungen Ludwig Bajoarien und Kärnthen nebst der avarisch-slavischen Mark. Sie erhalten beide den königlichen Titel, doch wird der größte Nachdruck darauf gelegt, daß sie dem Kaiser unterworfen sind. In Krieg und Frieden, den auswärtigen Verhältnissen überhaupt sollen die beiden jüngeren Brüder ohne den älteren nichts vornehmen. Ihre Gebiete können nicht etwa weiter unter ihre Nachkommen geteilt werden. Zu der Bestimmung über ihre Nachfolger gehörte selbst eine Beteiligung des Volkes. Man lernt die Bedeutung dieser Beschlüsse kennen, wenn man sie mit der Verordnung von 806 vergleicht, welche in der That auf drei unabhängige, nur durch gegenseitiges Vertrauen verbundene Reiche gegangen war. Hier wird die Idee des Kaisertums, der Karl zuletzt den Vorzug gegeben hatte, auf das stärkste festgehalten. Auch für den Fall, daß Lothar ohne legitime Erben sterben sollte, wird eine Bestimmung getroffen, bei welcher die Erhaltung des Reiches als Hauptsache hervortritt: einer seiner Brüder soll ihm folgen, so daß ein Seniorat zu stande gekommen wäre. Für seine Lebenszeit behielt sich Ludwig die unumschränkte Gewalt über seine Söhne vor.

Man hat in diesen Reichsbeschlüssen häufig eine Teilung zu erkennen gemeint, während sie eine solche doch nicht enthalten: denn alle Bestimmungen waren auf eine Einheit mit einigen dem Erbrecht gemachten Konzessionen berechnet. Es war ein Versuch, die beiden Prinzipien, auf denen das Reich beruhte, das der Einheit und das des Erbrechtes zu vereinigen. Das Erbrecht entspricht dem alten Herkommen, wie es bei dem Tode des Königs Pippin festgehalten worden; das Reich dagegen einer politischen Idee, die

seitdem emporgekommen war und den Inbegriff aller Gewalt bildete. In dem damaligen Augenblick überwog die Idee der Einheit.

Das Grundgesetz war nicht allein ein rechtlicher, sondern ein Akt der momentanen Politik, der erste maßgebende Schritt in der Regierung Ludwigs; aber man kann sich nicht verhehlen, daß er sich damit Schwierigkeiten ohne Ende schuf. Denn, wie war es nur denkbar, daß der Sohn seines älteren Bruders, der hierdurch von allem Anteil an der Reichsregierung ausgeschlossen wurde, sich ohne Widerrede fügen sollte? Und wie hätten die eigenen Söhne nicht im Bewußtsein des angestammten Erbrechts Unbotmäßigkeiten veranlassen sollen, besonders wenn Neuerungen versucht wurden, die das zu rechtfertigen schienen? Die Urkunde enthielt die Idee einer zukünftigen Regierung, bis zu deren Eintritt Umstände vorfallen konnten, die eine Veränderung erheischten; Ludwig selbst war durch die Reichsordnung, die er nach allen Seiten hin durch Eidesleistungen befestigt hatte, unwiderruflich daran gebunden. Ich denke wohl, er hat durch diese Festsetzungen den Knoten seines Geschickes geschürzt.

Der Neffe des Kaisers, der Sohn seines älteren Bruders Pippin, Bernhard, war nach seines Vaters Tode durch Verordnung Karls unter dem Namen eines Königs mit der Verwaltung von Italien betraut. Man vernahm plötzlich, daß er sich unabhängig zu machen gedenke, die Klausen und Städte befestige, ungefähr wie Rotgaudus von Friaul einst versucht hatte. Jetzt aber, bei einem Mitgliede der karolingischen Familie, mußten noch andere Motive mitwirken, und man hat dieselben nicht weit zu suchen. Gegen Ludwig konnte Bernhard nichts einwenden, es war doch immer sein Oheim; aber daß er in Zukunft den Sohn des jüngeren Bruders seines Vaters als seinen Oberherrn anerkennen sollte, erschien ihm als eine Verletzung seiner Rechte. Diese Unterordnung verewigte seine Unselbständigkeit; hiegegen hat er sich geregt. An Manifestationen der Unzufriedenheit darf man nicht zweifeln; ob solche aber den Versuch eines ernstlichen Widerstandes in sich schlossen, erhellt doch nicht mit Bestimmtheit. Gegen die aufs neue festgesetzte Einheit des Reiches war Bernhard bei weitem zu schwach. Bei der ersten Bewegung des fränkischen Heerbannes, der das allgemeine Reichsgesetz zu vollstrecken für seinen Beruf hielt, verließen ihn seine Anhänger; er erlag ohne Blutvergießen. Die wahren oder vermeintlich Schuldigen wurden gefangen und von der Reichsversammlung sämtlich zum Tode verurteilt. Doch wurde über sie wie über so viele Gegner des Kaisertums im Morgenlande, die Strafe der Blendung verhängt, die man fast noch als Gnade betrachten zu können meinte. Bei dem Versuche, dieses Urteil an Bernhard zu vollstrecken, setzte er sich zur Wehr und ist gleich darauf den Wunden, die er dabei empfangen hatte, erlegen. Er ist eigentlich das Opfer der imperialistischen Idee geworden, inwiefern sie in dem Sohne Ludwigs repräsentiert werden sollte und repräsentiert wurde.

Man muß erstaunen, daß bei dieser zweimaligen Übertragung des Im-

periums und den damit zusammenhängenden Ereignissen in Italien doch des Papstes keine Erwähnung geschieht. Man könnte auf den Gedanken geraten, daß die Erteilung des großen Privilegiums, auf das sich die späteren päpstlichen Ansprüche hauptsächlich gründen, bei diesem Anlaß verhandelt und zu stande gekommen sei. Es würde angenommen werden können, daß die Anerkennung des fränkischen Hausgesetzes durch den Papst und die Bestätigung der dem Papst früher gemachten territorialen Zugeständnisse durch den kaiserlichen Hof wie zwei Gewichte in der Wagschale einander entsprochen hätten. Das Diplom ist nicht von dem Kaiser allein, sondern auch von seinen drei, durch das Hausgesetz ausgestatteten Söhnen unterzeichnet worden.

Ich erörtere hier nicht den Inhalt desselben, in welchem die von Karl bei seinem zweiten Aufenthalte in Rom gemachten Konzessionen sich zu vereinigen scheinen, leider nicht in einer durchaus authentisch überlieferten Formel. Ich bemerke nur die Koincidenz der beiderlei Festsetzungen, in denen die Erneuerung des Verständnisses zwischen Kaisertum und Papsttum liegen würde. Schon bei der Anwesenheit Papst Stephans V. im Frankenreiche wird einer Unterhandlung desselben mit dem Kaiser, den er krönte, ausdrücklich gedacht. Es war gleichsam eine Abkunft der Familie mit dem Papsttum.

Nach und nach sind überhaupt damals die Verhältnisse zwischen dem Kaisertum und dem Papsttum auf eine befriedigende Weise geordnet worden. Der Nachfolger Stephans V., Paschalis I., der wieder aus klösterlicher Zucht hervorgegangen war, hat das fränkische Hausgesetz bestätigt; er hat den jungen Lothar, der auf seine Aufforderung nach Rom kam, zum Kaiser gekrönt. Aber noch bei seinen Lebzeiten brachen ähnliche jurisdiktionelle Mißverständnisse aus wie unter Leo III. Die ausgesprochenen Anhänger des Kaisertums wurden verfolgt auf den Grund einseitiger Rechtssprüche ohne Rücksicht auf die kaiserliche Jurisdiktion.

Am Hofe zu Aachen war man sehr ernstlich damit beschäftigt, diesen Unordnungen ein Ende zu machen, als Paschalis starb und unter erneuerten tumultuarischen Auftritten durch Unterstützung des römischen Adels Papst Eugenius II. die Tiara erlangte, der sich der kaiserlichen Partei anschloß. Um die Ruhe vollkommen wiederherzustellen, wurde der junge Kaiser nochmals nach Rom geschickt.

Schon mehr als einmal war Lothar in Italien aufgetreten; er hatte einen lombardisch-fränkischen Reichstag in Pavia gehalten. Daß er zum König von Italien ernannt worden sei, hat man oft bestritten; einige vor kurzem aufgefundene Urkunden setzen es jedoch außer Zweifel. Lothar kam als Stellvertreter des Kaisers und Königs unter dem Geleit des in Geschäften geübten Wala, welcher dem karolingischen Hause selbst angehörte.

Unter seiner Mitwirkung kam die Konstitution, die Lothar im November 824 publiziert hat, zu stande. Darin wurde ein Treueid vorgeschrieben, welchen die Römer als Unterthanen des Kaisers zugleich und des Papstes leisteten, und für die künftigen Wahlen ein Verfahren angeordnet, welches

dem Eindringen unberufener Elemente vorbeugen sollte. Vor allen Dingen wurde festgesetzt, daß jene in den Zeiten der Abhängigkeit Roms von Konstantinopel vor der Konsekration vorbehaltene Anfrage bei dem Kaiser, inwiefern er die Wahl billige, jetzt in Bezug auf den abendländischen Kaiser zum Gesetz gemacht wurde. Die in Rom nicht zu lösenden juridischen Streitfragen sollten dem Kaiser vorgelegt werden. Lothar begab sich dann wieder nach dem Frankenreich zurück; auf dem Heimweg hat er Synoden in der Lombardei gehalten, deren Beschlüsse von kirchenrechtlichem Werte sind. Im Sommer 825 traf er in den Vogesen mit seinem Vater, der seine Jagden dahin verlegt hatte, wieder zusammen. Man weiß nicht anders, als daß zwischen beiden ein gutes Verhältnis obwaltete, welches dazu beitrug, die Ordnung im Innern des Reiches zu erhalten und das Ansehen nach außen zu verstärken.

Den Fußstapfen Karls des Großen folgend, hatte Kaiser Ludwig die Missionsthätigkeit mit frischen Kräften erneuern lassen. Auf Grund eines Reichstagsbeschlusses und von dem Papste dazu besonders autorisiert, hatte sich der geistvolle Erzbischof Ebbo von Rheims nach Dänemark begeben und große Erfolge erzielt; er hatte König Harald getauft und der Wirksamkeit eines Anskar Bahn gemacht. Sehr bemerkenswert ist nun, daß wir in dieser Zeit noch eine andere Demonstration des Kaisers Ludwig in ähnlichem Sinne finden. Indem er die Bekehrung der germanischen Völker im Norden anstrebte, und ins Werk zu setzen versuchte, hatte er ähnliche Absichten in Bezug auf die christlichen Einwohner von Spanien gefaßt.

Dort hatte die Strenge, mit welcher der omajjadische Kalif Abderrhaman II. die Auflagen, die auf den christlichen Einwohnern lasteten, zwanzig Prozent vom Ertrag der Güter und der Gewerbe, eintrieb, eine allgemeine Gärung hervorgebracht, welche eine namhafte Erhebung des christlichen Namens erwarten ließ. Denen bot Ludwig seine Hülfe an, zunächst der Stadt Merida, welche den anderen Städten mit ihrem Beispiel voranging. Wenn sein Schreiben im Namen Gottes und des Erlösers abgefaßt ist, so sollte dies nicht eine bloße Formel sein: denn eben das Christentum suchte er in Spanien wieder emporzubringen. Er versprach den Meridanern, ein Heer in die Mark einrücken zu lassen, um ihren Fürsten dergestalt zu beschäftigen, daß er ihnen kein Leid zuzufügen im stande sein würde: wollten sie ganz zu ihm, dem Kaiser, übertreten, so sollten sie von allen drückenden Auflagen verschont bleiben.

Ohne Aussicht war ein solches Anerbieten nicht, da die Stellung Abderrahmans noch nicht gesichert war und eine Empörung erfolgte, die denselben zehn Jahre lang beschäftigt hat. Wir werden derselben später Erwähnung thun. Hier bleiben wir bei der Wahrnehmung stehen, daß Ludwig nach allen Seiten hin die großen Interessen des Frankenreiches vertrat.

Es war noch das Reich Karls des Großen, Papsttum und Kaisertum

waren vereinigt. Die Doppelseitigkeit des Reiches, die religiöse und politische Einheit schien in der einmal eingeschlagenen Richtung weiter schreiten zu sollen. Aber nicht ein so systematischer Fortgang war dem im karolingischen Imperium vereinigten occidentalen Völkerwesen bestimmt. Ich will nicht die Mißgriffe aufzählen, aus denen man eine allmählich hervortretende Gegenwirkung herleitet. Eine solche war bei dem Verhältnis der Regierung und der Völkerschaften an sich unvermeidlich. Man muß nur die Momente aufsuchen, unter denen sie zum Vorschein kam.

Die Überlieferung, daß Ludwig, dessen Gemahlin Irmingarde im Jahre 818 starb, den Gedanken gehabt habe, auf das Reich Verzicht zu leisten, so daß dann die festgesetzte Erbfolgeordnung sogleich ins Leben getreten wäre, darf man vielleicht nicht ganz abweisen, da sie von guter Hand stammt; aber Ludwig, der eben im Anfang der vierziger Jahre stand, die Ergötzlichkeiten der Jagd liebte und sich im Genuß der obersten Autorität glücklich fühlte, war noch zu jung, um fortan ein mönchisches Leben zu führen; er entschloß sich, nach dem Tode der ersten eine zweite Gemahlin zu suchen. Im folgenden Jahre vermählte er sich mit Judith, der jugendlich schönen Tochter des Grafen Welf, aus einem Hause, welches in Bayern und Alemannien überaus angesehen war. Geistig aufgeweckt, litterarisch gebildet, kunstliebend, brachte sie ein neues Leben an den Hof.

Das mochte mancherlei Antipathien erwecken. Eine wahre Bedeutung für das Reich gewann die Vermählung erst dadurch, daß Judith im Jahre 823 eines Knaben genas, dem man in Erinnerung an den Großvater den Namen Karl gab und dessen Dasein an sich schon die festgesetzte Erbfolge erschütterte, insofern dadurch ein neuer Erbanspruch begründet wurde.

Denn diesem Knaben standen doch dieselben Ansprüche zu, welche das Erbfolgerecht überhaupt einschloß, Ansprüche, die nicht willkürlich ersonnen, sondern in dem alten Herkommen begründet und gewissermaßen mit dem historischen Bewußtsein der Nation verknüpft waren. Warum sollte ein jüngerer Sohn des Kaisers von dem Erbe desselben von vornherein ausgeschlossen sein? Daß die Kaiserin Widerstand gegen diesen Anspruch fürchtete, scheint sich daraus zu ergeben, daß sie noch von ihrem Wochenbette aus an Ebbo von Rheims, der damals auf seiner Missionsreise in Dänemark begriffen war, einen Ring sandte, um den Knaben seiner geistlichen Fürbitte zu empfehlen. An und für sich enthielt die Absicht, dem jüngsten Sohn des Kaisers eine Ausstattung zu erteilen, wie sie für die anderen dekretiert worden war, keine Kontravention gegen das Hausgesetz von 817. Denn von einer eigentlichen Teilung des Reiches war darin nicht die Rede, sondern nur von Zusicherungen bestimmter Landesteile an die jüngeren Brüder, immer unter dem Vorbehalt der Einheit der Macht, wie unter dem gegenwärtigen, so unter dem zukünftigen Kaiser. Alles kam auf Lothar an, und dieser — so wird ausdrücklich versichert — hat bei einer vorläufigen Anfrage nicht widerstrebt, da das ihm zugedachte Gebiet zwar verringert wurde, aber die höchste

Autorität ihm ungeschmälert verblieb. Nur zu bald jedoch trat ein Mißverständnis ein.

Lothar hatte sich auch seinerseits eine Familie gegründet, er hatte sich mit der Tochter eines der großen Magnaten, des Grafen Hugo von Tours, vermählt, der mit dem Grafen Matfrid von Orleans in engster Verbindung stand. Dadurch wurde er in ein provinziales Interesse verflochten, das mit der kaiserlichen Allgewalt nicht eben in Einklang stand. Darin lag die von Karl dem Großen vorhergesehene Schwierigkeit, daß die Vermählung der Mitglieder seiner Familie in andere große Häuser von diesen unangenehme Ansprüche hervorrufen würden. Daß die künftige Kaiserin, Gemahlin Lothars, eine unbedingte Verehrung für die regierende, welche in Sympathien für die Macht ihres Gemahls lebte, gehegt habe, dürfte man kaum annehmen. Aber dazu kamen andere greifbare Motive des Mißverständnisses. In den spanischen Marken waren Unruhen ausgebrochen, welche auf die benachbarten Landschaften zurückwirkten.

Hier waren nämlich die Goten, die Ludwig dahin geführt hatte, mit den Saracenen in Verbindung getreten; sie hatten die fränkischen Befestigungen in der spanischen Mark angegriffen, so daß der kaiserliche Missus Elisachar viel Mühe hatte, die Ordnung herzustellen und es nur mit Hülfe des damaligen Grafen von Barcelona, Bernhard von Septimanien, eines Sohnes jenes Grafen Wilhelm von Toulouse, der zur Eroberung von Barcelona erheblich beigetragen hatte, durchsetzte. Er hatte ansehnlichere Hülfe nötig. Aber die beiden Grafen von Tours und von Orleans leisteten dem Grafen Bernhard von Barcelona nicht die Unterstützung, deren er bedurfte; die Feinde waren bereits mit ihrem Raube davon gezogen, ehe die Hülfe anlangte. Dies Verfahren erweckte Mißbilligung bei Hof, in der Reichs- und Heeresversammlung, beide Grafen wurden ihrer Würde entsetzt. Auf der Hand liegt, daß davon Lothar nahe berührt wurde. Es ist sehr begreiflich, daß er sich dem Kaiser entfremdete.

Als Lothar gleich darauf selbst den Befehl erhielt, nach Spanien vorzurücken, so hielt er in Lugdunum inne, rief seinen Bruder Pippin zu sich und, nachdem er mit demselben Rat gepflogen, löſten sie das Heer auf und begaben sich, der eine auf den Reichstag, der andere nach Aquitanien. Man könnte vermuten, daß jene Heeresbewegung mit Bezug auf das den Einwohnern von Merida gegebene Versprechen angeordnet war. Dann würde die Trennung der Söhne vom Vater in einem besonders widerwärtigen Lichte erscheinen. Sie hätten einem umfassenden Plan, der die weiteste Aussicht darbot, ihre Unterstützung versagt; sie wären vor einem bedeutenden Unternehmen unter nichtigen Vorwänden zurückgewichen. Wenn diese Vermutung auch nicht zuträfe, so hätten sie doch eine Eigenmächtigkeit begangen, welche eine innere Scission in sich schloß.

Eine Faktion im Reich, die sich an Lothar anschloß und auch Pippin von Aquitanien für sich hatte, geriet in Konflikt mit der Autorität des

Kaisers. Man schreibt es dem Einfluß Matfrids auf Lothar zu, daß dieser von jenem ersten Versprechen, der Ausstattung des jungen Karl beizupflichten, zurücktrat. Nicht eigentlich von dieser Ausstattung ging die Entzweiung aus; die Familienverhältnisse Lothars bewirkten, daß er Partei für die volle und wörtliche Ausführung des Reichsgesetzes nahm. Das eine griff mit dem anderen zusammen und führte schrittweise zu einer allgemeinen Verwickelung. Bei den aufkommenden Irrungen hielt es Ludwig für ratsam, einen Mann an den Hof zu berufen, der sein ganzes Vertrauen besaß und die Fähigkeit zu haben schien, die höchste Autorität mit starker Hand aufrecht zu erhalten. Es war der erwähnte Bernhard von Septimanien, der mit dem Hause Karls des Großen selbst in verwandtschaftlichen Beziehungen stand; Kaiser Ludwig hatte ihn aus der Taufe gehoben. Schon dort an der Grenze hatte er Partei gegen die Verwandten Lothars genommen. Am Hofe trat er mit der Kaiserin in eine so vertrauliche Beziehung, daß sie zu der böſesten Nachrede für deren Ehre Anlaß gab. Historisch erörtert, hat es nicht das Ansehen, als ob es damit viel auf sich gehabt hätte. Aber allerdings war Bernhard im Einverständnis mit der Kaiserin; die Rechte ihres Sohnes suchte er unverzüglich ins Werk zu setzen; er bezeichnete das Stück Landes, welches dereinst an den jungen Karl kommen sollte: Alemannien, Rhätien mit einigen burgundischen Bezirken. Nicht so sehr auf die territorialen Bestimmungen aber kam es hiebei an, als auf die Willkürlichkeit, mit der Bernhard, der jetzt als Oberkämmerer auftritt, dieselben verfügte.

Man wird dies nicht als eine eigentliche Illegalität betrachten können, da der Kaiser sich die höchste Autorität vorbehalten hatte und wohl daran denken durfte, auch dem jüngsten nachgeborenen Sohne eine Stellung zu verschaffen, wie die seines zweiten und dritten Sohnes werden sollte, deren Erbteile er dadurch nicht schmälerte, vorausgesetzt, daß er des ältesten, dem das Kaisertum zufallen sollte, sicher war. Erinnert man sich aber der Feierlichkeit, mit welcher die Erbfolgeordnung im Jahre 817 festgesetzt worden war, so kann man nicht in Abrede stellen, daß eine Veränderung derselben, wie sie jetzt vorgenommen wurde, doch nur mit Einwilligung der Reichsversammlung, welche sie beschlossen, des Papstes, der sie bestätigt, der hohen Geistlichkeit, welche sie beschworen hatte, durchzuführen gewesen wäre. Von einem so umsichtigen Verfahren war Bernhard von Septimanien weit entfernt; die Streitigkeit war bereits in ein Stadium getreten, in welchem sie die heftigste Animosität erregte. Man kann sich nicht wundern, daß die Veränderung als ein Angriff auf die bestehende Ordnung der Dinge und die in Aussicht genommene Zukunft des Reiches überhaupt erschien. Es war Partei gegen Partei.

Bernhard trat mit Entschiedenheit gegen die beiden Brüder, die mit dem Hofe zerfallen waren, auf. Überhaupt aber warf er den Bestand der bisherigen Regierung über den Haufen. Er zerstörte den geheimen Rat, in welchem zum Teil noch die Ratgeber Karls des Großen saßen; er verdrängte die Magnaten, denen eine gewisse Autorität zugefallen war. Niemand konnte

etwas ausrichten außer Bernhard; er schien zu glauben, daß er alles besser verstehe, als irgend jemand sonst. Der Kaiser war so sehr in seinen Händen, daß man sich das nur durch Anwendung geheimer Künste und heidnischer Bezauberungen erklären zu können vermeinte; Vermutungen, die an sich selbst in nichts zerfallen. Bernhard erscheint beinahe wie einer der Wesire, welche die islamitischen Herrscher in dieser Epoche mit der Ausübung der höchsten Gewalt zu betrauen anfingen. Bleiben wir im Bereiche der abendländischen Zustände, so sah er die Macht des Kaisers als eine absolute an, sich selbst aber als den autorisierten Verfechter derselben. Aber man schrieb ihm noch weiter reichende, verbrecherische Absichten zu; er sollte damit umgehen, die älteren Söhne Ludwigs umzubringen und nur mit dem jüngsten und dessen Mutter, der Kaiserin, die Regierung in seine Hand zu nehmen.

Ob nun die Söhne des Kaisers einem solchen Vorhaben gegenüber sich zu behaupten imstande sein würden, war zweifelhaft. Denn was hatten sie der verstärkten centralen Macht entgegenzusetzen? Lothar war seiner Stellung als Mitkaiser faktisch enthoben worden; in den Urkunden wird derselbe nicht mehr genannt.

Da ist nun die geistliche Strömung zur Verteidigung des bisherigen Zustandes eingetreten.

Man darf dem Kaiser Ludwig keineswegs eine Vernachlässigung der Kirche an sich zuschreiben. Er wendete den geistlichen Angelegenheiten unausgesetzt Aufmerksamkeit und Fürsorge zu. Die Mönche, die unter ihren Laienäbten und in ihrem Zusammenhang mit den weltlichen Gewalten überhaupt fremdartigen Einflüssen folgten, wurden zu den strengen alten Regeln zurückgerufen. Man kennt die Vorliebe, welche der Kaiser für Benedict von Aniane hegte; er räumte ihm in der Nähe von Aachen einen stillen Wohnplatz ein; aber noch öfter sah man denselben im Palast. Dessen Bemühen ging dahin, die Mönche im Frankenreiche zu gleicher strenger Lebensweise zu verpflichten, wie die von Monte Cassino. Und in diesem Mutterkloster hat man die Anordnungen, die in Aachen getroffen wurden, den eigenen gleichgestellt. So wurde der ernstliche Bedacht genommen, den Weltgeistlichen nach dem Vorgange Chrodegangs einen ausreichenden Lebensunterhalt anzuweisen und sie zu einem kanonischen Leben zu verpflichten. Zu einer gründlichen Reform berief Ludwig eine Anzahl von Provinzialkonzilien.

An seinem Hofe wurden auch die gelehrten Institute Karls des Großen nicht vernachlässigt. Die bekannte Präfatio zum altsächsischen Heliand rühmt den Kaiser, weil er sein Volk vom Aberglauben und schädlichen Doktrinen abzulenken und zu immer höheren Stufen der Bildung zu erheben suche. Nicht jedoch etwa auf diese Anregungen ist die Entzweiung des Kaisers mit dem Klerus zurückzuführen; sie entsprang vielmehr aus dem eigensten Interesse desselben.

Wenn die Haltung Karls des Großen dazu gehörte, die Begehrlichkeiten der Laien, die immer nach dem Überfluß der geistlichen Güter trachteten, im

Zaume zu halten, so waren Vergewaltigungen dieser Art unter Ludwig zu einem Grade gestiegen, daß der Gegensatz der geistlichen Körperschaft mit den weltlichen Großen scharf und schroff hervortrat. Wir vernehmen die Klage, das geistliche Gut werde von den Weltlichen unter dem Schutze der kaiserlichen Gewalt geraubt und geschmälert. Nicht zu übersehen ist der Grund, welchen die Weltlichen dafür anführten; sie sagten, daß das Gemeinwesen ohne diese Beihülfe seine Obliegenheiten nicht erfüllen könne. Liegt darin nicht der Gesichtspunkt, unter welchem der Besitz des Klerus alle Zeiten hindurch angefochten worden ist? Man kann in dieser Epoche noch nicht von Staat und Kirche reden: denn das Reich war noch kein Staat. Aber Bestrebungen, wie die, die aus der Idee des Staates hervorgehen, liegen auch hier zu Tage, sie schienen am Hofe die Herrschaft zu erlangen. So war denn auch die Opposition der Geistlichkeit eine allgemeine.

Ein ewig denkwürdiger Moment ist es doch, daß, indem die kaiserliche Gewalt eine autonome, den Ansichten der Laienwelt entsprechende Richtung rücksichtslos einschlug, die im Jahre 829 in Paris auf Anordnung des Kaisers versammelte Synode mit größter Entschiedenheit entgegengesetzte Grundsätze aussprach. Es ist wohl der Mühe wert, sich den Inhalt einiger dort gefaßten kanonischen Beschlüsse zu vergegenwärtigen. Indem die Synode alle Autorität in die königliche und priesterliche Gewalt zerlegt, hebt sie zugleich auf Grund alter Aussprüche kirchlicher Oberhäupter hervor, daß der priesterlichen Gewalt der Vorzug vor der königlichen gebühre. Aus dem Titel eines Königs (Rex) schließt sie, daß der Herrscher, der nicht kirchlich-fromm regiere, kein König sei, sondern ein Tyrann; sie fügt hinzu, ein König dürfe die Gewalt, die er besitze, nicht von seinen Vorfahren herleiten, sondern er müsse sie als ihm von Gott verliehen betrachten. Er solle nie vergessen, daß er der Kirche unterworfen sei. Diesen Grundsatz müsse er den Großen, die ihn umgeben, einflößen, und dafür sorgen, daß keine Zwietracht unter ihnen entstehe. Es war ein Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht überhaupt, der durch diese Dekrete inauguriert wurde.

Wie aber, wird man fragen, hing nun die weltliche Irrung mit diesem geistlichen Anspruch zusammen? Dafür ist die oben angeführte Relation des Erzbischofs von Lyon, Agobardus, über die Bestimmungen von 817 von Wichtigkeit. Denn er stellt die Erhebung Lothars als einen religiösen Akt Ludwigs dar: derselbe sei von Gott eingegeben worden und müsse als eine Verpflichtung geistiger Natur betrachtet werden, die deshalb ein besonderes Ansehen gewonnen habe, weil Eidesleistungen darauf erfolgt seien, die durch den Beitritt des Papstes zu Rom allgemeine Gültigkeit erlangt hätten.

So traten einander die großen Gegensätze gegenüber: der Kaiser, sein Minister und die weltlichen Machthaber auf der einen, die Bischöfe des Reiches, welche die geistliche Gewalt ausmachten, und die Söhne des Kaisers auf der andern Seite. Hochbedeutend war es, daß ein allverehrtes Mitglied des kaiserlichen Hauses, der Abt Wala von Corbie, sich für die widerstrebende

klerikale Partei erklärte. Er hat nach reiflichen Erwägungen das Vorhaben, der neuen Regierung in den Weg zu treten, gebilligt. War man aber hiezu entschlossen, so glaubte man keinen Augenblick verlieren zu dürfen, da Bernhard mit einem Unternehmen umging, das ihn, wenn es Fortgang hatte, militärisch zum Meister im Reiche gemacht haben würde. Er wollte, an der Meeresküste entlang ziehend, einen Angriff gegen die Bretronen, die in allerlei Unbotmäßigkeiten begriffen waren, ins Werk setzen. Wohin hätte es führen müssen, wenn der entschlossene Bernhard damit zum Ziele gekommen wäre; er würde aller Rücksichten enthoben worden sein. Aber Bernhard stand keineswegs auf so festem Grund und Boden, wie er meinte und andere annahmen. Sein herrisches Auftreten, die ihm beigemessene Immoralität, die ungewohnte Zeit der Fasten, die Beschwerlichkeiten des Marsches, die man voraussah, brachten eine Verstimmung hervor, die, eifrig geschürt, selbst bei den aufgebotenen Truppen Eingang fand und sie dahin brachte, ihre Dienste zu versagen. In der Verfassung des Reiches bildete aber die Willensmeinung des Heeres ein entscheidendes Moment. In Paris zogen sich Heeresabteilungen zusammen, die eine der Autorität Bernhards entgegengesetzte Haltung zeigten. Indem Bernhard einen großen Schlag zur Befestigung seines Ansehens und zur Begründung des Übergewichts der weltlichen Gewalt ausführen wollte, mußte er inne werden, daß er allein stehe. Eine Opposition auf tiefer Grundlage bildete sich, welche ihn vielmehr selbst bedrohte. Wir lernen ihn hier kennen. Er war stark in seinen Entwürfen, aber nicht gerade standhaft in ihrer Durchführung. Für seine Ideen sein Leben zu wagen, lag ihm ferne. Von einem allgemeinen Sturme bedroht, dem er nicht zu widerstehen vermochte, verließ er die hohe Stellung, die er inne hatte, und flüchtete nach Septimanien. Kaiser Ludwig hatte nichts dagegen. Indem er seine Gemahlin nach Laon in ein Kloster in Sicherheit bringen ließ, machte er sich selbst auf den Weg, um mit den Widersachern seiner Regierung eine Unterhandlung anzuknüpfen. So nahm er Aufenthalt in Compiegne. Hier mußte er nun das Widerwärtigste erleben, was ihm geschehen konnte. Seine beiden älteren Söhne erschienen, zuerst Pippin, dann Lothar, an der Spitze der geistlichen und weltlichen Großen, die sich gegen ihn auflehnten, und übten faktisch die höchste Gewalt aus. Die Gegner Bernhards, die zuletzt gestürzt worden, kehrten in ihre Stellen zurück und traten wieder als Teilhaber an der Regierung auf. Die Kaiserin Judith wurde hin- und hergeführt, von Laon nach Compiegne, von da, da man doch ihren Einfluß fürchtete, nach Poitiers in das Kloster der Radegunde; ihre Brüder wurden in verschiedene Klöster verwiesen. Der Bruder Bernhards selbst wurde von Lothar, der in diesem seinen ärgsten Feind sah, eingekerkert und geblendet; viele Anhänger dieser Partei büßten mit der Gefangenschaft. Wohin dabei nun die vorwaltende Absicht gegangen ist, läßt sich aus den historischen Angaben, die miteinander in schroffem Widerspruch stehen, nicht mit Bestimmtheit entnehmen. Wir haben aber ein Zeugnis, das keinen ernst-

lichen Zweifel darüber aufkommen läßt und auf jeden Fall die größte Beachtung verdient. Wala, der selbst in der Mitte der Bewegung stand, versichert, die Absicht sei nicht darauf gerichtet gewesen, den Kaiser der Herrschaft zu berauben, sondern nur die von Bernhard gegründete Regierung zu stürzen, — eine Absicht, die der Lage der Dinge entsprach. Dem Rechte des Kaisers sollte kein Eintrag geschehen, aber die Regierung sollte geändert werden, ein Vorhaben, wie ein solches durch die konstitutionellen Mittel der neueren Zeit mehr als einmal ins Werk gesetzt worden ist, — Mittel, wie sie in jener Epoche nicht entfernt versucht werden konnten. Die reichsständischen Gewalten sollten erst gegründet werden, an deren Stelle dann später die konstitutionellen Ideen getreten sind. Damals war nach der Flucht Bernhards der Kaiser allein mit seiner persönlichen Autorität übrig.

Die Haltung des Kaisers Ludwig war keine unwürdige; er war auf das tiefste beleidigt und fühlte es wohl, wie er später gezeigt hat. In dem Augenblick aber gab er keinen Unwillen zu erkennen. Die Faktion, welche jetzt den Sieg davongetragen hatte, nahm die Miene an, als hätte sie für den Kaiser und das Reich gearbeitet; was scheinbar gegen den Kaiser geschehen, sei doch in der That zum Besten des Reiches und des Kaisers selbst vorgenommen worden. Aber auch dafür war Ludwig unempfänglich; er behauptete, in seiner Stellung als oberster Richter komme es ihm zu, die Verbrechen, die begangen worden, zu bestrafen. Walas Meinung ging dahin, eine Regierung, wie sie früher gewesen, bei der die Rechte der Söhne des Kaisers gewährleistet würden, auf haltbaren Grundlagen zu befestigen. Wie wäre es aber möglich gewesen, dem Kaiser Zugeständnisse dieser Art abzugewinnen; er suchte vielmehr dem Zustand, in den er gegen alles Erwarten geraten war, ein Ende zu machen. Das konnte aber nicht ohne eine allgemeine Reichsversammlung durchgeführt werden, die im Herbst des Jahres 830 nach Nymwegen berufen wurde. Es geschah auf den Vorschlag des Kaiser Ludwig; nicht etwa durch Lothar, sondern durch Ludwig und Lothar. Die Wahl des Ortes war nicht ohne Absicht. Der Kaiser fühlte sich unglücklich bei den Westfranken; er dachte sich dadurch zu retten, daß er die Ostfranken und Germanen, die von den Faktionen nicht ergriffen waren, zu einer großen Reichsversammlung einberief; er fürchtete die Franken und vertraute den Germanen.

Hier zuerst begegnet uns ein ethnographischer Gegensatz zwischen den beiden Nationalitäten. Die Germanen, auch die Sachsen, um die sich Ludwig besondere Verdienste erworben hatte, und die Bayern unter dem jüngsten Sohne, Ludwig dem Deutschen, der mit einer Schwester der Kaiserin Judith vermählt war, kamen zur festgesetzten Zeit sehr zahlreich herbei. Und für sie lag kein Grund vor, dem Mitkaiser eine Gewalt einzuräumen, neben der die seines Vaters nicht bestehen konnte. Von den dem Oberkämmerer Bernhard zugeschriebenen Umsturzabsichten wußte man hier nichts. An die häuslichen Unordnungen, das ehebrecherische Leben der Kaiserin glaubte man nicht. Und wenn der Kaiser bei seiner Ansicht blieb, daß die vorgebrachten Be-

schwerden rechtlich untersucht und dazu eine neue Reichsversammlung berufen werden sollte, so fand er damit die allgemeine Beistimmung der Germanen. Zwischen dem Gefolge Lothars und dem Heerbann, der sich um den Kaiser scharte, kam es in Nymwegen zu ernstlichen Reibungen. Einst haben sich die Anhänger Lothars in dessen Wohnung begeben und ihm vorgestellt, er müsse entweder mit dem Kampfe ernst machen oder wenigstens sich entfernen.

Kaiser Ludwig, seiner Würde eingedenk, rief den Führer der Gegner, der doch immer sein ältester Sohn war, zu sich; diesmal schloß sich der Sohn dem Vater an. Indem in der bewaffneten Menge ein Tumult entstand, der in ein Handgemenge auszuarten drohte, erschienen Ludwig und Lothar vor derselben. Der Vater und der Sohn, die nunmehr versöhnt und vereinigt waren, fanden Gehorsam. Einige der vornehmsten Gegner des Kaisers wurden gefänglich eingezogen; der Kaiser nahm sie mit sich nach Aachen, wo er auf der Reichsversammlung Gericht über sie halten wollte. Man hat in der Regel angenommen, der Kaiser sei in Compiegne durch die Westfranken gestürzt und seiner Macht beraubt, dann aber von den Germanen wiederhergestellt worden. So verhält es sich in der That doch nicht. Der Kaiser war in Compiegne nicht entsetzt worden, so daß er auch in Nymwegen nicht wiederhergestellt zu werden brauchte. In Compiegne war der Sturz seines Ministers entschieden und seine Gemahlin von ihm entfernt worden. Eine Faktion hatte sich momentan der Gewalt bemeistert; der Kaiser war vorsichtig genug gewesen, nicht geradezu offen mit ihr zu brechen; aber von der Einwilligung in die Einrichtung einer neuen Regierung, wie man sie beabsichtigte, hatte er sich immer ferngehalten. In Nymwegen fühlte er wieder festen Boden unter seinen Füßen. Er konnte die Beschuldigungen, die man gegen seine Gemahlin und seinen Oberkämmerer erhoben hatte, einem rechtlichen Verfahren vorbehalten. So begab er sich nach Aachen, um über die fernere Haltung der Regierung Beschluß zu fassen.

Durch die Vermittelung eines geschäftskundigen Mönches, des Namens Guntbald, wurden die Söhne des Kaisers abgehalten, in ihrer Widersetzlichkeit zu verharren. Lothar selbst wurde soweit gebracht, daß er denen, welche, einverstanden mit ihm, gefährliche Feinde des Kaisers gewesen waren, Bestrafung ankündigte, wobei, wiewohl sie nicht das äußerste Maß erreichte, doch die Direktion, welche der Kaiser einschlug, zu Tage trat. Lothars Verhalten war immer schwankend; zuweilen vordringend, dann aber zurückweichend und dienstbar, was insofern seiner Situation entspricht, als er, der Regierung Bernhards feindselig, doch dem Vater verpflichtet und von ihm abhängig war.

Die Männer von Compiegne wurden überall entfernt, ihre Widersacher kamen ans Ruder und, was die Hauptsache ist, die Kaiserin kehrte zurück. Es war schon etwas, daß ihr erlaubt wurde, das Kloster zu verlassen. Der Papst selbst soll ihr das erlaubt haben, weil sie ja nur gezwungen den

Schleier genommen habe. In Aachen wurde sie von dem Kaiser, der in den ihr gemachten Anschuldigungen ein Werk der Faktion sah, mit der Sympathie empfangen, welche ein gemeinschaftlich erlittenes Ungemach einflößt. Die Kaiserin erschien jetzt vor dem Kasier und ihren anwesenden Söhnen, vor dem versammelten Heerbann, um sich von der ihr schuldgegebenen Missethat zu reinigen.

Die Frage wurde vorgelegt, ob jemand in der Versammlung da sei, der ihr irgend ein Verbrechen schuldgeben könne. Da nun kein Ankläger hervortrat und auch kein Zeuge, so erkärte die Kaiserin sich unschuldig an alle dem, was man ihr vorgeworfen habe. Auf diese Weise gerechtfertigt, trat sie in ihre alte Stelle zurück, so daß das ganze Fundament zusammenbrach, auf welches das Verfahren in Compiegne gegründet war. Man sieht, daß eben das Gegenteil von dem erfolgte, was dort von seiten der Anhänger des Hausgesetzes und der früheren Verwaltung beabsichtigt worden war. Die Gewalt, welche dort hatte gestürzt werden sollen, stellte sich wieder her, mit der Ausnahme jedoch, daß Bernhard von dem Anteil an derselben ausgeschlossen blieb. Die Söhne verließen den Hof, soviel man hört, nicht ganz unbefriedigt, da ihnen Vermehrungen ihrer Besitztümer zugestanden waren.

Einige Monate später kam Bernhard auch zurück. Er traf den Kaiser in Diedenhofen inmitten einer Reichsversammlung und erklärte sich bereit, die Anklage auf die bei den Franken herkömmliche Weise durch einen Kampf mit seinem Gegner, in dessen Ausgang man ein Gottesgericht sah, zu widerlegen. Aber wie so oft war auch hier die Rechtsfrage zugleich eine Frage der Macht. Niemand wagte es, sich zum Zweikampf zu stellen. Dann stand nichts im Wege, die Beschuldigung durch einen Reinigungseid definitiv abzulehnen.

Seine alte Stellung am Hofe hat Bernhard jedoch nicht wieder erlangt. Es konnte schon deshalb nicht geschehen, weil man den jetzt niedergeschlagenen bösen Gerüchten keine neue Nahrung geben durfte. Wie sollte nun aber das Reich nach diesen Abwandlungen regiert werden?

Der Kaiser hatte die schwerste Beleidigung erfahren. Sollte er denen verzeihen, durch welche der Versuch gemacht worden war, sein Ansehen zu vernichten? Diese kümmerten sich wenig um die Reinigungseide; sie empfanden nur, daß das Prinzip, welches sie bekämpft hatten, wieder zur Herrschaft gelangte, und sie für ihre Teilnahme an der Verschwörung zu leiden haben würden. Namentlich wurde Wala aus einem entlegenen Kloster nach dem anderen verbannt, immer mit der Rücksicht, ihm jeden Verkehr mit den Söhnen des Kaisers abzuschneiden. In der Natur der Sache lag es ja, daß die, welche die Unruhen hauptsächlich veranlaßt hatten, mit verdachtvoller Aufmerksamkeit beobachtet wurden; vor allem war das mit Pippin von Aquitanien der Fall. An der ersten Verständigung hatte er Teil genommen, bei der Versammlung in Diedenhofen aber war er nicht erschienen, was der Kaiser, der ihn eingeladen hatte, ihm als einen Akt des Ungehorsams anrechnete.

Als er gegen Ende des Jahres sich in Aachen einstellte, und endlich zu einer Audienz bei dem Kaiser gelangte, fand er die Aufnahme nicht, die er erwartete; er glaubte in persönlicher Gefahr zu schweben und entfernte sich mit geringem Gefolge, um sich sicher zu stellen. Nicht wenig entrüstet, daß sein Sohn sich eigenmächtig aus seiner Nähe entfernt hatte, berief der Kaiser einen großen Rat, um diese Unbill zu strafen. Der Beschluß wurde gefaßt, Pippin in seiner Provinz aufzusuchen, und in Orleans in einer Reichs- und Heeresversammlung über ihn Gericht zu halten. Es ist ein Charakterzug Kaiser Ludwigs, daß er zwar inmitten der Beleidigungen, die er erfuhr, schwieg und duldete, dann aber doch nicht aufgab, sich nach der Hand an denen zu rächen, die ihn beleidigt hatten. Der unerwartete Zwischenfall trat ein, daß Ludwig der Deutsche die Heeresfolge gegen Pippin zu leisten verweigerte. Es geschah vielleicht aus Sympathie für den älteren Bruder, doch hatte es noch einen anderen Grund. In der Geschichte der Vereinigung der Stämme auf dem rechten Rheinufer bildet es ein der Bemerkung nicht unwürdiges Moment, daß Ludwig die Übertragung Alemanniens an Karl zu verhindern und dieses für sich selbst in Besitz zu nehmen dachte. Man hatte ihn überredet, er werde alle östlichen Völker, selbst die Sachsen für sich haben. Dazu aber waren die Dinge noch nicht gediehen. Der Kaiser sammelte ein überlegenes Heer, mit dem er den Rhein überschritt, welches dann Ludwig nimmermehr bestehen konnte. Er wich nach Bayern zurück; langsam zog ihm der Kaiser nach. In Augsburg fühlte sich Ludwig bewogen, die Gnade seines Vaters nachzusuchen, die ihm auch erteilt wurde, aber mit der Verwarnung, ähnliche Dinge nie wieder vorzunehmen. Dieses Abkommen fällt in den Mai des Jahres 832. Im Herbst wurde dann, vornehmlich mit rechtsrheinischen Streitkräften, der Zug gegen Pippin unternommen. In Orleans mußte sich derselbe unterwerfen: er wurde aus Aquitanien verwiesen; er sollte fortan in Trier leben. Dergestalt hatte der Kaiser seine widerspenstigen Söhne, den einen nach dem anderen, überwältigt; er wurde Herr in seinem Reiche.

In dem Gefühl seiner Vollgewalt aber wagte er, einverstanden mit seinem Hofe, zu einer Maßregel zu schreiten, welche nichts anderes als neue Unruhen veranlassen konnte, er beraubte Pippin Aquitaniens und setzte seinen Sohn Karl an dessen Stelle. Was ihn besonders dazu vermochte, wird die Anhänglichkeit eines Teiles der Großen des Landes Aquitanien, das er ja einst selbst verwaltet hatte, an seine Person gewesen sein, so daß sie seinen Wünschen entgegenkamen und kein Bedenken trugen, dem jungen Karl zu huldigen. Aber allgemeinen Beifall konnte er damit nicht finden. In diesem Schritte lag vielmehr eine Quelle neuer unheilvoller Irrungen.

Wenn bisher nur von einer Pacifikation zwischen dem Vater und den Söhnen, einer Wiederherstellung der oberhauptlichen Autorität der kaiserlichen Regierung die Rede gewesen war, so bekam jetzt alles ein anderes Ansehen. Der vornehmste Urheber des Attentats zu Compiegne, der zweite Sohn des

Kaisers, sollte dafür bestraft werden. Nicht ohne guten Grund, wie es scheint; denn das gehörte dazu, die alte Autorität wieder zu vollständiger Geltung zu bringen. Allein dafür reichten die bisher in der Regierung eingetretenen Abwandlungen doch bei weitem nicht hin. Der Gehorsam gegen die oberste Gewalt war einmal gebrochen, und beinahe unmöglich ist es, ein verlorenes Prästigium wieder zu erneuern.

Überdies war die Verfügung des Kaisers eine solche, die weit über das Ziel hinaus ging. Sie enthielt eine offene Verletzung des im Jahre 817 zu stande gekommenen Hausgesetzes. Es erschien wie ein Sieg der einst von Bernhard von Septimanien ausgegangenen Parteibestrebungen, die, in Compiegne niedergeworfen, allmählich wieder in voller Stärke hervortraten. Wenn aber der junge König von Aquitanien des ihm feierlich zugesicherten Erbteils beraubt wurde, so konnten auch die beiden anderen Brüder nicht darauf rechnen, daß ihnen nicht auch ein gleiches geschehe. Lothar und Ludwig ergriffen die Sache Pippins, dem es gelungen war, auf freien Fuß zu kommen; sie waren entschlossen, das Grundgesetz mit ihrer Macht aufrecht zu erhalten. Fast unerwartet erfuhr der Vater, daß seine drei Söhne die Waffen gegen ihn ergriffen hatten. Er säumte nicht, sich gegen sie in Bewegung zu setzen, und an seiner Überlegenheit konnte kein Zweifel sein. Die alte, in Compiegne gestürzte Regierung umgab ihn wieder. Bernhard stand an der Spitze einer Truppe, die er nicht einmal besoldete, sondern durch Raub ernährte. Von Judith sagt Wala, sie war wieder beim Kaiser und hatte das Heft der Regierung in den Händen.

Vielleicht möchte es dem Kaiser gelungen sein, seine Söhne abermals zu unterwerfen, hätten sie nicht einen Bundesgenossen gefunden, der ihm noch ganz andere Waffen entgegensetzte, als sie selbst.

Es war Papst Gregor IV., der aus der Mitte des römischen Adels zur höchsten kirchlichen Würde aufgestiegen war und sich den Anordnungen fügte, welche Lothar und Wala kurz zuvor eingeführt hatten. Er holte die kaiserliche Genehmigung ein, ehe er sich konsekrieren ließ. Durch seine Lage aber im Kampfe besonders mit den Arabern, die kurz vorher Sicilien eingenommen hatten, war er vor allen Dingen auf den jungen Kaiser angewiesen, der in Italien überhaupt die königliche Gewalt ausübte. Und wie hätte es nicht Eindruck auf ihn machen sollen, daß Kaiser Ludwig das Hausgesetz brach, welches von den früheren Päpsten sanktioniert worden war und von dem der künftige Friede der Welt abzuhängen schien. Er entschloß sich, selbst über die Alpen zu gehen, im Einverständnis mit Lothar, ohne daß der Kaiser seine Einwilligung dazu gegeben hatte. Zugleich knüpfte Lothar die Verbindung mit den alten klerikalen Freunden wieder an, vor allem mit Wala, der sich damals wieder in Corbie befand.

Wala hielt es für eine gute Handlung, wenn er dem Wiederemporkommen seiner alten Feinde entgegentrat. Er wolle, sagte er, lieber sein Leben einsetzen für das Volk, als den Fluch der Kirche auf sich laden. So

erneuerte sich die Allianz der Söhne des Kaisers und der hohen Geistlichkeit, die nun aber ein verdoppeltes Gewicht dadurch erlangte, daß der Papst sich auf ihre Seite stellte. Der universalhistorische Moment trat ein, daß das Einverständnis zwischen dem Kaisertum und dem Papsttum, auf welchem die Ruhe und Ordnung im Occident seit einem Jahrhundert beruht hatte, sich wieder auflöste.

Bei der Wichtigkeit des Ereignisses dürfen wir wohl die Begebenheit in den Einzelheiten der Vorfälle begleiten. Es ist eine Verflechtung der außerordentlichsten Art. Die drei Brüder standen bereits in Waffen. Der Papst war durch die Vorkehrungen Lothars aus Italien herbeigeführt worden. Der Kaiser rückte ihnen mit einer starken Macht entgegen; er befand sich in Worms. Von hier zog er in den Elsaß, in die große Ebene zwischen Straßburg und Basel, bis zum Rothfelde bei Colmar, wo sich die Söhne aufgestellt hatten. Wenn dieselben in dem Papste, der bei ihnen eingetroffen war, einen unerwarteten Bundesgenossen gefunden hatten, so war der Kaiser auch in geistlicher Beziehung gegen sie gerüstet. Denn an seiner Sache hielt ein großer Teil der Bischöfe fest, die zum Widerstande selbst gegen den Papst entschlossen waren.

Damals ist wohl gesagt worden, Gregor werde diese Bischöfe aus der Kirchengemeinde ausschließen. Darauf wurde von der anderen Seite erwidert: dann würden die kaiserlichen Bischöfe auch ihrerseits den Papst exkommunizieren; er möge die Exkommunikation aussprechen, aber mit einer gleichen beladen werde er nach Hause zurückkehren.

Man erkennt die Tragweite des Konflikts, der noch heute fortdauert. Und sehr begreiflich wäre es, wenn, wie man erzählt, Gregor IV. in der damaligen Lage auch seinerseits eine gewisse Besorgnis kundgegeben hätte. Denn der kaiserliche Hof erklärte es für ein schweres Vergehen des Papstes, daß er über die Alpen gekommen war, ohne gerufen zu sein. Der Gedanke wurde geäußert, daß dafür die Acht gegen ihn ausgesprochen werden solle. Es ist nicht eigentlich ein Streit zwischen Kirche und Reich, der Papst ist mehr die Kirche, als der Kaiser das Reich ist. Von entscheidendem Gewicht war es, daß die alten Führer der Opposition, die hohen Geistlichen des Reiches, der päpstlichen Autorität zu Hülfe kamen. Wala hatte sich auf die Aufforderung, die er empfing, wirklich auf den Weg gemacht, abratenden Freunden zum Trotz, um Papst Gregor aufzusuchen. Nicht ohne persönliche Gefahren inmitten der Truppenzüge war es ihm gelungen, zu demselben zu gelangen. Wala war in tiefster Seele mißvergnügt, daß die Erhebung von Compiegne, bei der er einen maßgebenden Einfluß ausgeübt hatte, so ganz ohne Folgen geblieben war; der Einfluß, den er jetzt auf den Papst ausübte, hat auf den Fortgang der Begebenheiten entscheidend eingewirkt. Es ist sehr wahr, was man schon immer gesagt hat: Wala habe dem Papste das Vorrecht desselben, von niemand gerichtet zu werden, ins

Gedächtnis gerufen; doch würde das nur gegen die Retorsionsmaßregel der kaiserlichen Bischöfe eine Verwahrung gebildet haben.

Nicht weniger bedeutend war ein anderer Grundsatz, den Wala zur Sprache brachte; er erinnerte den Papst an das Wesen seiner apostolischen Autorität; durch diese werde jede Einwendung des Kaisers gegen seine Reise nach Deutschland gehoben; denn das Wesen dieser Autorität liege darin, daß sie den Inhaber derselben ermächtige, zu gehen und zu schicken nach allen Regionen, wohin es ihm beliebe; sie sei vom heiligen Petrus auf ihn, den Papst, gekommen.

Die hierarchische Partei im fränkischen Reiche, obgleich sie dem Kaisertum aufs engste verpflichtet war, begrüßte doch die Reise, welche der Papst, ohne von diesem berufen zu sein, unternommen hatte, als einen Akt der ihm zustehenden Autorität. Die zuletzt besiegte Faktion meinte nur dadurch das Übergewicht zu erlangen, daß sie den Papst herbeirief.

Wenn die Biographie Walas die Kaiserin dafür verantwortlich macht, daß eine Anzahl von Bischöfen die entgegengesetzte Meinung festhielt, so leuchtet doch ein, daß hier eben eine andere Ansicht über den großen Gegensatz, der hiemit eintrat, gehegt wurde. Die Reichseinheit, welcher die Voraussetzung des allgemeinen Gehorsams zu Grunde lag, wurde durch die religiöse Idee durchbrochen, die eine andere als die irdische Gemeinschaft voraussetzt. Das Übergewicht dieser Idee bestimmte dann den Gang der Begebenheit.

Zwischen dem Kaiser und seinen Söhnen wurde noch unterhandelt. Er erinnert sie nicht allein an ihre Pflicht als seine Söhne und seine Vasallen, er bringt auch das gegenseitige Verhältnis zwischen Kaiser und Papst zur Sprache: er habe das Recht und die Pflicht, den Papst in Schutz zu nehmen; an der Ausübung dieser Pflicht aber werde er durch den Ungehorsam seiner Söhne gehindert. Eine Anwendung der päpstlichen Autorität innerhalb der Grenzen des Reiches gegen den Sinn des Kaisers erklärte er für ungesetzlich. Die Söhne bestanden darauf, daß ihr Zweck allein die Herstellung des Friedens sei; sie meinten, damit werde von ihnen einer höheren Pflicht genügt.

Weder die Beschwerde des Kaisers noch die Entschuldigung der Söhne haben viel zu bedeuten, doch ist der Gegensatz ein durchgreifender, nicht zu überbrückender. Der Kaiser will als Kaiser allein mit dem Papste zu verhandeln haben; die Söhne stellen denselben als Vertreter der göttlichen Autorität in ihrem Streit mit dem Vater auf.

Hatte nun der Papst das Recht, im Innern des Reiches in der Mitte einer gegen ihn versammelten Heeresmacht zu erscheinen, ohne mit dem Kaiser darüber unterhandelt zu haben?

Man hatte damals einen Begriff von der Bedeutung dieser Frage, wie denn in der Biographie Walas die Bemerkung gemacht wird: es gebe mancherlei Gerechtigkeiten, die eine des Reiches Gottes, die andere die des weltlichen Reiches. So gebe es auch zweierlei Gebote; das eine, das die

Kinder zum Gehorsam gegen ihre Eltern anweise, das andere aber, das den Eltern die Pflicht auferlege, den Haß ihrer Kinder nicht zu erregen. Wala schloß daraus, daß der Papst nicht unbedingt zur Unterordnung unter den Kaiser angewiesen sei, sondern noch eine andere Verpflichtung höherer Art, von religiösem Inhalt habe. Die Rücksicht auf den Vater und Kaiser wollten die einen, die Rücksicht auf das Recht der Söhne die anderen voranstellen.

Augenscheinlich, daß zwischen diesen Anschauungen keine Vermittelung möglich war. Die einen stellten die Abhängigkeit des Papstes vom Kaiser, die anderen die päpstliche Pflicht, die sie als Recht betrachteten, in den Vordergrund. Eine Zusammenkunft zwischen Kaiser und Papst hat nun doch stattgefunden. Der Kaiser entschuldigte sich bei Papst Gregor, wenn er ihm nicht mit ceremoniellen Ehrfurchtsbezeugungen entgegenkomme, wie das von seinen Vorgängern geschehen sei; als Grund führte er an, daß er ihn nicht gerufen habe. Gregor erwiderte: er sei in seinem Recht, denn er komme zur Erhaltung des Friedens und der Eintracht, welche zu predigen er durch göttliche Mission verpflichtet sei.

Das weltliche Recht und die kirchliche Befugnis traten einander in schroffem Widerstreit entgegen. Man meinte, der sonst so fromme Kaiser werde Gott und dem heiligen Petrus die gebührende Ehre nicht verweigern. Daß das dann doch geschah, schrieb man einer besonderen Verstockung seines Herzens zu, die dann wieder von der Kaiserin hergeleitet wird, wie ja auch die erste Frau den ersten Mann verführt habe.

Kaiser Ludwig saß zu Pferde an der Spitze seiner Truppen, als er diese Antwort gab. Wäre er wahrhaft unerschütterlich gewesen, so hätte er den Papst zurückweisen müssen. Aber er gestattete demselben Eintritt in das Lager und ließ ihm daselbst Wohnung anweisen. Wenn der Kaiser nun aber selbst durch die Ehrfurcht vor dem Stellvertreter Petri hiezu bewogen wurde, wie viel mehr mußte der Nimbus der religiösen Autorität, die den Papst umgab, auf die Truppenführer im Lager wirken, mit denen derselbe in unmittelbaren Verkehr trat. Die göttliche Autorität, welche über das Seelenheil entschied, überwog die Verehrung gegen den Kaiser, auf der doch das Reich beruhte. Dazu ist ohne Zweifel gekommen, daß der Heerbann, in der Mitte zwischen dem alternden Kaiser und den aufstrebenden Söhnen, unmöglich geneigt sein konnte, das Schwert zu ziehen, um jenen aufrecht zu erhalten und diese zu vernichten. Den Führern des Heerbannes mußte es genehmer sein, daß der Papst die Eintracht zwischen den beiden Teilen herzustellen den Versuch machte.

Aber die Hauptsache ist doch: das religiöse Ansehen des Stuhles von Rom wirkte auf die Führer und die Gemeinen unwiderstehlich ein, und der kirchliche Gedanke brachte eine alles mit sich fortreißende Bewegung hervor, welche in den Übergang von einer Partei zur anderen umschlug. Als der Papst nach dem Lager der Söhne zurückging, folgte ihm der größte Teil des

kaiserlichen Kriegsheeres und verbrüderte sich mit dem Gefolge der Söhne. Es gab einen Augenblick, in welchem es schien, als ob sich beide zu Feindseligkeiten gegen den Kaiser vereinigen würden. In diesem Gedränge sah derselbe keinen anderen Ausweg, als seine Söhne um Schutz gegen seine eigenen Völker zu ersuchen. Sie luden ihn ein, zu ihnen herüberzukommen, zugleich mit seiner Gemahlin und seinem jüngsten Sohne. Dieser Einladung folgte er. Als er erschien, sprangen sie von ihren Pferden; er ermahnte sie vor allem, weder ihm noch seiner Gemahlin und seinem jüngsten Sohne etwas zu leide zu thun. Nachdem sie dieses versprochen, folgte eine Umarmung des Vaters und der Söhne; die Kaiserin wurde in das Zelt des jüngeren Ludwig geführt, der Kaiser und sein jüngster Sohn in das Lothars; er war in der That ihr Gefangener.

In dem Gegensatz der geistlichen und der kaiserlichen Autorität behielt die erstere durch einen unwillkürlichen Impuls, der alles überwältigte, die Oberhand. Die Sache der Söhne des Kaisers und die kirchliche Opposition trugen den Sieg davon. Eine äußerliche Versöhnung war erfolgt. Damit aber trat eine andere, nicht minder wichtige und im Augenblick noch dringendere Frage hervor. Wie konnte Ludwig nach einer so tiefen Demütigung das Kaisertum weiter verwalten? Und wenn dies unthunlich war, wie sollte eine neue Regierung gebildet werden? Bei Kolmar hatte man ungefähr wie in Compiegne nur den Sturz der vorherrschenden Partei und Politik im Auge gehabt. Darüber aber, was nach demselben geschehen sollte, waren keine Verabredungen getroffen.

Bei einem an sich glaubwürdigen Biographen Ludwigs wird versichert, man habe eine vorläufige Reichsteilung in Aussicht genommen. Bei dem Biographen Walas, Paschasius Radbertus aber, der sich an Ort und Stelle befand und mit seinem Abte dem Papste einen Besuch gemacht hat, finden sich andere Angaben, welche in die Erwägungen einführen, die damals unter den angesehensten Persönlichkeiten stattfanden. Paschasius versichert, Lothar sei von den sämtlichen, nunmehr vereinigten Truppen ersucht worden, das Kaisertum zu übernehmen; wenn er sich weigere, würden sie einen anderen auffordern müssen, an ihre Spitze zu treten. Auf dem Heerbann beruhte die Einheit des Reiches; und als die natürliche Folge der im Lager gefaßten Entschließung, von dem älteren Kaiser zu dem jüngeren überzugehen, würde es erschienen sein, wenn nun auch die Übertragung des Kaisertums auf den letzteren durchgeführt worden wäre. Daß der Sinn der geistlichen Magnaten dahin gegangen ist, kann nicht bezweifelt werden.

Paschasius machte Wala darauf aufmerksam, daß es nicht zu rechtfertigen sei, wenn man den Mann, welcher bisher Mitgenosse des Reiches gewesen, ohne weitere Beratschlagung zum alleinigen Beherrscher der ganzen Monarchie erhebe. Wala mißbilligte an und für sich diese Absicht, die außerhalb seiner Sinnesweise lag; allein unter den obwaltenden Umständen verwarf er sie doch auch nicht ganz. Er sagte, es sei nun einmal nicht anders, in den

Menschen herrsche Furcht und Begier: die einen besorgen, durch einen künftigen Umschlag wieder in die äußerste Gefahr zu geraten; die anderen verlangen, ohne Zeitverlust alles wieder zu erwerben, was sie verloren, oder zu erlangen, was sie nie besessen. Die Absicht war gewesen, die Überwältigung der Söhne zu verhindern, weil dadurch dem Kaiser eine Macht zugefallen wäre, die auch auf die geistlichen Angelegenheiten eine entscheidende Rückwirkung ausgeübt hätte. Man hatte gemeint, das durch eine Unterhandlung zu erreichen, wobei dann wohl eine feste, beide Teile befriedigende Ordnung der Dinge hätte getroffen werden können. Aber der Erfolg war über alle Erwartungen hinaus. Der Kaiser wurde von seinem Heere verlassen, das sich mit Lothar vereinigte. Sowohl die, welche an Lothar festgehalten, als die, welche sich von Ludwig getrennt hatten, brauchten einen neuen Träger der höchsten Gewalt. Sie schlossen sich an Lothar an unter der Voraussetzung, daß er dieselbe in seine Hand nehme. Erinnern wir uns, daß Lothar vor drei Jahren in einem ähnlichen Fall gewesen, aber weil er die Autorität mit seinem Vater geteilt hatte, in den größten Nachteil geraten war. Männer wie Wala hatten eine Ausgleichung Lothars und seiner Brüder mit dem Kaiser zu bewirken gedacht. Der Papst war noch mit der Unterhandlung beschäftigt, aber unter seinen Augen wurde die Vermittelung unmöglich. Das Kriegsheer verlangte entweder den einen oder den anderen; es wollte die Sache Ludwigs nicht fallen lassen, ohne sich sogleich an das zweite Oberhaupt anzuschließen. Auch dabei schimmerte eine germanische Idee durch.

Allein so mächtig der Heerbann auch sein mochte, so hatte er doch nicht über das Kaisertum zu verfügen; denn dieses beruhte auf einer langen Reihe von Begebenheiten, auf einem Recht, das von dem Heerbann anerkannt, aber nicht umgestoßen werden konnte. Die Reichsversammlung würde nimmermehr in eine Regierungsveränderung eingewilligt haben. Das Heer war nicht das Reich; sein Übergang zu den Söhnen schloß keine Absetzung des Vaters in sich. Wäre eine solche versucht worden, so würde eine allgemeine Auflehnung zu erwarten gewesen sein. Die Monarchie hatte zu tiefe Wurzeln in der Bevölkerung gefaßt, als daß sie durch einen Vorgang, den man beinahe für zufällig erklärte, erschüttert werden konnte.

Das Verhalten der Truppen ist immer als ein Akt der Treulosigkeit bezeichnet worden; es hat der Örtlichkeit den Beinamen des Lügenfeldes (Campus Mentitus) zugezogen.

Eine durch eine plötzliche Aufwallung hervorgerufene Insubordination konnte nicht die Grundlagen erschüttern, auf welchen die Macht und Größe des Reiches beruhte. Wenn nun dergestalt der alte Kaiser seiner Gewalt beraubt und doch kein neuer eingesetzt worden war, so entstand eine Zweifelhaftigkeit der Lage, welche alles in Verwirrung brachte.

Wir werden die Art und Weise, wie man über diese Schwierigkeit hinweg zu kommen dachte, sogleich weiter erörtern. Vor allem bemerken wir den großen Umschwung in dem Verhältnisse der beiden Gewalten, der hiemit

eintrat. Der geistliche Impuls, unter welchem sich alles vollzog; die Autorität, welche der Papst ausübte, war ein Ereignis auf immer.

Wenn die Gestaltung des abendländischen Reiches eben nur aus dem Verhältnisse des Papsttums zum Kaisertum hervorgegangen war, so zwar, daß die kaiserliche Macht das Übergewicht hatte, so wurde nun die Strömung der inneren Motive eine andere. Welch ein Unterschied zwischen den hülfesuchenden Päpsten Stephan III. oder auch Leo III. und Papst Gregor IV., der, von einer zurückgedrängten Partei zu Hülfe gerufen, jetzt dem Kaiser selbst durch sein Wort und seinen Einfluß seinen Willen auferlegte. Zwischen den beiden enge verbündeten Gewalten, der weltlichen und der geistlichen, waltete doch wieder ein innerer Gegensatz ob. Schon in den letzten Jahrzehnten hatte er sich zuweilen geregt. Die kaiserliche Macht hatte nochmals unter dem Pontifikat Eugens II. die Oberhand auch in Rom selbst davongetragen. Jetzt aber geschah das Gegenteil. Papst Gregor IV. erschien nicht als die vermittelnde, sondern als die entscheidende Potenz zwischen den beiden Gegensätzen, die im Reiche miteinander rangen; die letzten Verfügungen, welche Ludwig über die Erbteilung getroffen, waren durch den Lauf der Begebenheiten rückgängig geworden, das Hausgesetz vom Jahre 817 wieder zu voller Geltung gekommen.

Das geistliche Interesse, das sich in dem Papst darstellte, wurde Meister über das weltliche, das in dem damaligen Kaisertum Ludwigs repräsentiert war. Ohne der Geschichte der späteren Epochen vorzugreifen, darf man doch behaupten, daß von hier der Widerstreit der beiden Prinzipien ausging, der seitdem das Abendland in Gärung versetzte. Die Bewegung des Widerstandes gegen Ludwig hatte der Papst gebilligt und veranlaßt; daß aber Lothar den Thron bestieg, darf nicht als sein Werk angesehen werden. Gregor ging, nicht ohne ein gewisses Mißvergnügen erkennen zu lassen, nach Rom zurück.

Die Kaiserin war trotz jener Zusage in eine Art von Gewahrsam nach Italien abgeführt worden. Pippin und Ludwig der Deutsche waren jeder in seine Provinz gegangen. Dem bisherigen Mitkaiser, der nun in den legitimen Besitz des Seniorats gelangt zu sein glaubte, blieb es überlassen, die letzten Schritte zu thun, um die höchste Gewalt in seine Hände zu bringen. Er hatte eine Reichsversammlung auf den nächsten Oktober nach Compiegne einberufen, er nahm seinen Weg von Kolmar über Metz und Verdun nach dem Schauplatze jenes ersten Attentates gegen seinen Vater, wo er nun ein zweites, noch schwereres, zu vollziehen sich anschickte. Den Vater ließ er in Soissons im Kloster Medardus zurück; dessen jüngsten Sohn, seinen Halbbruder Karl, schickte er nach dem Kloster Prüm, was dem Vater besonders schwer auf das Herz fiel.

Nachdem Lothar des Weidwerks gepflogen, erschien er in Compiegne, wohin er die Reichsversammlung nicht ohne Absicht berufen haben wird. Denn nur in den westlichen Landschaften konnte er eines Erfolges in seinem Sinne sicher sein. Bischöfe, Äbte und die Grafen der Gaue waren zahlreich

versammelt. Lothar empfing die Geschenke, die man dem Kaiser darzubringen pflegte, selbst den Eid der Treue; auch fremde Gesandtschaften nahm er an. Damit aber war doch das Ansehen des alten Kaisers noch keineswegs aufgelöst, er erschien noch immer als das legitime Oberhaupt des Reiches und insofern die Herrschaft Lothars in dem Lichte einer Empörung. Um nun diese Rücksicht vollends abzustreifen, hatte die vorwaltende geistliche Partei zu einem Ausweg gegriffen, für welchen sie weder die Konkurrenz des Laienstandes, noch auch die ausdrückliche Billigung des Papstes besaß.

Man legte dem Kaiser in Soissons eine Kirchenbuße auf, durch welche er von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen wurde, so daß er alsdann auch die Regierung nicht führen durfte. Der Kaiser befand sich, obwohl noch niemand an seiner imperatorischen Würde zweifelte, doch in einem trübseligen, kummervollen Zustande. Man soll ihm gesagt haben, sein jüngster Sohn Karl sei genötigt worden, Mönch zu werden, seine Gemahlin nicht allein Nonne, sondern sie sei in der Entfernung bereits gestorben. Ludwig war von aller Gesellschaft abgeschnitten und hatte sich, wie man erzählt, bereits bewogen gefunden, von den Mönchen, welche ihn umgaben, Seelenmessen für die Verstorbene lesen zu lassen. Zustände dieser Art sind für die Träger der höchsten Gewalt doppelt peinlich, da sie die Veranlassung sich selbst zuzuschreiben in den Fall kommen.

In dieser verzweiflungsvollen Einsamkeit nun traf den Kaiser Ludwig eine Sendung der geistlichen Versammlung von Compiegne, durch welche ihm seine Verschuldungen zu Gemüte geführt wurden: da er durch Gottes Urteil und die geistliche Autorität die weltliche Macht verloren habe, so müsse er dafür sorgen, nicht auch seine Seele zu gefährden.

Ludwig bat sich Bedenkzeit aus. Als der von ihm selbst bestimmte Tag herannahte, begab sich die gesamte hohe Geistlichkeit von Compiegne nach Soissons, um ihm die Handlungen in Erinnerung zu bringen, womit er Gott beleidigt, der Kirche ein Ärgernis gegeben und das Volk in Verwirrung gebracht habe. Der Kaiser lieh dem allen sein Ohr, ohne zu widersprechen; er war bereit, sich dem geistlichen Urteile zu unterwerfen. Auf seinen Wunsch kam auch Lothar mit einigen seiner vornehmsten Anhänger herbei, um der feierlichen Buße beizuwohnen. Im Anfang des Oktober 833 fand nun diese peinliche Feierlichkeit in der Medarduskirche zu Soissons statt, in Gegenwart Lothars und der Vornehmsten des Hofes, sowie einer Versammlung, welche die Kirche füllte. Ludwig legte das allgemeine Geständnis ab, daß er seines Amtes nicht nach Gebühr gewartet und dabei gegen Gott gefehlt; daß er ferner der christlichen Kirche Ärgernis gegeben und dadurch mancherlei Verwirrungen in dem Volke veranlaßt habe; zur Sühne dieser Verbrechen unterwerfe er sich der öffentlichen und kirchlichen Buße, um durch die, denen die Macht zu binden und zu lösen verliehen sei, auch wieder die Absolution zu erlangen. Die geistlichen Herren waren damit nicht vollkommen zufrieden; sie forderten ein unumwundenes Bekenntnis der begangenen

Missethaten; sie gaben die Besorgnis kund, der Kaiser werde, wie es schon vor drei Jahren geschehen sei, auf sein früheres tadelnswürdiges Verhalten zurückkommen. Ludwig hat hierauf noch stärker als früher betont, daß er der Kirche Ärgernis gegeben habe und daß er das Muster eines Büßenden sein werde. Die geistlichen Herren gaben ihm darauf ein Verzeichnis seiner Vergehungen in die Hand, das durch die drei Rubriken der Heiligtums-schändung, des Meineides und des Mordes schon seinen Inhalt verrät.

Es erhellt nicht, ob Ludwig die Wahrheit dieser Beschuldigungen im einzelnen anerkannt habe. Wäre dies der Fall, so würde seine Lebens-geschichte das widerwärtigste Schauspiel darbieten und vollkommen unverständ-lich bleiben.

Während Ludwig sprach, hielt er jenes Sündenregister in seinen Hän-den; darauf gab er es den Geistlichen zurück, die es auf den Altar legten. Er selbst legte auch Wehr und Waffen nieder und zog ein Büßerhemde an.

Eine dunkle, trübe Scene, welche den Triumph der kirchlichen Partei über die weltlichen Interessen ausdrückt. Wie könnte jemals ein Fürst vor einem Gerichtshof, wie dieser war, bestehen?

Lothar konnte gegen die Exauktoration nichts haben, da er eben aus diesem Konflikt als Kaiser hervorging.

Die Verhandlungen haben noch eine andere Seite. Sie enthalten die höchsten Momente der Anmaßungen der westfränkischen Bischöfe, nicht allein dem Kaiser, sondern auch dem Papst gegenüber. Der westfränkische Episkopat stellt sich als den Vertreter der geistlichen Gewalt selbst in den Beziehungen zwischen Himmel und Erde auf. Die Satzungen der Synode von Paris vom Jahre 829, in welchen zuerst die geistlichen Ansprüche verlautbart waren, kamen hier zu ihrem vollen Effekt. Zugleich aber wurde die geistliche Unab-hängigkeit von dem Stuhl von Rom in einer der allerwichtigsten Fragen, welche eintreten konnten, in Anspruch genommen. Wie wir mit Bestimmtheit erfahren, hatte einer der vornehmsten Metropoliten, der Erzbischof Ebbo von Rheims, hiebei die Führung übernommen und alles angeordnet. Indem die geistliche Autorität im vollsten Umfang ergriffen wurde, trat doch das Papst-tum beinahe in den Hintergrund: denn Gregor IV. hatte an der Exauktora-tion keinen Anteil. Man hat Ebbo Schuld gegeben, er habe daran gedacht, die Unabhängigkeit der fränkischen Kirche dem Papst gegenüber mit Hülfe der Normannen ins Werk zu setzen, Ein seltsames Bündnis zwischen den Normannen, dem Oberhaupt der fränkischen Geistlichkeit und dem zum Kaiser erhobenen Lothar, wenn wir daran glauben könnten.

Zu vollkommener Besitznahme des Reiches begab sich Lothar nach Aachen, wo man den Versuch gemacht hat, Ludwig zum Eintritt in ein Kloster zu nötigen. Seine Antwort war treffend; er sagte, er könne kein Klostergelübde ablegen, so lange er nicht frei sei. Wir kennen schon seine Sinnesweise: er war beugsam und gefügig, aber an dem Kern seiner Rechte hielt er uner-schütterlich fest; er besaß die Geschicklichkeit, triftige Entschuldigungen zu

finden, um sich den letzten Schritt zu sparen. Und aus der tiefsten Erniedrigung ging nochmals seine Erhebung hervor.

Einen sehr außerordentlichen Anblick bieten die Wechselfälle dieser Zeiten dar. Es gilt die wichtigsten Fragen: den Besitz und die Verwaltung des Kaisertums, die Rechte der Geistlichen und der Laien, die Zukunft des Reiches in beiderlei Hinsicht. Aber die dabei am meisten beteiligten und eingreifenden Persönlichkeiten, der Vater und seine Söhne, entwickeln doch keine festen Intentionen; sie bewegen sich selbst in widersprechenden Richtungen. Der Kaiser Ludwig, standhaft in der Behauptung seines Rechtes im allgemeinen, aber doch jeden Moment bereit zu einer gewissen Nachgiebigkeit im einzelnen; Lothar, seiner Sohnespflicht nicht uneingedenk, aber durch den unerwarteten Succeß des Abfalls zum Gelüst der Gewaltherrschaft fortgerissen; Ludwig, genannt der Deutsche, wie früher, so auch diesmal nicht ohne Mitgefühl für seinen Vater, aber doch immer bedacht, das von ihm in Besitz genommene Erbteil zu behaupten und zu vergrößern; Pippin, zu dessen Gunsten die Bewegung überhaupt unternommen war, nicht gemeint, den Dingen freien Lauf zu lassen oder auf direkte Teilnahme an der Gewalt zu verzichten; er fuhr fort, seine Urkunden nach den Regierungsjahren seines Vaters zu datieren, während sein Bruder Ludwig sich begnügte, in dem Kontext der Urkunden seines Vaters als des Augustus und Imperators zu gedenken. In Zuständen dieser Art werden die Dinge mächtiger als die Menschen; ich will sagen: die allgemeinen Strömungen mächtiger als die individuellen Intentionen. Zuerst erlebte man, daß es nicht die Meinung der beiden jüngeren Brüder war, sich der Willkür des älteren zu unterwerfen; sie forderten denselben auf, den Vater besser zu behandeln. Die unliebsamsten Erklärungen sind hiebei gewechselt worden. Lothar bemerkte den Brüdern, es sei ja durch sie selbst geschehen, daß der Kaiser seine Autorität verloren habe; ihm dürfe man keine Schuld beimessen, wenn er die Rechte des Seniorats ausübe; und daß er den Vater, dessen Unglück ihm tiefes Bedauern einflöße, als Gefangenen behandle, werde durch das Urteil des Episkopats gerechtfertigt. Formelle Gründe, die sich von seinem Standpunkt hören ließen, aber den Eindruck einer Usurpation der Gewalt des Vaters durch den Sohn nicht zu heben vermochten. Alle Welt geriet darüber in Gärung und Aufregung. Und wenn Pippin und Ludwig zu Rüstungen schritten, die nur gegen Lothar gerichtet sein konnten, so durften sie bei ihrem Unternehmen auf die Beistimmung der Magnaten und des Volkes zählen. Nicht gemeint, sich in Aachen überraschen zu lassen, beschloß Lothar, seine Macht in Paris zu sammeln, welches bereits damals den Mittelpunkt der allgemeinen politischen und geistlichen Bewegungen im westfränkischen Reiche bildete, wo sich die erste Empörung gegen Ludwig vorbereitet und organisiert hatte. Allein schon unterwegs sah Lothar sich von dem Widerstande des einen und des anderen Magnaten bedroht; er wurde inne, daß er sich gegen die von allen Seiten heranrückenden Heere in Paris nicht würde behaupten können; in der Meinung, nur in Burgund in

einem festen Standlager sicher zu sein, zog er mit seinen Getreuen dahin ab, indem er den Vater im Kloster St. Denis zurückließ.

Aber auch in Paris hatten auseinandergehende Ansichten um sich gegriffen. Da Ludwig der Aufforderung, daß er die kaiserliche Gewalt wieder annehmen möge, zu folgen doch Bedenken trug, so lange er noch unter dem Bann der Kirche stand, war es von eminenter Wichtigkeit, daß die in der Hauptstadt anwesenden Bischöfe sich in St. Denis vereinigten, um seine Absolution auszusprechen; sie gaben ihm seine Waffen und die kaiserlichen Insignien zurück.

Losgesprochen von der Geistlichkeit und unterstützt von der Sympathie der Nation nahm Ludwig wieder den kaiserlichen Thron in Besitz; er begrüßte die beiden zu ihm zurückkehrenden jüngeren Söhne und ihr Gefolge und begab sich dann nach Aachen, wo auch Judith, die nicht ohne Gefahr unter sicherem Geleit aus Italien entronnen war, ihm wieder zur Seite trat; ihr Sohn Karl war ebenfalls zugegen. Der Kaiser lebte, wie in früheren Jahren, seinem Jagdvergnügen und seinen Geschäften. Alles kehrte äußerlich in das gewohnte Geleis zurück.

Aber noch immer stand Lothar unversöhnt im Felde: er gewann dadurch nicht wenig an Ansehen, daß sein Verwandter, Hugo von Matfrid, dem sich Lambert, Graf von Nantes, beigesellt hatte, von einer überlegenen kaiserlichen Streitmacht angegriffen, sich dennoch behauptete; wie Nithard sich ausdrückt, durch ihre geringe Anzahl und die über ihnen schwebende Gefahr wurden sie genötigt, zusammenzuhalten und sich auf das tapferste zur Wehr zu setzen.

Auch Chalons an der Saone, das in den Händen der heftigsten Feinde Lothars war, wurde angegriffen und nach kurzer Belagerung erobert. Wie wirksam hiebei die alten Animositäten gewesen sind, nimmt man daraus ab, daß Lothar die Schwester Bernhards von Septimanien, die dort in einem Kloster lebte, ergreifen und in der Saone ersäufen ließ: die Feindseligkeit des Bruders rächte er an der Schwester.

Der erfochtene Doppelsieg erweckte in Lothar noch einmal die Hoffnung, sich das ganze Reich zu unterwerfen. Eben diese Gefahr brachte nun den Kaiser dazu, sein ganzes Kriegsheer gegen ihn zusammenzurufen und ins Feld zu rücken. In Langres empfing er nochmals die Geschenke, die dem Kaiser dargebracht zu werden pflegten. Mit der gesamten überrheinischen Macht stellte sich sein Sohn Ludwig bei ihm ein. Auch Pippin erschien mit seinen Truppen. Ein zahlreiches und ergebenes Heer rückte gegen Lothar an, der ebenfalls kein Bedenken trug, seinem Vater und seinen Brüdern entgegenzugehen. Die Heere stießen miteinander bei Calviacus in der Nähe von Blois zusammen. Es schien nicht anders, als ob es hier zu einer großen Entscheidungsschlacht kommen würde. Dagegen regte sich jedoch das Gemeingefühl der Truppen, die niemals vergessen hatten, daß sie eine zusammengehörige Masse, den Heerbann, bildeten. Sie hatten einen natürlichen

Widerwillen, sich miteinander zu schlagen. Dieses Gemeingefühl war es hauptsächlich, was bei Kolmar das Kriegsvolk zum Übertritt vom Kaiser zu den Söhnen veranlaßte. Aber im Herzen hatten die Truppen doch immer darüber eine gewisse Scham empfunden; sie hatten den Kaiser verlassen, dem sie vor allen Dingen Treue schuldig waren. Mit einer solchen Schuld wollten sie sich nicht aufs neue beladen. Die Versuche Lothars, sie abermals zum Abfalle zu bewegen, scheiterten vollkommen. Eigentlich ist das Bewußtsein des Heerbannes, daß die Macht des Reiches auf ihm beruhe und eine Schlacht für das Gemeinwesen verderblich ausfallen müsse, das Motiv gewesen, welches hier mitten unter den gefahrvollsten Irrungen zu einem Abkommen führte.

Lothar, der sich auf keinen Sieg ohne den Beitritt des Heerbannes Hoffnung machen konnte, entschloß sich, die Bedingungen anzunehmen, die ihm vorgelegt wurden. Die vornehmste war, daß er nach Italien zurückgehen und im übrigen das Reich seines Vaters unbehelligt lassen solle. Hierauf wurde eine Zusammenkunft im kaiserlichen Lager veranstaltet. Da empfing Ludwig, zwischen seinen beiden jüngeren Söhnen sitzend, die Huldigung Lothars.

Das Ereignis war ein entscheidendes; denn um die beiden jüngeren Söhne an sich zu fesseln, mußte der Vater ihnen sichere Zugeständnisse für ihre Zukunft machen; aber zugleich kamen sie in den Fall, sich eine Auseinandersetzung mit dem jüngsten Sohne, den sie bisher am meisten bekämpft hatten, gefallen zu lassen. Ein Entwurf ist übrig, in welchem eine Dreiteilung der nichtitalienischen Reichsgebiete zwischen Pippin, Karl und Ludwig angekündigt wird, bei dem es dann besonders auffällt, daß sie dem letzteren die germanischen Landschaften in Aussicht stellt, in engem Anschluß an die einst von Karl dem Großen ausgesprochene Festsetzung, aber mit dem Zusatz, daß es dem Kaiser freistehen solle, den Umfang der Teile nach Maßgabe des Gehorsams, der ihm geleistet werde, zu vergrößern oder zu vermindern.

Für den Moment lag alles daran, die Autorität des Kaisers, die besonders durch die Geistlichen erschüttert worden war, durch eine formelle Vereinbarung mit denselben wieder herzustellen. In einer Generalversammlung des Reiches zu Diedenhofen wurde die Akte der Exauktoration in aller Form widerrufen und die Satzung ausgesprochen, daß Ludwig fortan durch Treue und Gehorsam als Kaiser anerkannt werden solle. Die Geistlichen unterschrieben sämtlich diese Erklärung und begaben sich dann nach Metz, — wo ein natürlicher Bruder des Kaisers, Drogo, Bischof war, bei welchem dieser das vorangegangene Weihnachtsfest zugebracht hatte, — um daselbst die Wiederherstellung des Gehorsams durch ein Manifest zu verkündigen. Auch Ebbo war unter ihnen; er hatte das Protokoll mit unterschrieben und war einer der vornehmsten von denen, die es zu öffentlicher Kunde brachten. Darauf kehrte man nach Diedenhofen zurück; alles schien abgemacht zu sein; allein nun erhob der Kaiser Anklage gegen Ebbo selbst, woraus denn neue Weiterungen von allgemeinem Belange entsprangen. Der Kaiser warf Ebbo

vor, daß er ihm durch falsche Beschuldigungen die Waffen entrissen, ihn aus der Kirche gestoßen und dadurch seines Reiches beraubt habe. Ebbo trug Bedenken, in Gegenwart des Kaisers hierauf zu antworten, nicht etwa aus Ehrfurcht vor ihm oder aus Beschämung, er hatte dabei seine besondere hierarchische Rücksicht; denn das lief dem Anspruch der Bischöfe, nur vor einem geistlichen Tribunal gerichtet zu werden, entgegen. Auch einige andere Bischöfe gaben ihm den Rat, eine öffentliche Verhandlung zu vermeiden, denn eine solche werde immer schimpflich für das Bistum ausfallen und Gelegenheit zur Afterrede geben. Mit deren Hülfe brachte Ebbo eine vermittelnde Schrift zu stande, die er unterschrieb und dann der Versammlung einhändigte.

Die Synode sprach darauf als ihr Urteil aus, Ebbo solle die Funktionen eines Bischofs einstellen. Darüber ist eine Streitfrage entstanden, deren wir noch öfter werden zu gedenken haben. Die Gegner Ebbos betrachteten seine Erklärung als eine beglaubigte und rechtsgültige Abdankungsformel.

Auffallend ist nur, daß es bei dieser Erklärung sein Bewenden hatte und daß für Ebbo kein Nachfolger eingesetzt wurde. Man begnügte sich, die Geschäfte in den Händen eines Presbyters zu lassen. Man hielt die Abdankung noch nicht für ausreichend, um eine Vakanz zu konstituieren. Der Kaiser hat darüber mit Papst Gregor IV. Verhandlung gepflogen.

Das ist eben das Charakteristische dieser Vorgänge. Es gilt den Zusammenstoß mannigfaltiger Ansprüche, die aus der Gegenwart in die Zukunft reichten, und die territoriale Gestaltung, welche das große Reich überhaupt erhalten sollte. Alles ist schwankend; von Moment zu Moment wurde der Zustand des Besitzes und der Autorität verändert. Dabei traten aber zugleich die obersten Prinzipien in Aktion: ob der Kaiser abgesetzt werden könne oder nicht; ob die Geistlichkeit ihre Autonomie auch unter dem wiederhergestellten Kaiser behaupten könne oder wieder aufgeben müsse. Der Papst nahm Anstand, so nahe es ihm lag, sich darüber auszusprechen. Von allem Anteil an der Exauktoration hielt er sich fern; aber auch einen Ausspruch des Kaisers gegen einen seiner vornehmsten Widersacher erkannte er aus klerikaler Sympathie nicht an. Die Grundlehre, nach welcher der Klerus keiner weltlichen Behörde zu Gericht stehen solle, wurde, wie sie das Verfahren gegen den Kaiser Ludwig hervorgerufen hatte, so auch bei der Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt im Auge behalten. Der Kaiser hatte erreicht, daß jene Exauktoration für null und nichtig erklärt wurde. Den vornehmsten Anstifter derselben vermochte er zwar nicht durch einen förmlichen Richterspruch zu züchtigen, aber er bewirkte doch, daß dieser seines Amtes enthoben wurde. Im allgemeinen konnte er sich, wie im Kampfe mit den Söhnen, so im Streit mit den Bischöfen als den Überwinder betrachten. Auch Wala hatte sich gefügt; er hatte die Unterwerfung Lothars nach Kräften gefördert.

Dem Kaiser Ludwig waren noch einige Jahre der Ruhe gegönnt, in denen er sich eines allgemeinen Ansehens erfreute. Am meisten lag ihm daran, dem jüngsten Sohne eine sichere Ausstattung zu hinterlassen. Demselben

wurde im Jahre 837 ein aus nordgermanischen und romanischen Elementen gebildetes Reich zugewiesen, das sich von der Weser bis zur Loire erstrecken sollte, dessen Mittelpunkt Paris war, so daß sich vier Reiche erwarten ließen, außer Germanien, Italien, Aquitanien das für Karl bestimmte Gebiet, welches recht eigentlich als fränkisches betrachtet werden mußte. Ein Ereignis von entscheidender Wichtigkeit war es nun, daß Pippin im Dezember 838 mit Tode abging. Weder der Kaiser, noch seine Großen waren geneigt, die Söhne desselben als seine Erben anzuerkennen; dafür war auch Lothar gewonnen, dem die Behauptung des Kaisertums nicht allein, sondern eine Teilung der übrigen Provinzen mit Karl versprochen worden war. Karl wurde wieder mit Aquitanien bedacht, jedoch mit Aussicht auf eine neue Reichsteilung zum Nachteil des deutschen Ludwig, dem der Kaiser die überrheinischen Provinzen, welche ihm bisher überlassen worden waren, wieder entziehen wollte, so daß es zwischen ihnen zu einem Zerwürfnis kam, das einen blutigen Ausgang zu nehmen drohte.

In diesem Augenblick, in welchem sich alles zu einer neuen Krisis anließ, ist dann Ludwig der Fromme am 20. Juni 840 gestorben. Ein rechtes Beispiel des Abstandes zwischen einem großen Vater und einem minder begabten, wiewohl an sich keineswegs unfähigen Sohne.

Ludwig hatte seine Schule als eine Art von Unterkönig Karls gemacht; nicht ohne ein gewisses Verdienst namentlich in Bezug auf die Verhältnisse der Mark von Spanien, aber allezeit in Abhängigkeit von dem über ihm waltenden höheren Willen. Der Aufgabe, die nach des Vaters Tode an ihn herantrat, die höchste Gewalt selbständig zu leiten, war er aber nicht gewachsen. Er fand den lebendigen Gedanken nicht, durch welchen die auseinanderstrebenden Elemente zusammengehalten werden konnten, um die höchste Autorität zu behaupten und den Bestand der Monarchie für die Zukunft zu sichern; er folgte zuerst den Impulsen, die er von den alten Ratgebern Karls des Großen empfing, dann aber auch den entgegengesetzten, die ihm aus der zweiten Familie entsprangen, mit der er sich selbst umgeben hatte.

Dadurch wurde er in das Getriebe der Faktionen verwickelt, welche sich in dem beginnenden Konflikt um ihn her erhoben. Er geriet mit seinen nächsten Angehörigen, von denen die einen die eine, die anderen die andere Richtung verfolgten, in einen offenen Zwiespalt. Er fehlte nicht etwa durch allzu große Gutmütigkeit. Wir haben gesehen, wie er vor dem Andrang feindlicher Elemente zurückwich, alles ruhig hinnahm und sich beugte; aber in der Hauptsache gab er niemals nach und erwartete den Moment, in welchem er seine mißkannten Rechte wieder zur Geltung bringen konnte. Dann ließ er nicht ab, auf die Züchtigung seiner Gegner Bedacht zu nehmen; er identificierte das Kaisertum mit seiner Person.

Nicht minder bedeutend als diese weltliche war die geistliche Verwickelung, in die er geriet. Indem er die Anmaßungen der weltlichen Großen nicht in den erforderlichen Schranken hielt, erweckte er die Prätensionen der geistlichen

Korporation, die unter ihm zu vollem Ausdruck gelangten; sie galten nicht allein dem Bestand des Kaisertums, sondern der Idee desselben. Und vielleicht dürfte man sagen, daß alles ebenso kam, wie es kommen mußte. Die Elemente, die zur Selbständigkeit aufstrebten, waren einmal vorhanden. Ludwig war die Persönlichkeit nicht, sie zurückzudrängen und in den gewohnten Gehorsam zu bannen: indem er dies versuchte, mußte er erleben, daß er der Schwächere war. Da hat er nun die Martern durchmachen müssen, die eine angefochtene Machtstellung in einer Zeit von Parteiung zu bestehen hat. Er hat nicht vermocht, den Besitz der höchsten Gewalt mit den Ansprüchen des Erbrechts auszugleichen.

In der Verflechtung der Erbansprüche mit dem Versuche, die geistliche Macht zu einem überwiegenden Ansehen in dem Reiche zu erheben, liegt die Signatur der Epoche. Das Verdienst Ludwigs ist nun, daß er weder in der einen noch in der anderen Hinsicht seine Autorität fallen ließ. Das Recht der Jurisdiktion über die Geistlichkeit hat er sich faktisch nicht entreißen lassen und den Besitz des Kaisertums wußte er, unterstützt von dem Entgegenkommen der Nation, immer zu behaupten; er hat die Insignien desselben seinem ältesten Sohne hinterlassen.

Drittes Kapitel.

Bildung von drei Teilfürstentümern im fränkischen Reiche.

Die höchste Würde, das Kaisertum selbst, gelangte nun an Lothar, der dann entschlossen war, die Rechte desselben zur Geltung zu bringen. Die Frage, ob die Idee des Imperiums oder das alte Recht der Teilungen die Oberhand behalten würde, trat in volle Evidenz. Lothar hatte einst in Vereinigung mit seinen Brüdern, welche die Erbteilung vertraten, den Vater bekämpft; jetzt nahm er die Bestrebungen seines Vaters eben auf dem Punkte, auf welchem sie standen, unbedenklich auf. Das letzte Zerwürfnis des Kaisers Ludwig mit seinem gleichnamigen Sohne war daher entsprungen, daß dieser in den überrheinischen Gebieten ihm allzu mächtig wurde. Ludwig nannte sich König im östlichen Francien und nahm eine beinahe unabhängige Haltung ein. Um dem ein Ende zu machen, war der Kaiser selbst über den Rhein gegangen; Ludwig war vor ihm nach Bajoarien zurückgewichen; die mitteldeutschen Stämme waren in Verehrung für ihren alten Kaiser auf seine Seite getreten. Aber mit seinem Tode war diese Rücksicht geschwunden.

Als Lothar es unternahm, die Absicht seines Vaters ins Werk zu setzen, zeigte sich bei der ersten Annäherung, daß es nicht leicht sein würde, die An-

sprüche des Kaisertums, die nun seine eigenen geworden waren, durchzuführen. Denn indes war Ludwig mächtig erstarkt; er konnte dem vordringenden älteren Bruder bei Frankfurt ein Heer entgegenstellen, welches dieser zu überwältigen sich nicht getraute. Der Wunsch, den offenen Kampf zu vermeiden, bekam noch einmal das Übergewicht. Man vereinbarte ein späteres Zusammentreffen an derselben Stelle, wo dann, wenn man sich sonst nicht verständigen könne, darüber, was einem jeden zukomme, durch die Waffen entschieden werden sollte. Und fast noch dringender als die Überwältigung Ludwigs war für Lothar die Beseitigung Karls in Aquitanien.

Die Wiederaufnahme der früheren Ideen und Parteiungen trat hiebei besonders dadurch hervor, daß Lothar keinen Augenblick säumte, sich seines alten Verbündeten, des Erzbischofs Ebbo, wieder anzunehmen. Auf einer nach Ingelheim berufenen Synode, wobei Drogo eine große Rolle spielte, wurde die Abdankung Ebbos für ungültig erklärt. Lothar hielt für seine Pflicht, den alten Freund, der seine Ergebenheit gegen ihn durch langjähriges Exil gebüßt hatte, in seinen Schutz zu nehmen. Wieviel aber lag in dieser Restauration eines Prälaten, der eine Zeitlang der Führer der klerikalen Intentionen gewesen war und recht eigentlich die Idee der Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt repräsentierte? Wenn dann Ebbo nach Rheims zurückkehrte und an die Spitze einer großen Diöcese zugleich als Metropolit trat, so hatte das eine durchgreifende Rückwirkung auf die Verhältnisse des westlichen Franciens, wo Karl damals ein vorwaltendes Ansehen besaß. Ebbo entfernte die klerikalen Würdenträger, die während seiner Abwesenheit eingesetzt waren. Seine Reaktion erstreckte sich auch auf die weltlichen Großen, denen er schuld gab, geistliche Güter an sich gerissen zu haben; er wurde auch in dieser Hinsicht der vornehmste Verbündete Lothars, der dann von der Seine nach der Loire vorrückte. Der über die Alpen verwiesene frühere Mitkaiser war jetzt mit einer Macht zurückgekommen, der ein unzweifelhafter Anspruch zur Seite stand. Man glaubte nicht anders, als daß er damit umgehe, seinen Brüdern die ihnen zuerteilten Erbrechte überhaupt zu entreißen.

Und nicht so fest wie Ludwig der Deutsche stand Karl in seinem Gebiete da. Als Lothar heranrückte, fand unter den Großen, auf welche Karl besonders gerechnet hatte, ein Abfall statt. Und da zugleich Aquitanien ihm noch nicht völlig unterworfen war und die Bretonen in Bewegung kamen, so geriet er in eine bedenkliche Lage. Karl und seine Mutter, welcher überhaupt ein großer Anteil an der Begründung des westfränkischen Reiches zuzuschreiben ist, haben dann ihre Getreuen berufen, um mit ihnen Rats zu pflegen. Ohne Zweifel muß man Wert auf diese Beratung legen, in welcher die Antipathien des alten Hofes gegen Lothar wieder zu Worte kamen. Auch dieser ließ Rachsucht gegen seine Widersacher walten, die Anhänger Karls fürchteten, keine Gnade bei ihm zu finden. In dem Gedränge von Ehrgeiz und Gefahr haben sie beschlossen, lieber zu sterben, als in seine Gewalt zu geraten. Sie rückten gegen Orleans vor und stellten sich kampfbereit auf. Vergeblich waren die

Versuche Lothars, sie anderen Sinnes zu machen. Ich denke nun, in diesem Widerstand gegen das Kaisertum liegen die Anfänge der unabhängigen westfränkischen, später französischen Krone. Der entschlossenen Haltung des jüngsten Bruders gegenüber fand Lothar sich zu einem Abkommen bewogen, in welchem er diesem Septimanien, Aquitanien, Provence und zehn Grafschaften diesseit der Loire überließ. Es war im Herbst des Jahres 840; zugleich wurde eine spätere Zusammenkunft in Attigny anberaumt, in welcher über die beiderseitigen Zuständigkeiten beraten werden sollte.

Wie mit Einem Schlage sieht man drei Mächte einander gegenübertreten, von denen zwei eben nur auf ihrem Erbrecht bestehen, die dritte aber die kaiserliche Gewalt in Anspruch nimmt. Daß sie, ohne die Entscheidung der Waffen angerufen zu haben, in ein haltbares Verhältnis zu einander treten würden, ließ sich von vornherein nicht erwarten.

Lothar war vor allem bedacht, die Vereinigung seiner beiden Brüder zu verhindern; er meinte einen nach dem anderen zu überwältigen. Im Westen durch einstweilige Konzessionen gesichert, säumte er nicht, nach Osten hin einen Angriff zu versuchen. Er wandte sich nach Deutschland zurück und schickte den Grafen Adalbert von Metz, den er zum Herzog der Austrasier ernannte, über den Rhein, um ohne weitere Unterhandlungen auf Ludwig loszugehen, der seine Rüstungen auf das stärkste fortgesetzt und sich selbst mit heidnischen Völkerschaften verbündet hatte, vielleicht auch darum, weil diese von der kaiserlichen Autorität nicht berührt wurden.

Im Retiagau, auf dem Ries, an der Grenze von Schwaben, wo später mehr als einmal die wichtigsten Weltkämpfe entschieden worden sind, im 16. Jahrhundert zwischen Katholiken und Protestanten, im Anfang des 18. zwischen Ludwig XIV. und Österreich, ist es damals zwischen den Karolingern, von denen der ältere zugleich das Kaisertum besaß, der jüngere aber jeden Eingriff in sein erbliches Gebiet zurückzuweisen entschlossen war, zu einem entscheidenden Kampfe gekommen. Adalbert wurde vollständig geschlagen und verlor dabei selbst das Leben.

Wie das Zurückweichen bei Orleans, so hatte die Niederlage auf dem Ries eine allgemeine Wirkung auf die Lage der Welt. Nicht auf einer bloßen Erbteilung, sondern auf innerem Kraftgefühl beruhten die beiden werdenden Staatenbildungen. Damals waren sie zugleich auf eine enge Vereinigung untereinander angewiesen; der Feind der einen wie der anderen war Kaiser Lothar, der die Zusammenkunft in Attigny vermieden hatte und eine für Westfranken drohende Stellung einnahm. Nirgends wurde die Schlacht auf dem Ries mit größerer Freude begrüßt, als in dem westfränkischen Lager. Aber auch die Ostfranken fühlten, daß sie die Westfranken nicht in die Hände Lothars geraten lassen durften, wenn sie sich behaupten wollten. Hierdurch bekam nun der Waffengang, der sich vorbereitete, seine besondere Gestalt; denn ob Lothar den vereinigten Brüdern Widerstand leisten könnte, war doch sehr zweifelhaft. Darin aber lag die Entscheidung über die Zukunft des Kaisertums.

Die beiden jüngeren Brüder ließen es an Anmahnungen zum Frieden nicht fehlen, als sie sich im Juni 841 an der Marne vereinigt hatten und stark genug waren, dem älteren entgegenzutreten. Eine ansehnliche Gesandtschaft von Bischöfen und vornehmen Laien wurde zu ihm geschickt, um ihn zu erinnern, des allmächtigen Gottes eingedenk, seinen Brüdern und der gesamten Kirche Frieden zu gewähren. Da sie sich aber dabei die ihnen von dem Vater gemachten Zugeständnisse vorbehielten, antwortete Lothar, er begehre nichts als eine Schlacht. Auf seiner Seite hatte er damals die Nachkommen Pippins, zu denen Bernhard von Septimanien in ein wenigstens zweideutiges Verhältnis getreten war; er bewegte sich auf einer Straße, auf welcher er sich mit ihnen vereinigen konnte. Ludwig, der den weiten Weg von jenseit des Rheines her gemacht hatte, trug einen Augenblick Bedenken weiter vorzurücken, aber er entschloß sich dazu; denn es würde ihm zum ewigen Schimpfe gereichen, wenn er den jüngeren Bruder in Stich lassen sollte. Daß der Nerv der Bewegung auf deutscher Seite lag, läßt sich nicht bezweifeln; eben durch ihren Sieg am Ries war die Situation so weit verändert worden, daß es zu einem entscheidenden Kampfe mit Kaiser Lothar kommen konnte. Ein Sieg Lothars und der Pippiniden über Karl würde auch Ostfranken wieder in die größte Gefahr gestürzt haben. Die beiden Armeen standen nur wenige Meilen voneinander, und eine Schlacht ließ sich nicht vermeiden. Die jüngeren Brüder haben dem älteren vorgeschlagen, Bedingungen für den Waffengang zu machen, sodaß derselbe, ohne Trug und Hinterlist geliefert, als ein Gottesgericht betrachtet werden könne. Ohne hierauf zu achten, nahm Lothar eine feste Position bei Fontenoy en Puisaye, worauf auch die beiden Brüder sich gegen ihn in Bewegung setzten.

Noch einmal sind alsdann Friedensvorschläge gewechselt worden. Die jüngeren Brüder gaben die Grenzen an, die sie dem Reiche des älteren zugestehen würden; wolle er darauf nicht eingehen, so möge Grund und Boden des gesamten Reiches in drei gleiche Gebiete abgeteilt werden, von denen er den nehmen könne, den er vorziehe. Das Erbrecht würde dann vollkommen die Oberhand erlangt haben. Aber dazu wollte sich Lothar nicht verstehen; er rief das entgegengesetzte Prinzip an, das der kaiserlichen Prärogative. Er erinnerte, er trage den Namen eines Kaisers und müsse in den Stand gesetzt werden, die erhabenen Pflichten eines solchen zu erfüllen. Da darüber keine durch Verhandlungen zu erzielende Abkunft zu erwarten war, so setzten die jüngeren Brüder dem älteren einen Termin, innerhalb dessen er ihre Vorschläge angenommen haben müsse; wo nicht, so würden sie das Urteil des allmächtigen Gottes heranziehen; es sei nicht ihr Wille, aber er nötige sie dazu.

Lothar wies das mit einer Art Verachtung von sich, sie sollten schon erfahren, was er zu thun verpflichtet sei. Überaus merkwürdig ist doch die Situation dieses Momentes. Wie sehr das Kaisertum die Gedanken der Menschen beherrschte, erkennt man aus der Herbeikunft des Erzbischofs von

Ravenna, der sich damals mit reichen Geschenken zu Lothar verfügt hatte, um durch ihn von Rom emancipiert zu werden. Dieses Kaisertum wollte Lothar keinem Gottesgericht unterwerfen. Gegen seinen Willen kam es zur Schlacht. Ich glaube, nichts vergebliches zu unternehmen, wenn ich bei der Auffassung derselben den sehr wohl unterrichteten Biographen dieses Erzbischofs, Agnellus, herbeiziehe, der eben am Tage der Schlacht eintraf.

Die Gestaltung der Dinge war folgende. Lothar hatte sich mit den Aquitaniern vereinigt und ein Lager am Fuße eines Hügels bezogen, den die beiden verbündeten Brüder ihrerseits besetzten. Lothar, der jene Festsetzung von Tag und Stunde vermieden hatte, dachte nicht daran zu schlagen, er hatte sich eine freie Aktion vorbehalten. Aber zur bestimmten Zeit, ohne Rücksicht darauf, daß er sie abgewiesen hatte, schickten sich nun die beiden Verbündeten zu ihrem Angriff an. Lothar wurde offenbar überrascht, wie ein fränkischer Geschichtschreiber ausdrücklich sagt. Ein Scharmützel begann an verschiedenen Orten, wo man mit Schild und Spieß aufeinander traf. Darauf entwickelte sich der Angriff der Heere der beiden Brüder.

Dem Heere des Kaisers kam dieser Angriff sehr unerwartet; indem es erschrocken zurückwich, sprengte Lothar auf seinem prächtig gezäumten Rosse daher, wie es scheint, um den beginnenden Kampf einzuhalten. Das zeigte sich aber unmöglich, denn schon hatte ein allgemeines Handgemenge begonnen; er stürzte sich in den Haufen der Gegner, auch er mußte seine Waffen brauchen und bediente sich ihrer heldenmütig und tapfer. Allein er war allein, niemand kam ihm zu Hülfe. Hätte er nur zehn seines Gleichen gehabt, so heißt es bei Agnellus, so würde das Reich nicht geteilt worden sein. Ohne eigentlichen Kampf wich sein Heer zurück. Der Rückzug führte zu einem Gemetzel, welchem Unzählige erlagen.

Indessen hatte Karl mit den Aquitaniern zu kämpfen, die dem Kaiser, bei dem sie Recht suchten, zu Hülfe gekommen waren. Der Ausgang war eine Zeit lang zweifelhaft; wenn Karl zuletzt den Sieg behielt, so schreibt Nithard dies hauptsächlich den Diensten zu, die er selbst dabei geleistet habe.

So ist die Schlacht bei Fontenoy am 25. Juli 841 verlaufen; wie Angilbertus sagt: der Bruder hat den Bruder, der Neffe den Neffen gemordet. Sie ist nicht so angestrengt gewesen, wie man wohl annimmt; das wichtigste bei dem Ereignis war, daß es vorfiel. Das Heer, welches in Europa eine lange Periode dominiert hatte, wurde von den Zwistigkeiten der Brüder ergriffen und durch einen Schlachttag, der nie wieder gut zu machen war, zersetzt. Die beiden jüngeren Brüder behaupteten den Platz. Und niemand kann in Abrede stellen, daß die große vorliegende Frage hauptsächlich dadurch entschieden worden ist. Diese betraf das Verhältnis des Kaisertums und der erblichen Gewalten; sie wurde zu Gunsten der letzteren entschieden.

Im Lager Ludwigs und Karls traten auf ihr Geheiß die Bischöfe zusammen; sie erklärten den Ausgang der Schlacht für das Urteil Gottes. Aber bei dem geschlagenen Kaiser waren päpstliche Legaten gewesen; sie waren mit

ihm geflüchtet. Waren auch die derselben Meinung? Rabanus Maurus, der an der kaiserlichen Partei festhielt, bemerkt einmal: die Urteile Gottes seien nicht so leicht zu erkennen; er sieht in der Schlacht eine Erhebung des Aufstandes gegen den legitimen Herrn. Auch die Völkerschaften erkannten größtenteils den Erfolg nicht als Entscheidung Gottes an. Die Westfranken waren keineswegs gemeint, sich, wie Karl hoffte, ihm zu unterwerfen. Ludwig wußte zwar die germanischen Landschaften zu pacifizieren, er setzte damals seine Kaplane in St. Gallen und in das Bisthum Würzburg ein, aber in Sachsen gewann Lothar eine große Partei. Als Karl auf seinem Heereszuge, auf dem er sich mit Ludwig zu vereinigen hoffte, bis Mastricht gekommen war, wandte sich Lothar von Diedenhofen gegen ihn und nötigte ihn, nach Paris zurückzuweichen. Dem einen der Brüder war er überlegen; dem anderen wäre er gewachsen gewesen, so lange er mit jedwedem allein zu kämpfen hatte. Diese empfanden aufs neue die Notwendigkeit, sich untereinander zu vereinigen. Wie aber sollten ihre Kriegsvölker, steter Uneinigkeiten in der Familie gewohnt, sich versichert halten, nicht aufs neue von dem einen oder dem anderen dem gemeinschaftlichen Feinde preisgegeben zu werden?

In diesen Unsicherheiten bildet der Eidschwur, den sie und ihre Völker einander zu Straßburg leisteten, ein bedeutsames Moment. Die beiden Brüder erklären: da sich Lothar dem Gottesgericht nicht füge, so seien sie genötigt, wider ihn zusammenzustehen, und weil manche zweifeln könnten, ob sie im Bunde miteinander verharren würden, so seien sie gesonnen, nicht allein ihren gegenseitigen Eidschwur vor den Augen der beiden Heere abzulegen, sondern für den Fall, daß sie denselben brechen würden, sollten auch alle ihre Mannen von dem Eide losgesprochen sein, durch den sie sich gegen sie selbst verpflichtet hätten.

Der Eid, dessen Wortlaut wir übrig haben, ist für die Bildung der beiden Reichsteile von unabsehbarer Wichtigkeit. Die Trennung des westlichen und östlichen Franciens, welche die folgende Geschichte erfüllt, ist eigentlich von dem Eidschwur ausgegangen, den sie einander geleistet haben. Dabei war von keinem Partikularismus, sondern von werdenden Nationalitäten die Rede. Aber auch für die augenblickliche Lage erkennen wir darin eine wichtige historische Thatsache. Der Bund der beiden Brüder gegen den dritten war für die Zukunft des Occidents maßgebend. Eine Auflösung des Reiches hätte dieselbe überhaupt in Frage gestellt. Hier aber trat vielmehr eine Verbindung der beiden, den jüngeren Fürsten zugefallenen Teile gegen die Oberherrschaft des älteren Bruders ein, der jedoch nur beschränkt, nicht gestürzt werden sollte. Aus Liebe zu Gott und zu des Volkes und zu ihrem eigenen Heil versprechen sie, wie wahre Brüder zusammenzuhalten und mit Lothar keinen Frieden einzugehen, der zum Schaden des anderen gereichen könne. Die Vornehmsten der beiden Heere schwuren, in einem solchen Falle ihrem Fürsten keinen Beistand leisten zu wollen, sodaß die höchste Gewalt selbst auf beiden Seiten von dem Innehalten der eingeschlagenen Politik abhängig wurde. Man kann darin

eine Bestätigung der bereits vorher am Ries und bei Orleans eingeleiteten Unabhängigkeit der beiden Reiche sehen.

Die Vereinigung selbst wurde durch Kampfspiele gefeiert, in denen die anwesenden Völkerscharen, Sachsen, Wasken, Austrasier und Bretonen ihre Waffentüchtigkeit wetteifernd erprobten. Die beiden Brüder verkehrten in häuslicher Gemeinschaft miteinander. Als sie sich rheinabwärts in Bewegung setzten, stieß der Sohn Ludwigs, Karlmann, aus dem inneren Germanien kommend, mit ansehnlicher Macht zu ihnen. Sie erlangten ein Übergewicht, vor dem die Anhänger Lothars weichen mußten. Dieser selbst begab sich an die Rhone. Den Verbündeten ist dann wohl der Gedanke gekommen, das Gesamtreich in zwei Hälften zu zerlegen, wofür die versammelten Bischöfe waren. Man ist versucht, eine solche Aussicht mit Teilnahme zu begrüßen. Wären die Nationalitäten bereits ausgebildet gewesen, so möchte es vielleicht unternommen worden sein. Aber soweit waren diese noch lange nicht gediehen. Man würde damit die Idee des Reiches zerstört haben.

Noch eine andere Rücksicht aber mußte von der Fortsetzung des Kampfes abhalten; es war die von den Normannen in diesem Augenblicke drohende Gefahr. Wir erinnern uns hier der oben erwähnten Verhältnisse der Nordmänner und der verschiedenen Richtungen, die schon unter Karl dem Großen unter ihnen hervortraten, von denen sich die eine an das fränkische Reich anschloß, die andere demselben widerstrebte. Das Oberhaupt der ersten, Harald, war unter der Einwirkung Ebbos im Jahre 826 zum Christentum übergetreten; der Kaiser hatte denselben mit der Grafschaft Rüstringen an der Wesermündung ausgestattet. Eben gegen ihn wandten nun die heidnischen Dänen und Normannen ihre Angriffe. Nach einiger Zeit hat Harald seine Position an der Wesermündung wieder verloren, aber dafür vom Kaiser Ludwig Duurstede erhalten, einen der vornehmsten Handelsplätze der Zeit, gegen den nun die Dänen ihre Angriffe richteten, vereinigt mit den Normannen, welche die ganze Küste des Reiches bis an die Loire und darüber hinaus zum Schauplatz ihrer Plünderung machten. Lothar belehnte Harald mit Walcheren, der dafür in dem Successionskriege der Brüder auf dessen Seite stand; er hat an der Schlacht bei Fontenoy teilgenommen. Es begreift sich von selbst, daß die unglücklichen Ereignisse der Zeit seine Anhänglichkeit an den Kaiser nicht vermehren konnten.

Aber noch mehr fällt ins Gewicht, daß die inneren Kämpfe der karolingischen Fürsten den Normannen Anlaß und Gelegenheit zu immer weiter greifenden Einfällen gaben. Man braucht die Annalen nur aufzuschlagen, um den Eindruck wahrzunehmen, welchen diese Feindseligkeiten hervorbrachten. Beim Jahre 841 berichtet Prudentius, wie die Normannen, die er als dänische Seeräuber bezeichnet, in die Seine einliefen, bis nach Rouen vordrangen, die Stadt selbst in Besitz nahmen, die Einwohner ohne Gnade niederhieben oder als Gefangene fortführten, die Klöster zerstörten und nur durch Geldzahlungen von weiteren Verwüstungen abgehalten werden konnten. Im folgenden Jahre

drangen sie in vielbesuchte Hafenplätze ein; mit der Morgenfrühe breiteten sie ihre Verwüstungen über die Umgegend aus. Hier und da schienen sie bereits Wohnsitze auf immer nehmen zu wollen.

Was hätte daraus werden sollen, wenn unter diesen Umständen der Kampf der Brüder untereinander fortgesetzt worden, wenn es etwa zu dem Versuch gekommen wäre, eine Exauktoration Lothars, welche die in Aachen versammelten Bischöfe der Gegenpartei beabsichtigt hatten, ähnlich der, von welcher der verstorbene Kaiser Ludwig betroffen worden war, auszusprechen und zur Ausführung zu bringen? Dadurch würde ein neuer Kampf auf Leben und Tod hervorgerufen worden sein, in dem die Kräfte des Gesamtreiches sich selbst hätten zerstören müssen. Es kann doch kein Zweifel darüber obwalten, obwohl es nicht ausdrücklich überliefert wird, daß diese Gefahren, welche die ganze karolingische Macht bedrohten, auf die drei Brüder eingewirkt und sie bestimmt haben, auf eine Pacifikation zu denken. Oder könnte es eine Zeit geben, in welcher die lebendig eingreifenden Kräfte nicht einen, wenn auch unausgesprochenen Einfluß auf die großen Entscheidungen haben? Gewiß darf die historische Anschauung diesen Gesichtspunkt andeuten, in welchem die Rettung oder das Verderben lag.

Lothar wurde selbst inne, daß er den vereinigten Angriffen seiner beiden Brüder nicht gewachsen sein werde. Er kam auf den Vorschlag einer Dreiteilung zurück, welche schon vor dem Treffen bei Fontenoy gemacht worden war, nochmals jedoch mit der an die alten Verhandlungen anknüpfenden Erklärung, er werde es mit Dank anerkennen, wenn man ihm der kaiserlichen Würde halber einen Vorzug vergönne. Hierauf nun gingen die beiden anderen Brüder, die in Mussy-sur-Seine sich aufhielten, nachdem sie mit den vornehmsten Getreuen, die mit denselben Worten bezeichnet werden, wie bei jenem Schwur, sich beraten hatten, wirklich ein.

Das Erbrecht und die Notwendigkeit, das Reich gemeinsam zu erhalten, wirkten zusammen, denn um keinen Preis durfte man gestatten, daß der Fürst, der den Namen Kaiser führte, mit den heidnischen Nachbarn, den Feinden des Reiches, eine Verbindung zum Verderben desselben zu schließen gezwungen wurde. Das Bedürfnis des Friedens war ein allgemeines.

Auch die Bischöfe erklärten ihre Übereinstimmung mit den neuen Vorschlägen. Obgleich Lothar mit den Erbietungen, die ihm zuerst gemacht wurden, nicht zufrieden war, so fand doch eine Zusammenkunft der drei Brüder statt, nach altherkömmlicher Sitte auf einer Insel in der Saone, Ansilla genannt, oberhalb Maçon. Der Intention Lothars gemäß wurden die Lombardei, d. h. Italien, Aquitanien, Bajoarien den alten Zuständen entsprechend in ihrer Besonderheit belassen. Um den Bestand des übrigen Reiches kennen zu lernen, mußte man erst eine zahlreiche Kommission ausschicken und nochmals kam es dann zu Weiterungen, welche eine Gefahr für den Frieden in sich schlossen.

Es rief eine gewisse Aufregung hervor, daß der Stellinga damals ein

Ende gemacht wurde. Diese Stellinga darf nicht ganz vergessen werden. Sie war eine Faktion im Sachsenvolke, welche der Einverleibung in das Frankenreich noch immer widerstrebte; sie forderten ihr eigenes Gesetz zurück und hatten heidnische Sympathien. Lothar war einmal mit ihnen verbündet gewesen. Jetzt fand Ludwig Raum und Gelegenheit, sie mit äußerster Gewaltsamkeit niederzuschlagen. Das gehörte aber dazu, um Slaven und Normannen von weiteren Einbrüchen abzuhalten.

Die Waffenruhe wurde dadurch nicht gestört: sie hielt so lange an, bis jene Erkundigungen vollzogen waren. Hierauf kamen die drei Fürsten im August des Jahres 844 in Verdun zusammen und faßten definitive Beschlüsse. Das wesentliche derselben ist die Errichtung dreier Frankenkönigreiche nebeneinander, alle drei auf dem Prinzip des Erbrechtes beruhend, eins aber zugleich auf dem Vorrecht des Kaisertums. Dort in Verdun wurden die Grenzen bestimmt, durch welche das letztere sich von den beiden ersten schied und abhob. Es hatte seinen vornehmsten Sitz diesseit der Alpen in Aachen, ohne doch im mindesten darum seine Autorität in Italien aufzugeben; vielmehr beruhte auf dieser Verbindung seine Zusammensetzung überhaupt. Es vereinigte Friesen, Rheinfranken, Schwaben und die romanischen Stämme des lugdunensischen Galliens und der Provence mit Italien. Darin liegt seine besondere Eigentümlichkeit, daß es in der Mitte zwischen dem germanischen Reiche Ludwigs und dem romanischen Karls eine Vereinigung germanischer und romanischer Stämme darstellte, der die Verbindung mit Italien einen besonderen geographischen Charakter verlieh.

So wenig die inneren Irrungen geradezu verbrecherischer Natur waren, ebensowenig möchte ich die Teilung zu Verdun für ein Unglück halten. Sie entsprach doch ungefähr der von Karl dem Großen beabsichtigten Auseinandersetzung. Drei große Teilreiche traten, wie er es beabsichtigt hatte, auseinander: das östliche, eigentlich germanische; das westliche, aquitanisch-neustrische; das dritte, welches Italien enthielt und dem das Kaisertum vorbehalten blieb.

Von eminenter Bedeutung war es, daß diese Teilung nicht eine bloße erbrechtliche Sonderung der Provinzen in sich schloß, sondern daß sie zugleich werdende Reiche, die auf historischen Grundlagen beruhten, herstellte. Mitten im Streit waren sie erwachsen. Die Grundlegung gehört der Zeit Karls des Großen an. Unter den dynastisch-kirchlichen Entzweiungen in der Zeit Ludwigs des Ersten haben sie zu dem Gedanken der Unabhängigkeit gegriffen, ohne denselben jedoch realisieren zu können. Bestand aber haben sie erst in dem letzten Bürgerkriege durch den Vertrag von Verdun gewonnen.

Die drei Reiche sind nicht etwa besondere Staaten, sie sind mehr Absonderungen zu dem Zwecke der Administration und des Krieges, Teilgewalten, auf das Erbrecht begründet, die aber ihre Zusammengehörigkeit keinen Augenblick vergaßen. Die Linien des karolingischen Geschlechtes, die den Osten und den Westen mit königlicher Gewalt regierten, hatten doch den Anspruch auf das mittlere Gebiet des Kaisertums fortwährend im Auge.

Vereinigt konnten sie überhaupt nicht bleiben; wäre ein jedes nicht stark genug konstituiert worden, um den benachbarten Feinden nachhaltigen Widerstand leisten zu können, so hätten die von allen Seiten eindringenden feindseligen Kräfte die Oberhand behalten, und die bisherige Entwickelung Europas würde einen Umsturz erfahren haben.

Diese Lage und ihre Gefahr nimmt man sogleich bei den Einbrüchen der Normannen wahr, die damals von den drei Reichen eines nach dem anderen erreichten. Wenn sie sich zuerst gegen die Niederelbe wandten, so trat dabei der allgemeine Gegensatz des karolingischen Reiches zu dem Norden hervor. In der Idee einer universalen Ausbreitung des Christentums hatte Kaiser Ludwig ein neues Erzbistum zu Hamburg gegründet, als dessen künftiger Sprengel der ganze Norden betrachtet wurde. Aber die dynastischen und kirchlichen Irrungen traten der vereinten Aktion der Kirche und des Reiches nach dem Norden hemmend in den Weg. Das Erzbistum war aus den verschiedenen Teilen des Reiches ausgestattet. Nach der Teilung von Verdun konnte es sich nicht behaupten, da ihm die Zuwendungen aus dem westlichen Reiche versagt wurden. Und zugleich erhoben sich die Angriffe der Normannen mit doppelter Heftigkeit.

Im Jahre 845 fuhr eine zahlreiche Flotte normannischer Piraten in die Elbe ein, nach dem besten der gleichzeitigen Zeugen auf den Antrieb des dänischen Königs Horich selbst. Mit keinem anderen der karolingischen Fürsten war Horich bitterer verfeindet als mit seinem Grenznachbar Ludwig dem Deutschen, der sich eben in den letzten Kriegsjahren durch enge Vereinigung mit den Sachsen zum Meister von Niederdeutschland gemacht hatte. Gegen dessen Gebiete nun fuhren die dänisch-normannischen Piraten herauf. Aber es ist ja begreiflich, daß gerade in diesen Regionen, wo die kirchlich-fränkische Partei vor kurzem die Stellinga so gut wie vernichtet hatte, jetzt auch die Feinde, die von der See herkamen, ebenfalls Träger des Heidentums, den hartnäckigsten Widerstand fanden. Sie wurden bei ihrer Landung von den Sachsen niedergeschlagen. König Horich selbst hielt für ratsam, seine Verbindung mit den Seeräubern in Abrede zu stellen. Er machte dann Freundschaft mit Ludwig dem Deutschen, an den er Gesandte auf einen Reichstag zu Paderborn im Herbste des Jahres 845 abordnete, sodaß sich durch das gute Vernehmen der Könige in den östlichen Küstenländern eine gewisse Sicherheit gegen die Normanneneinbrüche herstellte.

Nachdem aber friedliche Verhältnisse eingetreten waren, hatte auch die Mission besseren Fortgang. König Horich gründete eine Kirche in Schleswig, zu welcher sich zahlreiche Dänen hielten, die bisher aus Furcht vor dem Könige ihre Neigung zum Christentum verheimlicht hatten. Horich selbst trat von der Anbetung Odhins zu dem Glauben über, der zur Weltreligion zu werden bestimmt war.

Man muß immer bemerken, daß die Christianisierung Dänemarks nicht von den alten Anhängern der Franken, sondern von den Gegnern derselben

ausgegangen ist. Doch ist auch deren Übertritt durch die Siege vermittelt worden, welche die Sachsen über die heidnischen Nordmänner davontrugen.

Einen anderen Charakter hatten die Einfälle der Normannen in das Reich Lothars und an den westfränkischen Küsten. Hier wäre eine allgemeine, wohlüberdachte Küstenverteidigung nötig gewesen. Aber infolge der Teilung blieb doch jedes Reich auf sich selbst angewiesen.

Die Angriffe der Normannen auf das Reich Lothars hängen mit dessen früherer Politik zusammen. Harald, an dessen Taufe Lothar am Hofe seines Vaters persönlich teilgenommen, den er dann verstärkt und in die Kämpfe mit seinen Brüdern gezogen hatte, war bei demselben in den Verdacht der Untreue geraten; er war verjagt und später in weiteren Konflikten an den Grenzmarken ermordet worden. Aber er hatte Erben seiner Ansprüche hinterlassen, seinen Bruder Rorich und seinen Sohn Gottfried. Und wie nun der Dänenkönig sich von den seeräuberischen Normannen lossagte, so verbanden sich der Sohn und Bruder Haralds mit denselben und traten selbst als Seekönige auf. Sie plünderten die friesischen Gestade, liefen dann in die Rheinmündungen ein und verheerten das Land bis an die Waal. Lothar wagte nicht, ihnen im offenen Kampfe entgegenzutreten; er hätte fürchten müssen, seine Machtstellung überhaupt zu gefährden. Unter dem Beirat seiner Getreuen beschloß er, Duurstede wieder an Rorich zu überlassen, unter der Bedingung, daß er die kaiserlichen Gefälle einziehen und abliefern, zugleich aber sich den Angriffen anderer Normannen selbst widersetzen solle. Durch diese Konzession sicherte sich Lothar den Besitz der Landschaften; man hat oft den Ursprung der Grafschaft Holland in diese Zeit gesetzt. Im nächsten Jahre erschienen dann freilich die Raubscharen der Normannen in Flandern; sie sind damals bis nach Gent gekommen und haben das Kloster St. Bavo eingeäschert. Dann aber sind kaiserliche Scharen gegen die Zurückweichenden vorgedrungen und haben sie großenteils vernichtet.

Indessen hatten die Normannen das Seinegebiet, das dem dritten Reiche angehörte, beinahe zum vornehmsten Gegenstande ihrer Angriffe gemacht. Hiebei gesellte sich ihnen der Sohn Haralds, der an seiner Verbindung mit den Heiden festhielt, zu. Um sich seiner zu entledigen, rief der König des westlichen Franciens Karl, genannt der Kahle, den Kaiser Lothar zu Hülfe, mit dem er kurz zuvor die brüderlichen Verträge in Meersen erneuert hatte. Lothar gab in der That dieser Aufforderung Gehör. Der Erfolg war jedoch ein sehr zweifelhafter. Nach der einen Nachricht, die uns bei Prudentius vorliegt, vereinigten sich die beiden Brüder; sie hatten die Seineufer inne, und ein ernstlicher Kampf schien bevorzustehen. Plötzlich aber wurde Karl anderen Sinnes. Es schien ihm besser, sich mit den Normannen abzufinden, als sie mit seinem Bruder gemeinschaftlich zu bekämpfen. In einer zweiten Nachricht wird die gemeinschaftliche Bedrohung der Normannen durch die beiden Könige nicht erwähnt. Die Erzählung ist, daß Karl seinen Frieden

plötzlich mit ihnen geschlossen, und Lothar darauf nicht für nötig erachtet habe, weiter vorwärts zu rücken.

Die beiden Erzählungen treffen nahe zusammen, ihre Differenzen entziehen sich aller weiteren Erörterung. Von der größten Bedeutung aber sind die Bedingungen, die nach dem bewährten Rudolf von Fulda zwischen Karl und den Normannen festgesetzt worden sind. Karl hat den damaligen Normannenführer Gottfried in die Gemeinschaft seines Reiches aufgenommen und ihm ein Stück Landes abgetreten. Man wird dabei daran erinnert, daß dessen Vater Harald einst als Vasall des Kaisers Ludwig in das Reich aufgenommen worden war.

Einige Jahre später wurden Anstrengungen gemacht, die Normannen aus der Seineinsel Oissel, auf der sie sich befestigt hatten, zu vertreiben, die jedoch mißlangen. Nur durch die Hülfe eines aus England herbeigerufenen dänisch-normannischen Zuzuges gelang es, die in Oissel Eingelagerten zur Räumung dieser Insel zu vermögen. Allein die Umlagerer machten mit den Belagerten gemeinschaftliche Sache. Und von nicht geringer Bedeutung ist es doch, daß den Normannen ein Strich Landes vom Ausfluß der Seine bis nach Paris eingeräumt werden mußte, wo sie sich nach ihren alten Landesgenossenschaften, das ist doch nach den Fylken, einrichten durften; sie waren aber damit noch nicht zufrieden; im nächsten Jahre drangen sie an der Marne vor und es gelang einer Abteilung von ihnen, die Stadt Meaux zu erobern. König Karl erkannte die Gefahr, in welche sein Reich geriet; er rief seine Völker zusammen und besetzte die Übergänge der Flüsse mit seinen besten Mannschaften. Und dabei verfuhr er mit solcher Umsicht und Geschicklichkeit, daß er der vorgedrungenen feindlichen Schar den Rückzug abschnitt. Es war die Aktion, durch welche das westliche Francien damals gerettet worden ist. Um nicht den sicheren Untergang über sich hereinzuziehen, traten die Normannen, die nicht darauf rechnen konnten sich durchzuschlagen, in Verhandlungen mit dem König, der ihnen freien Abzug versprach, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie nicht allein selbst Westfrancien verlassen, sondern auch alle ihre Landsleute dasselbe zu thun nötigen würden; dazu verpflichteten sie sich durch Geiselstellung. Mit Eintritt des Frühjahrs, sowie die Jahreszeit es erlaubte, gingen die dänisch-normannischen Scharen wieder in See und fuhren in vier verschiedenen Abteilungen von dannen, ihrem Gewerbe, dem Seeraub, weiter nachzugehen. Seinerseits traf Karl Anordnungen, durch die er ähnlichen Gefahren für die Zukunft vorzubeugen meinte.

Im allgemeinen haben sich dergestalt die drei Teilreiche der großen normännischen Einbrüche glücklich erwehrt; das östliche durch einen großen Sieg der eingeborenen Bevölkerung, das lotharingische Reich hauptsächlich durch eine tapfere Gegenwehr, jedoch nicht ohne den Normannen eine Stellung zu gewähren, die den alten Vereinbarungen entsprach, bei der sie die Hoheitsrechte des Kaisers anerkannten. In die größte Gefahr gerieten die Westfranken; sie waren genötigt, die Hülfe anderer Normannen herbeizurufen, die

beiden Haufen vereinigten sich zu weiteren Einbrüchen in das Frankenreich; der König aber wußte sie durch einen glücklichen Schachzug auf dem Brettspiel des Krieges von der See abzuschneiden und zu einem Vertrag zu bringen, infolgedessen sie Westfrancien verließen und ihr vornehmster Führer, des Namens Weland, in eine gewisse Abhängigkeit trat und zum Christentum überging.

So ganz entgegengesetzt waren die Erwartungen gewesen, die Kaiser Ludwig hatte fassen können. Niemand wird in Abrede stellen, daß die großen Unfälle und Gefahren von den Entzweiungen bedingt sind, die im Frankenreich eintraten. Den geteilten Reichen, einem jeden für sich, wurde es noch immer möglich, die Angriffe der nordischen Seefahrer abzuweisen. Aber das war alles, was sich erreichen ließ; und auf neue Angriffe mußte man sich allezeit gefaßt halten.

Damals beherrschten die Normannen das Atlantische Meer und dessen europäische Gestade. Wir finden sie kurz darauf an den Küsten von Gallicien, Andalusien, Lusitanien; sie drangen selbst ins Mittelmeer ein und landeten am Ausfluß der Rhone. Sie nahmen eine feste Position recht in der Mitte der karolingischen Reiche, die nun zugleich von einer anderen Seite nicht minder gefährlich bedroht wurden.

Viertes Kapitel.

Kaiser Lothar I. Seine Einwirkungen in Italien. Sein Ende.

Wie im Norden an den Küsten des Atlantischen Meeres und im Osten von den Normannen, so wurde das fränkische Reich im Mittelmeer von den Fortschritten der Moslimen und den Bewegungen, die sich an dieselben anknüpften, gefährdet. Indem wir unsern Blick dahin wenden, treten wir gleichsam wieder in eine andere Welt.

Wir erinnern uns der Entzweiungen zwischen den beiden moslimischen Potenzen in Bagdad und in Cordova. Karl der Große hat an denselben jede Anteilnahme verweigert; den Griechen, welche eher geneigt gewesen wären einzugreifen, sind sie verderblich geworden. Als die Andalusier, wie man die von den Omajjaden von Cordova zur Auswanderung gezwungenen Empörer, die sich nach Ägypten gewandt hatten, nannte, inne wurden, daß sie in diesem Lande nichts ausrichten würden, entschlossen sie sich, es zu verlassen. Vor ihnen aber lagen fast ohne Schutz die griechischen Inseln des Mittelmeeres; sie ergriffen die Gelegenheit, sich Kretas zu bemächtigen, wo sie sich über ein Jahrhundert gehalten haben. Vergeblich versuchten die griechischen Kaiser, diese Insel wieder zu erobern, vielmehr wurden sie von einem noch härteren

Schlage betroffen: sie verloren in Folge einer unvorhergesehenen Verflechtung der Umstände die Herrschaft in Sicilien.

In Afrika war die Dynastie der Aglabiten, noch unter Harun — doch nicht gerade mit dessen Willen — zur Statthalterschaft erhoben, zu einer faktischen Unabhängigkeit gelangt, die ihnen erlaubte, eine eigentümliche dynastische Politik zu verfolgen. Einer ihrer vornehmsten Begründer, Ziadat Allah, hatte eine Flotte eingerichtet wie einst die Karthager, die Vandalen und die Araber selbst unter Musa. Diesem bot sich nun als der geeignetste Schauplatz seiner Unternehmungen Sicilien dar, von wo ein gräco-römischer Befehlshaber, des Namens Euphemius, wegen eines kirchlichen Verbrechens mit dem Tode bedroht, seine Zuflucht nach Afrika zu Ziadat Allah nahm. Der aber zögerte nicht, die angebotene Hand zu ergreifen, zumal da ihm Euphemius auch einen Teil seiner eigenen Fahrzeuge zur Verfügung stellte. Die Aglabiten faßten im Jahre 827 Fuß in Sicilien, sie nahmen Agrigent in Besitz, von wo sie sich nicht wieder vertreiben ließen. Ihre Seemacht wurde durch die andalusische, die sich ihnen anschloß, verdoppelt; einige Jahre später fielen Messina und Palermo in ihre Hand. Im Innern der Insel selbst leisteten die Griechen einen gewissen Widerstand, aber durch die Besitznahme der Häfen wurde der aglabitischen Marine das tyrrhenische Meer eröffnet.

Auf den ersten Blick erkennt man, wie sehr das karolingische Reich dadurch gefährdet wurde, daß die große Insel, welche bisher noch immer dem Reich und der gesamten Christenheit zu einer Art von Schutzwehr gegen die Mohammedaner gedient hatte, in die Hände derselben fiel, so daß die Küsten des westlichen Mittelmeers für ihre Unternehmungen offen standen. Überall wirkten sie mit den omajjadisch-spanischen Streitkräften zusammen. Ein folgenschweres Ereignis lag darin, daß sie auch Eingang in Italien fanden: sie wurden von einer mit dem Ruin bedrohten Partei nach Benevent berufen. Die Umstände sind folgende: Herzog Sikard von Benevent, dessen Vater vor nicht langer Zeit sich der Herrschaft bemächtigt hatte, verfuhr in der Behauptung derselben so gewaltsam, daß er eine Empörung hervorrief, in welcher er erschlagen wurde. Die Beneventaner übertrugen dann die Regierung an den Schatzmeister des Ermordeten, Radalgisus, soviel man urteilen kann, durch freie Wahl. Aber unter den vornehmsten Einwohnern gab es eine Partei, die sich dem widersetzte. Noch lebte Sikonulf, ein Bruder Sikards, der von diesem verfolgt worden war, verborgen in Salerno. Die Mißvergnügten suchten diesen auf, veranlaßten in Salerno eine Empörung und stellten ihn als ihren Senior an ihre Spitze. Zwischen diesen beiden Parteien, einer mehr demokratischen, die von der Familie, welche die Herrschaft bisher besessen hatte, absah, und einer aristokratischen, die an derselben festhielt, kam es zum Kampfe über den Besitz des Herzogtums, in welchem Sikonulf die Oberhand behielt. Noch andere vornehme Geschlechter schlugen sich auf seine Seite. Radalgisus und seine Freunde, die ihren Ruin kommen sahen, faßten den unheilvollen Entschluß, die Saracenen, die bereits in die verwandten neapoli-

tanischen Händel eingegriffen hatten und nach einem über eine byzantinisch-venezianische Flotte erfochtenen Sieg bis nach Istrien vorgedrungen waren, zu Hülfe zu rufen. Man wies ihnen einen Lagerplatz in der Nähe von Bari an. Hier aber wurden sie gewahr, wie schwach die Stadt selbst sei; sie zögerten nicht lange sie anzugreifen und eroberten sie durch einen unerwarteten nächtlichen Überfall. Auch die, welche sie gerufen hatten, unterlagen diesem Verderben, namentlich der Freund des Radalgisus, des Namens Pando; er wurde in das Meer gestürzt. Dennoch betrachtete Radalgisus die eingedrungenen Saracenen als seine Bundesgenossen. Sikonulf rief nun seinerseits spanische Saracenen zu Hülfe. Zwei verschiedene moslimische Heere standen in Unteritalien einander gegenüber. Es kam zu einem förmlichen Schlachttag zwischen ihnen, an welchem anfangs die Leute des Radalgisus die Oberhand hatten, endlich aber Sikonulf, der ein gewandter Kriegsmann war, aus sicherem Hinterhalte hervorbrechend, mit wenigen Mannschaften den Sieg davon trug. Dies geschah im Jahre 843. Die afrikanischen und spanischen Araber fochten auf fremder Erde ihren Streit aus. Alles unterlag einer wilden Verwirrung. Die Eroberung von Sicilien ist die Begebenheit, durch welche die Lage des südlichen Europa überhaupt bestimmt worden ist, eine Art von Fortsetzung der islamitischen Eroberung des 8. Jahrhunderts, durch deren weitere Ausdehnung Italien in unmittelbare und dringende Gefahr geriet.

Wohl betrachtet, muß man diese Erfolge der Saracenen in einem Gebiete, das dem Reiche angehörte, der Abwesenheit einer kaiserlichen Gewalt zuschreiben, deren Pflicht es gewesen wäre, die Entzweiungen in Benevent im Keime zu ersticken. Aber der Heerbann, der bisher das Reich aufrecht erhalten hatte, war damals in innere Kämpfe geraten, welche jede kräftige Bewegung gegen die auswärtigen Feinde unmöglich machten. Nicht allein die Normannen in unmittelbarer Nähe, sondern auch die Saracenen in dem unteren Italien wurden durch diese Entzweiungen gefördert. Auch hiefür war dann der Vertrag der Brüder von größter Wichtigkeit. Lothar selbst wurde auch nach demselben durch anderweite Verwickelungen jenseit der Alpen zurückgehalten, aber er hatte einen wackeren Sohn Ludwig, der, soviel man weiß, von seinem Großvater zum König der Langobarden bestimmt war; diesem übertrug er die Verwaltung und Verteidigung von Italien.

Es gehörte recht eigentlich zur Ausführung des Vertrages von Verdun, daß das Kaisertum in Italien wieder zu vollem Ansehen zu gelangen trachtete. Auf die Einbrüche der Saracenen wurde zunächst wenig Rücksicht genommen; den vornehmsten Gesichtspunkt bildete das Verhältnis zum Papsttum. Der damalige Papst Sergius II. konnte nicht als ein Freund der Franken gelten. Nach seiner Wahl war er konsekriert worden, ohne daß man beim Kaiser angefragt hätte. Man begreift es, daß die erste Handlung, welche der Sohn des Kaisers vornahm, ein Zug gegen Rom war. Unmöglich durfte Lothar zulassen, daß die ihm abermals zugesprochene Würde, in der er die größte Ehre sah, ihren erst vor kurzem erneuerten Anteil an der Besetzung des

päpstlichen Stuhles verlor. Aber er hatte dabei auch noch eine andere Rücksicht: für die Behauptung seiner Prärogative in dem inneren Frankenreich bedurfte er der Unterstützung der päpstlichen Autorität. Sein alter Freund und Verbündeter Ebbo, den er nach Rheims zurückgeführt hatte, war unter dem stürmischen Wechsel der Ereignisse verjagt worden; ein Konzil zu Beauvais hatte im Jahre 845 die Abdankung desselben, welche Lothar zurückgenommen, wieder für gültig erklärt und das Erzbistum an Hinkmar, einen Mann von entgegengesetzten Prinzipien, übertragen; dagegen nnn meinte Lothar die Autorität des Papstes anzurufen und so die Gültigkeit der Synodalbeschlüsse zu vernichten.

Der Sohn des Kaisers war mit einer Heeresmacht nach Rom aufgebrochen und, ohne Widerstand zu finden, daselbst eingerückt. So weit wurde Sergius nicht gebracht, daß er sich Ebbos im offenen Widerspruch mit der Gesamtheit der fränkischen Kirche angenommen hätte. Aber ein anderes, nicht minder bedeutendes Ansinnen des Kaisers hat er allerdings genehmigt: er übertrug dem Bischof Drago von Metz, der von jeher gewohnt war, sich an das Kaisertum zu halten und bei jener Synode von Ingelheim, in welcher die Restitution Ebbos ausgesprochen war, den Vorsitz geführt und jetzt den jungen Ludwig nach Rom geleitet hatte, das apostolische Vikariat über Gallien und Germanien, wodurch derselbe eine Zwischenstellung zwischen dem Papste und den Prälaten erhielt mit Befugnissen, welche sehr dazu dienen konnten, die kaiserliche Gewalt auch in den beiden anderen Reichen zur Geltung zu bringen. Ein so umfassendes Zugeständnis, durch welches die Aktion des Papsttums jenseit der Alpen wesentlich geschmälert wurde, kann man sich nur daraus erklären, daß Papst Sergius eben damals den Schutz und die Waffen des Kaisers um keinen Preis entbehren konnte. Es war die Epoche des gefährlichsten Angriffes der Saracenen auf Rom, welchen sie überhaupt ausgeführt haben.

Wenn man die Chronik jenes Mönches von Soratte liest, in welcher zuerst von den Unternehmungen Karls des Großen nach dem Orient die Rede ist, so sollte man glauben, es habe sich die Kombination der allgemeinen Weltangelegenheiten in diesem Anfall fortgesetzt. Er erzählt, durch bösartige Menschen sei der Kalif von Bagdad aufgefordert worden, Italien in Besitz zu nehmen, auf dessen Geheiß hätten die Saracenen den Hafen von Civitavecchia (Centumcellae) eingenommen; sie hätten das Land angefüllt wie Heuschrecken; kein Römer hätte sich aus der Stadt gewagt; die Peterskirche sei von den Saracenen erobert, ihre inneren Räume zu Stallungen der Pferde gemacht und ihre besten Schätze weggeführt worden. Nun aber habe man, berichtet er, von einem mit der Lanze getroffenen Heiligenbilde Blut herabfließen sehen, zur Freude der Saracenen, denn das Blut sei der Gott der Christen. Unfähig dem abzuhelfen, seien dann die Römer einig geworden, den König Ludwig, einen Nachkommen des Kaisers Karl, zu Hülfe zu rufen, der auch mit seinen Franken herbeigekommen wäre. Noch mehr als der Kaiser habe

aber der Markgraf Guido von Spoleto geleistet, was denn alles in starker Farbengebung ausgeführt wird. Beim ersten Blick sieht man, wie fabelhaft das ist; die Begebenheit, welche eintrat, hatte keineswegs einen so großartigen Charakter, aber auch die Sage hat ihre Wahrheit. Ein Anfall der Saracenen hat wirklich stattgefunden, St. Peter ist wirklich von ihnen eingenommen worden. Historisch kennt man nichts als die einfache Thatsache. Der bewährteste deutsche Annalist weiß nur, daß die Saracenen nicht in die eigentliche Stadt einzudringen vermochten, aber St. Peter verwüsteten. Ein zweiter fügt noch einiges von den bei Rom vorgefallenen Kämpfen hinzu, bei denen auch St. Paul in die Hände der Feinde gefallen wäre; die mit den aus St. Peter geraubten Schätzen beladenen Fahrzeuge wären aber von einem Seesturm befallen und zerstört worden; bei den an das Land geworfenen Leichen habe man kirchliche Kostbarkeiten aufgefunden. Auch diese Erzählung trägt schon einen legendarischen Charakter, die dann bei dem Mönch von Sorakte eine weitere Ausbildung erfahren hat.

Man muß auf genaue Kunde des Ereignisses Verzicht leisten, das sogleich in den Kreis der religiösen Auffassung und der Sage überging; nur die einfachen Worte des Rudolf von Fulda sind glaubwürdig; ohne alle Zuthat sagenhafter Kombination melden diese die einfache Thatsache. Die Nachricht von diesem Ereignis aber ward im ganzen Abendlande mit Schmerz und Entrüstung vernommen, denn Rom war die große Metropole der Religion. Man konnte nicht anders, als mit Entsetzen vernehmen, daß die Schwellen der Apostel in die Hände der Ungläubigen gefallen waren; auch das Reich, welches auf die Zugehörigkeit Roms den größten Wert legte, geriet in allgemeine Aufregung. Man hat bisher davon wenig gewußt; in unseren Tagen erst ist eine Urkunde zu Tage gekommen, aus der man die Rückwirkung abnimmt, welche die Nachricht im Frankenreiche hervorbrachte. Es ist eine Kundmachung des Kaisers selbst. Der Gesichtspunkt, der darin vorwaltet, ist der allgemeine, daß nämlich zu der Zeit, in welcher die Macht der Heiden in den Gebieten des Kaisers und seiner Länder das größte Unheil anrichte, nun auch Rom, die Kapitale der Christenheit, den Saracenen überlassen worden sei. Man betrachtet das als eine Strafe Gottes für die vorgekommenen Übertretungen, namentlich in dem geistlichen Stande selbst. Mönche sowohl wie Weltgeistliche sollen nun mit allem Ernst dahin gebracht werden, zu der alten Zucht und Ordnung wieder zurückzukehren. Dabei faßt der Kaiser doch die Herstellung von Rom und den Widerstand gegen das Fortschreiten der Saracenen auf das nachdrücklichste ins Auge.

Zugleich erfuhr man, daß Benevent bereit war, sich von den Saracenen loszureißen, welche die Romagna und andere Landschaften Italiens anzugreifen beabsichtigten. Eben darum hatte Lothar seinen Sohn Ludwig zu sich entboten.

Eine Zusammenkunft wurde gehalten, wahrscheinlich im Oktober 846, zwei Monate nach den in Rom eingetretenen Unfällen. Die Beschlüsse, die

man faßte, sind von hoher Merkwürdigkeit. Der vornehmste ist, den Papst zu beauftragen, eine feste Mauer um die Peterskirche her zu errichten. Zu diesem Behufe sollten Geldsammlungen unter bischöflicher Mitwirkung in dem Reiche veranstaltet werden. Das ganze Reich sollte sich anstrengen, die große Metropole für die Zukunft vor ähnlichen Unfällen sicher zu stellen. Bemerkenswert ist wohl, daß die Befestigung der transtiberinischen Stadt auf dem Beschluß des Kaisers Lothar beruht und durch die Beiträge der gallischen und germanischen Kirchen ermöglicht wurde. Der Beschluß ist noch bei Lebzeiten Sergius' II. gefaßt, aber erst unter dessen Nachfolger Leo IV., einem Manne von kriegerischer Gesinnung, der selbst in seiner pontifikalen Amtstracht an einigen militärischen Unternehmungen Teil genommen hat, zur Ausführung gekommen: unter dessen Leitung ist die neue Befestigung vollzogen worden, die den Namen von ihm erhielt, ihren Ursprung aber doch der Einwirkung von Kaiser und Reich verdankt.

Es sollte nun aber überhaupt der Macht der Saracenen im südlichen Italien ein Ende gemacht werden; die Zusammensetzung des Heeres aus Franken, italienischen Truppen, Burgundern und Provencalen wurde unverzüglich verfügt. Die Zeit wurde bestimmt, in welcher sie sich in Larino, unfern von Benevent, vereinigen sollten. Von den Venetianern und den päpstlichen Unterthanen in der Pentapolis sollte eine Flotte aufgebracht werden und zur Vertreibung der Saracenen mit dem Landheer zusammenwirken. Man erkennt, daß in den unter Lothar vereinigten Reichsprovinzen noch ein Gemeingefühl gegen die Festsetzung der Saracenen in Unteritalien vorhanden war. Alles hat eine gewisse Größe: die Sorge für die Hauptstadt der Christenheit und die Wiedergewinnung der von Sicilien her von den Saracenen eingenommenen Gebiete.

Über die Ausführung dieser Beschlüsse im einzelnen sind wir nicht unterrichtet; daß eine solche ins Werk gesetzt wurde, darüber lassen die Berichte der Annalisten doch keinen Zweifel. Ludwig selbst erschien im Felde und wurde nicht allein durch Sikonulf, sondern durch eine große Gesandtschaft der Beneventaner zu Hülfe gerufen. Aus Eifer zu Gott, wie der Chronist sagt, eilte er herbei, und es gelang ihm, die eingedrungenen Saracenen zu überwältigen. Hierauf hat er in Gegenwart aller Langobarden, daß heißt doch in Übereinstimmung mit den Oberhäuptern des südlichen Italiens, das beneventanische Gebiet in zwei verschiedene Fürstentümer geteilt: Salerno erhielt Sikonulf, Radalgisus behielt Benevent. Beide leisteten Ludwig den Eid der Treue. Gewiß muß es als ein nicht geringer Erfolg angesehen werden, daß das Herzogtum Benevent wieder mit dem Reiche vereinigt wurde.

Unaufhörlich ging auch der Krieg gegen die Saracenen weiter fort. Wir erfahren, daß sie auch in Apulien von dem kaiserlichen Heere zurückgedrängt worden sind. Ludwig hat, wie die Zeitgenossen es ausdrücken, unter Beihülfe Gottes über die Ismaeliten triumphiert. Papst Leo forderte die Franken zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Feinde Gottes und aller Fürstentümer auf

mit der Erinnerung, daß die fränkischen Heere, so oft sie zu offenen Kriegszügen geschritten, immer im Vorteil geblieben seien; er versichert, denen, welche in diesem Kampfe umkämen, werde der Eintritt in das himmlische Reich nicht versagt werden. Gott wisse, daß sie für den Glauben, die Rettung des Vaterlandes und die Verteidigung der Christen gefallen seien.

Eine allgemeine Bemerkung drängt sich hier wie von selbst auf. Die Belohnung tapferer Thaten und eines heldenmütigen Todes wird in beiden Religionen in das Jenseits verwiesen; sie streifen hier nahe aneinander; aber wir bemerken zugleich den Unterschied zwischen den Schilderungen des Paradieses im Islam und der christlichen Vorstellung von dem jenseitigen ewigen Leben. Die christliche Idee hält an dem religiösen Gedanken fest, die mohammedanische verspricht sinnliches Wohlleben. Indem die beiden Völkersysteme aufeinander stießen, waren sie von dem Gegensatz der religiösen Ideen durchdrungen; aber vergessen wir nicht: der Islam war im Angriff, die abendländische Christenheit in der Verteidigung.

Wenn das Einverständnis der beiden Oberhäupter für die Ordnung der Dinge im Occident sehr erwünscht war, so war es nach außen hin ein dringendes Bedürfnis. Nur wenn sie zusammenwirkten, konnte das untere Italien gegen die Angriffe der aglabitischen Macht, welche die Kirche und das Reich mit Verderben bedrohte, verteidigt werden. Ein großer Mangel war, daß das Reich keine Seemacht hatte; eine venezianische Flotte leistete nicht so viel, wie zur Abwehr des Feindes notwendig gewesen wäre; und ob die Griechen, welche zur See mächtig waren, sich für die Abendländer erklären würden, war immer zweifelhaft.

Die wichtigste Bedingung der Abwehr der islamitischen Macht bildete jedoch das Verständnis zwischen Kaiser und Papst. In jenem Augenblick bestand es noch nach den damaligen Formen. In Rom machte man keine Schwierigkeit, als Ludwig im Jahre 850 auf Geheiß seines Vaters daselbst anlangte, ihn vorbehaltlich der Oberhoheit desselben, als Kaiser anzuerkennen. Auch die Teilnahme der kaiserlichen Autorität an der Konsekration des Papstes wurde aufs neue bestätigt. Welche Schwierigkeiten damit verbunden waren, zeigen die Vorfälle bei der Papstwahl, die nach dem Tode Leos IV. im Juli 855 vorgenommen werden mußte. Sie traf Benedikt III., der als ein heiliger Mann verehrt wurde und, mitten im Gebet von der Botschaft seiner Wahl überrascht, sie nur mit Widerstreben annahm. Man versäumte nicht, dem wiederhergestellten Gebrauch gemäß, eine Gesandtschaft an den jüngeren Kaiser abzuordnen, um dessen Genehmigung zur Weihe des Gewählten zu erlangen.

Aber es gab auch eine Gegenpartei in Rom, welche einen von Leo IV. exkommunizierten Priester Anastasius zur Tiara erheben wollte. Diese gewann soviel Ansehen, daß die herankommenden kaiserlichen Gesandten, ohne geradezu für Anastasius Partei zu nehmen, es zuließen, daß er unter ihrem Geleit nach Rom zurückging, wo er mit Hülfe seiner Anhänger das Patri-

archium in Besitz nahm, während Benedikt ausgeschlossen und auf das schimpflichste behandelt wurde. Dagegen regte sich aber das gesamte Volk. Es kam nun zwischen den Missi des Kaisers und den Führern der Bewegung zur Verhandlung. Die Sendboten waren erstaunt, daß Anastasius nicht mehr Freunde hatte und daß das Volk einmütig auf der Seite Benedikts stand. Nach einer kurzen Besprechung riefen sie aus: „Nehmt den, den Ihr gewählt habt," worin eine Bewilligung der Konsekration lag, die dann vollzogen wurde. In dem Getümmel der Parteien hatten die kaiserlichen Gesandten doch das entscheidende Wort gesprochen, allerdings mit einer gleichsam erzwungenen Berücksichtigung des Volkswillens: aber der kaiserliche Anspruch war aufrecht erhalten worden.

Bald darauf ist Kaiser Lothar mit Tode abgegangen. Man wird seinem Andenken nicht gerecht, wenn man seine Handlungen bloß von einer ungeregelten Ländergier herleitet; seine Thätigkeit hatte einen Mittelpunkt: sein individuelles Leben war vor allem dem Kaisertum gewidmet, zu dem er seinem Vater zur Seite berufen wurde, als er eben in seine männlichen Jahre trat. In den Konflikten, in welche Kaiser Ludwig mit den Ansprüchen und Tendenzen der hohen Geistlichkeit geriet, ließ Lothar sich verleiten, die Genossenschaft in einen ausschließlichen Besitz verwandeln zu wollen. Die hohe Geistlichkeit wünschte nichts mehr, als ihn an der Spitze des Reiches zu sehen. Das charakteristische seiner Haltung möchte darin liegen, daß er zwar an dem Kaisertum festhielt, aber in der Idee desselben doch einer Modifikation zu Gunsten des Einflusses der geistlichen Gewalt Raum gab. Die öffentliche Meinung entschied gegen ihn; die gewohnte Autorität des alten Herrschers behielt den Platz. Als er nun aber nach dessen Tode in den unzweifelhaften Besitz der höchsten Gewalt gelangt war, ging sein Bestreben dahin, sie in voller Integrität aufrecht zu erhalten. Er stieß hiebei mit seinen Brüdern zusammen, welche bereits eine selbständige Stellung eingenommen hatten, die sie auch für die Zukunft zu behaupten entschlossen waren. Die Auseinandersetzung mit ihnen kam infolge eines blutigen Waffenganges in einer Weise zustande, die den Gebieten derselben eine eigentümliche Selbständigkeit verschaffte; aber auch der Idee des Kaisertums wurde dabei Rechnung getragen. Die Verbindung der Herrschaft über Italien mit einem sehr ausgedehnten Besitz diesseit der Alpen, in der Mitte der beiden abgeteilten neuen Selbständigkeiten, verschaffte ihm eine, wenngleich beschränkte, so doch noch immer mit ansehnlichen Streitkräften ausgerüstete, universale Autorität. Lothar suchte dieselbe nach allen Seiten hin aufrecht zu erhalten und wenn er in dem Verhältnis zu den geistlichen Ständen einen Schritt zurückgetreten war, wie sich das namentlich in den Beziehungen zu Erzbischof Ebbo zeigte, dessen Abdankung er, da sie dem klerikalen Begriff zuwider lief, nicht anerkannte, so versuchte er dagegen durch seine Teilnahme an den italienischen Verwickelungen den päpstlichen Stuhl auf seine Seite zu bringen. Seine Stellung war nicht ohne inneren Widerspruch, aber sie hatte nicht allein den

kaiserlichen Namen für sich, sondern auch eine starke Grundlage in dem allgemeinen Gegensatz, in welchem das Reich und die Kirche gegen die beiden Feindseligkeiten im Norden und im Süden verwickelt war. Der Papst bedurfte den Schutz des Kaisers, der Kaiser der Mitwirkung des Papstes. Wir haben einen Brief Lothars an Papst Leo IV., in welchem er denselben zu einer höchst außerordentlichen Hülfsleistung auffordert; man erkennt dabei zugleich, wie die Verehrung von Reliquien, die noch immer überhand nahm, zuweilen auch auf die öffentlichen Angelegenheiten Einfluß hatte. Lothar stellt dem Papst die Gefahr dar, welcher der christliche Glaube in den friesischen und sächsischen Bezirken, die mit den Normannen und Abotriten in nachbarlichem Kontakt stehen, ausgesetzt sei. Ein Teil derselben sei bereits zum Heidentum abgefallen, ein anderer aber halte am Christentum fest. Damit nun das tapfere, aber wilde Volk nicht vollkommen demselben entfremdet werde, ersucht er den Papst, ihm einige Reliquien von Märtyrern zugehen zu lassen, damit sie durch deren Wunderwirkungen wie durch die Lehre selbst beim wahren Glauben festgehalten würden. Dem vordringenden Heidentum sollte die volle Macht des heiligen Petrus entgegengestellt werden.

Beweise dieser Gesinnung sind auch die beiden Verträge, welche Lothar mit seinen Brüdern zu Meersen schloß, in welchen die Trennung der drei Reichsteile, aber zugleich ihre Vereinigung durch die religiösen Ideen bestätigt wurde. Das vornehmste Motiv zur Eintracht liegt in der christlichen Idee. Die fortschreitende Bekehrung erscheint als das wichtigste Moment des öffentlichen Lebens; diese hängt dann wieder mit der Herstellung der gesellschaftlichen Ordnung, der Reform der christlichen Institutionen selbst zusammen, wie man aus den Reformtendenzen jener Festsetzungen sieht, die dem Zuge Ludwigs II. nach Unteritalien vorangingen. Alles greift zusammen: die Verteidigung der Grenzen, die Herstellung der inneren Ordnung, in Verbindung mit Rom; das Mirakulose selbst ist darin eingeschlossen. Die Behauptung des östlichen Germaniens und die Verehrung des Stuhles Petri wirken aufeinander; doch beharrte Lothar bei der politischen Unterordnung des Papsttums. Dazu war nichts wirksamer, als daß seine Autorität ein so ansehnliches Gebiet in dem kontinentalen Frankenreiche umfaßte und zugleich in Italien maßgebend blieb. Das Reich Lothars, wie er es besaß, hatte noch das Ansehen eines wirklichen Kaisertums. Ein kaum bemerktes, aber überaus wichtiges Ereignis war es nun, daß Lothar doch am Ende seiner Tage dem Gedanken einer Teilung der ihm zugefallenen Gebiete Raum gab.

Als er seinen Tod kommen fühlte, begab er sich in das Kloster Prüm, bei anwachsender Schwäche nahm er sogar die Tonsur. Nach Verlauf eines Jahrtausends hat man seine Gebeine in einem Schrein im Altar der Kirche von Prüm aufgefunden. Dort hat er unmittelbar vor dem Ableben über seine Verlassenschaft verfügt. Dem bewährten Reichsgenossen Ludwig hat er

Italien, dem jüngsten Sohne Karl die provencalischen Bezirke, dem mittleren, Lothar II. die fränkisch-friesischen Landschaften, die das spätere Lotharingien gebildet haben, hinterlassen. Es geschah nicht ohne den Beirat der Großen des Reiches.

Diese Teilung entsprach den Ideen des Erbrechtes, welche dadurch vollkommen das Übergewicht über die Idee der Einheit davontrugen, sie entsprach auch den Wünschen der Großen des Landes; dem Ansehen Ludwigs II. in Italien konnte sie nicht zustatten kommen. Im Laufe der Successionsstreitigkeiten hatte Lothar selbst darauf gedrungen, daß ihm zur Behauptung seines kaiserlichen Amtes ein größerer Anteil an den Teilungsgebieten gebühre, als man ihm zukommen lassen wollte; dieser Rückhalt wurde jedoch dem Kaisertum durch die Anordnungen entzogen, welche Lothar selbst jetzt bei seinem Tode traf.

Für die Geschicke der Welt ist es doch von Gewicht, daß die Idee des Kaisertums sich an die italienischen Gebiete knüpfte. Die kaiserlichen Rechte verloren für den Occident die unmittelbare Bedeutung, welche sie bisher gehabt hatten. Ohne Zweifel hat Kaiser Ludwig II. seine Ausschließung von den transalpinischen Provinzen unangenehm empfunden; er hat sich darüber bei seinen Oheimen Karl im westlichen und Ludwig im östlichen Franken beschwert. Bei einer Auseinandersetzung der drei Söhne des Kaisers Lothar zu Orbe am Neuenburger See im Jahre 856 schien es fast zu einer blutigen Entscheidung kommen zu sollen. Aber den Magnaten der Provence gelang es, den jüngsten der Brüder, der fast noch ein Knabe war, aus den Händen Lothars II., der ihn zum Mönch scheren lassen wollte, zu befreien, so daß die beabsichtigte Teilung wirklich zustande kam. Man darf annehmen, daß die provencalischen Großen, die bei dem Tode Kaiser Lothars in Prüm repräsentiert gewesen sind, es waren, von welchen die Entscheidung ausging. Denn das liegt ja am Tage, daß bei den wiederholten Teilungen, zu deren Durchführung die Einwilligung der Magnaten nötig war, diese zu einer immer größeren Autorität gelangten.

Zu einer allgemeinen Verständigung ist es jedoch hiebei nicht gekommen; wir erfahren vielmehr, daß gleich darauf im Jahre 857 zwischen Karl dem Kahlen und Lothar II. auf der einen und den beiden Ludwig, dem nunmehrigen Kaiser und dem ostfränkischen König auf der anderen Seite Verträge abgeschlossen wurden, welche ohne Zweifel entgegengesetzte Tendenzen hatten. Die beiden Ludwig haben damals eine Zusammenkunft in Trient gehalten, bei welcher die Ruhe der Grenzlande zwischen Deutschland und Italien im Auge behalten und zugleich über alle Angelegenheiten homogene Beschlüsse gefaßt wurden. Nach einiger Zeit näherte sich ihnen auch Lothar II., der durch die Magnaten des Reiches in seiner Kapitale Aachen zum König gesalbt worden war. Aber dabei wurde der Knoten zu den weitaussehendsten Verwickelungen geschürzt.

Unter den Magnaten der Regionen, welche die Konfinien von Italien

ausmachen, war keiner angesehener und mächtiger, als der Abt Hukbert von St. Maurice, Sohn des Grafen Boso, der diese Grenzlande einst großenteils beherrscht hatte. Hukbert kann als der Begründer des späteren Hochburgund betrachtet werden. Er hatte über die Hand der Erbin desselben, Theutberga zu verfügen. Mit dieser vermählte sich Lothar II. unmittelbar nach dem Tode seines Vaters: er dachte sich dadurch des Beistandes des Abtes und des Erbes des Geschlechtes auf immer zu versichern. Er stand aber bereits in einem nahezu matrimonialen Verhältnis zu einer Dame vornehmer Herkunft, Waldrada. Diese verließ er, um der umfassenden Stellung mächtig zu werden, die sich an die Vermählung mit Theutberga knüpfte. Damit erweckte er aber einen zugleich kirchlichen und politischen Streit, der in die Angelegenheiten seines älteren Bruders, des Kaisers, verwirrend eingriff. Man sieht wohl, der Tod des Kaisers Lothar war ein folgenschwangeres Ereignis. Indem er das Kaisertum in seiner Familie behauptete, veranlaßte er doch dadurch, daß er es schwächte, eine störende Abwandlung des alles beherrschenden Verhältnisses zwischen Papsttum und Kaisertum, die dann wieder auf die Gebiete diesseit der Alpen zurückwirkte.

Um den Gang der Dinge, die nun folgten, zu begreifen, müssen wir den Zustand der kirchlichen Litteratur und der Kirche selbst ins Auge fassen.

Fünftes Kapitel.

Kirchliche Litteratur. Pseudo-isidorische Dekretalen.

Die litterarische Kultur des 9. Jahrhunderts setzt uns durch ihren Umfang und gelehrten Inhalt in Erstaunen; sie war die Frucht der Pflanzung, die nach und nach in dem Reiche Karls des Großen Wurzel geschlagen hatte. Unvergeßlich ist die Encyklika dieses Kaisers, in welcher er den Bistümern und Klöstern neben der Beobachtung der Regeln des religiösen Lebens auch die Pflege der Studien zur Pflicht machte. Darin sagt er: in den ihm zugegangenen Zuschriften nehme er die beste Gesinnung wahr; aber sie werde sehr unvollkommen ausgedrückt; er müsse befürchten, daß das zurückwirke auf das Verständnis der heiligen Schrift; bei der litterarischen Beschaffenheit derselben werde man sie nur dann richtig auslegen können, wenn man der Kunst der Rede selber mächtig sei: ein Streiter der Kirche müsse zugleich fromm und gelehrt sein. Diese Identität der kirchlichen Institutionen und der litterarischen Bildung ist der Grund und Boden, auf welchem die ganze Entwickelung beruht.

Von Kaiser Ludwig dem Frommen vernehmen wir, daß er sich seinem

Vater mit lebendigem Eifer anschloß. Er erhielt die gelehrten und theologischen Studien an seinem Hofe und in den Klöstern aufrecht mit der Absicht, wie man uns ausdrücklich versichert, die Kenntnisse auf eine höhere Stufe zu erheben und alles was ihnen schädlich werden könne, zu beseitigen; aber er ging noch einen Schritt weiter als sein Vater. Er faßte zugleich das Bedürfnis des Volkes ins Auge. Wir verdanken seiner Anregung die Bearbeitung der evangelischen Geschichte in altsächsischer Mundart, die unter dem Namen Heliand bekannt geworden ist; an und für sich selbst das bedeutendste Denkmal der alten Sprache. Die poetische Form thut dem Ernste des Inhalts keinerlei Eintrag. Gleich der Eingang hat eine gewisse Großheit in der universal-historischen Kombination zwischen dem inspirierten Evangelium und dem zur Weltherrschaft bestimmten römischen Reich. Man hat vorlängst bemerkt, daß dem Heliand die dem Tatian zugeschriebene, von dem Bischof Viktor von Capua latinisierte Evangelienharmonie zu Grunde liegt. Aber eine Übersetzung derselben ist der Heliand nicht, sondern eine Überarbeitung, in welcher hier und da germanische Anschauungen zu Tage treten, vor allem aber der Begriff der Göttlichkeit des Sohnes als des „waltenden" Gottes, mit lebendigster Aneignung gewahrt bleibt. Der germanische Geist tritt in die Sphäre der allgemeinen Religion.

Es war gleichsam eine Herbeiziehung der deutsch-redenden Bevölkerung zu dem Ergebnis der Studien, die wieder an das höchste Altertum anknüpften. In dieser Richtung der Ausbreitung nach neuen Regionen bewegten sich auch die gelehrten Studien selbst.

Zu den wirksamsten Gelehrten aller Zeiten wird Rabanus Maurus zu rechnen sein, der unter Kaiser Ludwig Abt von Fulda wurde. Unter ihm setzte sich die einst unter Bonifacius aus den angelsächsischen Schulen herübergekommene Methode, die dann durch Alkuin, den Lehrer des Rabanus, erneuert und fortgebildet war, lebenskräftig fort. Sie umfaßte die lateinische Gelehrsamkeit in universaler Tendenz. Als eine in die Expansion derselben eingreifende Thatsache darf es betrachtet werden, daß Rabanus sein encyklopädisches Werk über das All, welches ein Auszug aus Isidors Etymologien ist und wieder Überlieferungen aus dem Altertum enthält, an einen Bischof von Halberstadt übersendet, um sich daraus zu unterrichten. Bücher dieser Art verbinden die Jahrhunderte. Die Reproduktionen des Altertums konnten gerade in der einigermaßen barbarisierten Form, in der sie mitgeteilt wurden, Eingang auch in Norddeutschland finden. Es lag darin ein Moment der fortschreitenden Kultur, die sich mit der Ausbreitung des Christentums verband und unter der Pflege des karolingischen Hauses gedieh, selbst als es sich entzweit hatte.

In den Successionsstreitigkeiten hat sich Rabanus an Kaiser Ludwig gehalten; er war durchaus kaiserlich gesinnt und ist dann auch in enge Verbindung mit Lothar getreten, dem er eine Anzahl seiner Bibelkommentare gewidmet hat.

Ein Schüler des Rabanus ist Otfrid, der den Franken einen ähnlichen Dienst leistete, wie er den Niedersachsen durch den Verfasser des Heliand geleistet worden war. In Otfrid regt sich zugleich ein kirchlich-politischer Sinn; er bezieht sich auf die Herrschaft, welche den Franken in der Welt zu Teil geworden sei; da sie nun Gott zu seiner Kirche berufen hat, so sollen sie ihm auch in ihrer eigenen Sprache dafür danken. In Tiefe und Innigkeit läßt sich der Oberdeutsche mit dem Niederdeutschen nicht vergleichen; er hat willkürliche Fiktionen, in denen sich der Zustand seiner Zeit gleichsam abspiegelt. In seiner Erzählung schlägt er einen erbaulichen und paraphrasierenden Ton an. Aber in ihm lebt das Bewußtsein des fränkischen Reiches und des kirchlichen Berufes desselben, an dem auch das Volk teilnehmen soll.

Noch erhielt sich die Hofschule Karls des Großen unter seinem Nachfolger. Wir lernen diesen Hof unter anderem aus den poetischen Produktionen Walafrid Strabos kennen, der die Kaiserin Judith, deren Landsmann er war, und auch den jungen Karl schildert in einer Zeit, in welcher die Regierung Ludwigs noch als ein goldenes Zeitalter erschien, unmittelbar vor dem Ausbruch der inneren Streitigkeiten. Aber auch für die späteren Ereignisse, die den Hof erschütterten, ist er von Wert. Er hat von der Rückkehr der Kaiserin Judith aus ihrer Gefangenschaft in Italien die einzige eingehende Nachricht, die wir besitzen, hinterlassen.

Die Vorstellungen der damaligen Zeit über das Jenseits treten uns in einer Schrift Walafrids über die Visionen seines Lehrers, des Magisters Wettin, entgegen. Das kleine Werk ist keineswegs Original und wenn man bei der Wanderung durch die Regionen der Verdammten und der zur Reinigung Verurteilten endlich in die himmlischen Räume gelangt, so ist dies alles schon in einer prosaischen Bearbeitung durch Heito geschildert und von Walafrid größtenteils wörtlich nur in Verse gebracht worden. Einige Unterschiede finden sich jedoch, die man wohl bemerken darf. Heito berührt die unmittelbar vorangegangene Zeit; Walafrid, der ihm darin folgt, bezeichnet die dort nur dunkel angedeuteten Persönlichkeiten durch Akrosticha unzweideutig. Da finden wir auch Karl den Großen, der seine Fleischessünden erst büßen muß, ehe er seiner Verdienste wegen als gerechtfertigt angesehen werden kann. Bei der Aufzählung derselben bemerken wir die Abweichung, daß in dem Prosawerk der verstorbene Kaiser gerühmt wird, weil er den katholischen Glauben verteidigt und die Kirche gut regiert habe; Walafrid dagegen rühmt seine Milde im allgemeinen und seine Pflege der Gerechtigkeit. Walafrid erscheint weniger klerikal als Heito. Ich weiß nicht, ob dies mit dem Anteil, den die Persönlichkeiten des Hofes an den damaligen Streitfragen nahmen, zusammenhängt. Mit Vorliebe verweilt Walafrid bei dem hochberühmten Grafen Gerold, der auch schon von Heito erwähnt wird. Walafrid widmet ihm einen besonderen Lobspruch mit der Bemerkung, er sei der Bruder Hildegards, der Gemahlin Karls des Großen, und Mutter Kaiser Ludwigs,

die durch ähnliche Tugenden geglänzt habe. Denn an den Hof und an die Gegenwart liebt er anzuknüpfen.

Dasselbe geschieht in dem Gedicht, durch welches Walafrid sich einen Namen machte, der die Jahrhunderte überdauert hat. Es ist das Gedicht über die Gartenkultur, das in den Zeiten der sogenannten Renaissance oft gedruckt worden ist. Er beschreibt den Garten des Klosters, dem er angehörte, die Mühe die es kostet, mit steter Rücksicht auf die Jahreszeit Gewächse zu pflegen. Alles atmet ein lebendiges Gefühl für die Natur; das kleine Gedicht ist anschaulich und belehrend. Man sieht zuletzt den Abt, dem das Buch gewidmet ist, in seinem Garten sitzen unter dem dunklen Laubdach prächtiger Bäume, während die Jugend der Schule um ihn spielt und ihm Früchte darbringt.

Es würde zu nichts führen, wenn ich bei diesen poetischen Versuchen und Anflügen länger verweilen wollte, die nur eben von dem Fortgang der Studien zeugen. Das Wesen der Litteratur des Jahrhunderts besteht in der kirchlichen Gelehrsamkeit; sie bezieht sich auf die wichtigsten Probleme der Theologie und bietet eine beinahe autonome Entwickelung derselben dar, die der vollen Aufmerksamkeit wert ist.

Zuerst fällt uns der Mönch Gottschalk in die Augen; ein Sachse von vornehmer Herkunft, war er von seinen Anverwandten dem Kloster Fulda übergeben worden und hatte mit bestem Erfolg studiert. Er leugnete das Recht anderer, einen freien Sachsen ohne seine Einwilligung der klösterlichen Zucht zu unterwerfen; Gottschalk war eine sich selbst fühlende eigenartige Natur. In Bezug auf theologische Meinungen stellte er sich auf eigene Füße. In einer der wichtigsten Lehren, die von der Prädestination, schloß er sich strenger, als es damals gewöhnlich war — denn die Vorherbestimmung zum Guten und Bösen schien der Kirche und der Ordnung des Lebens zu widersprechen — an die Meinung Augustins an. Er geriet darüber in die bittersten Streitigkeiten mit den geltenden Lehrmeinungen und hatte viel dadurch zu leiden.

Einer seiner wohlwollenden Gegner war Servatus Lupus. In einer Epistel ermahnt er Gottschalk, der ihm eine sehr verfängliche Frage über den Zustand, der nach der Auferstehung eintreten werde, vorgelegt hatte, sich nicht mit Dingen, die man nicht wissen könne und vielleicht auch nicht wissen solle, zu beschäftigen: man richte dadurch den Geist selbst zu Grunde; man müsse sich auf dem weiten Gebiet der heiligen Schrift halten und sich ganz mit ihr erfüllen. Lupus hegte Ansichten, bei denen eine minderkirchliche Richtung zu Worte kommen konnte. Eine bemerkenswerte Thätigkeit entfaltete Lupus überhaupt. Ein besonderes Verdienst hat er sich durch den Eifer erworben, mit dem er Handschriften herbeischaffte, deren er für seine Studien bedurfte: er suchte sie zunächst bei seinen Bekannten und Freunden in Francien selbst; wenn er sie bei denen nicht fand, an anderen Stellen; in einem Schreiben an den Papst Benedikt III. bittet er um Zusendung eines Teiles des Kom-

mentars des Hieronymus zu Jeremias, den man im diesseitigen Lande nicht finde; er verspricht, ihn abschreiben zu lassen und dann zurückzusenden. Und nicht auf Abschriften der Kirchenväter beschränkt er sich: er ersucht den Papst einmal, eine ciceronianische Schrift, den Quintilian, und selbst einen Donat zum Terenz ihm zu überschicken.

Zu den nächsten Freunden des Lupus gehört auch Eginhard, in dessen Annalen die klerikale Farbe, welche Frühere und Spätere tragen, vermieden wird. Darin folgt ihm auch der zuverlässige und denkende Rudolf von Fulda. Überhaupt atmet die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts den Geist einer freien Forschung, die noch mannigfaltige andere Aussichten darbietet, als die Doktrin späterhin festgehalten hat.

Am Hofe Karls des Kahlen verschaffte sich ein in den irisch-schottischen Schulen ausgebildeter Philosoph, der sich selbst als Fremder bezeichnet, eine bedeutsame Stellung, Johannes Skotus Erigena. Von dem westfränkischen König, dem er sich anschloß, rühmt er einmal, daß derselbe weder durch die Stürme der bürgerlichen Kriege, noch durch die Einfälle heidnischer Barbaren seinen Geist habe beugen lassen; mit seiner ganzen Fähigkeit suche er die Geheimnisse der heiligen Schrift unter göttlicher Führung mit dem Lichte der Vernunft zu ergründen.

Diese Anwendung der menschlichen Denkkraft auf das göttliche Geheimnis hält Johannes Skotus für seinen eigentlichen Beruf. Er besitzt eine für die Zeit sehr ungewöhnliche Kenntnis der griechischen Litteratur, wie er denn auch durch die Neuplatoniker zu Plato selbst geführt wird. Indem er nun die griechischen und lateinischen Väter studiert und gegen einander hält, bemerkt er, daß zwischen ihnen mannigfacher Widerstreit stattfinde. Er ist der Meinung, derselbe könne durch Anwendung der menschlichen Denkkraft gehoben werden. Insofern stellt er die Vernunft sehr hoch; die wahre Philosophie ist ihm die wahre Religion. Eine Ansicht, deren Durchführung oder Zurückweisung das Problem der folgenden Jahrhunderte gebildet hat.

Unter allen Theologen, die je gelebt haben, erklärt Skotus den Apostel Johannes für den größten. Ihm sei es vergönnt gewesen, in die göttlichen Mysterien einzudringen, und was ihm offenbart worden, den Menschen verständlich zu machen. Johannes sei mehr als Mensch; er schlägt ihn bei weitem höher an, als den Apostel Petrus; dieser habe mehr den Geist des Glaubens und des Handelns besessen; Johannes dagegen ist ihm das Urbild des Wissens und der religiösen Anschauung. In den Schriften des Skotus tritt überall das Bestreben hervor, der religiösen Wahrheit durch Studium und Schwung näher zu kommen.

Durch seine Übersetzung aus der patristischen Litteratur der Griechen wurde man in Rom nicht wenig gegen ihn verstimmt; man nahm in ihm eine häretische Ader wahr und hat seine Entfernung von dem Lehramte, das er am Hofe bekleidete, gefordert. Das eigentümliche Auftreten des Skotus rührt besonders daher, daß er einer fremden Bildung und Nationalität an-

gehörte. Aber auch in den fränkischen Schulen selbst regten sich tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten.

Wir kennen Paschasius Radbertus, der, wie erwähnt, in enger Verbindung mit Wala, dem Vorkämpfer der kirchlichen Autorität, stand. Die größte Wirkung übte Radbertus dadurch aus, daß er die Lehre von der Transsubstantiation im Abendmahl zur Geltung brachte. Seine ganze Anschauung der christlichen Doktrinen hängt damit zusammen. In der Brotverwandlung sieht er das größte aller Wunder, aber auch das unentbehrlichste: in der Mitteilung des Leibes in der Hostie erblickt er eine Heiligung des Menschen, die dazu gehört, die Auferstehung zu begründen und herbeizuführen.

Aber er fand in seinem eigenen Kloster zu Corbie einen Gegner an Ratramnus, der seiner würdig war und dessen negative Ansicht doch auch Momente von religiösem Tiefsinn enthält. Ratramnus erklärt das Abendmahl für eine Erinnerung an das Opfer des Erlösers; wie das göttliche Wort in dem Leibe Christi wohne, so finde eine ähnliche Vereinigung in dem Genuß des Brotes statt, was dann dem gottgläubigen Gemüte neuen Aufschwung gebe.

Wohin das aber weiterführen konnte, erkennt man aus der Idee des Skotus Erigena, der Brot und Wein im Abendmahl nur für Symbole der vergöttlichten, allgegenwärtigen Menschheit betrachtete.

Nur Andeutungen darf ich mir erlauben, aber vor Augen liegt, daß die fränkische Kirche mit einer lebendigen Erörterung der wichtigsten Doktrinen des theologischen Systems beschäftigt war. Eine Frage von der größten Wichtigkeit für die Fortentwickelung der Kirche war es, welcher Wert der Philosophie der Theologie gegenüber eingeräumt werden sollte. Eine nicht mindere Bedeutung hat die Ausdehnung oder Beschränkung der Lehre von der Prädestination. Aber die größte Zukunft hatte der Streit über die Abendmahlslehre; sie hat das später entwickelte System wieder in sich gespalten. Und noch andere Streitfragen von einer kaum jemals zu lösenden Schwierigkeit kamen damals in Gang.

Wir haben Agobardus, Erzbischof von Lyon, als einen der heftigsten Antagonisten Ludwigs und einen der Führer der hierarchischen Partei kennen gelernt. Aber zugleich bekämpft er doch den Aberglauben, der sich aus dem Heidentum in das Leben und Denken der christianisierten Nationen vererbt hatte, besonders die vermeintlichen Gottesurteile; er eiferte gegen die Anbetung der Bilder. Das bemerkenswerteste ist, daß er, indem er die Inspiration der heiligen Schriften annahm, dennoch dieselbe mehr auf die Gedanken, als auf die Worte bezog; denn die Worte seien menschlich und dem Verständnis der Menschen entsprechend. Die allgemeine Meinung war dies nicht; die meisten hielten an der Überzeugung von der Inspiration der Worte fest, sie erklärten die Klagen über den Mangel an Eleganz der Sprache für Blasphemie.

Noch weiter als Agobardus ging Claudius, Bischof von Turin, der die Bilder aus den Kirchen seiner Hauptstadt entfernte und die Fürbitte der Heiligen überhaupt in Abrede stellte; er sagt wörtlich: Niemand solle sich auf das Verdienst der Märtyrer oder ihre Intercession verlassen. Er bekämpft die Wallfahrten nach Rom, die man ohne alle geistliche Vorbereitung und ohne Verständnis unternehme. Er bestreitet, daß die Macht des heiligen Petrus an einen bestimmten Ort gefesselt sei.

In diesen Gedankenreihen zweier Bischöfe, die beide aus Spanien gekommen sind, darf man vielleicht eine Rückwirkung des im Gegensatze zum Islam genährten Bestrebens, alles fernzuhalten, was an Aberglauben streift oder ein solcher war, erblicken. Die mystische Autorität von Rom wurde dadurch unmittelbar bedroht. Aber auch die Velleitäten der Abweichung in dogmatischer Hinsicht haben doch zu wenig unmittelbare Folgen gehabt, um hier näher erörtert zu werden; es sind eben nur Erscheinungen, die rasch vorübergegangen sind. Die größten Wirkungen dagegen brachten die kirchenpolitischen Differenzen und ihre Ergebnisse, die in dieser Zeit emporkamen, hervor; sie haben die späteren Epochen beherrscht und verdienen eine eingehende Darstellung.

Als Ludwig I. noch König von Aquitanien war, ist ihm eine Schrift über den königlichen Beruf überreicht worden, welche den vorwaltenden Grundsätzen gemäß in dem König selbst das Abbild der Gottheit sieht. Dagegen wurde dem Sohne desselben, Pippin, von dem Bischof Jonas von Orleans, eine Abhandlung über das Institut des Königtums überreicht, in welcher wir dieselben Grundsätze finden, die wir oben aus den Dekreten der Synode von Paris hervorgehoben haben: dem geistlichen Prinzip wird die volle Superiorität vor dem weltlichen zugesprochen. Den Priestern habe Gott die Macht verliehen, über das Verhalten der Fürsten zu urteilen; sie selbst haben das Urteil Gottes zu erwarten. In der That hat das doch nichts anderes zu bedeuten, als daß die höchste Jurisdiktion und Gewalt des Priesters unmittelbar von Gott stamme, die königliche und die weltliche überhaupt erst mittelbar und der priesterlichen unterworfen sei.

Die Idee der Superiorität der kirchlichen Gewalt über die weltliche war für die damalige Epoche die wirksamste von allen. Diese Idee aber war nicht so sehr eine persönliche, sie war in den Ereignissen tief begründet und gleichsam die gemeinschaftliche einer großen Korporation. Die Lehrstreitigkeiten, die sich noch in ziemlicher Freiheit bewegten, entsprachen den großen Direktionen der Theorie; die kirchenpolitischen Differenzen, in der Lage des Moments begründet, berührten das kirchliche und politische Leben unmittelbar; sie führten zu Manifestationen, welche dann zur Erhebung der päpstlichen Weltherrschaft wesentlich beigetragen haben.

Erinnern wir uns nochmals an die vornehmsten Momente der Entwickelung. Nachdem das Reich sich gespalten und in der Linie, welcher die Verwaltung des Kaisertums zugefallen, eine nochmalige Spaltung eingetreten

war, konnte das Imperium seine kirchliche Superiorität nicht mehr behaupten; der Successionsstreit selbst beruhte auf dem Versuche der geistlichen Gewalt, sich von der weltlichen weiter zu emancipieren, woraus dann folgte, daß dem geistlichen Oberhaupt eine überwiegende Autorität zu Teil wurde. Dafür war schon der Moment entscheidend, in welchem Gregor IV. nach Francien kam, um den blutigen Zusammenstoß Ludwigs des Frommen mit den Anhängern seiner Söhne zu verhüten. Die geistliche Autorität war von den Söhnen herbeigerufen; sie wurde von den Anhängern des Kaisers, die ihn umgaben, und dem Heerbann anerkannt; sie erlangte das Übergewicht auch dadurch, daß sie an jenem Tage von Kolmar dem guten Werke des Friedens diente und das Blutvergießen verhinderte. Wenn dann Lothar infolge eines Ausspruches der Geistlichen die Verwaltung der kaiserlichen Würde übernahm, so lag darin, obgleich es nicht dabei blieb und das Papsttum keinen direkten Anteil daran hatte, doch eine Verminderung der Vollgewalt und der Prärogative des Kaisertums, die dann nicht wieder hergestellt werden konnten, als Lothar selbst den Thron bestieg.

Von dem Kampfe zwischen den Brüdern, der dann doch ausbrach, wurde das Verhältnis der beiden Gewalten wesentlich berührt. Die Entzweiungen zwischen den Laien und dem Klerus, die schon vorher zu bemerken waren, brachten besonders dadurch eine allgemeine Zerrüttung hervor, daß die Kirchenoberen an den Kämpfen den lebendigsten Anteil nahmen und von dem Wechsel der Ereignisse selbst betroffen wurden. Die Anmaßung Ebbos, seine Abdikation unter Ludwig dem Frommen, seine Wiederherstellung unter Lothar, seine abermalige Vertreibung aus seiner Diöcese zeichnen am deutlichsten die Ursachen sowohl als die Folgen dieser Verwirrung.

An allen Orten erlitten die Kirchen die größten Verluste. Zur Zeit der Bischöfe, die in die Politik verwickelt waren, gelangten die Chorbischöfe, d. h. die Stellvertreter der Bischöfe in ihrer Amtsverwaltung, jedoch ohne die hierarchische Begründung derselben, zu einer Gewalt, welche das regelmäßige Bistum in Schatten stellte. In den Bischöfen erwachte das natürliche Bestreben, ihr Ansehen dem geistlichen Begriff gemäß zu verstärken. Wohl konnte das in ihren Provinzen selbst durch die Beschlüsse der Bischöfe unter ihren Metropoliten geschehen und eine Vereinigung mit den Fürsten der gesonderten Reichsteile versucht werden: Das würde jedoch dem Begriff der Einheit der Kirche widersprochen und ohne die Teilnahme der geistlichen Gewalt, welche die Einheit vertrat, keine Festigkeit erlangt haben. Der mystische Begriff der Gewalt des heiligen Petrus, der durch die Päpste repräsentiert wurde, überwog die Impulse aller anderen Unabhängigkeiten.

Da ist nun der Gedanke gefaßt worden, den klerikalen Ansprüchen und Rechten durch legislatorische Arbeiten zu Hülfe zu kommen. Zwei Sammlungen alter und neuer Gesetze sind zu diesem Behufe veranstaltet worden; zunächst die, die wir unter dem Namen des Benediktus Levita kennen, dann die pseudo-isidorischen Dekretalen.

Ich fühle wohl, wie viel ich wage, wenn ich auf die kirchenrechtlichen Streitfragen näher eingehe, zumal da deren Entstehung noch sehr im Dunkeln liegt: aber es ist unumgänglich, da der Charakter der mittleren Jahrhunderte überhaupt durch sie bestimmt wurde. Die Periode bringt es mit sich, daß die Erzählung einen auf die kirchliche Entwickelung bezüglichen Bestandteil aufnehmen muß. Hier kann es jedoch nur auf die Unterscheidung der elementaren Grundlagen ankommen, aus denen alles hervorgegangen ist.

Benediktus Levita empfing von dem Erzbischof Otgar von Mainz den Auftrag, die Kapitulariensammlung des Ansegisus, die sehr unvollständig war, zu ergänzen und zu vollenden. Wenn aber Ansegisus bei den Kapitularien stehen geblieben war, die er nicht einmal erschöpft hatte, so begnügte sich Benediktus Levita nicht mit einer bloßen Ergänzung, er brachte noch eine Menge anderer Materialien bei aus den früheren kirchenrechtlichen Schriften, echte Dokumente aus den Kirchenversammlungen, namentlich den spanischen, die dahin zielten, die höhere Würde der bischöflichen Gewalt und den Vorzug der geistlichen Gesetzgebung vor der weltlichen ins Licht zu stellen.

Bei der Bearbeitung und Zusammenstellung der Dokumente, welche eine Grundlage für die kirchenrechtliche Gesetzgebung und das praktische Gerichtsverfahren bilden sollten, verfuhr er nun keineswegs als gewissenhafter Sammler. Er hat den Wortlaut der echten Urkunden, die er benutzte, vielfältig willkürlich abgeändert und überdies den echten Dokumenten unechte und erdichtete hinzugefügt. Unter anderen teilt er eine angebliche Korrespondenz zwischen Karl dem Großen und Leo III. mit, die von der Kritik allgemein verworfen wird. Auch finden wir bei ihm Beziehungen auf ältere Dekretalen, deren Unechtheit keinem Zweifel unterliegt, die aber bereits vor seiner Zeit in Umlauf gesetzt waren. Hauptsächlich suchte er bei dem gerichtlichen Verfahren, das gegen die Bischöfe angewandt wurde, dieselben vor jedem Übergriff der weltlichen Gerichtsbarkeit zu sichern; dabei aber stellt er seine Grundsätze größtenteils selbständig auf, er bringt dafür keine Beweise oder Autoritäten bei.

Diese Sammlung genügte weder der einmal eingeschlagenen Tendenz noch dem vorhandenen Bedürfnis. Sie ist ohne übersichtliche Ordnung; es finden sich zahlreiche Wiederholungen, Benedikt wirft die verschiedensten Gegenstände durcheinander, er giebt mehr ein Excerpt, als eine durchdachte Arbeit.

Ganz einen anderen Charakter trägt die zweite Sammlung, die sich schon dadurch unterscheidet, daß sie von den Kapitularien ganz absieht und sich vielmehr an die kirchenrechtlichen Festsetzungen, insbesondere die Konzilienbeschlüsse anschließt. Die vornehmste Grundlage der Sammlung derselben ist die sogenannte Hispania. Ursprünglich stammt diese aus dem westgotischen Reiche; sie gehört der Zeit an, in welcher das dortige Königtum und die lateinisch-katholische Kirche in einen die wichtigsten Fragen umfassenden Widerstreit geraten waren. Den westgotischen Fürsten, die zur Behauptung ihrer Macht zu Gewaltsamkeiten schritten, gegenüber erhoben die Konzilien

Ansprüche, welche die innere Selbständigkeit der Kirche, die zugleich die der Nation war, in sich schlossen. Die Sammlung hatte demgemäß einen antidynastischen Charakter und in diesem Sinne war sie nach dem Falle des westgotischen Reiches noch weiter ausgebildet worden. Insofern hatte sie keinen Anspruch, in dem fränkischen Reiche Berücksichtigung zu finden; aber Eindruck mußte es doch machen, daß die unter Karl dem Großen dem Klerus gemachten Zugeständnisse von einem allgemeinen kirchlichen Standpunkt aus erweitert und verstärkt erschienen, was dann den ergriffenen und nun zur Geltung gekommenen Tendenzen gemäß war.

Der allgemeinen Lage entsprach die Sammlung schon darum nicht, weil die höchste Gewalt im Frankenreich eine durch und durch christliche war und eine gesetzliche Unterordnung der klerikalen Institutionen involvierte. Die jurisdiktionellen Befugnisse des Fürstentums, die weltliche Gesetzgebung überhaupt machten noch andere Bestimmungen erwünscht, als solche, welche in der spanischen Sammlung hervortraten.

Und da nun, wie wir sahen, die Beziehungen der geistlichen und weltlichen Jurisdiktion im Frankenreiche einen Rekurs auf die Entscheidung des Papsttums wünschenswert machten, so wurde der Gedanke gefaßt, dem Papsttum selbst eine jurisdiktionelle Gewalt zu vindizieren, wie sie noch nicht vorhanden war, und ihr eine Grundlage zu geben, welche ein altes Herkommen zu repräsentieren schien. In diesem Sinne nun sind die pseudo-isidorischen Dekretalen zusammengestellt worden.

Der vornehmste Gesichtspunkt war, die Bischöfe gegen das Fürstentum und die weltliche Gewalt überhaupt zu schützen, was dann durch Beschränkung der Anklagen, Erschwerung der Verurteilungen und Abwehr von Mißhandlungen während des Prozesses, hauptsächlich aber durch die Freiheit der Appellation an den Papst geschehen soll. Die Bischöfe sollen in allen Bedrängnissen gemäß dem Gebot der Apostel und ihrer Nachfolger zu dem Stellvertreter des heiligen Petrus als dem Haupte der Kirche ihre Zuflucht nehmen, der diejenigen, die von ihren Mitbischöfen aus Furcht vor der weltlichen Gewalt ungerechterweise verurteilt sind, wiederherstellen wird. Alles, was ihnen entzogen ist, muß ihnen zurückgegeben werden, wofern nicht die verurteilenden Bischöfe und ihre Fürsten von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen werden sollen. Nur in einer unter apostolischer Autorität versammelten Synode darf über Bischöfe gerichtet werden; das definitive Urteil kommt dem römischen Stuhle zu, der dieses vom heiligen Petrus als ein erbliches und für alle Zeiten festzuhaltendes überkommen hat. Für diese Doktrin aber bedurfte man einer neuen Begründung. Höchst außerordentlich ist die, welche man ihr gab. In einem Jahrhundert von theologischer Gelehrsamkeit, die aber aus wenig verbreiteten Handschriften geschöpft werden mußte, und der es an aller Kritik gebrach, konnte das Unerhörte geschehen, daß neunzig Schreiben von alten Päpsten erdichtet und als Rechtsfundamente in die Kirche eingeführt wurden.

Die Arbeit ist mit vieler Geschicklichkeit angefertigt worden; sie bewegt sich ganz in den kirchlichen Ideen, die hie und da treffend und mit gutem Ausdruck entwickelt werden; sie verrät eine umfassende Bekanntschaft mit der Litteratur der lateinischen Kirche. Den Hauptbestandteil bilden die päpstlichen Dekrete, eine sehr bewußte, sehr wohlangelegte, aber doch handgreifliche Fälschung. Streitfragen, die aus den Entscheidungen über die im 9. Jahrhundert im fränkischen Reiche obschwebenden Irrungen entsprangen, werden alten Päpsten in den Mund gelegt, von denen uns nur die Namen überliefert sind, und die nach den Umständen, unter denen sie gelebt haben, an Differenzen dieser Art niemals gedacht haben konnten. Um ein Beispiel anzuführen, wird Stephan I., einem Papst aus der Mitte des 3. Jahrhunderts, in welchem die imperiale Jurisdiktion unbedingt herrschte, die Satzung zugeschrieben, daß kein aus seinem Sitze verjagter Bischof angeklagt werden dürfe, ehe er in demselben nicht wiederhergestellt sei. In den Dekreten der römischen Bischöfe des 1. Jahrhunderts kommen Stellen aus Isidors Buch Sententiae vor, die im 7. Jahrhundert abgefaßt sind. Zuweilen werden Sätze aus echten Schreiben der Päpste wiederholt, aber nicht, ohne daß sie durch Zusätze und andere Abänderungen den Ansichten und Bestrebungen des Jahrhunderts, in dem man lebt, konform gemacht werden.

Wo und wann aber ist nun diese Fälschung entstanden?

Den nächsten und wirksamsten Anlaß dazu gaben die seit Ebbo in der Rheimser Diöcese ausgebrochenen Uneinigkeiten.

Im Dezember des Jahres 844 richteten die zu Verneuil versammelten Bischöfe an Karl den Kahlen die Bitte, für die seit langer Zeit ihres Hirten beraubte Diöcese die Wahl eines neuen Erzbischofs vornehmen zu lassen. Mit Einwilligung des Königs wurde dann in einer Synode zu Beauvais im April des Jahres 845 dazu geschritten, den Erzbischof faktisch zu ersetzen; man nahm dabei die alte Deposition als gültig an und setzte eine zehnjährige Vakanz des erzbischöflichen Stuhles voraus. König Karl und die Bischöfe beschlossen, zu einer neuen Bischofswahl zu schreiten, bei der unter Wahrung aller Formen Hinkmar zum Erzbischof gewählt wurde. Es war ein Akt der Feindseligkeit zwischen den beiden Brüdern, denn wie Ebbo auf seiten Lothars gestanden, so trat Hinkmar auf die Seite Karls.

Lothar hoffte bei Papst Sergius die Anerkennung Ebbos auszuwirken. Wie schon erwähnt, hat er das nicht erreicht. Der Papst stellte eine neue Synode in Aussicht, die zu Trier stattfinden und die große Frage entscheiden sollte.

Ohne die letzte Entscheidung des Papstes abzuwarten, faßte eine zu Paris im Jahre 846 versammelte Synode einen Beschluß, nach welchem Ebbo in der Erzdiöcese Rheims Befugnisse auszuüben untersagt wurde, bis er gemäß der von Papst Sergius getroffenen Anordnung sich der Synode stelle und ein definitives Urteil erlange.

Diese Synode ist aber nie zu stande gekommen.

Hinkmar behauptete sich in der Diöcese. In derselben wurde aber durch die Annahme einer zehnjährigen Vakanz des erzbischöflichen Stuhles eine Frage von unmittelbarster Bedeutung angeregt. Die von Ebbo nach seiner Wiederherstellung erteilten Weihen erschienen als ungesetzlich und ungültig.

Hinkmar, der als einer der hervorragendsten Prälaten seiner Zeit angesehen werden kann, sowohl wegen seiner Gelehrsamkeit, als wegen seiner Einwirkungen auf den Gang der kirchlich-weltlichen Angelegenheiten, war ein unversöhnlicher Gegner dieser Kleriker. Er hielt daran fest, daß die Synode, der er seine Erhebung verdankte, seinen Vorgänger Ebbo mit Recht für abgesetzt erklärt hatte. Bald nach seiner Erhebung untersagte er den von diesem in der Zeit seiner Wiederherstellung ordinierten Geistlichen die Ausübung ihrer Funktionen; diese führten darüber auf einer zu Soissons im Jahre 853 versammelten Synode Beschwerde. Die Synode sprach aus, daß Ebbo mit Recht abgesetzt und seine Restitution illegal gewesen sei; sie erklärte die von Ebbo während derselben erteilten Weihen für ungültig und verhängte die Amtsentsetzung über die von ihm ordinierten Kleriker, die nun gegen den Synodalbeschluß und den Metropoliten ihren Rekurs an den Papst nahmen. Sie stützten sich dabei auf die in den falschen Dekretalen vorgetragene Doktrin, daß ein Bischof nur von einer unter päpstlicher Autorisation zusammenberufenen Synode verurteilt werden dürfe. Dadurch geriet der Erzbischof selbst mit der päpstlichen Prärogative in Konflikt.

Das ist eben das Merkwürdige in der Doppelstellung Hinkmars, daß er auf der einen Seite die geistliche Autorität hochstellt und erneuert, auf der anderen aber dem Eingreifen des Papstes widerstrebt.

Mit seiner geistlichen Hingebung an Rom verbindet er doch einen unverwüstlichen Eifer für die Rechte eines Metropoliten. In seiner Erzdiöcese wollte er Herr und Meister sein. Als er nun aber seine Ansprüche gegen einen seiner Suffraganbischöfe, Rothad von Soissons, in Anwendung brachte, veranlaßte er, daß derselbe, der eben in dem Papst seinen einzigen Rückhalt sah, zu diesem seine Zuflucht nahm, indem er sich auf jene Dekretalen berief, in welchen eine unmittelbare Beziehung zwischen dem Papst und den Bischöfen vorausgesetzt wird und die Bischöfe in jeder Bedrängnis auf den Schutz des Stuhles Petri verwiesen werden.

In eine neue Feindseligkeit geriet Hinkmar bei der Geltendmachung seiner Metropolitanrechte mit seinem Neffen, dem Bischof von Laon, der sich in den Gehorsam nicht fügen wollte, den der Oheim verlangte und sich hiebei auf die in den pseudo-isidorischen Dekretalen vorkommenden Satzungen über das Verhältnis des Suffraganen zum Metropoliten berief. Der Erzbischof ist nicht gemeint, ihre Echtheit im allgemeinen zu verwerfen, wiewohl er gegen die eine und die andere Einwendungen macht, die nahe daran streifen. Insoweit er aber auch ihre Echtheit zugesteht, meint er doch, sie seien nur zur Belehrung und Erbauung geschrieben, nicht dazu, um Kirchengesetze zu sein.

Wir können Jahr und Tag der Abfassung der pseudo-isidorischen Dekretalen nicht mit Präcision bestimmen; aber einige äußere Momente finden sich, die nahezu dahin führen. Die frühere Ansicht, daß die pseudo-isidorische Dekretalensammlung schon im 8. Jahrhundert zu stande gekommen sei, erledigt sich dadurch, daß in derselben die Beschlüsse der Pariser Synode vom Jahre 829 benutzt worden sind. Zuerst werden sie in der Verhandlung einer Rheimser Provinzialsynode zu Ausgang des Jahres 852 erwähnt. Und nicht lange vorher können sie zu stande gekommen sein, da dem Werke des Benediktus Levita, das darin ebenfalls benutzt worden ist, die Priorität zukommt, dessen Arbeit aber frühestens in der zweiten Hälfte des Jahres 847 publiziert worden ist. Dadurch wird jedoch die Annahme einer Gleichzeitigkeit der Abfassung nicht ausgeschlossen, wie sich denn die Texte nahe berühren. Es ist eben damit die Epoche bezeichnet, in welcher die Streitigkeiten zwischen der klerikalen und weltlichen Gewalt die Geister am meisten beschäftigen. Dem Imperium an sich entgegengesetzt, wollten die Bischöfe den Arm desselben umsoweniger empfinden, als es überhaupt schwächer geworden war. Und da nun die Bischöfe selbst in ihren Synoden dem Einfluß der Fürsten ausgesetzt waren, so wandten sich die Dekretalen gegen die Autonomie der Synoden und die Amtsgewalt der Metropoliten. Alles drängte dahin, ein Centrum von universaler Autorität für die abendländische Kirche zu bilden, wie denn die Idee eines solchen kräftiger als je in dem Papste Nikolaus I. erschien.

Sechstes Kapitel.

Papst Nikolaus I. und Kaiser Ludwig II.

Zu der Entwickelung des allgemeinen historischen Lebens gehört es überhaupt, daß sich aus den politischen Zuständen doktrinelle Gegensätze bilden, die wieder auf diese zurückwirken. Das gesamte Leben der abendländischen Welt beruht bis auf den heutigen Tag auf diesem Verhältnis. In keiner anderen Epoche aber ist das mehr zu Tage gekommen, als in der Mitte des 9. Jahrhunderts in dem Verhältnis von Papsttum und Kaisertum.

Es gab Beziehungen, in denen das abendländische Kaisertum und das römische Papsttum die engsten Verbündeten waren. Sie erschienen an der Spitze der abendländischen Welt gleichsam als eine einzige Potenz.

Wir berührten schon, daß die momentane Besitznahme der heiligen Stätten durch den Islam das gesamte Abendland wie im bitteren Schmerz durchzuckte. Mit starker Hand war die kaiserliche Gewalt der päpstlichen zu

Hülfe gekommen und hatte sie gerettet; im engen Vereine mit ihr hatte sie dann das südliche Italien zum größten Teil wiedergewonnen.

In dieser Zeit waren nun die großen Veränderungen vor sich gegangen, welche aus den Successionsstreitigkeiten im abendländischen Reiche erwuchsen. Sie hatten die doppelte Folge, daß die geistliche Macht im Abendlande selbständiger als bisher emporkam, die kaiserliche aber durch die Auseinandersetzung zwischen den drei Brüdern an Macht wesentlich verlor. Lothar hielt noch die Verbindung der cisalpinischen Reiche mit Italien fest. Mit seinem Tode hörte diese Verbindung auf, das Kaisertum war auf seine Stellung in Italien selbst angewiesen.

Noch bei Lebzeiten seines Vaters war Ludwig II. von dem Papste Leo zum Kaiser gekrönt worden. Man hatte dabei die ganze altherkömmliche Pracht der Krönung gewahrt, und wir finden dann, daß der Gekrönte sein Ansehen besonders darauf verwandte, einen Zustand der Sicherheit zu Pilgerfahrten nach Rom herzustellen, der eine ungehinderte Kommunikation der abendländischen Welt mit der kirchlichen Metropole möglich machte. Die Urkunden wurden unter seinem Namen ausgefertigt, nach seinen Regierungsjahren datiert. Aber dabei blieb es doch, daß sein Vater als der wahre Kaiser betrachtet und verehrt zu werden fortfuhr.

Nach dem Tode Lothars ist Ludwig II. in den Fall gekommen, seine Waffen wieder über die Alpen zurückzuwenden, und es dauerte lange, ehe dort seine Ansprüche eine gerechte Berücksichtigung fanden. Überhaupt war er von dem Körper des Reiches, dem er anzugehören fortfuhr, doch wieder geschieden. Er wußte dennoch die Rechte des Kaisertums zu verfechten. Der Gedanke, daß die Griechen etwa auf das Imperium im Westen Anspruch machen könnten, erregte den stolzen Widerspruch seines Selbstgefühls; er ließ die Rechte des Abendlandes in Bezug auf die Konkurrenz von Konstantinopel nicht verkümmern; namentlich war er sehr dafür gewesen, daß sich Bulgarien der römischen Kirche und dem ostfränkischen Reiche angeschlossen hätte. Ein echter Karolinger, wie er war, und von der Würde der Dynastie durchdrungen, versäumte er nichts, die Ansprüche des Kaisertums in Rom selbst zu behaupten; es gelang ihm, die durch seinen Vater hergestellte, durch ihn erneuerte kaiserliche Autorität in Bezug auf die Papstwahlen aufrecht zu erhalten. Eben hiebei aber geschah es, daß ihm in Rom selbst in dem Verbündeten, der die mannigfaltigsten Beziehungen zu ihm hatte, ein Widersacher entstand, auf den er nicht gefaßt war. Vornehmlich ihm wird zuzuschreiben sein, daß das kaiserliche Ansehen bei der Einsetzung Benedikts III., wiewohl unter schwierigen Umständen doch zuletzt den Platz behielt.

Papst Benedikt hat aber niemals selbst regiert; er überließ die Geschäfte dem Kardinaldiakonus Nikolaus, ohne den er keinen Augenblick leben mochte. Daher kam es denn auch, daß bei dem Tode Benedikts im Jahre 858 sich alle Augen auf Nikolaus wendeten. Ludwig II. hat, soviel man weiß, an seiner Erhebung selbst Anteil gehabt. In seiner Gegenwart ist Nikolaus mit

den Insignien der höchsten geistlichen Würde bekleidet und als Pontifex anerkannt worden.

Der junge Kaiser verließ dann die Stadt wieder; der Papst machte ihm in seinem Lager bei dem fünften Meilenstein der flaminischen Straße einen Besuch, wo sie viel miteinander sprachen, zusammen speisten und beim Abschied, wie die biographische Aufzeichnung meldet, freundschaftliche Küsse wechselten. Es war die letzte Umarmung, die überhaupt zwischen ihnen noch im vollen Sinne möglich gewesen ist. Denn zwischen einem Karolinger, der eine lebendige Idee von seinem Kaisertum hatte, und einem Papste, der das Primat des römischen Stuhles im vollen Umfang durchzuführen entschlossen war, konnte kein Einverständnis bestehen.

Niemals aber war die Idee der pontifikalen Gewalt so tief eingreifend im Innern und umfassend nach außen aufgetreten, als es in Papst Nikolaus I. geschah. Man lernt sie aus den Briefen kennen, welche er bei den verschiedenen Differenzen, in die er verwickelt wurde, geschrieben hat, wobei es dann weniger auf das Materielle der Streitigkeiten, als eben auf diese Kundgebungen ankommt. Die Idee des Primates, die mit einer gewissen Notwendigkeit aus den Bewegungen des Occidents hervorging, wurde von Nikolaus I. dahin ausgebildet, daß sie auch die orientalische Kirche umfaßte. Er hatte die unerwartete Genugthuung, von dem griechischen Kaiser Michael III. bei den Verwickelungen zu Rate gezogen zu werden, die damals in der Kirche zu Konstantinopel ausgebrochen waren.

Der Patriarch Ignatius war infolge eines Streites zwischen den Persönlichkeiten des Hofes, in dem er den Anmutungen einer emporstrebenden Partei nicht nachgab, seiner Würde enthoben, ein anderer, der sich dieser mehr anschloß, Photius, an seine Stelle gesetzt worden. Es ist derselbe Photius, dessen Bibliothek und Glossar, welche Auszüge aus verlorenen Autoren enthalten, den Philologen als ein unschätzbares Hülfsmittel für ihre Studien wohl bekannt sind. Photius war reich genug, um eine ansehnliche Sammlung von Handschriften sich anzulegen, in denen er dann Tag und Nacht studierte; er wurde als ein Wunder von Gelehrsamkeit angestaunt. Sein Haus wurde durch die jungen Leute, die ihn besuchten, zu einer Art von Schule; er war sehr erfreut, ihre Fragen zu vernehmen, die sich auf die verschiedensten Wissenschaften bezogen, in denen er sie gleichsam unterrichtete; sie begleiteten ihn zu Hofe, wenn ihn seine Geschäfte dahin führten, erwarteten ihn an der Pforte und führten ihn bei seiner Rückkehr nach Hause. Er hatte durch seine Teilnahme an den öffentlichen Geschäften mannigfaltige Beziehungen zu dem Hofe; er wird als der oberste der Geheimschreiber bezeichnet und genoß den Rang eines Protospatharius. Photius hatte überhaupt persönlich eine ausgezeichnete äußere Lebensstellung. Er stand mit dem Cäsar Bardas in engster Familienverbindung; die Gemahlin seines Bruders Sergius war die Schwester des Bardas, der selbst dem regierenden Hause insofern angehörte, als seine Schwester Theodora sich mit dem Kaiser Theo-

philus verheiratet hatte. Man sieht, wie nahe Photius der regierenden Familie stand, wie dasselbe auch bei seinem Gegner, dem Patriarchen Ignatius, der Fall war. Ignatius war der Enkel des Kaisers Nicephorus, welcher der Irene folgte, und der Sohn des im Jahre 813 gestürzten Kaisers Michael Rhangabe I. Es gehört zu den inneren Irrungen der kaiserlichen Familie, wenn Ignatius seiner Würde enthoben und Photius in dieselbe eingesetzt wurde. Der Cäsar Bardas vermittelte das eine wie das andere. Photius war ein Laie. Das hinderte aber nicht, daß er von Bardas und seiner Faktion zum Patriarchat erhoben wurde. Aber auch Ignatius hatte zahlreiche Anhänger in der Kirche, und ein Zwiespalt zwischen den beiden Parteien brach aus, der durch eine Synode in Konstantinopel, die sich für Photius erklärte, doch keineswegs gehoben wurde. Kaiser Michael III. hielt für ratsam, das Urteil des römischen Papstes nachzusuchen. Nikolaus acceptierte diese Annäherung; er faßte sie aber unter dem Gesichtspunkt des römischen Stuhles überhaupt auf; sein Prinzip war es, daß sich die Einheit der christlichen Kirche im römischen Pontifikat repräsentiere.

Diese Verflechtung bildet ein wichtiges kirchengeschichtliches Moment, besonders auch deshalb, weil dabei zwei Männer miteinander in Berührung kamen, von denen der eine als der Repräsentant der griechischen Kirche in ihrer Besonderheit angesehen werden kann, der andere aber von nichts hören wollte, was der römischen Kirche, welche die allgemeine sei, entgegenlaufe. Nikolaus sagte, der heilige Petrus sorge dafür, daß kein Versuch der Häretiker, auch nicht die Hölle selbst gegen diese Einheit etwas vermöge. Er greift dabei auf die Versuche zurück, welche bereits im 4. Jahrhundert zur Festsetzung der Hoheit des abendländischen Patriarchats über die orientalischen Kirchen gemacht worden waren, namentlich auf die Beschlüsse des Konzils zu Sardika.

Eine Satzung dieses Konzils lautete dahin, daß ein verurteilter Bischof seine Klagen immer bei dem römischen Stuhle mit Rücksicht auf den Primat des heiligen Petrus einbringen solle, und daß besonders in die Stelle eines abgesetzten Bischofs kein anderer eintreten dürfe, ehe der Papst zu Rom nicht sein Urteil gesprochen habe.

Auf die Satzung von Sardika kam nun Nikolaus zurück: er behauptete, dieses Vorrecht werde durch den in Konstantinopel vorgegangenen Wechsel der Patriarchen beeinträchtigt, derselbe sei ins Werk gesetzt worden, ohne daß man den römischen Stuhl befragt habe, wobei dann ein Laie zugleich in die höchste Stelle eingerückt sei, ebenfalls gegen die Beschlüsse von Sardika und das Herkommen der römischen Kirche; an dieses sollte man sich doch in Konstantinopel überhaupt halten. Der Papst nahm eine den alten Grundsätzen von Rom entsprechende Stellung ein. Er rechtfertigte nicht ohne Geist die römischen Gebräuche in Bezug auf die Verehrung der Bilder. Zugleich beanspruchte er dann aber auch kirchliche Besitztümer in Calabrien und Sicilien; denn sie seien der Kirche unentbehrlich; man dürfe sie nicht in Laien-

hände geraten lassen. Auch die Konsekration eines Erzbischofs von Syrakus vindiziert er für die römische Kirche; es dürfe nicht geschehen, daß die Tradition der alten Zeiten in den gegenwärtigen abgebrochen werde. In diesen Erklärungen wird von den Ereignissen, durch welche die Mohammedaner in so vielen altrömischen und altchristlichen Provinzen Besitz ergriffen hatten, so gut wie gar keine Notiz genommen. Der Papst betrachtet die Patriarchate Antiochien und Alexandrien als seiner höchsten Autorität unterworfen und fordert sie auf, seinen Verordnungen zu gehorchen. Den neuen Patriarchen von Konstantinopel, Photius, behandelt er anfangs glimpflich, er erkennt seine Wissenschaft und seine Katholicität im allgemeinen an: niemals aber hätte er aus dem Stande der Laien zu dieser hohen Stellung emporsteigen dürfen, ohne die Stufenleiter der kirchlichen Würden durchgemacht zu haben. Der Papst schickte selbst Legaten nach Konstantinopel, um über die Lage der Dinge genaue Erkundigungen einzuziehen. Diese aber wußte Photius auf seine Seite zu bringen; nicht ohne ihre Teilnahme wurde eine neue Synode zu Konstantinopel gehalten, welche die Bestätigung des Photius und die Ausschließung des Ignatius dekretierte.

Von dieser anscheinenden Vereinbarung aber ging nun erst die offene Entzweiung aus, zumal da die Gegner des Photius Rekurs nach Rom ergriffen. Als besonders verabscheuungswürdig bezeichnet der Papst die Synode, welche die Wahl des Photius genehmigte. Dagegen berief auch er eine Synode nach Rom, wie er selbst sagt, ein Konzil heiliger Bischöfe aus verschiedenen occidentalischen Regionen, das zuerst in St. Peter, bei der Grabstätte des heiligen Petrus, dann der kühleren Luft wegen in der Basilika Constantiana, welche als die erste christliche Basilika galt, die es in Rom gegeben habe, sich versammelte.

Hier wurden die den Streit betreffenden Aktenstücke zum Vortrag gebracht, die griechischen ins Lateinische übersetzt und eine Beratung gepflogen, in deren Folge der eine jener nach Konstantinopel geschickten Legaten — der andere war abwesend — vorgefordert, verhört, abgesetzt und exkommuniziert worden ist. Gegen Photius aber erging die härteste Sentenz: er wurde mit Schmähungen belegt, als ein eingedrungener Kirchenräuber bezeichnet und ihm hauptsächlich zum Vorwurf gemacht, daß er im Widerspruch mit seinen eigenen Worten eine Synode aus seinen großenteils abgesetzten, mit dem Anathem belegten und exkommunizierten Anhängern, von welchen Ignatius verdammt worden sei, zu stande gebracht habe. Photius wird feierlich aus dem geistlichen Stande ausgestoßen, denn er sei im Widerspruch zu allem apostolischen und kanonischen Herkommen zum Patriarchat gelangt. Unter der Autorität des allmächtigen Gottes, der Apostelfürsten Petrus und Paulus, aller Heiligen und der sechs allgemeinen Konzilien und nach dem Urteil des heiligen Geistes wird er, wenn er nicht das Patriarchat niederlege, mit dem schwersten Fluch beladen.

Der Kern der Frage war nun, inwiefern ein konstantinopolitanisches

Konzil einem römischen gegenüber Beachtung verdiene. Die Schlüsse des ersten wurden nicht allein annulliert, sondern auch als schwere Verbrechen gebrand-markt. Der römischen Kirche wird die unbedingte Oberhoheit vindiziert; Kaiser Michael wird aufgefordert, gegen die Zerstörer der Kirche seine Macht anzuwenden.

Das war nun überhaupt die Stellung dieses Papstes: die Idee des Primats des heiligen Petrus, die Idee der durch dasselbe geheiligten Einheit der Kirche wurde gegen alle Widerstrebenden als allein gültig bezeichnet und zwar in Verbindung des Pontifikats mit der römischen Synode, die es um sich versammelte und vollkommen dominierte. Wenn man nun seine Augen auf den Occident zurückwendet, so läßt sich nicht verkennen, daß eine ge-wisse Superiorität des Papsttums über das Kaisertum schon darin liegt, daß dieses auf den Occident angewiesen war, jenes aber die gesamte Christenheit in den Kreis seiner Herrschaft einschloß, nicht allein in Bezug auf Konstan-tinopel, sondern auch in Bezug auf die unter den Islam geratenen großen Metropolen.

Daß Kaiser Ludwig II. mit diesen Ansprüchen auch seinerseits in Kon-flikt geraten würde, zeigte sich sogleich in einer italienischen Angelegenheit.

Einen hartnäckigen Widersacher seiner Ideen fand Nikolaus an dem Erz-bischof Johannes von Ravenna, der, indem er Grundstücke sich aneignete, welche der Papst für sich selbst in Anspruch nahm, zugleich auch die ihm untergeordneten Geistlichen, wenn einer von ihnen sich unmittelbar an den Papst wenden wollte, davon abhielt. Er weigerte sich auf den Synoden, die in Rom zusammentraten, zu erscheinen und leistete den Beschlüssen, die auf denselben gefaßt wurden, keine Folge. Wegen seiner Fernhaltung von den römischen Synoden mit dem Bann belegt, wandte er sich an den Hof Lud-wigs II. nach Pavia, wurde aber dort als Exkommunizierter abschätzig be-handelt. Der Kaiser gab ihm den Rat, seinen Frieden mit Rom zu machen, ohne jedoch dazu selbst mitzuwirken. Den Gesandten des Kaisers, welche Johannes nach Rom begleiteten, machte man es zum Vorwurf, daß sie mit einem Exkommunizierten in Gemeinschaft träten. Und schon wirkte dies Ur-teil auf Ravenna zurück. Durch die Entfernung des Erzbischofs meinten die Ravennaten zu größerer Freiheit zu gelangen. Von allen Seiten verlassen, fand Johannes kein anderes Mittel sich zu behaupten, als daß er sich unter-warf. Er veränderte in seinen erzbischöflichen Erlassen die Stellen, welche in Rom besonders Anstoß gegeben hatten. Mit religiöser Feierlichkeit gab er eine Erklärung, die seinen Gehorsam für alle Zukunft verbürgte. Hierauf nahm ihn der Papst in einer Versammlung der Bischöfe und Priester, der er selbst präsidierte, in das Kollegium wieder auf. Der Erzbischof wurde von der Exkommunikation losgesprochen und konnte nun wieder priesterliche Funktionen vollziehen.

Wenn der Kaiser schon bei diesem Vorfall mit dem Papst in Differenzen geriet, denen er nur auswich, so wurde er durch eine Streitigkeit wichtigster

Art, in welche sein eigener Bruder, König Lothar, und Lotharingien geriet, beinahe persönlich betroffen.

Das gute Verhältnis, welches durch die Vermählung mit Theutberga zwischen Hukbert und Lothar II. begründet wurde, war nicht von langer Dauer. Lothar geriet in den Fall, gegen Hukbert die Waffen zu ergreifen. Er hat ihn in zwei Feldzügen bekämpft. Dadurch fiel aber das Motiv weg, durch welches er zur Ehe mit Theutberga vermocht worden war. Er trug kein Bedenken, Theutberga, die in einer mit kirchlicher Feierlichkeit vollzogenen Ehe mit ihm stand, zu verstoßen und Waldrada, die er für seine rechtmäßige Gemahlin hielt, wieder zu sich zu nehmen. Der Fall erinnert an den Rücktritt Karls des Großen von der lombardischen Fürstentochter zu Hildegarde, mit der er sich ohne kirchliche Formen verbunden, sie verstoßen hatte und dann doch wieder zurückberief.

Nach den Berichten, welche über diese Sache das meiste Licht geben, namentlich dem des Bischofs Adventius von Metz, läßt sich nicht bezweifeln, daß die Ehe des jüngeren Lothar mit Waldrada von dem Vater desselben, dem Kaiser Lothar, vorgesehen war. Sie waren beide zu jung gewesen, um eigentlich verheiratet zu werden, aber Waldrada hatte bereits eine stattliche Morgengabe empfangen; sie war dem Hofe des jungen Fürsten auf Treue und Glauben in Gottes Namen anvertraut worden. Adventius erinnert daran, daß ein so wohlgesinnter christlicher Fürst, wie der verstorbene Kaiser, dabei nichts anderes als eine rechtmäßige Ehe beabsichtigt haben könne; er führt die Lehrer Lothars II. und dessen Oheim Leutfrid als Zeugen dafür an. Wahrscheinlich hatte der Kaiser Waldrada für geeignet gehalten, seinen Stamm fortzupflanzen. Unmittelbar nach dem Tode Lothars I. aber habe Abt Hukbert — so fährt Adventius fort — dem König seine Schwester Theutberga zugeführt mit der Bemerkung, daß Gefahr für sein Reich drohe, wenn er sich nicht mit ihr vermähle.

Man braucht die Abscheulichkeiten, die dann dem Bruder und der Schwester Schuld gegeben werden, nicht wörtlich für wahr zu halten, um sich die Sonderung Lothars von Theutberga zu erklären. Wenn er zu Waldrada zurückkehrte und darauf bestand, daß ihre Ehe eine rechtmäßige, vollgültige gewesen sei, so hatte das ein für die Welt hochbedeutendes Motiv. Theutberga war ohne Kinder und unfruchtbar, Waldrada dagegen hatte Nachkommenschaft, die nun als erbfähig angesehen werden mußte. Daran knüpfte sich das Bestehen der lotharingischen Linie des karolingischen Hauses. Denn auch Ludwig II. hatte keine männlichen Nachkommen und von Karl von der Provence, der sichtlich seinem Ende entgegenging, ließen sich solche nicht erwarten.

Die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Ehe Lothars mit Waldrada war eine Frage, von deren Entscheidung es abhing, ob das Mittelreich Lotharingien bestehen oder dereinst unter die beiden anderen Reiche verteilt werden sollte.

Aus diesem Gesichtspunkt nun sah ohne Zweifel auch die hohe Geistlich-

keit des Landes die Sache an, indem sie sich für Waldrada entschied. Auf einer Synode zu Aachen (29. April 862) traten die Erzbischöfe von Köln und Trier, die Bischöfe von Metz, Verdun und Toul, auch die Bischöfe von Lüttich, Utrecht und Straßburg zusammen. Lothar II. trug ihnen seine Beschwerden über seine Gemahlin Theutberga vor, der er die Hand zu geben nur durch böswilliges Einreden vermocht worden sei, die aber mit ihrem eigenen Bruder Incest begangen habe, und die er unmöglich als seine Gemahlin betrachten könne. Zugleich aber erkannte er die Prärogative der Geistlichkeit und der Bischöfe, wie sie schon von der Synode von Paris deklariert worden war, in aller Form an: sie seien Vermittler zwischen Gott und Menschen, mit der Sorge für das Heil der Seele beauftragt, ihnen komme die Befugnis zu, zu binden und zu lösen; der weltliche Fürst müsse die höhere Würde der Geistlichen anerkennen; Worte, in denen die Prätension der geistlichen Magnaten, die vorwaltende Autorität im Reiche zu bilden, ausdrücklich gutgeheißen wird. Und ihrerseits waren nun die Bischöfe durch die Beweise, die man ihnen vorlegte, unter denen ein geheimes Geständnis der Theutberga, das sie zuerst Günther von Köln insgeheim gemacht, dann aber in Gegenwart einiger Bischöfe und Laien wiederholt hatte, das wichtigste war, von der Schuld derselben überzeugt worden; sie hielten jetzt nicht mehr mit der Erklärung zurück, daß Theutberga niemals die Gemahlin ihres Fürsten habe sein können, und ermächtigten ihn, zu einer gesetzlichen und passenden Vermählung zu schreiten.

Auf Grund dieses Beschlusses wurde nun die Vermählung Lothars II. mit Waldrada in aller Form vollzogen, sie wurde als Königin anerkannt. Von einer Begünstigung sinnlicher Aufwallungen konnte bei dem Ausspruch der höchsten kirchlichen Würdenträger im Reiche Lothars II. nicht die Rede sein, eher davon, daß sie ihrem Könige eine gesetzlich zur Erbfolge berechtigte Nachkommenschaft verschaffen wollten. Es war ihnen genug, daß der Fürst sich aufs engste an die geistlichen Prinzipien anschloß.

In der Synode sind einige dissentierende Stimmen laut geworden, doch kam darauf nicht soviel an, da der Mann, von dem alles abhing, mit dem Verfahren unzufrieden war. Papst Nikolaus, der zunächst das Urteil der Synode nicht anfocht, gab das äußerste Mißvergnügen darüber kund, daß eine Provinzialsynode eine so unendlich wichtige Sache entschieden hatte und der König dieser Entscheidung gefolgt war, ohne bei ihm anzufragen. An ihn wendete sich Theutberga und bat ihn, sich ihrer anzunehmen; sie hat sich hiebei der Fürsprache des westfränkischen Königs Karl zu erfreuen gehabt. Auch in der kirchenpolitischen Frage stand dieser auf seiten des Papstes, dem in einer Angelegenheit, die eine allgemeine sei, das entscheidende Wort zustehe.

Lothar war nicht allein von dem Unwillen des Papstes, sondern zugleich von einer Entzweiung mit seinen Oheimen — denn dem jüngeren folgte dieses Mal, obwohl zögernd, auch Ludwig der Deutsche — bedroht. Auf einer

Zusammenkunft der Oheime mit dem Neffen erklärte sich dieser damit einverstanden, daß die Sache auf einem neuen Konzil erwogen werden solle; dem Ausspruch desselben versprach er unter allen Umständen sich zu unterwerfen.

Nikolaus ordnete zunächst den Zusammentritt einer neuen Synode an, an der der Klerus aus den beiden anderen karolingischen Reichen teilnehmen und auch seine eigenen Legaten anwesend sein sollten. Auf diesen Grund trat dann Mitte Juni 863 die Synode zu Metz zusammen, bei der sich zwei päpstliche Legaten, welche erst den westfränkischen König begrüßt hatten, einstellten. Während die Geistlichkeit der anderen Reiche nur schwach vertreten war, erschienen die Bischöfe des lotharingischen Franciens sämtlich, mit Ausnahme von Hinkmar, der sein Nichterscheinen mit einer zu spät an ihn gelangten Einladung entschuldigte, überhaupt aber Partei gegen Lothar und die Beschlüsse der Synode von Aachen genommen hatte.

Was nun in Metz vorgegangen ist, läßt sich im einzelnen nicht mehr ermitteln. Den Legaten wird vorgeworfen, sie seien durch Geschenke auf die Seite der Lotharinger herübergezogen worden. Aber wer könnte behaupten, daß nicht die Argumente der Synodalen Eindruck auf sie gemacht hätten? Ihr Andenken wird bis auf den heutigen Tag mit Schimpf besudelt, und eines diplomatischen Vergehens haben sie sich allerdings schuldig gemacht, ebenso wie jene Legaten, die der Synode von Konstantinopel beistimmten. Allein wenn sie wirklich überzeugt wurden, so könnten sie auch Lob verdienen.

Die Succession in einem der drei Teile des karolingischen Hauses beruhte auf der Anerkennung der Ehe Waldradas. Die Synode erkannte dieselbe zum zweitenmale an.

Wäre es dabei geblieben, so würde der Sohn derselben, Hugo, Kaiser geworden sein. Aber Papst Nikolaus sah einen Abfall von der guten Sache darin, daß seine Legaten seinen Willen durchzuführen nicht den ernstlichen Versuch gemacht hatten. Wohl fühlte die Synode von Metz, daß sie dem Papste gegenüber einen schweren Stand haben werde; sie beschloß, daß ihre beiden vornehmsten Mitglieder, die Erzbischöfe Günther von Köln und Thietgaud von Trier nach Rom gehen sollten, um die Dekrete zu überbringen. Papst Nikolaus war nicht gesonnen, einem Verfahren, welches einem der vornehmsten seiner Ansprüche, die wichtigsten Entscheidungen in seiner Hand zu behalten, Eintrag gethan hätte, zuzustimmen.

Er war soeben in jenen Verhandlungen begriffen, in denen er die Beschlüsse der Synode von Konstantinopel verwarf. Wie hätte er auf eine Provinzialsynode von Metz, die doch nur die Meinung eines Bruchteils der fränkischen Kirche darstellte, Rücksicht nehmen sollen? Er berief eine römische Synode in seiner Weise, welche dann ganz auf seine Seite trat. Ihr Dekret ging dahin, daß die Synode von Metz dem Urteil des Papstes vorgegriffen und sich gegen die Institute des apostolischen Sitzes unbesonnenerweise vergangen habe; die Beschlüsse derselben seien ungültig. Über die beiden Erzbischöfe Thietgaud und Günther, welche das Urteil der Metzer

Synode in der streitigen Sache überbracht und an dessen Abfassung selbst teilgenommen hatten, erging die härteste Sentenz; sie wurden für unfähig erklärt, irgend eine geistliche Handlung vorzunehmen und aus dem Priesterstande ausgestoßen.

Wollte man die Differenz dieser Beschlüsse von Metz und von Rom nochmals ins Auge fassen, so müßte man doch darin einen der wichtigsten Momente der äußeren Kirchengeschichte erblicken. Wäre es nach den Metzer Beschlüssen gegangen, so würde die Provinzialgeistlichkeit eine bedeutende Stellung der päpstlichen Gewalt gegenüber behauptet haben. Wurde doch noch selbst in Italien die Lehre aufgestellt, daß die Autorität des päpstlichen Stuhles kein kirchliches Gesetz sei. Aber eben darum war Nikolaus unbeugsam. Jede Nachgiebigkeit lag ihm persönlich fern; er gehörte zu den Männern, welche als ein lebendig gewordenes System betrachtet werden können. Die Idee von der Einheit der Kirche und der die Welt umfassenden Autorität, die dem Nachfolger des heiligen Petrus gebühre, war der Gedanke seines Lebens. Die Beschlüsse, welche seine Synode ausfertigte und die dann die Omnipotenz des römischen Stuhles zugleich verkündigten und darstellten, waren eben seine eigenen Beschlüsse, seine eigenen Gedanken. Wie so ganz sah man sich getäuscht, wenn man meinte, er werde auf den Bruder Lothars, Kaiser Ludwig II. und dessen Kriegsheer, das sehr in der Nähe stand, Rücksicht nehmen. Kaiser Ludwig war mit der Befestigung seines Ansehens in Unteritalien beschäftigt; er befand sich soeben an der Spitze eines Heeres in Benevent, um eine neue Unternehmung zur Verjagung der Saracenen von dem italienischen Boden einzuleiten. Auch diese Absicht hätte wohl auf den Papst zurückwirken und seinen Eifer mäßigen können; denn ohne ein Einverständnis zwischen Papsttum und Kaisertum war ein Unternehmen gegen die Saracenen hoffnungslos. Allein dies größte Weltverhältnis verschwand dem Papst vor der Idee der kirchlichen Einheit im Innern aus den Augen. Die Dekrete der römischen Synode trafen den Kaiser wie eine persönliche Beleidigung; sie brachten in diesem Augenblick seinem Hause den empfindlichsten Schlag bei, von dem es betroffen werden konnte.

Der Zwiespalt zwischen den beiden Oberhäuptern trat nun in den Vordergrund der Angelegenheiten. In Hinkmars Annalen wird erzählt, Kaiser Ludwig habe sich vor Wut nicht mehr gekannt, sogleich sei er, von seiner Gemahlin und den beiden Erzbischöfen begleitet, mit seinem Heere nach Rom gezogen, um entweder ihre Wiedereinsetzung zu bewirken oder, wenn sie ihm nicht gelinge, den Papst selbst die Überlegenheit seiner Macht fühlen zu lassen. Nicht die Sache an sich, sondern noch mehr das Verfahren der römischen Synode, die, ohne seine Einwilligung berufen, es unternommen hatte, die Bischöfe wegen Ausführung einer ihnen übertragenen Mission von ihren Stühlen zu verbannen, regte ihn auf. Er nahm sogleich den Vatikan in Besitz. Eine im Sinne des Papstes eingeleitete Prozession des Klerus mit dem Volke wurde an den Stufen von St. Peter vom Kriegsvolke zurück-

gewiesen. Die Gewaltsamkeiten, die dabei vorkamen, machten das Übel nur noch schlimmer, und ein offener Bruch zwischen Kaiser und Papst schien bevorzustehen. Ein Protest der Bischöfe, den der Papst nicht annehmen wollte, wurde auf die Grabstätte Petri niedergelegt oder vielmehr auf dieselbe geworfen, denn nicht ohne Widerstreben der Wächter derselben geschah es. Eine bewaffnete Schar vollführte die Handlung und verließ dann das Heiligtum mit gezückten Schwertern. In dieser Krisis hat die Kaiserin Angilberga einen Besuch des Papstes bei dem erkrankten Kaiser vermittelt, worauf die Bischöfe den Befehl erhielten, Italien zu verlassen; ein Verständnis zwischen Kaiser und Papst wurde jedoch dadurch nicht herbeigeführt.

Von Rom begab sich der Kaiser nach Ravenna, wo die von dem Bischof Johannes angeregten Mißhelligkeiten noch nachwirkten; er brachte daselbst das Osterfest in einer Haltung zu, die, wie die Zeitgenossen melden, dem Stuhl von Rom nicht eben genehm war. Bei dem offenkundigen Zwiespalt zwischen Papst und Kaiser haben die beiden Erzbischöfe, indem sie nach Deutschland zurückgingen, den erwähnten Protest gegen ihre Absetzung ihren Mitbischöfen im lotharingischen Reiche übersandt. Es ist ein weitaussehendes Manifest, in welchem sie den Papst, der sich anmaße, zugleich Kaiser zu sein, auf das heftigste bekämpften: ein Angriff recht aus der Mitte der karolingischen Zustände auf das autonome Papsttum, an welchem die fränkischen Bischöfe, der König von Lotharingien und der Kaiser Teil hatten.

Noch von einer anderen Seite wurde dem Kaiser bei seinem Zerwürfnis mit dem Papste die Hand geboten.

Die Irrungen zwischen der griechischen und lateinischen Kirche waren mächtig angewachsen. Im Jahre 866 hatte Papst Nikolaus den Versuch gemacht, die Bulgaren von der Jurisdiktion von Konstantinopel loszureißen. Römische Priester hatten die Lehren der griechischen Kirche eben in den Punkten, in denen sie von der lateinischen Kirche abwichen, namentlich der von dem Ausgang des heiligen Geistes, bekämpft, und waren dem griechischen Ritus, namentlich in Bezug auf die Fasten und die Firmelung, sowie auf die Priesterehe mit Nachdruck und Konsequenz entgegengetreten; sie hatten ein lateinisches Patriarchat in Bulgarien errichten wollen. Darüber erwachte nun das byzantinische Selbstgefühl; niemals war es schärfer und schneidiger hervorgetreten. Der beleidigte Photius faßte den Gedanken, durch einen Angriff auf den Papst selbst die Begriffe und Ansprüche der römischen Kirche zu bekämpfen.

Für einen Ränkeschmied aus untergeordneten Gesichtspunkten darf man den gelehrten und den Studien hingegebenen Photius doch nicht halten. Er ist eine der bedeutendsten Erscheinungen unter den Kirchenlehrern der Zeit, nur etwa mit Ebbo könnte man ihn vergleichen. Die Frage, welche er in die Hand nahm, war eine der größten, welche vorgekommen sind: sie betraf den Gegensatz zwischen Konstantinopel und Rom. Da aber das Patriarchat von Konstantinopel nicht die Autorität besaß, um dem römischen Papste zu

widerstreben, so faßte Photius den Gedanken, auch die drei anderen Patriarchate, die jetzt unter saracenischer Herrschaft standen, herbeizuziehen und ein ökumenisches Konzil zu berufen.

In vollem Sinne war die Ausführung des Gedankens, dem Kaiser Michael seine Sanktion gegeben hatte, unmöglich. Aber soviel erreichte Photius doch, daß sich auch Vertreter der anderen Patriarchate einfanden und eine Synode zusammentrat, welche mit der Verdammung des Papstes endete; er wurde für schuldig erklärt und das Anathem über ihn und alle, die mit ihm Gemeinschaft hatten, ausgesprochen. Aus dem Rundschreiben, durch welches Photius die orientalischen Bischöfe zur Teilnahme am Konzil eingeladen hat, ergiebt sich, daß er die Mißverständnisse, welche im Abendlande ausgebrochen waren, sehr wohl kannte; er sagt darin, es seien ihm Erklärungen aus Italien zugegangen, erfüllt mit unaussprechlichen Beschuldigungen gegen den römischen Bischof; man habe ihn ersucht, Italien nicht zu Grunde gehen zu lassen. Die Gelehrten wußten bisher nicht, von wem diese Aufforderungen herrührten. In einer neuen Ausgabe der Briefe des Photius, die ein griechischer Gelehrter besorgt hat, findet sich eine Bemerkung, in welcher die beiden deutschen Erzbischöfe und auch der Erzbischof Johannes von Ravenna genannt werden. Ihre Schreiben wurden den Einladungen an die Orientalen zu dem Konzil in Abschriften beigelegt. Man ersieht daraus, daß eine Verbindung zwischen der deutschen, der italienischen und der griechischen Opposition gegen den Papst Nikolaus im Werke war, als deren Mittelpunkt der Erzbischof von Ravenna erscheint, welcher auch in Rom als Verbündeter der beiden deutschen Erzbischöfe betrachtet wurde.

Photius hoffte selbst das weltliche Oberhaupt des Occidents für sich zu gewinnen; er wendete sich an Kaiser Ludwig. Er erkannte, was den Griechen so unendlich schwer wurde, ihn als Kaiser und seine Gemahlin Angilberga, die er als neue Pulcheria bezeichnet, als Augusta an; er ersuchte sie, den Kaiser zu bestimmen, sich für die Griechen zu erklären und den Papst aus Rom zu verjagen.

Eine größere Stellung dem Papsttum gegenüber ist niemals einem Kaiser angeboten worden. Die fränkische Kirche war wenigstens zum Teil in einer Bewegung gegen den Papst begriffen, der in der That die Rechte der Metropolitane und Bischöfe mißachtete und beschränkte; und auf der anderen Seite trug die griechische Kirche dem Kaiser ihre Bundesgenossenschaft an.

Auf dem Standpunkt einer allgemeinen Auffassung könnte man wohl dafür halten, daß für das Abendland in diesem Augenblicke eine Verständigung mit der griechischen Kirche nicht so ganz zu verwerfen gewesen wäre. Es würde dadurch den pseudo-isidorischen Dekretalen einen nachhaltigen Widerstand geschaffen haben, manchen dogmatischen Einseitigkeiten, unter anderen auch den Übertreibungen des Eheverbots der Geistlichen entgangen sein. Aber Kaiser Ludwig konnte eine solche Verbindung nimmermehr eingehen, schon darum nicht, weil die charakteristischen Unterscheidungen der abendländischen

von der morgenländischen Kirche durch seine Vorgänger als Glaubensnorm anerkannt waren. Und bei dem fränkischen Klerus fanden die beiden Erzbischöfe nicht den Beistand, auf den sie gerechnet hatten. Das Schwergewicht des Glaubens neigte sich auf die päpstliche Seite. Lothar wurde mit der Zeit bewogen, Theutberga wieder aufzunehmen, und auch Kaiser Ludwig mußte es demnächst als ein Glück empfinden, daß er den Anträgen des Photius kein Gehör geschenkt hatte.

Am Hofe in Konstantinopel wurde der Cäsar Bardas, der alles vermochte, von dem neuen Günstling, Basilius dem Macedonier gestürzt. Auch dieser geriet mit seinem Herrn, dem Kaiser Michael III., in Zwiespalt und bewirkte, daß derselbe umgebracht wurde. Basilius bestieg den Thron. Er hielt es für angemessen, auch in den kirchlichen Angelegenheiten eine andere Politik einzuschlagen, als sein Vorgänger. Photius wurde entfernt, der römische Stuhl glimpflicher behandelt, so daß der Papst die Genugthuung hatte, seinen Schützling Ignatius wieder zum Patriarchat befördert zu sehen. Nikolaus triumphierte in den östlichen wie in den westlichen Verwickelungen.

In diesem Moment aber ist der Athlet Gottes, wie ihn seine Lebensbeschreibung nennt, gestorben.

Seine Grundsätze hatten ihre tiefste Wurzel in der Idee des römischen Papsttums selbst; niemals aber waren dieselben energischer ausgesprochen worden, als es durch ihn und unter ihm geschah. Die Prärogative der Geistlichkeit und das Primat des Papstes bekamen eine neue Begründung: so sind sie, wiewohl im fortdauernden Kampfe, den folgenden Jahrhunderten überliefert worden.

Man würde irren, wenn man die Grundsätze, welche die pseudoisidorischen Dekretalen enthalten, oder auch die, welche Nikolaus proklamierte, als anerkannte Lehren der Kirche ansehen wollte. In dem großen Kampfe über das Verhältnis der geistlichen und weltlichen Gewalt bezeichnen sie den Sieg der ersteren über die letztere. Dazu aber war doch auch das Abendland nicht bestimmt, eine durch falsche Dokumente betrogene, gedankenlose Herde auszumachen; die weltlichen Prinzipien waren in diesem Augenblick im Nachteil, aber nicht unterdrückt, sie hatten auch ihrerseits eine unerschütterliche Grundlage.

Vor allem die kaiserliche Gewalt selbst bestand. Sie besaß eine anerkannte Autorität in Rom und war in Kaiser Ludwig II. keineswegs unwürdig vertreten.

Der unter Mitwirkung des Kaisers eingesetzte Nachfolger Nikolaus' I., Hadrian II., nahm zwar die Grundsätze seines Vorgängers auf, allein er zeigte sich bei weitem minder schroff in der Anwendung derselben auf die laufenden Geschäfte. Die beiden Erzbischöfe enthob er der drückendsten Bestimmungen, durch welche sie so gut wie aus der Kirche ausgestoßen waren. Persönlich schonte er Theutberga, aber die Entscheidung ihrer Sache schob er bis zur Berufung einer Synode auf. Waldrada löste er von dem Banne,

der über sie ausgesprochen worden war, und forderte nur, daß Lothar sie meide.

Unter Vermittelung der gewandten und entschlossenen Kaiserin Angilberga wurde eine Versammlung in Monte Cassino veranstaltet, auf welcher der Bruder des Kaisers und Papst Hadrian zusammentrafen, so daß wenigstens Erklärungen gewechselt wurden, welche unmittelbare Feindseligkeiten ausschlossen.

Ein Moment trat ein, in welchem der Kaiser den Papst mit seinem Bruder zu versöhnen die Hoffnung fassen konnte, was dann zur Ausführung der orientalischen Pläne, mit denen er beschäftigt war, sehr förderlich gewesen sein würde.

So schmeichelte sich auch Lothar mit der Hoffnung, daß seine von der Geistlichkeit seines ganzen Reiches gebilligte Vermählung mit Waldrada nun in Rom anerkannt würde. Diese Hoffnung drückt sich in den Schreiben aus, die er, nachdem er den Papst nach Rom begleitet hatte, auf seiner Rückkehr ausgehen ließ. Das verflog aber alles wie ein Trugbild.

Auf der Heimreise wurde Lothar zu Piacenza von einer, wie es scheint, epidemischen Krankheit, die auch alle seine Anhänger ergriff, hinweggerafft; er verstummte plötzlich, den anderen Tag erlebte er nicht mehr.

Ein Todesfall von der größten Wichtigkeit für den Occident, durch welchen das Bestehen des mittleren kontinentalen Reiches in sich selbst gebrochen wurde; wir werden darauf ausführlich zurückzukommen haben. Vor allem aber erörtern wir den Fortgang der orientalischen Unternehmung, zu welcher Kaiser Ludwig schritt.

Wenn wir recht unterrichtet sind, so war nochmals eine enge Verbindung zwischen den drei christlichen Potenzen, dem Papst, dem römischen Kaiser und dem griechischen Reich gegen die Saracenen beabsichtigt. Basilius der Macedonier wünschte damals seinen ältesten Sohn mit der Tochter Ludwigs zu vermählen und war bereit, mit demselben in Unteritalien zusammenzuwirken. Ludwig hatte Capua, Amalfi und Salerno inne und stand mit dem Herzog von Benevent in gutem Einvernehmen; doch blieben die Küstenplätze und die Seefahrten in der Hand der Saracenen, die das Adriatische Meer beherrschten und eine centrale Stellung in Bari inne hatten, wo ein selbständiger Sultan dominierte. Eben dahin richtete nun Ludwig II. seine Streitkräfte. Er ist eigentlich der erste, der den Krieg proklamiert und in Unteritalien ins Werk gesetzt hat. Es wäre ihm unmöglich gewesen, Bari zu erobern, da es immer von der Seeseite Zuzug empfing, hätte er nicht die Hülfe von Konstantinopel gehabt, das über maritime Streitkräfte gebot. Indem nun eine griechische Flotte dem Sultan von Bari die Lebensmittel abschnitt, griffen die Franken die Stadt an und nahmen sie mit Sturm; durch einen zugleich in Calabrien erfochtenen Sieg wurde die Fortdauer der Herrschaft der Araber in Unteritalien überhaupt zweifelhaft.

Damit war jedoch Ludwig bei weitem nicht zufrieden; er bedurfte einer

fortdauernden Hülfeleistung der Griechen; auf diese konnte er aber um so weniger rechnen, da soeben die alte Eifersucht zwischen den beiden Imperien wieder erwachte. Die vorgeschlagene Ehe kam so wenig zu stande, wie früher die für Ludwig II. selbst in Aussicht genommene Verbindung mit einer byzantinischen Prinzessin.

Überaus merkwürdig ist ein Schreiben Kaiser Ludwigs an Basilius, in dem er die Vorwürfe, die ihm die Griechen machten, zurückweist und seine Ansicht von dem, was durch Verbindung der beiden Reiche ausgerichtet werden könne, darlegt.

Die Griechen leugneten, daß er den Titel Kaiser mit Recht führe; sie wollten ihn, den photianischen Annäherungen zum Trotz, nicht anerkennen, da er auch der fränkischen Lande nicht mächtig sei. Darauf antwortete Ludwig: das Frankenreich befinde sich doch in den Händen solcher Fürsten, die mit ihm Eines Stammes und Blutes seien, er könne das gesamte Frankreich das seine nennen, er herrsche im ganzen Umfange desselben. Das hänge aber unzertrennlich mit dem römischen Kaisertum zusammen. Er sei Kaiser der Römer, weil er Rom und die heilige Mutter Kirche beschütze. Oder wolle man etwa einem früheren Papst einen Vorwurf daraus machen, daß er einen Frankenkönig zum Kaiser gesalbt habe? Dann müßte man auch Samuel tadeln, der einst das Königtum von Saul auf David übertrug. Ludwig hat dabei nicht einmal erwähnt, wie viel sein Ahnherr, Kaiser Karl, zur Erhebung des Papsttums beigetragen hatte; das Historische von neuem Datum verschwand bereits vor den religiösen Erinnerungen des alten Testaments. Und auch das Verdienst der Franken im Kriege hält der Kaiser aufrecht. Den Griechen wirft er vor, sie wären bei den letzten Kämpfen in großen Scharen wie Heuschrecken aufgeflogen, dann aber niedergefallen. Der eigentliche Kampf sei von den Franken bestanden worden, denen man ihre geringe Zahl nicht vorrücken dürfe, denn sie hätten trotzdem große Thaten vollbracht. Auf diese Begründung gestützt, fordert er den Kaiser zu einer erneuten Verbindung seiner Kriegsflotte mit den Franken auf. Basilius möge zwei Flotten ausrüsten. Von seiner Seite seien die Saracenen soweit gebracht, daß sie das Land verlassen müßten, wenn ihm eine Flotte zu Hülfe komme. Auf der Landseite werde es niemals an fränkischen Kriegsscharen gebrechen, welche die Feinde zurückzuwerfen vermöchten; aber der griechische Admiral habe zu wenig Fahrzeuge, um sich dem andringenden Feinde zu widersetzen. Von Palermo her werde mit Hülfe der Neapolitaner die ganze Küste des tyrrhenischen Meeres mit Raubzügen heimgesucht, was dann wieder den Resten der Moslimen in der Provinz zu gute komme. Vor allem wäre es nötig, Sicilien zu erobern oder, wie Ludwig sich ausdrückt, die alte Freiheit des Landes wiederherzustellen.

Man erkennt da doch Entwürfe, die eines römischen Kaisers würdig sind. Gestützt auf die ganze Macht, welche das Frankenreich besaß, festhaltend an der Salbung, die er vom Papst erhalten, und darauf bauend, daß

die Griechen ihn unterstützen würden, hat Ludwig II. den Gedanken gefaßt, die Gefahren, die für den Occident aus der Besitznahme Siciliens durch die Moslimen entstanden waren, von Grund aus zu heben. Seine Absicht war auf die Eroberung dieser Insel gerichtet, wozu es aber der Entfernung der Saracenen aus Italien und der Beseitigung der Hülfeleistung der Neapolitaner bedurfte.

Was nun möglich gewesen wäre, wenn die fränkisch-italienischen und die griechischen Streitkräfte zusammengewirkt hätten, wer will das ermessen? Aber Basilius hat doch nicht das allgemeine Interesse der Christenheit ins Auge gefaßt. Ich muß mir vorbehalten, die Politik dieses Kaisers unter dem Gesichtspunkt von Konstantinopel an anderer Stelle im Zusammenhang zu erörtern. Mit dem occidentalen Kaisertum, wie es damals war, geriet er wegen des Besitzes von Dalmatien in Streitigkeiten, die ihn an einer engen Verbindung hinderten. Auf der anderen Seite war die eigene Macht des Kaisers Ludwig viel zu schwach, um so großen Unternehmungen zur Grundlage zu dienen. Er zählte bei seinen Entwürfen auf die Hülfe der Griechen, den Gehorsam des südlichen Italiens und die erneuerte Verbindung mit dem römischen Papste. Allein wie gebrechlich waren diese Bundesgenossenschaften; wenn er der Griechen nicht sicher war, so konnte er auch auf die unteritalienischen Fürstentümer nicht rechnen, wie sich das sogleich herausstellte. Indem Ludwig die eingenommenen Landschaften durch Besatzungen in den wichtigsten Kastellen in Gehorsam zu halten suchte, empörten sich die Beneventaner unter ihrem alten Fürsten Adelchis gegen ihn. Das wichtigste Moment bildete die in den Verhältnissen liegende Schwierigkeit, die Macht des Kaisertums mit den Bedürfnissen lokaler Selbständigkeit auszugleichen. Man hat bei dem Zwiste in Benevent Einflüsse der Griechen und selbst der Saracenen vorausgesetzt und von einer verächtlichen Behandlung, welche die stolze Kaiserin den Einwohnern habe widerfahren lassen, geredet. Den Beneventanern fiel die Anwesenheit der Franken überhaupt beschwerlich. In einem lateinischen Gedicht dieser Zeit wird die Empörung daher geleitet, daß sie dem Kaiser Schuld gegeben, er wolle ihnen ihre Selbständigkeit entreißen und widme ihnen keinerlei Beachtung. Zuverlässige Nachrichten melden, Adelchis habe gefürchtet, aus Benevent vertrieben zu werden. Höchst unerwartet erhob er sich gegen Ludwig.

Der Kaiser mußte sich in einem befestigten Turm, den er selbst erst errichtet hatte, gegen einen Anlauf verteidigen, der sein Leben bedrohte. Durch priesterliche Vermittelung wurde ihm endlich freier Abzug gestattet, jedoch nur, nachdem er eidlich angelobt hatte, die erfahrene Unbill nicht zu rächen und niemals wieder mit einem Heere in dem Lande der Beneventaner zu erscheinen. Das Prinzip territorialer Selbständigkeit erhob sich gegen die Idee des Kaisertums und wußte sich zu behaupten. Dieses unglückliche Ereignis hat die folgenden Jahre der Regierung Kaiser Ludwigs beherrscht. Es wurde ihm nicht schwer, von dem Papst zu Rom die kirchliche Lossprechung von

dem Eid, der in einer Art von Todesangst geleistet worden war, zu erlangen. Aber welcher Kontrast ist es doch, ein Unternehmen, wie das gegen Sicilien, an der Spitze der gesamten Christenheit vorzubereiten und dann einen Schwur zu leisten, durch welchen er auf das Recht Verzicht leistete, ein Gebiet zu betreten, welches immer zum Kaisertum gerechnet worden war, und endlich bei dem Papst eine Autorisation nachzusuchen, den gegebenen Schwur wieder zu brechen, um der gefährlichsten Rebellen Meister zu werden. Im Mai 872 finden wir Ludwig in Rom. Man sah ihn mit der Krone auf dem Haupt von St. Peter zum Lateran an der Seite Hadrians II. daherreiten; der Papst erklärte Adelchis für einen öffentlichen Feind, und alle Anstalten wurden getroffen, um die kaiserliche Autorität in Unteritalien wiederherzustellen. Salerno, von einem Saracenenhaufen bedroht, wurde entsetzt; es erkannte den Kaiser wieder an, ebenso Capua. Hier nahm dann Ludwig selbst Wohnung. Bei ihm war Angilberga, seine Gemahlin, die die kaiserliche Würde thatkräftig und stolz im Herzen trug. Der damalige Bischof von Capua, Landulf, wurde als der erste Minister des Kaisers angesehen. Aber auch diesmal setzte sich ihm, wie einst bei dem Plan auf Sicilien, die Feindschaft der Griechen entgegen. Kaiser Basilius hat mit Adelchis einen Vertrag geschlossen, durch welchen dieser von dem westlichen Reich zu dem östlichen übertrat; er versprach den Griechen dieselben Geldleistungen, die er bisher an die Franken abgetragen hatte. Hierdurch wurde es dem Kaiser unmöglich gemacht, Benevent wieder zu unterwerfen. Man schreibt ihm die Absicht zu, unter der Autorität des Papsttums einen Ausgleich mit dem Manne zu suchen, von dem er am schwersten beleidigt worden war; so viel lag ihm daran, die Gebiete in ihrer Unterwürfigkeit gegen das fränkische Reich zu behaupten. Aber man kann es wohl als die Katastrophe seines Lebens ansehen, von dem er selbst fühlte, daß es zu Ende gehe.

Adelchis erlitt durch die Saracenen eine Niederlage im offenen Felde. Diese konnten zwar Bari nicht wieder erobern, welches in die Hände der Griechen fiel, aber sie behaupteten sich im Besitz von Calabrien; sie plünderten Apulien aus: Benevent war und blieb verloren. Die Saracenen beherrschten die Küste der Adria; sie sind damals bis nach Comacchio vorgedrungen.

In dieser nach allen Seiten hin hoffnungslosen Lage der Dinge starb Ludwig II. am 12. August 875 im Gebiet von Brescia. Er war ein Mann von Thatkraft und Schwung der Gedanken. Aber die Macht des Kaisertums, welche er besaß, war viel zu schwach für die Entwürfe, die er faßte. In diesem Konflikt ist er untergegangen.

Der Abgang der beiden lotharingischen Brüder hatte eine noch viel größere Bedeutung als Todesfälle gewöhnlich haben: eine Vakanz trat damit ein, wie sie noch niemals vorgekommen war. Das Kaisertum war bereits in verschiedenen Generationen vom Vater immer auf den ältesten Sohn übergegangen. Ludwig II. war der Urenkel Karls des Großen, und davon schrieb

es sich her, daß er in Italien eine Stellung erlangt hatte, die bei dem Abgange seiner Brüder ein italienisch-fränkisches Reich erwarten ließ. Italien würde der Mittelpunkt eines solchen geworden sein, durch seinen Tod aber wurde eine Reichsbildung dieser Art verhindert. Und da das gesamte Reich doch nur als das gemeinschaftliche Erbe des karolingischen Hauses angesehen wurde, so hing die Gestaltung von Europa hauptsächlich davon ab, welcher von den beiden anderen Linien das Kaisertum und damit Italien zufallen würde.

Siebentes Kapitel.

Karl der II., genannt der Kahle, und Papst Johann VIII.

Ursprünglich hatte es wohl geschienen, als würden die beiden jüngeren Linien des karolingischen Hauses sich untereinander friedlich über das große Erbteil, das ihnen durch den Abgang der ältesten zufiel, verständigen. Bereits im Jahre 868, eben, als Kaiser Ludwig II. mit jener großen Unternehmung vorging, zu der er seinen Bruder herbeizuziehen dachte, schlossen ihre Oheime, der westfränkische Karl und der oströmische Ludwig, bei einer Zusammenkunft in Metz, den baldigen Abgang derselben ohne legitime Erben voraussehend, über die Stellung, die sie dabei zu nehmen hätten, einen Vertrag. Sie erneuerten im allgemeinen ihren alten brüderlichen Bund. Der eine will dem anderen zum Dienste Gottes, seiner eigenen Ehre und dem Heile seines Volkes in wahrer Brüderlichkeit Hülfe leisten. Wenn ihnen aber Gott, so fahren sie fort, eine Vergrößerung aus den Reichen ihrer Neffen zugestehe, so wollen sie bei der Erwerbung und Teilung nach gemeinschaftlichem Ermessen, oder wie die gemeinsam auszuerwählenden beiderseitigen Getreuen für recht halten würden, verfahren, ohne Hinterlist oder Übervorteilung. Dabei richteten sie nicht allein auf die Landschaften des Mittelreiches, die in der Mitte ihrer Gebiete lagen, ihr Augenmerk, sondern auch auf Italien und das Kaisertum. Sie versprachen einander, das Mundeburdium d. h. das Schutzrecht über die römische Kirche aufrecht zu erhalten, für den Fall, daß der römische Papst ihnen die Ehre widerfahren lasse, welche von dessen Vorgängern ihren Vorfahren zugestanden worden sei.

Nur wenige Worte, welche aber die Zukunft der Welt umfassen. Die Idee ist, daß sie das Reich ihres Vaters und ihres Großvaters gemeinschaftlich behaupten und darüber sich nicht untereinander entzweien wollen. Zu diesem Besitz gehört auch das Kaisertum, welches sie nicht ausdrücklich nennen, aber doch mit Worten bezeichnen, die keine andere Deutung zulassen.

Nun aber waren diese beiden Fürsten von sehr verschiedener Natur: Lud-

wig der Deutsche ging immer langsam und nach reifer Beratung an das Werk, das er vorhatte, und pflegte an seinem Vorhaben auch festzuhalten; seine Politik bewegte sich Schritt für Schritt zu einem greifbaren Ziele. Karl dagegen war rasch zur Hand und gewohnt, wenn etwas auf die eine Weise nicht ging, es auf die andere anzugreifen; der eine, ein altgermanischer Fürst, in mannigfaltigen Kämpfen bewährt, in deren schwerstem, dem gegen die Großmähren, er eben in diesem Jahre begriffen war, und umgeben von den Heerscharen, die sich in diesem Kampfe um ihn gebildet hatten; der andere von dem dialektischen Geiste, der sich in den theologischen Kontroversen des romanischen Franciens regte, angehaucht, von den Gegensätzen der auf der pyrenäischen Halbinsel kämpfenden Völker nahe berührt und durch den Wechsel seines Geschickes zu unerwarteten Entschließungen angeregt und allezeit zu neuen Unternehmungen geneigt.

Sowie nun Lothar II. gestorben und damit von den beiden ins Auge gefaßten Fällen der eine, der Lothringen betraf, eingetreten war, folgte Karl nicht allein seinem Ehrgeiz, sondern einer Gedankenreihe, die außerhalb der lag, welche bei einem Teilungsvertrage vorgewaltet hatte. Er setzte sich sogleich in Bewegung, um von dem vakant gewordenen Throne Besitz zu ergreifen. Wohl wurde er von einigen der Vornehmsten des Landes und namentlich den weltlichen Großen an die Verabredung erinnert, welche er mit seinem Bruder eingegangen war; andere aber gab es, die ihm anrieten, nur ohne weiteres gegen Metz vorzurücken, dann würde das gesamte lothringische Erbe ihm zufallen. Vor allem waren es die lotharingischen Bischöfe, welche ihn dazu aufforderten, an ihrer Spitze derselbe Adventius, der einst für Waldrada so lebhaft Partei genommen hatte. Man möchte glauben, er habe unter allen Umständen die Einheit des lotharingischen Reiches aufrecht erhalten wollen, jetzt hat er, da das auf dem bisher eingeschlagenen Wege unmöglich geworden war, auf einen anderen gedacht, durch welchen das gesamte Land ohne Teilung an den westfränkischen König gebracht werden könnte. Adventius trat ohne weiteres unbedenklich zu Karl über, seinem Beispiele folgten die übrigen Bischöfe.

Welches aber war der rechtliche Grundsatz, auf den sie sich hiebei stützten? Als sich die Bischöfe in Metz beisammen sahen, so schritten sie zu einer Handlung, in welcher derselbe unumwunden hervortrat. Auch Hinkmar war zugegen; er nahm den Augenblick wahr, in dem er kraft einer früheren Gewohnheit — denn der Stuhl von Trier war soeben erledigt — die Rechte eines Metropolitans auch in dieser Diöcese ausüben konnte. Als Karl in Metz erschien, erklärten in St. Stephan die Bischöfe, sie hätten Gott angefleht, ihnen einen König nach seinem Herzen zu geben, der sie in aller Gerechtigkeit schützen und, wenn er wolle, verteidigen könne. Einmütig seien sie für den westfränkischen Herrscher, und durch ihre Eintracht selbst werde bewiesen, daß Gott diesen Fürsten zu ihrem König bestimmt habe.

Die ihm dergestalt im Namen Gottes angetragene Würde zögerte Karl keinen Augenblick anzunehmen. Dabei machte er einige auf die Kirchen be-

zügliche Versprechungen. Dann trat Hinkmar auf und erinnerte daran, daß Karl in dem Reiche, das er regiere, den Kirchen mit bestem Erfolge vorgestanden habe; nun sei ihm von Gott auch die Regierung der anderen Landschaft übertragen worden. Man erkennt hiebei die Ideen, welche einst die Pariser Synode proklamiert und dann der Bischof Jonas von Orleans auseinandergesetzt hatte, eine Gedankenreihe, die eben damals im Frankenreiche die Oberhand über die entgegengesetzte behielt. Demzufolge hat das geistliche Prinzip das Übergewicht in den öffentlichen Angelegenheiten; der Ausspruch der Bischöfe ist das maßgebende Moment für das Königtum selbst.

So sehr es auffällt, daß hier von dem Erbrecht Kaiser Ludwigs II. und Ludwigs des Deutschen nicht die Rede ist, so werden doch diese Beziehungen nicht gänzlich übergangen. Wie derselben Erwähnung geschieht, ist vielleicht das merkwürdigste in der ganzen Rede. Das Erbrecht der karolingischen Könige wird geradezu auf die Merowinger, namentlich auf Chlowigs Taufe in Rheims, die wir nur durch Hinkmar kennen, zurückgeführt. Die Ampulla und das Gefolge der dreitausend Franken werden dabei nicht vergessen. Von Chlodwig nun sei der heilige Arnulf entsprungen, der nicht als ein Führer der Opposition gegen das merowingische Geschlecht, sondern als ein Angehöriger desselben betrachtet wird, der Vorfahr der Könige, welche durch päpstliche Salbung dazu besonders ausgerüstet worden seien. Hienach würde sich das karolingische Königtum unmittelbar an das merowingische angeschlossen haben. Das ursprüngliche Recht und die päpstliche Sanktion, die einander geradezu widersprachen, werden hiebei identifiziert. Auf diese Begründung hin bewilligen nun die Bischöfe die Krönung Karls. Er empfängt als gottgewählter König die Krone.

Man wird es nicht tadeln, wenn in einer Weltgeschichte den geistlichen Bewegungen ein so großer Raum zugestanden wird. Man kann die Begebenheiten nur verstehen, wenn man den geistlichen Impulsen, welche auf dieselben den größten Einfluß haben, eingehende Aufmerksamkeit widmet.

Wohl nimmt man bei den Vorgängen in Metz die Gegensätze wahr, die noch heute die Welt in Atem halten, aber in das nationale Bewußtsein waren sie noch nicht gedrungen; sie beruhten nur auf den Hinneigungen der nächsten lothringischen Bischöfe zu dem klerikalen System, das unter den Westfranken vorherrschte.

Weiter nach dem eigentlichen Germanien hin hörte diese Hinneigung auf. Wie hätte Erzbischof Liutbert von Mainz, der an der früher in Metz getroffenen Abkunft teil genommen hat, den eigenmächtigen Abweichungen Hinkmars von derselben zu Gunsten des westfränkischen Königs beitreten sollen? Er wußte vielmehr auch in Köln einen Erzbischof einzuführen, der diesem unangenehm war.

Überhaupt fand Karl in den deutschen Territorien des lotharingischen Reiches keinen Anklang. Er ging selbst nach Aachen, in der Hoffnung, daß sich auch hier eine Partei für ihn regen würde; aber niemand kam, sich ihm

beizugesellen. Die weltlichen Magnaten warteten ruhig ab, bis Ludwig der Deutsche, der damals durch schwere Krankheit in Regensburg festgehalten wurde, soweit genesen war, um an den Niederrhein zu kommen. Er hatte seinen Bruder mit offenem Kriege bedrohen lassen, wenn er nicht Aachen und die benachbarten Lande unverzüglich verlasse; er mochte Karl hinreichend kennen, um zu wissen, daß derselbe vor einer drohenden ernstlichen Gefahr zurückzuweichen pflegte.

Endlich trafen die beiden Brüder auf der Maasinsel zu Meersen zusammen, wo sie dann eine Vereinbarung trafen, welche der früheren entsprach. Das lothringische Erbe wurde geteilt. Das ostfränkische Reich behielt die friesischen Gebiete bei weitem zum größten Teil, die niederrheinischen mit Aachen und Köln, die mosellanischen, nicht allein Trier, sondern auch Metz, die oberrheinischen mit Straßburg und Basel.

Mit Recht hat man auf diese Teilung großen Wert gelegt. Es war zum erstenmal, daß sich die germanischen Stämme diesseit und jenseit des Rheines unter Einem Scepter vereinigten, unter Ludwig, der mit Recht der Deutsche genannt wird. Der Rhein gehörte von seiner Quelle bis zur Mündung den Deutschen an. Bisher hatte man nur von einzelnen germanischen Völkerschaften gehört; der deutsche Gesamtname ist erst in dieser Verflechtung allmählich zur Geltung gekommen. Auf der anderen Seite wurden Verdun, Toul, Besançon, Vienne mit dem westfränkischen Reiche vereinigt.

Hätte sich das lotharingische Reich in Francien und Italien fortgesetzt, so würde ihm die oberste Macht in Europa zugefallen sein. Daß dies nicht geschah, war für die fränkische Gesamtmacht kein Unglück. Die Scheidung des ost- und westfränkischen Reiches hat zwei verschiedene Ausbildungen hervorgerufen, die miteinander wetteiferten, aber den Begriff der Gemeinsamkeit zunächst doch nicht aufhoben.

Diesen Erfolg hatte die erste Verwickelung nach dem Tode Lothars II. Noch bei weitem umfassender war die andere, welche sich auf die zu erwartende Erledigung des Kaisertums bezog.

Schon bei der Zusammenkunft der Könige in Metz war dieser Eventualität Erwähnung geschehen. Und von Bedeutung ist es immer, daß damals der Schutz des römischen Stuhles von dem Vorzug abhängig gemacht wurde, den derselbe dem karolingischen Hause überhaupt gewährt hatte. Die Fortsetzung dieses Vorzuges, der in der kaiserlichen Würde lag, wurde für das karolingische Haus sehr bestimmt in Aussicht genommen. Nur insoweit konnte man sich damals verständigen. Welchem von den beiden Brüdern das Kaisertum zufallen sollte, wurde nicht entschieden. Mit dem Tode Ludwigs II. trat diese Frage präcis hervor. Der Kaiser hatte vorausgesetzt — und so schien es die Natur der Dinge mit sich zu bringen —, daß die höchste Würde von der ältesten Linie des karolingischen Hauses auf die zweite nächstberechtigte übergehen müsse. Dies war die ostfränkische; doch deren Vertreter war schon hoch

betagt und ganz vor kurzem von einer Krankheit heimgesucht worden, die sein nahes Ende erwarten ließ.

Kaiser Ludwig II. meinte, seine Pflicht zu erfüllen und sein Recht auszuüben, wenn er den ältesten Sohn des ostfränkischen Ludwig, Karlmann, der durch Kriegsthaten schon einen gewissen Ruf besaß, zu seinem Nachfolger ernannte; er ließ ihn nach Italien einladen, um das kaiserliche Scepter zu empfangen. Die mannhafte und in den Geschäften erfahrene Kaiserin Angilberga übernahm es, einverstanden mit den Vornehmsten des Hofes, diesen Auftrag an Karlmann auszurichten.

Wenn die lombardischen Großen auch auf die jüngere Linie Rücksicht nahmen und die Insignien der höchsten Gewalt, wie erzählt wird, zugleich an Ludwig den Deutschen und Karl schickten, so bezog sich das doch nur auf die Landschaft, nicht auch auf das Kaisertum; denn dieses konnte nicht als ein bloßes Seniorat nach Maßgabe des Alters der verschiedenen Linien betrachtet werden. Die Lombarden scheinen ihren Beschluß einmütig gefaßt zu haben; sie sahen den Ausbruch eines allgemeinen Zwiespaltes voraus, in welchem sie, ohne Partei zn ergreifen, für die Sicherheit ihrer Heimat Fürsorge tragen wollten. Charakteristisch ist diese Haltung auch insofern, als sie beweist, daß die Italiener an dem Kampfe, der bevorstand, keinen thätigen Anteil zu nehmen gedachten.

Auf das entschiedenste aber griff der römische Papst in die Angelegenheiten ein. Es war Papst Johannn VIII., der nach Hadrians II. Tode den päpstlichen Stuhl am 12. Dezember 872 bestiegen hatte. Er hatte sich zu Ludwig II. bisher freundschaftlich verhalten, namentlich in Bezug auf die unteritalienischen Verhältnisse, und die beiden Oheime des Kaisers an dessen dynastische Rechte erinnert. Nach dem Tode Ludwigs glaubte sich Johann VIII. keineswegs gebunden, an den Anordnungen, die derselbe für seine Nachfolge getroffen hatte, festzuhalten. Schon längst war das Augenmerk der Päpste darauf gerichtet gewesen, die Beschwerden, die ihnen aus dem Regiment des ostfränkischen Königs erwuchsen, zu heben. Die Idee gehörte gleichsam zu dem weltumfassenden System des Papstes Nikolaus. Es lag ein Fortschritt der geistlichen Gewalt über die weltliche darin, wenn die Päpste selbst über die Nachfolge der Kaiser bestimmten. Von Hadrian II. liegt ein in das tiefste Geheimnis gehülltes Schreiben an König Karl vor, in welchem er ihm seine Absicht, ihn zum Patricius und Imperator zu erheben, unzweideutig ausspricht. Nachdem die Vakanz wirklich eingetreten war, versäumte Johann VIII. keinen Augenblick, den westfränkischen König, der, wie die Vorgänge von Metz bezeugen, seinen Ehrgeiz mit den Bestrebungen der klerikalen Partei verknüpfte, einzuladen, sich zu den Schwellen der Apostel zu begeben, wo er ihm den Schutz des heiligen Petrus zu übertragen, d. h. ihn zum Kaiser zu machen gedenke.

Karl, dessen Stelle nach dieser höchsten, ihm bereits zugesagten Würde dürstete, hat die Einladung des Papstes, deren er gewiß war, nicht einmal

abgewartet. Schon im Anfang des September 875 überschritt er die Grenzen des italischen Reiches. Noch gegen Ende September finden wir ihn in Pavia, wo er eine Urkunde erließ, die er „im ersten Jahre der Nachfolge des Kaisers Ludwig" datierte. Er meinte, dessen Nachfolger auch in dem lombardischen Reiche zu sein; er brachte den königlichen Schatz in seine Hand.

Bei Ludwig dem Deutschen traf nun mit der Aufforderung Angilbergas, seinen Sohn Karlmann nach Italien gehen zu lassen, die Nachricht von dem Einbruche der Westfranken in Italien zusammen. Unverzüglich setzte er sich, da er darin eine Eigenmächtigkeit und einen Treubruch des Königs Karl sah, in Bewegung, in der Absicht, den bei der letzten Auseinandersetzung demselben zugesprochenen Teil von Lothringen an sich zu bringen. Karlmann aber begab sich aus Bayern nach Oberitalien, um sich der Einnahme des langobardischen Reiches durch die Westfranken zu widersetzen. Durch einen offenen blutigen Kampf den großen Streit zu entscheiden, konnte weder der Oheim noch der Neffe beabsichtigen. König Karl, den wir wohl, den Zeitgenossen folgend, den Kahlen nennen dürfen, erbot sich selbst, die Ansprüche auf das italienische Reich einem Abkommen mit Ludwig dem Deutschen zu überlassen.

Darin lag jedoch für ihn kein Hindernis, sich des Kaisertums zu versichern. Im Dezember des Jahres 875 finden wir ihn in Rom. Am Weihnachtstage wurde er dort mit ausdrücklicher Beziehung auf die Krönung seines Großvaters, Karls des Großen, gekrönt und zwar mit der Bemerkung, daß er, wie jener, durch freie Wahl des Papstes zum Königtum erhoben werde.

Papst Johann VIII. war sich bewußt, damit den Gedanken seiner Vorfahren auszuführen; er sagt einmal: durch den besonderen Willen Gottes sei ihm selbst und seinen Vorgängern offenbart worden, daß er durch die Wahl Karls die Kirche von ihren Drangsalen befreien solle. Die kaiserliche Autorität, welche durch ständige Sendboten in Rom aufrecht erhalten wurde, um die sich dann eine den Kaisern geneigte Partei sammelte, war den Päpsten immer als eine Art von Knechtschaft erschienen, aus welcher die Kirche befreit werden müsse. Papst Johann VIII. konnte nicht zweifeln, diese Institution werde fortdauern und noch lästiger werden, wenn das Kaisertum an ein Mitglied der deutschen Linie übergehe. Durch die Erhebung Karls glaubte man die Kirche von dieser Drangsal zu befreien. Karl machte keine Schwierigkeiten, den Papst durch Konzessionen zu befriedigen. Nicht allein persönlich war die Frage. Ein Kaisertum sollte begründet werden, noch abhängiger von dem Papsttum, als das bisherige. Man wird an jene Krönung Karls des Kahlen in Metz erinnert, bei welcher man von dem Erbrecht auf Grund einer göttlichen Erleuchtung abstrahierte. Es war derselbe Ideengang in Rom wie bei den Bischöfen in Metz. Darüber waren Hinkmar von Rheims und der römische Papst einverstanden, obwohl sie sonst weit auseinander gingen.

Auf der Rückreise von Rom trug Karl kein Bedenken, in die inneren Angelegenheiten der Lombardei einzugreifen, besonders zu Gunsten der Bischöfe,

denen damals in den Städten die missatische Gewalt übertragen wurde. Insofern ist die kurze Anwesenheit Karls II. in Italien von Wichtigkeit gewesen.

Übrigens fand das Kaisertum Karls II. im westlichen Francien keineswegs allgemeinen Beifall, weil es dahin zu zielen schien, die bischöfliche Gewalt der päpstlichen vollkommen unterzuordnen. Bei der noch im Jahre 876 zu Ponthion abgehaltenen Synode machten die fränkischen Bischöfe, indem sie sich unterwarfen, doch einen Vorbehalt zu Gunsten der Metropoliten.

Mit Ludwig dem Deutschen hatte Karl II. schon deswegen nicht in Unterhandlung über Italien treten können, weil jener siegreich in den zu Westfranken gehörigen Teil von Lothringen eingebrochen war und dieses Gebiet mit Unterstützung einiger abgefallenen Großen in Besitz genommen hatte. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß in den nämlichen Tagen Karl der Kahle kaiserlicher Ehren in Rom teilhaftig wurde, und Ludwig der Deutsche sich in der westfränkischen Pfalz Attigny aufhielt. Das war nunmehr das Verhältnis der beiden Brüder, welche einst vereinigt gegen Lothar I. zu Felde gezogen waren; jetzt waren sie über die Verlassenschaft desselben selbst in Kampf geraten.

Es ließe sich denken, daß Ludwig selbst in Unterhandlungen über das Kaisertum eingetreten wäre, wenn man ihn in Besitz der jetzt gesamten lotharingischen Provinzen gelassen hätte. Denn daran mußte ihm doch das meiste liegen. Allein unmöglich konnte er sich zu Konzessionen in Italien verstehen, da die Erbschaft Ludwigs II. hier seiner eigenen Linie zuerkannt worden war. Er zog es vor, Lothringen in Besitz genommen zu haben. Begleitet von einer Anzahl von Großen aus dem Anteil Karls, die zu ihm übertraten, begab er sich auf den Rückweg.

Bei dem steigenden Mißverständnis zwischen den beiden Brüdern erscheint es wie ein Verhängnis, daß Ludwig einige Monate darauf in seiner vornehmsten Pfalz Frankfurt mit Tode abging.

Hierdurch erhob sich der Ehrgeiz Karls II. zu dem stolzesten Aufschwung. Er hatte, durch die westfränkische Synode in seiner Union mit dem Papste zuletzt doch verstärkt, die Absicht gefaßt, sich nach Metz in Bewegung zu setzen, um sich der alten Freunde von der bischöflichen Faktion nochmals zu versichern. Die Nachricht von dem Tode Ludwigs des Deutschen rief aber noch viel weiter reichende Absichten in ihm hervor. Er rückte nach Aachen und von da nach Köln. Der Gedanke stieg in ihm auf, nicht allein Lothringen zu behaupten, sondern auch die zu Ostfranken gehörigen, auf der linken Rheinseite belegenen Landschaften an sich zu bringen.

Niemals kommen mehr für die Zukunft bedeutsame Gedanken zum Vorschein, als bei diesen inneren Zwistigkeiten des karolingischen Geschlechtes, wo von geringen Vorteilen die größten Erfolge abhingen. Nicht zu bezweifeln ist, daß die Idee einer Rheingrenze zwischen West- und Ostfranken Karl dem Kahlen vorgeschwebt hat. Noch weitere Entwürfe maß man ihm bei. Er soll gesagt haben, er werde den Rhein trocken legen und sein Reich über

Germanien ausdehnen, gleich als käme es nur auf ihn an, das ostfränkische Reich, welches er einst mitbegründete, jetzt wieder aufzulösen.

Aber Ludwig hatte Söhne hinterlassen, die an ihrem Erbrecht festhielten, und entschlossen waren, es zu verteidigen. Zunächst war der mittlere derselben, Ludwig der jüngere, zur Stelle: er galt dafür, daß er dem Vater, an den auch seine Gesichtszüge erinnerten, an geistigen Eigenschaften, an Scharfsinn und Gewandtheit gleichkomme. Er ließ dem Oheim vorstellen, wie Unrecht er thue, die geschlossenen Verträge zu brechen, und welches Verderben er dadurch über Germanien bringe. Karl II. antwortete einfach: mit seinem Bruder habe er die Verträge geschlossen, nicht mit seinem Neffen.

Es scheint doch, als habe sich in Germanien selbst ein Zweifel über die Rechtmäßigkeit des Widerstandes gegen den gekrönten Kaiser geregt. Wir hören von einer Art Gerichtstag, in welchem man durch verschiedene geheimnisvolle Proben, die noch sehr heidnisch aussehen, den Willen Gottes und die Zukunft habe erforschen wollen. Sie fielen, sagt man, alle zum Nachteile des gesalbten und gekrönten Kaisers aus.

Hierauf vereinigten sich die überrheinischen Stämme, Ostfranken, Thüringer, Sachsen, die Ludwig den Jüngeren als ihren König anerkannten, zum Widerstand, nicht ohne zugleich christliche Ceremonien zu vollziehen und die Heiligen zu ihrem Schutz anzurufen. Es wird mir vergönnt sein, dieses Momentes mit ein paar Worten zu gedenken; er ist für alle Folgezeit entscheidend geworden.

Der Übermacht Karls, die allen Zweifel an dem Ausgang des Kampfes auszuschließen schien, setzten sich deutsche Stämme, überzeugt, daß ihre Sache die gerechte sei, in bei weitem geringerer Anzahl von Mannschaften, entgegen. Sie gingen selbst über den Rhein und nahmen eine feste Stellung bei Andernach. Hierdurch erweckten sie aber erst die Kampfbegierde Karls, der sich in der That einen Preis gesetzt hatte, um den man streiten kann: sein Übergewicht in der Welt stand auf dem Spiele. Er wollte die Deutschen überraschen und vernichten; aber er selbst wurde durch sie überrascht. Unerwartet war es den Westfranken, als sie, immer vordringend, sich gegenüber die weißen Kittel der Deutschen erblickten und zugleich mit ihnen handgemein wurden. Der Träger des Banners, Reginald, fiel unter ihren Streichen. Auch andere Fahnenträger wurden erschlagen. Karl, der kein großer Kriegsmann war, mußte fliehen; das Invasionsheer erlag dem unerwarteten Widerstand.

Dies Ereignis möchte unter denen zu verzeichnen sein, auf welchen das deutsche Reich beruht. Wie durch den Sieg auf dem Ries die Invasion Lothars, so wurde durch den Sieg bei Andernach der Einbruch Karls des Kahlen zurückgewiesen. Die unter Ludwig zu stande gebrachte Reunion Bajoariens mit den anderen deutschen Stämmen wurde gerettet.

Wie für die Zukunft von Deutschland, so trug das Ereignis von Andernach für die damalige Lage der Welt überhaupt eine Entscheidung in sich. Karl hatte den Zug, durch den er Herr und Meister aller karolingischen Gebiete zu

werden hoffte, in einem Augenblick unternommen, in welchem diese auf der einen Seite von den Normannen, auf der anderen von den Saracenen angegriffen waren. Diese streiften wieder bis in die Nähe von Rom. Papst Johann VIII. hatte die Unterstützung verloren, welche ihm die Herzöge, die auf der Seite der früheren Kaiser standen, sonst gewährt hatten; er fürchtete jetzt, in die Hände der Saracenen zu geraten oder im Kampfe mit ihnen zu fallen. Wollte Karl der in seiner Würde liegenden Pflicht genügen, so mußte er sein Glück nochmals in Italien versuchen. Auf einer Reichsversammlung zu Quiercy traf er Einrichtungen für die Regierung in der Zeit seiner Abwesenheit. Den Normannen an der Seine und Loire mußte ein schwerer Tribut gezahlt werden, bei dessen Aufbringung auch die Geistlichen beteiligt waren. Für den neuen Zug nach Italien war Karl auf die unmittelbare Hülfe der Vasallen angewiesen. Bereits einige Monate früher hatte er den Papst aufgefordert, eine Synode zu versammeln, die dann auch zugleich im Namen des Kaisers und des Papstes zu Ravenna gehalten worden ist. Beschlüsse sind hier gefaßt worden, nach welchen die kaiserliche Würde Karls bestätigt und das Anathem über alle Gegner desselben ausgesprochen wurde.

Das darüber erhaltene Aktenstück ist besonders dadurch merkwürdig, daß Karl als der durch Gott von Ewigkeit her vorbestimmte, wahre Kaiser bezeichnet wird, der in Sachen der Religion seinen Vater übertreffe und dadurch den Vorzug, der ihm erteilt worden, verdient habe. In Karl wurde die Idee eines den Kirchendoktrinen entsprechenden Königs und Kaisers anerkannt. Zugleich ließ der Papst ihn wissen: er denke ihm und seinen Heerscharen entgegenzukommen, er wolle ihn in Vercelli treffen. So geschah es denn auch. Hier trafen Kaiser und Papst zusammen und zogen miteinander nach Pavia. Wie sehr aber hatten sie sich getäuscht, wenn sie hier zu ihrem Ziele zu gelangen hofften. Eben seit dem Ereignis von Andernach hatten sich die Söhne Ludwigs des Deutschen verständigt, und schon brach der älteste von ihnen, Karlmann, über die bayrischen Alpen her in Italien ein. Seine Macht war so stark und wohl gerüstet, daß Kaiser und Papst nicht wagen durften, sie zu erwarten.

Karl wendete sich nordwärts nach Tortona, wo ihm der Papst noch den Dienst erwies, seine Gemahlin als Kaiserin zu krönen. Hier sollten sich die Vasallen einfinden, welche Karl als Kaiser und König aufgeboten hatte, um dem deutschen Heere Widerstand zu leisten. Aber die Sache des Kaisers und des Papstes, welche das allgemeine Verhältnis zwischen Klerus und Laien in sich begriff, hatte nicht den Beifall der Nationen, am wenigsten der Magnaten. Hinkmar versichert, es sei eine Konspiration weltlicher Großen zu stande gekommen, welche den Fürsten dadurch bezwang, daß sie auf seinen Ruf nicht erschienen. An ihrer Spitze stand Graf Boso, der bei den früheren Zügen der vornehmste Gehülfe Karls des Kahlen gewesen war. Man nennt auch Bernhard von Auvergne und Markgraf Bernhard von Gothien. Dieselbe Gesinnung herrschte in Italien, wo Karlmann, der von Berengar von Friaul unterstützt wurde, keinen Widerstand fand.

Der Papst eilte nach Rom zurück. Karl der Kahle nahm seinen Rückweg über den Mont Cenis. Schon im vorigen Jahre war er schwer erkrankt; man begreift es, wenn ihn der Wechsel der Ereignisse und die Strapazen im Moment des Mißlingens vollkommen niederwarfen. Eines Gifttrankes, den ihm sein jüdischer Arzt gegeben haben soll, wie man erzählt, bedurfte es wohl nicht, um seinem Leben ein Ende zu machen. Er starb in einem Weiler im Thale der Arc am 5. Oktober 877. Es fällt in die Augen, welch ein wichtiger Moment darin liegt. Nicht allein die Macht eines Kaisers wurde niedergeworfen, sondern, wenn ich nicht irre, die Idee des Kaisertums, wie es Papst Nikolaus hatte aufrichten wollen, das ganz klerikaler Natur gewesen wäre. Die weltlichen Großen erhoben sich dagegen. Diese aber hatten ihre Stütze, gleichsam ihren Mittelpunkt in dem Widerstande, welchen die Söhne Ludwigs des Deutschen ihrem mit dem Papste verbündeten, eine allgemeine Hoheit anstrebenden Oheim leisteten.

Karl der Kahle unterscheidet sich, wie oben angedeutet, von seinen Brüdern dadurch, daß er einen offenen Sinn für die allgemeinen Ideen hatte. Er wird wohl als Philosoph bezeichnet, aber doch als ein solcher, der das Herz eines Hasen habe; Schlachten verstehe er nicht zu liefern; jeder Widerstand bringe ihn zur Flucht. Das Wahre daran ist, daß er durch eine gewisse Genialität der Auffassung veranlaßt wurde, den Kräften, die er bekämpfte oder aufreizte, weniger Bedeutung beizumessen, als sie hatten. Er lebte in der Verknüpfung persönlichen Ehrgeizes, der auf die höchsten Ziele gerichtet war, und einer hierarchischen Devotion, die ihm den Weg zu denselben bahnen sollte. Indem er das Kaisertum in der Verbindung mit der Kirche zu einer allgemeinen Macht zu erheben hoffte, rief er Kräfte auf, die er zu bestehen auch nicht den Versuch machen konnte, wie einst bei dem Übergange über den Rhein, so jetzt bei dem Unternehmen auf das obere Italien. Dort setzte sich ihm die germanische Selbständigkeit, hier die Unbotmäßigkeit der westfränkischen Vasallen und die Haltung der Langobarden, die ihn nicht anerkennen wollten, wenn er nicht der Sieger war, entgegen. Sein Untergang ist ein Weltereignis.

Wollte man die Begebenheiten der Epoche bloß von wenig bedachten und schlecht ausgeführten Teilungsversuchen und dem Streit ländergieriger Brüder herleiten, so würde man nur die äußerliche Seite derselben begreifen können. Sie hatten doch eine tiefere Grundlage in den inneren Antrieben und ihrem Gegensatz. Diese lag darin, daß sich dem Übergewicht der weltlichen Macht gegenüber, wie sie in dem Kaisertum Karls des Großen erschienen war, nach dem Abgang desselben die geistliche Idee zu dem Versuche erhob, die oberste Gewalt in ihrem Sinne zu konstituieren. Der Versuch entsprang aus dem Widerstreit der geistlichen und weltlichen Elemente in dem Reiche selbst. Bei den ersten Differenzen zwischen den durch Erbrecht autorisierten Ansprüchen der westfränkischen und der ostfränkischen Karolinger erhob sich unter den Bischöfen des Mittelreiches der Gedanke, daß der vakant gewordene Thron nur durch geistlichen Beschluß, der für die Manifestation des göttlichen

Willens erklärt wurde, gültig besetzt werden könne. Von dem Papste ist dies Unternehmen nicht ausgegangen; aber es fand in ihm seine wesentlichste Stütze. Das Papsttum hatte sich in den ersten Streitigkeiten im Reich zwischen den Söhnen und dem Vater das Verdienst erworben, blutige Feindseligkeiten hintanzuhalten. Dann war auf dem römischen Stuhl der Mann erschienen, der die Stellung des Oberhauptes der Kirche allgemeiner umfaßte und nachdrücklicher festhielt, als je ein Papst zuvor. Wenn die provinzialen Hierarchien und dieses Oberhaupt gemeinschaftliche Sache machten, so bildete sich eine Korporation aus, vor welcher kein selbständiges Fürstentum bestehen konnte. In dem Kaisertum allein, das zugleich, wie es aus dem Großkönigtum hervorgegangen war, eine erbliche Berechtigung in Anspruch nahm, war ein solches vorhanden. Das Papsttum faßte nun die Absicht, bei der Vakanz des Kaisertums nicht der bisher gebräuchlichen Erbfolge Raum zu geben, sondern eine von ihm selbst abhängige Succession an die Stelle zu setzen. Darin lag das Motiv der Bevorzugung, welche Karl dem Kahlen zu Teil wurde. Er hatte zuerst in Lothringen sich ausschließlich auf die geistliche Autorisation gestützt. Obwohl selbst erbberechtigt, schloß er sich doch dem geistlichen Prinzip insofern an, als er durch dasselbe gegen die besser Berechtigten autorisiert wurde.

Man übersieht in der Regel die Bedeutung, welche dem Erbrechte in der allgemeinen Entwickelung des öffentlichen Lebens zukommt. Sie liegt darin, daß es sich der Willkür der geistlichen Verfügungen über die höchste Gewalt entgegensetzt. Es trägt insofern eine unbedingte Notwendigkeit in sich; es gehört dazu, um den einmal begründeten Zustand zu behaupten. Selbst die Erblichkeit der Würden und Lehen, die damals eintrat, bekommt dadurch eine besondere Begründung.

Aufgerufen und unterstützt von dem Papsttum, unternahm es Karl der Kahle, seine Gewalt über Germanien auszubreiten; aber er stieß auf entgegengesetzte Kräfte, die sich mehr an die bisherige Gestaltung der weltlichen Gewalt anschlossen und ihm mit siegreichen Waffen entgegentraten. Die nationalen Sympathien selbst neigten sich auf diese Seite. Dennoch versuchte er nochmals der obersten, durch die Verbindung der geistlichen und weltlichen Interessen umgebildeten Autorität in Italien Raum zu schaffen. Hier aber begegnete ihm ein Widerstand, der mehr sagen wollte als jenes Mißgeschick.

Die großen Magnaten des westlichen Frankenreiches, die er zu Hülfe rief, versagten ihm selbst ihren Dienst. Sie waren hiebei mit der anderen Linie des karolingischen Hauses, die in Deutschland vorwaltete, einverstanden. Dem Repräsentanten dieser Linie, der in Italien erschien, schlossen sich die italienischen Magnaten an. Wohlbetrachtet war es eine allgemeine Bewegung der weltlichen Stände gegen die geistlichen Bestrebungen, was zum Scheitern der Unternehmungen Karls des Kahlen führte. Er ist dabei umgekommen.

In dem westlichen Frankenreiche selbst fand er keinen Nachfolger, der ihn hätte ersetzen können. Vergeblich hätte der Papst von da Beistand zu erhalten gehofft. Man ermißt die allgemeine Verwirrung, die dadurch eintreten mußte.

Die zurückgedrängte weltliche Macht regte sich noch einmal, um ihre alten Rechte festzuhalten. Aber die geistliche hatte doch schon einen Standpunkt der Überlegenheit gewonnen, von dem sie nicht mehr zurückweichen wollte. Indem Papst Johann VIII. sich auf demselben zu behaupten suchte, verwickelte er sich nach allen Seiten hin in Verlegenheiten und Gefahren.

Wenn die geistlichen Tendenzen an Karl II. ihren vornehmsten Rückhalt fanden, so stützte sich nun die Laienmacht hauptsächlich auf die Institutionen Ludwigs des Deutschen und die Thatkraft seiner Söhne.

Ohne Widerstand zog Karlmann in Pavia ein und wurde anerkannt. Mit dem Papste eröffnete er Unterhandlungen, die, da er baldigst nach Deutschland zurückkehren wollte, nicht zum Ziele führten. Der Papst ließ ihn wissen: er werde ihm durch eine Botschaft die Punkte namhaft machen, die er der römischen Kirche zuzugestehen schuldig sei; wenn er diese Kapitulation angenommen habe, sollte er durch eine abermalige päpstliche Gesandtschaft mit all der Ehrerbietung, die einem Könige gebühre, nach Rom geleitet werden. Es ist eine Unterhandlung, die niemals zum Ziele führen konnte, und von der nichts weiter verlautet. Indes wurde Karlmann, der die Rechte der deutschen Linie nach Italien hin vertrat, auch in seiner Abwesenheit dem Papste sehr gefährlich. Er fand Beistand bei dem Herzog von Spoleto und dessen Schwager Adalbert, die in Rom eindrangen, den Papst gefangen hielten und die römischen Großen dazu brachten, Karlmann den Eid zu leisten, weder als Kaiser noch als Patricius, sondern als Erben Kaiser Ludwigs II. In dieser Bedrängnis hat der Papst sich sogar an Kaiser Basilius gewendet, um ihn gegen die Unbill, die er erfahre, zu Hülfe zu rufen. Das einzige Mittel, eine feste Stütze zu gewinnen, lag jedoch in der Erneuerung seiner Verbindung mit dem westfränkischen Reiche.

Hier hatten die Unternehmungen Karls des Kahlen ebenfalls einen großen Rückschlag bewirkt. Der Laienadel, der dieselben mißbilligte, nahm Anstand, den Sohn Karls, Ludwig den Stammler, von dem er ein ähnliches Regiment erwartete, als König anzuerkennen. Und selbst von dem Vorkämpfer der Geistlichen, Erzbischof Hinkmar, wurde dieser aufgefordert, sich lieber in das, was man von ihm verlange, zu fügen, als eine Spaltung zu veranlassen. Es kam zu Compiegne zu Beschlüssen, welche an die älteren aus der Zeit der Merowinger erinnern und den Übergang der Verfassung in die späteren ständischen Formen vorbereiten. Im Dezember 877 ist dann Ludwig der Stammler wirklich zu Compiegne gekrönt worden.

Johann VIII. verzweifelte jedoch nicht, den Sohn auf die Bahnen fortzureißen, die der Vater beschritten hatte, er begab sich unverzüglich selbst in das westliche Frankenreich. Er wurde von dem Grafen Boso von Vienne nach Lyon geleitet und es gelang ihm, eine Kirchenversammlung in Troyes zu stande zu bringen, bei welcher auch der junge König Ludwig erschien. Der Papst erinnerte an die von Pippin und Karl dem Großen der Kirche gemachten Schenkungen und den derselben zugesagten Schutz; er soll darüber die Urkunden

mit herüber gebracht haben. Er schmeichelte sich, eine ähnliche Hülfe nach Italien zu führen, wie Stephan III. sie erhalten hatte.

Aber die Dinge waren nicht dazu angethan, daß ihm das hätte gelingen können. Ludwig der Stammler war damit beschäftigt, die Irrungen, in die sein Vater mit der ostfränkischen Linie geraten war, beizulegen. Er hielt sich vielmehr an die dem päpstlichen System entgegengesetzte Politik. Mit allen seinen Konzessionen konnte der Papst doch die Versammlung nicht dazu bringen, ernstlich für ihn Partei zu nehmen. Nur so viel erreichte er, daß Graf Boso von Vienne den Auftrag erhielt, ihn nach Italien zurückzuführen. Auf den setzte er sein volles Vertrauen.

Boso hatte bereits eine bedeutende, persönliche Stellung inne. Er war mit der ältesten, sowie auch der jüngsten Linie des karolingischen Hauses in nahe Verwandtschaft getreten. Seine Schwester Richilde war die Gemahlin Karls des Kahlen, von diesem war er zum Herzog der Provence erhoben worden. Dann hatte er sich mit der Tochter Kaiser Ludwigs II., Irmengarde, vermählt, so viel wir erfahren, nicht ganz auf regelmäßige Weise; sie war ihm durch den Vorschub dessen, dem sie zum Schutz empfohlen war und bei dem sie sich aufhielt, zu Teil geworden. Eine überaus prächtige Hochzeitsfeier wurde veranstaltet, bei welcher Kaiser Karl II. dem Grafen und Herzog Boso königliche Ehren erwiesen haben soll. Man sagt, er habe dabei zeigen wollen, daß er als Kaiser Könige unter sich haben könne. Damit hängen wohl auch die weiteren Entwürfe Papst Johanns VIII. zu Gunsten Bosos zusammen. Wir haben einen Brief von ihm, in welchem er der Kaiserin Angilberga Nachricht über seinen Aufenthalt bei ihrem Schwiegersohne, den er in Arles besucht hatte, erteilt; er fügt hinzu, daß er wünsche, ihn noch zu einer höheren Ehrenstufe zu befördern.

Das nächste Vorhaben Bosos ging dahin, das langobardische Reich, welches man das italische nannte, der ostfränkischen Linie abzugewinnen, doch hatte der Papst überhaupt die größten Absichten mit ihm. Er sagte einmal, er habe ihm die weltliche Macht überlassen wollen, um sich ungestört den Beschäftigungen, die sich auf Gott beziehen, hinzugeben.

Aber schon war die entgegengesetzte Partei in Italien viel zu stark. Dem Papste gelang es nicht, eine Synode in Pavia zu stande zu bringen. Das Kaisertum konnte er seinem Schützling Boso nicht verschaffen, doch hatten die Ideen, die er verfocht, einen anderen Succeß zu Gunsten desselben.

Die Geistlichkeit in seinen Gebieten, dem späteren Reich Arelat, fühlte sich durch die Angriffe der weltlichen Herren, ihrer Gegner überhaupt — so sagt sie selbst — auf das außerste bedrängt; sie meinte sich nur dadurch retten zu können, daß sie den Grafen und Herzog Boso, der unter dem Titel Fürst erscheint, selbst zum König wählte und erhob. Die Überlieferung ist, daß dies auf den dringenden Wunsch Irmengardes, die die Tochter eines Kaisers war, und nicht ohne Einfluß der Kaiserin Angilberga geschehen sei.

Angilberga ist eine Kaiserin-Gemahlin von großer politischer Wirksamkeit.

An der Seite Ludwigs II. verfocht sie dessen Oberherrschaft in Unteritalien. An sie wandten sich die Griechen bei ihrem Versuche, den Kaiser für sich zu gewinnen; zuweilen übernahm sie die Vermittelung zwischen ihrem Gemahl und den Päpsten, selbst dem unerschütterlichen Nikolaus; sie hat Hadrian II. mit ihrem Schwager Lothar II. in unmittelbare Verbindung gebracht. Sie nahm endlich an dem Übergang der Rechte der Karolinger auf das Kaisertum von der ältesten zur ostfränkischen Linie lebendigen Anteil. In ihrem Sinne war es nun, daß ihrem Schwiegersohne zu Liebe eine neue Krone geschaffen und dem westfränkischen Reiche zur Seite gesetzt wurde. Allezeit verwoben sich ihre politischen Interventionen mit Familienrücksichten; ihre Tochter Irmengarde sollte nicht Gräfin bleiben, sondern Königin werden. Dabei konnte sie aber doch den Ideenkreis, dem sie sich angeschlossen hatte, nicht immer mit Präcision festhalten; nachdem sie bisher das System der weltlichen Macht verfochten hatte, trat sie jetzt zu den geistlichen Prätensionen über.

Wenn Boso die Würde annahm, so erklärte er doch dabei, er würde nicht eingewilligt haben, wenn er nicht durch die Einmütigkeit der Bischöfe — denn sie seien Ein Herz und Eine Seele — überzeugt worden wäre, daß es der Wille Gottes sei. Ungefähr eine Motivierung, wie die Karls des Kahlen in Metz. Bosos Erhebung entsprach vollkommen den Ideen, die Johann VIII. verfocht, der unzweifelhaft damit einverstanden gewesen ist. Das Kaisertum dagegen blieb der zweiten Linie der Nachkommen Karls des Großen, die jetzt die älteste geworden war, vorbehalten.

Achtes Kapitel.

Weltstellung der zweiten — deutschen — Linie des karolingischen Hauses. Kaiser Karl III.

Bei der Reichsteilung von Verdun kann es als das wichtigste Moment betrachtet werden, daß in dem östlichen Teile sich eine Konsolidation der Stämme vollzogen hatte, die einen nationalen Charakter trug. Unter dem zweiten Sohne Kaiser Ludwigs des Frommen vereinigten sich die germanischen Stämme zu einer Einheit, bei der die deutsche Nationalität erst zum Bewußtsein kam. Es reichte dazu noch nicht hin, daß die innere Feindseligkeit unter denselben durch die Überwältigung der Sachsen und die dynastische Verbindung mit Bayern beseitigt worden war: sie mußten auch zu einer gemeinschaftlichen Aktion zusammentreten.

An den Teilungsentwürfen Kaiser Ludwigs I. läßt sich der Mangel bemerken, daß er nur immer von dem Begriff einer freien Vergabung aus-

ging, ohne auf die Motive, die in der inneren Situation der Landschaften lagen, Rücksicht zu nehmen. So widerwärtig nun auch die Streitigkeiten der Söhne mit dem Vater und dann auch unter einander sind, wenn man sie nur von dem Gesichtspunkt der Teilungen aus ansieht, so gebührt ihnen doch eine besondere Aufmerksamkeit, insofern dabei die innere Situation der verschiedenen Gebiete und ihre Erfordernisse zur Geltung kommen. Bei keinem der Brüder tritt das mehr hervor als bei Ludwig, dem seine Haltung, wie erwähnt, den Namen des Deutschen eingetragen hat. Es ist wohl der Mühe wert, seine Handlungen in dieser Beziehung, obwohl wir ihrer schon gedacht haben, nochmals zusammenzufassen, da sie die Grundlegung der deutschen Nation als solcher überhaupt betreffen. In Bajoarien, das ihm gleich bei den ersten Bestimmungen über die Teilung zufiel, hatte Ludwig festen Fuß gefaßt. Das Herzogtum, früher ein Königreich, bildete ein kompaktes Ganze von ansehnlichem Umfang, da es auch die Marken in sich begriff. Ludwig gründete in Regensburg einen Hof und ein Haus; doch war er niemals gemeint, sich mit Bayern zu begnügen. Angeregt durch den Hader in der Familie, hatte er im Jahre 832 den Gedanken gefaßt, Alemannien dem jüngeren Bruder, dem es zugesprochen war, zu entreißen. Wir werden unterrichtet, daß ihm schon dabei der Gedanke vorschwebte, alle Gebiete diesseit des Rheins, eingeschlossen das sächsische, einmal unter seinem Scepter zu vereinigen. Damals zurückgedrängt, wurde er doch durch die Ereignisse in Kolmar und Soissons veranlaßt, die Gebiete, die sich ihm anschlossen, unter dem Namen Ostfranken zu regieren. Es fällt in die Zeit der Exauktoration seines Vaters, daß er den Titel eines Königs in Ostfranken zu gebrauchen anfing. Dabei wird aber nicht sowohl der Rückgang der kaiserlichen Autorität des Vaters, als die Besorgnis, daß das Kaisertum, in den Händen des Bruders verbleibend, ihm sehr beschwerlich fallen würde, vorgewaltet haben. Ludwig nahm alsdann Partei für den Vater und trug wesentlich dazu bei, daß derselbe wiederhergestellt wurde. Dadurch geschah es wiederum, daß die väterliche Gewalt ihn begünstigte. Man erkennt das aus dem Entwurf einer Reichsteilung, in welcher nahezu der größte und beste Teil von Germanien für Ludwig bestimmt wird. Nach einigen Jahren aber erschien sein selbständiges Auftreten dem Kaiser selbst gefährlich. Er unternahm nochmals, demselben ein Ende zu machen und hatte damit einen gewissen Erfolg, jedoch sein Tod machte alles rückgängig. Und wenn nun Lothar beim Antritt seines Kaisertums das letzte Vorhaben seines Vaters wieder aufnahm, so bewirkte er damit nur, daß Ludwig dem erneuerten Angriff gegenüber seine Macht konsolidierte und dann auf das wirksamste dazu beitrug, die Herrschaft des Kaisertums in bestimmte landschaftliche Grenzen einzuschränken. Das war — wir wissen es — der Erfolg der Schlacht von Fontenoy. Die Idee des Erbrechts behielt die Oberhand über die des Kaisertums. Es ist bemerkenswert, daß Ludwig schon bei der ersten Teilung einige Besitzungen auf dem linken Rheinufer erwarb; doch waren noch nicht alle deutschen Gebiete ver-

einigt, da ein großer Teil derselben dem Mittelreich angehörte, welches Lothar mit dem Kaisertum behauptete. Der Abgang der Linie Lothars gab nun den Anlaß, daß auch diese mit dem ostfränkischen Reiche vereinigt wurden. Das war der Inhalt der oben erwähnten, zwischen dem ostfränkischen und westfränkischen Könige zu Meersen im August 870 verabredeten Teilung, durch welche die auf dem linken Rheinufer wohnenden Germanen mit dem ostfränkischen Reiche vereinigt wurden; die Nation kam dadurch zum erstenmal in einen alle Stämme umfassenden Zusammenhang.

Man wird hiebei, so fern es auch liegt, an den ersten Übertritt der Germanen in das römische Gebiet zur Zeit des Constantius erinnert. Aus dieser Volksbewegung war im Laufe der Zeit das fränkische Reich hervorgegangen, das germanische und römische Elemente in sich schloß und mit einander verschmolz. In dieser Vereinigung war Germanien bezwungen oder doch zum Anschluß bewogen worden, bis sich dann wieder, besonders von Austrasien aus eine zweite fränkische Organisation bildete, — das karolingische Reich, das jetzt sich in sich selbst zersetzte. Die Dreiteilung erhielt die Verbindung der römischen und germanischen Elemente aufrecht; die Zweiteilung aber, die nach dem Abgang des lotharingischen Hauses eintrat, rief in dem germanischen eine eigentümliche Reichsbildung hervor.

So ist zum erstenmal eine besondere Gemeinschaft deutscher Stämme unter einem eigenen Fürsten entstanden, noch nicht vollkommen geschieden von den übrigen Bestandteilen des karolingischen Reiches, denn die Idee der Zusammengehörigkeit ward dabei nicht aufgegeben, aber eine Gemeinschaft, in welcher das ostfränkische Reich sich dahin erweiterte, daß es als die Grundlage des deutschen betrachtet werden kann.

Auch nach anderen Seiten hin erwarb sich Ludwig um das deutsche Gemeinwesen große Verdienste. Er hat in dieser Stellung die Reste des Heidentums unterdrückt und mit den Streitkräften, die ihm daraus erwuchsen, die Angriffe der Normannen siegreich zurückgewiesen. Zugleich hielt er mit seinem Sohne Karlmann in unaufhörlichem Kampfe die Sorben, Böhmen und Mähren im Zaume. Er gab dem deutschen Gemeinwesen zuerst Einheit und konzentrische Gestaltung. Man durfte ihn als den Vater des Vaterlandes bezeichnen. Von einem gleichzeitigen Autor wird er als König und oberster Herr des gesamten Deutschlands, des alten Frankens, Sachsens und Thüringens, der nördlichen Völker überhaupt, Rhätiens, Norikums und beider Pannonien genannt. Der Chronist schildert ihn als einen Mann nicht eben von hoher Gestalt, aber männlich schöner Haltung, mit ein paar Augen, die wie Sterne funkelten, wissenschaftlich gebildet, von ruhigem Geiste, aber natürlichem Scharfsinn, so daß er sich den Nachstellungen seiner Feinde mit Gewandtheit entzog. In dieser nationalen Bedeutung faßt ihn Otfrid auf, der seine poetische Bearbeitung des Evangeliums ihm gewidmet hat, dem tapferen Helden, der zugleich von Weisheit erfüllt ist und der das Ostreich regiert, wie es einem Frankenkönige geziemt. Diese Idee eines Frankenkönigs

führt Otfrid in dem Werke selbst einmal aus. Er rühmt es, daß die Franken nur einem Könige aus ihrem eigenen Stamme gehorchen. Sie fürchten sich vor niemand in der Welt, so lange dieser König an ihrer Spitze steht; er geht ihnen immer voran und niemand dürfte es wagen, ihn zu verletzen. Die Franken scharen sich um ihn, um ihn zu schützen, auch manche andere Völkerschaften beherrscht er noch und sorgt für sie wie für die Seinen; er ist ebenso umsichtig wie tapfer; alles gedeiht ihm.

Es ist wie das Urbild eines nationalen Königs, das hier der Autor, welcher die evangelische Geschichte den Franken in ihrer eigenen Sprache vortrug, vor den Blicken derselben aufrollt. Von einem Eindringen jener Ideen, welche die höchste weltliche Gewalt der geistlichen unterordnen, war hier zunächst nichts zu fürchten.

Aber Ludwig war nicht allein ein Deutscher, sondern ein Karolinger; er war nicht gemeint, dies sein Königtum auf die Landschaften zu beschränken, die ihm zugefallen waren. Er unternahm es, die nichtgermanischen Teile Lothringens mit seinem Gebiete zu vereinigen; auch dachte er nicht daran, die Ansprüche aufzugeben, die ihm durch den Abgang Kaiser Ludwigs II. zuwuchsen. In seinem ersten Vertrage mit Karl dem Kahlen hatte er sich vorbehalten, sie geltend zu machen. Er hinterließ jedoch diese Aufgabe seinen Söhnen. Wie es in der karolingischen Dynastie Brauch war, trug er kein Bedenken, seine Gebiete unter seine drei Söhne zu verteilen. Wir müssen dieser Erbteilung noch eingehender gedenken, als es oben geschehen ist. Schon im Jahre 865 ist sie vorläufig festgesetzt worden; wirkliche Bedeutung empfing sie aber erst im Jahre 872, in welchem der Vater den Streit, der unter seinen Söhnen über ihre Anteile ausgebrochen war, entschied. Es geschah zu Forchheim vor vereinigtem Heerbann. Diese Versammlung kann wohl als der erste eigentlich deutsche Reichstag, d. h. in den unter Ludwig dem Deutschen vereinigten Landen, angesehen werden. Die Söhne verpflichteten sich, die Festsetzung des Vaters zu beobachten und die unverbrüchliche Treue gegen denselben niemals aus den Augen zu setzen. Das ist dann die Grundlage der folgenden Vereinbarungen geworden.

Unmittelbar nach dem Tode des Vaters hielten die drei Söhne eine Zusammenkunft im Ries und gaben einander das Wort, an diesen Bestimmungen festzuhalten. Nach dem Willen des Vaters erhielt der älteste der Söhne, Karlmann, Bayern, das als Stammland betrachtet wurde, mit den slavischen und italischen Marken; der zweite, Ludwig der Jüngere, das von Ludwig selbst erworbene Gebiet, das austrasische Franken, Sachsen, Thüringen, der dritte, Karl, den man später den Dicken genannt hat, Alemannien und die Grafschaft Churwalchen.

Aber auf diese Gebiete waren sie nicht eingeschränkt. Die Erbschaft Ludwigs II. gab ihren Absichten eine neue Richtung. Dabei tritt vor allem Karlmann hervor, dessen italienische Unternehmungen im Gegensatz gegen Karl den Kahlen wir bereits erwähnten; er wurde in Italien nahezu so

mächtig wie Ludwig II. gewesen war; die italienischen Großen hingen ihm an. Jedoch schon in Italien wurde er von einer Krankheit ergriffen, die seine Thatkraft lähmte. In seinem Hofe zu Öttingen wurde er von wiederholten Schlaganfällen heimgesucht. Noch einmal ist er von Johann VIII. aufgefordert worden, nach Italien zu kommen, schon unter der Voraussetzung, daß es ihm unmöglich sein werde. In diesem Falle sollte der jüngste Bruder Karl gemäß einer Übereinkunft in der Familie an seine Stelle in Italien treten. Noch vor Karlmanns frühem Tode zog Karl dahin. Indes hatte auch Ludwig der Jüngere sich eine große und eigentümliche Stellung verschafft. Wir haben ihn bereits kennen gelernt; er war es, der dem nach Ostfranken vordringenden westfränkischen Kaiser jene Niederlage beibrachte, die für die Folgezeit entscheidend geworden ist. Lothringen wurde als ein Besitz Ludwigs des Deutschen betrachtet und anfangs von den beiden jüngeren Söhnen desselben, Karl und Ludwig in Besitz genommen. Infolge dieser Teilung sind die großen Metropolen Trier und Köln definitiv an das östliche Francien übergegangen. Und da nun Karl als Nachfolger Karlmanns in Italien auftrat, so darf man voraussetzen, daß bei den Vereinbarungen das gesamte Lothringen, insofern es der Vater in Anspruch genommen hatte, an Ludwig den Jüngeren überlassen wurde.

Dieser Fürst geriet dadurch in ein unmittelbares Verhältnis zu dem westlichen Königreich. Hier waren Zustände eingetreten, welche eine Umgestaltung der höchsten Regierungsgewalt in sich schlossen, Zustände, welche den mittleren Jahrhunderten ihr charakteristisches Gepräge geben. Das Vasallenwesen, das unter Karl dem Großen in seinen Anfängen und Grundlagen erscheint, wurde dadurch weiter ausgebildet, daß die obersten Werkzeuge der höchsten Gewalt in den Besitz der Erblichkeit gelangten und dadurch in den Stand kamen, dieser selbständig an die Seite zu treten. Nicht sowohl in der ersten Teilung, deren Durchführung vielmehr auf einer Allianz der östlichen und westlichen Völkerschaften beruhte, als in den Verhältnissen, die sich in dem Streite der verschiedenen Linien entwickelten, liegt das Emporkommen der landschaftlichen Machthaber. Die Herrscher selbst verschmolzen sich an jeder Stelle mit der emporstrebenden Feudalität, denn worauf sonst hätten sie sich stützen können. Der Eigenmacht des Herrschers, die ehedem alles niederhielt, stellten sich jetzt die mächtigen Vasallen, die dazu imstande waren, zur Seite oder entgegen. Sobald das Anrecht an die Krone streitig wurde, traten sie entscheidend ein. Der Mitwirkung der geistlichen Stände konnten sie hiebei nie entbehren. Wir sahen, wie das südburgundische Reich durch eine einseitige Verbindung der Geistlichen in Widerstreit mit den Weltlichen unter der Ägide des Papsttums zustande kam. Hier nahm die Geistlichkeit eine autoritative und autonome Stellung im Gegensatz mit den weltlichen Ständen, die das verschuldet haben mögen, ein.

In Westfrancien war dieser Gegensatz nicht so stark. Dem Zusammenwirken beider Stände verdankte der Nachfolger Karls des Kahlen den Thron.

Es geschah im Gegensatz gegen Papst Johann VIII. und die Politik Karls des Kahlen, welche von den westfränkischen Magnaten verworfen wurde. Unter diesen Umständen ließ es Ludwig der Stammler sein vornehmstes Bemühen sein, die von seinem Vater aufgeregten Streitigkeiten mit dem ostfränkischen Reiche zu heben. Von seiner Seite bot Ludwig der Jüngere die Hand dazu. Abermals wurde eine Zusammenkunft der beiden Könige an der Grenze gehalten; diesesmal zu Fouron, nordöstlich von Visé an der Maas, bei welcher sich ein Gemeingefühl der verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit der Karolinger kund gab, welches in Erstaunen setzt. Einer betrachtet den anderen als ihm selbst gleich; keiner will etwas thun, was den anderen an seinem Leben, seinem Reiche und dem Gehorsam seiner Getreuen schädigen könnte. Sie wollen einander gegen alle ihre Feinde, Ungläubige sowohl wie falsche Christen, Beistand leisten.

Auch die übrigen Mitglieder des karolingischen Hauses sollen dazu herbeigezogen werden. Dem entspricht es, wie sich Ludwig der Jüngere in einem Schreiben an Ludwig den Stammler vernehmen läßt. Die bisherigen Zwistigkeiten zwischen beiden Linien werden darin als erloschen und abgethan bezeichnet; sie seien Ein Geblüt und Eine Seele, sowie sie Einen Namen führen, niemals möge ein Dritter sie uneins untereinander finden; niemals jemand in der Abnahme oder dem Falle ihres Reiches seinen Ruhm suchen können.

Äußerungen, in denen ein lebendiges Bewußtsein der Einheit der beiden Linien des karolingischen Hauses atmet, sowie ein Vertrauen auf dessen Bestehen in dieser Form. Es war eben das Recht der Erblichkeit, welches sich darin aussprach.

In das Verhältnis der erneuerten Verbindung der Dynastie griff der frühe Tod Ludwig des Stammlers sehr widerwärtig ein. Er starb ein halbes Jahr nach jener Zusammenkunft am 10. April 879, mit Hinterlassung zweier minderjähriger Söhne, deren Anrecht auf den Thron infolge von Mißhelligkeiten, die zwischen Vater und Mutter ausgebrochen waren, nicht über allen Zweifel erhaben war.

Kurz vor seinem Tode entschloß sich Ludwig der Stammler, dem älteren, gleichnamigen Sohne die Krone als sein Vermächtnis zuzusenden. Aber von der Umgebung der beiden Söhne, die unter Obhut des Grafen Bernhard von Auvergne standen und denselben damals auf einem Feldzug gegen Septimanien begleiteten, wurde diese Anordnung nicht mit willigem Gehorsam aufgenommen. Graf Bernhard beschloß vielmehr, eine Reichsversammlung nach Meaux zu berufen, um hierüber nach allgemeiner Beratung Bestimmung zu treffen. Aber es gab auch eine Oppositionspartei, welche diese Einmischung der Magnaten in die Erhebung der Könige überhaupt mißbilligte. An ihrer Spitze stand Graf Konrad von Paris, ihr Wortführer war Abt Gozlin, der, bei Andernach gefangen, Freundschaft mit dem König der Ostfranken gemacht hatte. Ohne Zweifel in Übereinstimmung mit der Gemahlin

desselben, der hochstrebenden Liutgarde, faßte er in diesem Zerwürfnis den Gedanken, den ostfränkischen Zweig des karolingischen Hauses zur Herrschaft über das gesamte Frankenreich zu erheben.

Sein Grund war, wenn wir so sagen dürfen, ein royalistischer; er meinte, daß unter Königen, welche Kinder seien, die wirkliche Autorität doch an ihre prinzipiellen Gegner kommen würde, was nur dadurch verhindert werden könne, daß der stammverwandte ostfränkische König die Einheit des Reiches wiederherstelle.

Ludwig der Jüngere hatte in dem erwähnten Vertrage die Succession der beiden Söhne garantiert. Aber da deren Rechte nicht auseinandergesetzt, noch von den westfränkischen Großen anerkannt waren, so hielt er sich für berechtigt, von seiner Zusage abzusehen.

Im Frühjahr 879 drang er in die westfränkischen Gebiete vor. Seine Gemahlin hat immer behauptet: wäre sie damals an seiner Seite gewesen, so würde das nicht geschehen sein; sie würde die Erwerbung der westfränkischen Krone vorgezogen haben. Auch hat sie, nachdem Ludwig zurückgekehrt und eine in Bayern ausgebrochene Irrung beseitigt war, diesen Gedanken wieder in Anregung gebracht.

Ludwig der Jüngere schwankte zwischen verwandtschaftlichen Gefühlen und Eigenmacht; seine Genossin aus sächsischem Geschlecht war für die letztere; sie meinte beide Kronen auf dem Haupte ihres Gemahls zu vereinen. Das zeigte sich aber doch unausführbar.

Wenn es überhaupt etwas gab, was den Nachkommen Ludwig des Stammlers zur Krone verhelfen konnte, so war es der Einbruch des ostfränkischen Königs.

Ludwig der Jüngere ist einmal soweit gegangen, sich an den Erzbischof Hinkmar zu wenden und ihn darüber um Rat zu fragen, wie er das westfränkische Reich behandeln solle; er gab die Absicht zu erkennen, sich in Rheims krönen zu lassen. Aber wie wenig übersah er hiebei die innere Lage Westfranciens. Hinkmar wandte sich an den vornehmsten Führer der Gegenpartei, um zu erfahren, was er bei einem solchen Antrage thun solle.

Infolge des Anspruchs des ostfränkischen Königs vereinigten sich die Großen geistlichen und weltlichen Standes unter der Führung des Abtes Hugo nicht gerade dem Willen des Verstorbenen gemäß, aber doch um dessen beide Söhne zu krönen, was in der Abtei von Ferrières geschah. Es gab also wieder anerkannte Könige in Westfrancien, denen Ludwig der Jüngere seine Anerkennung um so weniger versagen konnte, als er sich zu einer solchen ihrem Vater gegenüber im voraus verpflichtet hatte. Die vornehmste Streitfrage zwischen den beiden Reichen wurde dadurch erledigt, daß die westfränkischen Großen und ihr König Lothringen in aller Form an Ludwig den Jüngeren abtraten. Die Karolinger erschienen dann nochmals einmütig. Und nichts war in jeder Beziehung dringender, als eine solche Ver-

einigung, da die Gesamtheit des Reiches durch feindliche Scharen bedroht wurde.

In Lothringen war soeben der Kampf zwischen den Normannen und den einheimischen Gewalten in alter Heftigkeit wieder ausgebrochen. An der Spitze der letzteren stand der Sohn Waldradas, Hugo, der zugleich den östlichen wie den westlichen König bekämpfte und dabei dem Angriff der Normannen selbständig entgegenzutreten den Mut hatte. Die Stellung Hugos hat etwas großartiges an sich. Er erinnert an jenen Grifo, der im Kampfe mit Karlmann und Pippin sich selbständig aufzustellen versuchte, dabei aber unterging. Hugo hat noch mehr zu bedeuten, da er zugleich den Widerstand gegen den gewaltigen Feind, der das Reich bedrängte, die Normannen, in die Hand nahm.

Aber die Kriegsvölker, die eben wohl nicht so ganz ein räuberisches Gesindel waren, wie man sie schildert, hatten doch die nachhaltigen Kräfte nicht, die dazu gehört hätten, um eine solche Stellung zu behaupten. Sie unterlagen in dem Kampfe gegen die Normannen und wurden dann durch die geordneten Scharen der fränkischen Könige vollkommen überwältigt.

Der ostfränkische Ludwig führte das Heer, das ihm gegen die Westfranken gefolgt war, rasch und entschlossen gegen die Normannen. Er traf sie am Kohlenwalde, indem sie sich mit der Beute, die sie gemacht hatten, nach ihren Sicherheitsplätzen an der Küste zurückzogen. In dieser Unordnung wurde er ihrer Herr und warf sie völlig auseinander. Tausende kamen um: er schien einen völligen Sieg erfochten zu haben. Da geschah, daß ein aufwachsender Sohn, der ihn in die Schlacht begleitete, in die Hände der Feinde fiel und von ihnen getötet wurde. Dieser Verlust ging dem König so tief zu Gemüte, daß er sie nicht weiter verfolgte.

Die Normannen faßten nun festen Fuß im Lande und brachten wichtige Städte, die unter den Franken erst emporgekommen waren, in ihre Hände. Sie hatten Cambray erobert und ihre Raubzüge, bei denen es besonders auf Plünderung und Verwüstung der Klöster abgesehen war, bis über die Somme nach den westfränkischen Gebieten ausgedehnt, von wo sie ebenfalls große Beute zusammenbrachten. Hier setzte sich ihnen der westfränkische Ludwig entgegen und trug einen Sieg davon, dem die deutsche Poesie ein unsterbliches Denkmal errichtet hat.

Indem die Normannen die zusammengeraffte Beute in ihr festes Lager fortzuschaffen beschäftigt waren, stellte sich ihnen der König der Westfranken, Ludwig, der Enkel Karls des Kahlen, in den Weg, und trieb sie wirklich auseinander. Als eine Schar derselben sich zur Wehr setzte und das Glück sich zu wenden schien, stieg der junge König selbst vom Pferde. Damit stellte er den Mut der Seinigen wieder her und erfocht einen vollständigen Sieg, der zugleich in dem ostfränkischen Reiche als ein gemeinschaftlicher guter Erfolg betrachtet wurde.

Wir besitzen noch einen Schlachtgesang, der einem mit dem karolingischen

Hause bekannten Geistlichen zugeschrieben wird, in reinem Fränkisch, woraus man namentlich abnimmt, wie wenig die beiden Reichsteile als gesondert betrachtet wurden, und er verdient wohl, daß wir seiner gedenken; man erhebt sich einen Augenblick aus den einsilbigen Notizen über Raub und Mord.

Gott ließ, so heißt es darin, heidnische Männer über das Meer daherfahren, um die Franken an ihre Sünden zu mahnen; da geschieht die Stimme Gottes an Ludwig, seinen Brüdern zu helfen. Dieser sagt, er wolle es thun, wenn ihn der Tod nicht daran hindere. Er erhebt die Kriegsfahne und ruft zn sich alle Gottesgetreuen. Wer im Kampfe Gottes Willen thut, dem will er es lohnen; wer darin umkommt, für dessen Nachkommen verspricht er zu sorgen. Wie Ludwig auf den Feind trifft, singt er ein Gotteslied: Sang war gesungen, Kampf war begonnen, Blut sprang aus den Wangen. Behend und kühn vor allen war Ludwig; er schenkte seinen Feinden bitteren Wein: wehe ihnen. Gelobt sei Gott. Ludwig war siegreich.

Man sieht wohl, von den Differenzen der Nationalitäten ist hier noch keine Spur; es galt das Bestehen der karolingischen Reiche und die christliche Religion.

Der kleine Vorteil reichte, wie man begreift, nicht dazu hin, Westfrancien zu verteidigen. Im nächsten Jahre nahmen die Normannen Laon in Besitz. Nur durch Heranziehen einer bewaffneten Macht wurde Rheims gerettet. Hinkmar meint, daß es durch die Heiligen geschehen sei, deren Reliquien er dem Feind nicht in die Hand geraten lassen wollte. Er flüchtete mit denselben nach Epernay. Auch das Pergament nahm er mit sich, auf das er die Ereignisse der Zeit zu verzeichnen pflegte. Da ist er gestorben.

Ein Prälat, dessen zu gedenken wir schon oft in den Fall gekommen sind; in der Mitte der kämpfenden elementaren Kräfte des karolingischen Reiches hat er sich ein unvergängliches Andenken gestiftet; er schloß sich den Lehren von der Unabhängigkeit der geistlichen Macht, wie sie einst die Synode von Paris verkündigt hatte, unbedingt an. Dabei erhob er aber doch gegen die Übergriffe des päpstlichen Stuhles in den Provinzen des karolingischen Hauses Einwendungen; er ist darüber mit seinem Beschützer Karl dem Kahlen, dem er es selbst verübelte, daß er das Kaisertum angenommen hatte, in Widerspruch geraten. Die Metropolitanrechte, die doch zugleich für die kirchlichen Gerechtsame der Provinzen eine große Bedeutung haben, fanden an ihm ihren besten Verteidiger; die Selbständigkeit der Kirchen schien ihm wieder durch das Zusammenwirken der beiden höchsten Gewalten gefährdet zu werden.

Noch empfindlicher, als die westlichen wurden die lotharingischen Gebiete, die zu dem östlichen Reiche gehörten, von den Anfällen der Normannen betroffen. Sie hatten Stellung in der königlichen Pfalz Aschloh an der Maas genommen, eroberten Lüttich und selbst die große kirchliche Metropole Köln; die Kapelle des Königs zu Aachen machten sie zur Pferdestallung. Sie gelangten nach Prüm und führten reiche Beute davon. Bei ihrem Abzug

ging das hochberühmte verödete Kloster, um das sich niemand mehr kümmerte, in Flammen auf.

Zu den Unglücksfällen in den westlichen und mittleren Reichsländern kam noch ein dritter, der schwerste von allen, der in dem Sachsenlande, das jetzt zu Ostfranken gehörte, erlitten wurde. Hauptsächlich auf seiner Verbindung mit den Sachsen beruhte die Stärke Ludwigs des Jüngeren. Er war aufs engste mit dem herzoglichen Hause verbunden, sie bildeten gleichsam eine einzige Familie. Der König hatte dann die Verteidigung der sächsischen Marken dem Bruder seiner Gemahlin, dem Herzog Bruno, anvertraut. Die weltliche und geistliche Organisation des Landes war dazu aufgeboten; neben einer stattlichen Anzahl von Grafen stellten sich auch einige Bischöfe; eine Anzahl unmittelbarer königlicher Vasallen war zu dem Zuge herbeigekommen. Nur eigentlich von diesen Rüstungen haben wir genaue Kunde, und alsdann von der Thatsache, daß das sächsisch-fränkische Heer vollkommen vernichtet wurde; wo aber und wie das geschehen ist, läßt sich nicht mehr erkennen. Eine Familientradition in dem sächsischen Hause schreibt das Unglück einer plötzlichen Überschwemmung der Örtlichkeit zu, auf welcher man zu schlagen gedachte. Die Normannen waren Meister der Küsten bis tief in das Land hinein. Sie haben sich eben der Flut bedient, durch welche die Sachsen isoliert wurden. Der gesamte sächsische Heerbann, der Herzog, die Grafen, die Bischöfe und ihre fränkischen Kampfgenossen sind dabei umgekommen. Es war die Blüte des Landes.

Zu den Folgen dieses Unglücksfalles kann es wohl nicht gerechnet werden, aber gewiß war es eine Vollendung desselben, daß Ludwig der Jüngere von einer Krankheit, die man als ein langwieriges Fieber bezeichnet, überfallen, nicht mehr geheilt werden konnte, sondern im Anfang des Jahres 882 in der Pfalz zu Frankfurt verstarb; er wurde in einer Kapelle, die er selbst erbaut hatte, zu Lorch, begraben. Eine bedeutende Erscheinung, dieser Ludwig der Jüngere, in der Kombination der Ereignisse, unvergeßlich durch die Zurückweisung Karls des Kahlen bei Andernach und die grundlegende Erwerbung von Lothringen.

Überblickt man den Umkreis der karolingischen Reiche, so läßt sich in dem östlichen und in dem westlichen Francien niemand finden, der die Verteidigung derselben hätte übernehmen können. Nur Ein Mann lebte aus dem ganzen Geschlechte, der dazu fähig und berufen schien. Es war Karl von Alemannien, der in den letzten Jahren das Ansehen des karolingischen Namens aufrecht erhalten hatte.

Wie Ludwig für Lothringen, so hatte der jüngste der drei Brüder, Karl, für Italien, das ihm durch Übereinkunft mit Karlmann, noch ehe derselbe dem Schlaganfall, der ihn betroffen, vollends erlag, zugefallen war, seinen Frieden mit den westfränkischen Vettern geschlossen. Das Verhältnis, in welchem Italien zu den Karolingern stand, lernt man aus einem Schreiben des Bischofs Anton von Brescia kennen, in welchem der dringende Wunsch

ausgesprochen wird, daß sie einen von ihnen nach Italien schicken möchten, denn die Einwohner von Italien seien die Beute bald der einen, bald der anderen Partei, sie wünschten, daß der Mann aus dem Geschlecht bestimmt werde, dem sie sich unterwerfen sollen, was sie mit Vergnügen thun werden. Man sieht, nicht etwa verhaßt war die Herrschaft des karolingischen Hauses den Italienern, sie wünschten nur, nicht in die Feindseligkeiten der verschiedenen Linien des Hauses verwickelt zu werden. Sie wollten in diesen Kampf nicht selbst eingreifen, sondern sich dem unterwerfen, der überhaupt die Oberhand behalten haben würde, wie das nun wieder mit der germanischen Linie des karolingischen Hauses der Fall war. Karl von Alemannien, welcher derselben angehörte und der an die Stelle Karlmanns trat, auf welchen die kaiserlichen Rechte durch Verfügung Kaiser Ludwigs II. übergegangen waren, fand in der Lombardei keinerlei Widerstand. Die lombardischen Großen leisteten ihm in Ravenna den Eid der Treue.

Und schon hatte auch Papst Johann VIII. seinen Widerwillen gegen die zweite Linie der Karolinger aufgegeben; er hatte sich bereits, wie wir wissen, an Karlmann und an dessen Stellvertreter Karl gewandt. Diesen hatte er selbst eingeladen, nach Italien zu kommen; seine Lage nötigte ihn zu diesem Entgegenkommen. Die aglabitischen Saracenen waren zu Land bis an den Garigliano vorgedrungen. Mittelitalien wurde von ihren Räubereien heimgesucht; der Papst selbst ist in den Fall gekommen, ihnen Tribut zahlen zu müssen. Wie er selbst einmal ausspricht, durch die Verfolgung der Ungläubigen geängstigt, würde er die Hülfe jedes Königs, wie derselbe auch sonst beschaffen sei, annehmen. Trotz seiner Annäherung an Karl war doch ein vorläufiges Einverständnis nicht getroffen worden; eine Reichsversammlung, die zu Ravenna gehalten wurde, trug zu einem solchen nichts bei. Johann sagt: er habe dort nichts ausgerichtet; die fränkischen Annalen berichten nicht einmal seine Anwesenheit daselbst.

Obwohl in dem oberen und mittleren Italien anerkannt, hatte Karl doch zwei Nebenbuhler zu fürchten. Der eine war der oftgenannte Graf Boso von Vienne, der zum Könige von Niederburgund gekrönt worden war, und noch immer nach der Kaiserkrone zu streben schien. Karl machte gemeinschaftliche Sache mit den beiden westfränkischen Königen; sie suchten Boso in seine alte Unterordnung zurückzuführen. Die drei Karolinger griffen ihn in Vienne an, aber seine Krone vermochten sie ihm nicht wieder zu entreißen. Karl selbst scheint sich damit begnügt zu haben, daß Boso auf Italien Verzicht leistete. Nur so läßt sich seine plötzliche Entfernung von jener Belagerung erklären.

Nicht weniger gab es zu denken, daß Papst Johann mit Kaiser Basilius in Beziehung stand. Die Griechen waren damals zur See sehr mächtig und eine Allianz zwischen ihnen und Papst Johann würde das ganze System des Orients und Occidents erschüttert haben. Dahin aber konnte Karl es nicht kommen lassen wollen. Noch einmal suchte Papst Johann die Hülfeleistung

Karls auf das dringendste nach: denn von den Saracenen nicht allein, sondern auch von anderen Feinden werde er in steter Gefahr gehalten; er könne sich nicht außerhalb der Mauern von Rom blicken lassen. Karl verwies ihn an den Herzog von Spoleto, der sich zu der kaiserlichen Partei hielt, aber eben darum selbst von dem Papst als sein Feind betrachtet wurde.

Wenn man die verschiedenen Momente, die hier zusammengreifen, überlegt, so stellt sich trotz der unzureichenden Nachrichten doch eine in sich selbst bedeutende Kombination vor die Augen. Papst Johann wurde inne, daß er ohne einen Kaiser sich nicht verteidigen könne; er gab demselben die bündigsten Versicherungen, daß er weder mit den Griechen noch auch mit Boso in einer auf das Kaisertum bezüglichen Allianz stehe. Das war aber für Karl einleuchtend, daß eben hierdurch das Unternehmen gegen Boso scheiterte. Die Befestigung Bosos gegen die westfränkischen Könige und die Erwerbung der Kaiserkrone durch den ostfränkischen Karolinger werden Hand in Hand gegangen sein. In Karls Umgebung befand sich ein Mann von vollendeter diplomatischer Gewandtheit, Liutward, ein geborener Schwabe, damals Bischof von Vercelli; der hat sich nun nach Rom begeben, um die Schwierigkeiten zu heben, welche der Papst machen konnte. Johann VIII. fürchtete noch immer den Kaiser, den er herbeirief. Liutward hat ihm Versprechungen gemacht, wie er sie wünschte. Zu einer Vereinbarung ist es nicht gekommen, aber der Weg war geebnet. Karl konnte sich zur Kaiserkrönung nach Rom begeben.

Im Februar 881 zog Karl mit seinen Schwaben und Franken, denen sich eine große Anzahl italienischer Machtgenossen angeschlossen hatte, in Rom ein, von den Großen wurde er mit Freuden bewillkommt. Der Papst setzte ihm die Krone auf, die im Schatze des heiligen Petrus aufbewahrt wurde; der schwäbische Fürst wurde als Imperator Augustus begrüßt; auch Richarda, seine Gemahlin, ist gekrönt worden.

Es war die nächste Kaiserkrönung nach der Karls des Kahlen; sie erfolgte aber im entgegengesetzten Sinne. Karl repräsentierte die Familie, welche sich die Nachfolge Kaiser Ludwigs II. nach einer Art Erbrecht zuschrieb, auf deren Ausschließung Johann VIII. ein neues politisches System zu gründen gedacht hatte.

Karl III. — so werden wir ihn weiter bezeichnen — trat damit in den Zenith seines Ansehens in der Welt. Er wird als der würdige Nachfolger der früheren Kaiser gefeiert; man sagte selbst, er sei Karl dem Großen an Weisheit und Kriegserfolgen gleichgekommen und habe ihn durch die Ruhe und den Frieden, den er herstellte, selbst übertroffen. Eine offenbare Übertreibung, die nur von dem Eindruck eines glücklichen Momentes herrühren kann.

Der Schutz eines Kaisers war für den Papst unentbehrlich. Noch einmal hat Johann sein Hülfsgesuch an den Kaiser erneuert. Besonders fleht er um Hülfe gegen die Saracenen, er bittet um ein Heer und einen geeig-

neten Führer: „Gewährt mir Hülfe, damit die feindlichen Nationen nicht fragen: wo ist ihr Kaiser?"

Ein sehr bezeichnendes Wort, aus welchem sich ergiebt, daß die lateinische Christenheit als ein Ganzes betrachtet wurde, das einen mächtigen Kaiser voraussetzte. In Wahrheit war doch Karl III. weit entfernt, einer so umfassenden Aufgabe gewachsen zu sein. Es erschreckte ihn fast, daß die Griechen Meister der Adria waren und den Papst zur See wirklich in Schutz nahmen. Gegen die Saracenen konnte er zu Lande um so weniger etwas ausrichten, da die mittelitalienischen Großen an der engeren Verbindung des Kaisers mit dem Papste schon wieder Anstoß nahmen. Der Herzog von Spoleto hat sich, statt an Kaiser und Papst festzuhalten, selbst mit den Saracenen in Verbindung gesetzt. Die kaiserliche Autorität war ihrer historischen Grundlage zum Trotz auf die momentanen Verhältnisse in Italien angewiesen.

Herr und Meister war Karl daselbst keineswegs geworden. Indem er aber noch mit den Verflechtungen der südlichen Länder beschäftigt war, rief ihn der Tod seines Bruders Ludwig nach den nördlichen ab. Auf Italien mußte das schon dadurch eine Rückwirkung haben, weil das Kaisertum, wie es von Ludwig II. auf Karl III. gekommen, nun nicht mehr durch dessen Anwesenheit im Lande repräsentiert und dadurch verstärkt wurde. Karl III. wurde durch den Todesfall seines Bruders keineswegs Inhaber der höchsten Gewalt in dem gesamten karolingischen Reiche, aber alle Landschaften, die der zweiten Linie seines Hauses angehört hatten, waren ihm damit zugefallen.

Auch diese waren an sich kaum zusammenzuhalten. Infolge der erlittenen Unfälle waren die slavischen Grenzvölker in allgemeine Bewegung geraten. Eine Unabhängigkeit, wie sie das großmährische Reich damals gewann, zu brechen, konnte Karl nicht unternehmen; er ließ diese Marken zunächst in der Hand seines Neffen Arnulf, dem sie von Karlmann übertragen worden waren. Eine andere Obliegenheit aber stellte sich ihm dar, der er seine ganze Aufmerksamkeit widmen mußte; sie erwuchs aus der Ausdehnung der Macht der Normannen, welcher Ludwig der Jüngere keine Grenzen hatte setzen können; sie mußten zurückgedrängt werden, wenn das ostfränkische Reich bestehen sollte. Im Mai 882 hielt Karl einen Reichstag zu Worms, wo sich die Vasallen des ostfränkischen Reiches sammelten und darüber in Beratung traten, wie man das Land von der Gewalt der Normannen befreien könne. Im Einverständnis mit den Fürsten rief dann der Kaiser die streitbaren Mannschaften zusammen, um das große Unternehmen ins Werk zu setzen. Es blieb nicht ohne Wirkung, daß es einen gekrönten Kaiser gab, der nun wieder in Germanien erschien. Die Annalen sind voll davon, mit welchem Eifer man seinem Aufgebot gefolgt ist.

Einen eigentümlichen Charakter gab es dem Heere, daß auch Lombarden, welche den Kaiser über die Alpen begleitet hatten, an dem Zuge Anteil nahmen. Die Hauptfeste der Normannen war, wie erwähnt, Aschloh, von

wo das Land weit und breit verwüstet wurde; nur die Kostbarkeiten der Kirchen konnte man in Sicherheit bringen. Die Absicht war, vor allem diesen Platz dem Feinde zu entreißen. Es giebt eine Erzählung, nach welcher, indem das tapfere Heer sich anschickte, denselben zu zerstören, der Kaiser durch verräterische Ratschläge bewogen wurde, davon abzustehen und friedlicheren Eröffnungen sein Ohr zu leihen. Möglich, daß eine Unterbrechung der militärischen Thätigkeit auch durch ansteckende Krankheiten veranlaßt worden ist, welche im heißen Sommer infolge der Vernachlässigung der Gefallenen ausbrachen. Überdies aber, wenn der Kaiser auf Unterhandlungen mit den Normannen einging, so war der Vorgang doch nicht so außerordentlich wie er erschien. Er hat ein Vorbild in dem früheren Verfahren Kaiser Ludwigs I. und Lothars, sowie selbst in der Abkunft Karls des Kahlen mit dem Seekönige Weland; es war auch vor kurzem — wir werden darauf zurückkommen — in England befolgt worden.

Die eingeschlossenen Normannen, die ihren Ruin vor Augen sahen, boten den Belagerern an, ihnen ihre Veste einzuräumen und zugleich die christliche Religion anzunehmen. Ihr Führer Gottfrid wünschte in die Stellung des Königs Rorich einzutreten. Er kam persönlich, durch kaiserliche Geiseln gesichert, aus der Burg heraus und empfing die Taufe. Der Kaiser, der die Waffen gegen die Normannen auch deshalb ergriffen hatte, weil sie Ungläubige waren, erklärte sich dadurch befriedigt, daß sie das Christentum annahmen. Aber darum war die Ankunft des Kaisers nicht so freudig begrüßt worden. Das Kriegsheer, das in den Normannen die Landesfeinde sah, und nichts anderes als einen blutigen, aber siegreichen Kampf erwartet hatte, war sehr mißvergnügt, als es zu einem solchen nicht kam. Die Unthätigkeit des Kaisers wurde von Verrat und Feigheit hergeleitet. Sein Verhalten wurde auch durch die Rücksicht auf die alte Stellung der Vorfahren Gottfrids motiviert. Karl gab sein Wort dazu, daß Gottfrid sich mit der Tochter Lothars II., Gisla, vermählte. Aber indem er das bewilligte, begründete er doch nur ein noch zweifelhafteres Verhältnis, als das frühere, so daß ähnliche Folgen daraus entsprangen, wie sie mit jener Überlieferung von Duurstede verbunden waren.

Und ein wirklicher Friede war damit nicht hergestellt: ein fortwährender kleiner Krieg entspann sich, in welchem unter den Deutschen ein Mann hervortrat, der in der Verwickelung dieser Ereignisse nicht vergessen werden darf, Graf Heinrich, ein Bruder des Markgrafen Poppo, der die Sorben in Zaum hielt. Heinrich verstand es, die räuberischen Scharen zurückzuwerfen, sie in ihren Burgen aufzusuchen und zu isolieren, diese zu erobern und anderweitig zu befestigen.

Auf diese Weise am Niederrhein einigermaßen gesichert, wandte sich Kaiser Karl im Frühjahr des Jahres 883 nochmals nach Italien, wo er das unvollendet gebliebene Werk der allgemeinen Pacifikation wieder aufnahm. Papst Johann VIII. war indes gestorben (15. Dezember 882); dessen Nach-

folger Marinus I. (882—884) hielt sich an den Kaiser. Sie hatten einen gemeinschaftlichen Gegner an dem Herzog von Spoleto. Erst vor kurzem waren Spoleto und Camerino wieder vereinigt worden. Wido II. hatte Camerino, sein ursprüngliches Erbteil, mit Spoleto, das durch den Tod seines Neffen an ihn fiel, vereinigt. Schon immer hatte er eine feindselige Haltung gegen den Kirchenstaat inne gehalten; er war demselben doppelt beschwerlich, da er nun in den Besitz der beiden Herzogtümer gelangt war; nach allen Seiten stellte er sich selbständig auf. Es wird ausdrücklich versichert, daß er mit Konstantinopel in enger Beziehung stand, Gesandtschaften dahin abschickte und solche von dorther empfing. Auch mit den Saracenen in Sepinum schloß er einen Frieden, der als Einverständnis betrachtet wurde. Wie der Papst, so sah auch der Kaiser seinen Feind in Wido und als es ihm glückte, den Herzog in seine Hand zu bekommen, so ließ er ihn vor Gericht stellen; und die Meinung des über diese Dinge am besten unterrichteten Zeitgenossen ist, daß das Verfahren zu einem Todesurteil geführt haben und dessen Vollstreckung erfolgt sein würde, wenn es dem geschickten Parteihaupt nicht gelungen wäre, seiner Haft zu entkommen. Der Kaiser entsetzte ihn seiner Lehen, was doch so viel bedeutet, daß er die Partei bedrohte, durch welche Ludwig, Karlmann und er selbst anfangs unterstützt worden waren. Auch anderen Großen widerfuhr dieses Schicksal; altererbter Besitz wurde an Leute von untergeordneter Herkunft verteilt, so daß die Landschaften, die dabei beteiligt waren, in große Aufregung gerieten und zu einer Art Empörung schritten. Karl, der sich mit den Kräften, die um ihn waren, sie zu überwältigen nicht getraute, begab sich noch vor Eintritt des Winters nach Deutschland zurück, um mit der Macht des Reiches in kurzem über die Alpen zurückzukehren. In diese Verflechtung der Angelegenheiten, namentlich auch mit dem griechischen Reiche gehört es, daß Karl mit den Venezianern ein Abkommen traf, durch welches er ihre Verbindung mit dem Abendlande sicherte. Er erneuerte die alten unter seinem Urgroßvater abgeschlossenen Verträge mit denselben: er bestätigte ihnen alle ihre Besitzungen in den Grenzen seines Reiches, gewährte ihnen Handelsfreiheit und vereinigte sich mit ihnen zu gemeinschaftlicher Bekämpfung der Seeräuber im Adriatischen Meere.

Aber eine bei weitem schwierigere Pacifikation lag ihm ob, wenn er sich wieder gegen Italien wenden wollte.

Die politische Situation des Reiches bringt es so mit sich, daß der Kaiser nach den verschiedenen Seiten hin Feinde findet, mit denen er sich auseinandersetzen muß. Von Italien wendet sich Karl gegen die Normannen, von den Normannen wieder nach Italien. Da war ihm denn nichts widerwärtiger, als die unabhängige Machtstellung des großmährischen Reiches. Dieses Reich konnte an sich als ein Vorland des Occidents betrachtet werden. Seine Grundlage war Mähren, das damals auch die Slovakei umfaßte; von da dehnte es sich bis an die Theiß aus, wo es mit den Bulgaren zusammenstieß; auf der anderen Seite bis an die Weichsel, die Grenze der Polen;

Böhmen hatte sich den Mähren angeschlossen, was auf die Sorben im Erzgebirge zurückwirkte.

Das großmährische Reich war jedoch entfernt davon, sich dem occidentalen Kaisertum unbedingt anzuschließen. Seine definitive Bekehrung zum Christentum war nicht von Rom, sondern von Konstantinopel ausgegangen. Um so fester war infolge dessen der Widerstand, den es den Streitkräften entgegensetzte, durch welche es, namentlich von Bayern aus wiederholt bedrängt wurde.

Karlmann hatte bald im Verein mit seinem Vater, bald im Gegensatz zu demselben, von der karanthanischen Mark her den Kampf mit den Mähren geführt. Durch ihre inneren Entzweiungen begünstigt, unterwarf er sie. Die Brüder Wilhelm und Engelschalk wurden als Grafen in jenen Marken eingesetzt. Allein der mährische Fürst Swatopluk, der sich zu Karlmann gehalten hatte, fiel von ihm ab und veranlaßte neue Unruhen, bei welchen auch jene Grafen getötet wurden. Im Jahre 873 erfolgte ein Friedensschluß. Die Germanen leisteten Verzicht auf die Herrschaft über die Mähren, aber sie behaupteten die Ostmark.

Der Sohn Karlmanns, Arnulf, besaß die Mark Pannonien und Kärnthen, die ihm auch bei dem Tode seines Vaters selbständig überlassen wurden. Nun aber brach zwischen den heranwachsenden Söhnen Engelschalks und Wilhelms und dem von seiten des deutschen Reiches eingesetzten Grafen Aribo eine Fehde aus, in welcher jene, durch Swatopluk bedrängt, ihre Zuflucht zu Arnulf nahmen. Swatopluk verwüstete hierauf Pannonien mit einer, wie der Ausdruck lautet, wölfischen Wut. Es war ein offener Krieg des großmährischen Reiches und des occidentalen Imperiums, dem Karl notwendig ein Ziel setzen mußte, wenn er freie Hand gegen Italien behalten wollte. Er hielt es daher für notwendig, zur Ausführung seines Zuges Mähren zu pacifizieren; er nahm die Huldigung Swatopluks an, gegen das Versprechen, bei seinen, des Kaisers, Lebzeiten niemals wieder in das Reich einzufallen. Es war ein Friedensschluß, wie Karl sie in dem Gedränge der verschiedenartigen Feindseligkeiten einzugehen sich gewöhnt. Sie waren niemals definitiv, sondern immer darauf berechnet, der Entfaltung der Macht nach der anderen Seite hin keine Schranken zu setzen.

Von Königstätten, wo der Vertrag mit Swatopluk im Spätjahr 884 abgeschlossen war, begab sich Karl unmittelbar nach Italien, er feierte Weihnachten zu Pavia. Da hatte es dann keine besondere Schwierigkeit, daß Wido von Spoleto die Gnade des Kaisers nachsuchte, denn nur auf eine Befestigung seiner Stellung waren seine bisherigen Schritte berechnet gewesen; und auch der Kaiser konnte nicht an einen Krieg denken, der ihn mit Griechen und Saracenen in neue Mißhelligkeiten verwickelt haben würde. So geschah es, daß Wido in Pavia dem Kaiser gleichsam einen Reinigungseid leistete; er schwur ihm, ein Majestätsverbrechen überhaupt nicht begangen zu haben. Hierauf nahm ihn der Kaiser in seine Huld und Gnade wieder auf.

Es lag ihm daran, auch die Bundesgenossen Widos, deren Lehen er angefochten hatte, wieder zu beruhigen. Man darf hieraus wohl einen Vorteil der Selbständigkeit der italienischen Großen erblicken, wie sie einen solchen schon unter Ludwig II. davon getragen hatten. Die lokalen Mächte behielten auch gegen Karl III. im ganzen das Übergewicht. Dem Kaiser wurde es um so leichter, das geschehen zu lassen, als Wido und dessen Freunde zu seinen ursprünglichen Anhängern gehörten. Der nach Marinus' Tode eingetretene Papst Hadrian III. scheint hierüber dem Kaiser nicht entfremdet worden zu sein. In dieser pacifikatorischen Thätigkeit begriffen, erhielt Karl III. die unerwartete Einladung der Westfranken, sich als ihr König an ihre Spitze zu stellen. Das vornehmste Motiv dazu waren die seit dem letzten Zuge des Kaisers gegen die Normannen eingetretenen Zwischenfälle.

Gottfrid hatte sich durch seine Vermählung veranlaßt gesehen, mit Hugo, dem Sohne der Waldraba, in die engste Verbindung zu treten. Sie faßten die Absicht, Lotharingien wiederherzustellen und es miteinander zu teilen. Graf Heinrich, der fortwährend den kleinen Krieg gegen die Normannen geführt hatte, machte dieser Gefahr durch eine offenbare, auch in diesen Zeiten ungewöhnliche Gewaltthätigkeit ein Ende: indem er ein Zwiegespräch mit Gottfrid herbeiführte, entspann sich ein wilder Streit zwischen Anklage und Verantwortung, und eine Thätlichkeit brach aus, in welcher Gottfrid seinen Untergang fand. Auch Hugo fiel in die Hände der Kaiserlichen. Es scheint wirklich Graf Heinrich gewesen zu sein, welcher den Rat gab, den Ansprüchen desselben dadurch ein Ende zu machen, daß man ihn blendete. Nur so schien es möglich, Lotharingien in Unterwerfung unter den als legitim anerkannten Karolingerstamm zu behaupten.

Es leuchtet ein, daß der Sturz Hugos und Gottfrids dem ostfränkischen wie dem westfränkischen Reiche zu gute kam; zugleich aber konnte er nur dazu dienen, die Feindseligkeiten der Normannen, die sich über beide Reiche erstreckten, wieder anzufachen. Ohne Vermutungen darüber zu wagen, wie sich die Einfälle derselben zu den gleichzeitigen Ereignissen in England verhalten, darf man an der Versicherung des bestunterrichteten Chronisten, des Mönches von St. Vaast, festhalten, daß die Normannen durch die berührten Entzweiungen veranlaßt worden sind, sich nach dem Kontinent zurückzuwenden. Durch eine unerwartete Verwickelung geschah es nun, daß besonders das westliche Francien davon betroffen wurde, so daß sie sich nach der Seine und gegen Paris wendeten. Der Geschichtsforscher wird selbst zweifelhaft, wenn er Ansichten, die den bisherigen so ganz widerstreben, aufstellt; aber er kann sie nicht zurückweisen, insofern sie aus den einzig beglaubigten Überlieferungen entspringen.

In Westfrancien hatte die Verwüstung sich ins unerträgliche gesteigert. Auf allen Straßen und Wegen sah man Ermordete. Die Kirchen wurden zerstört, so daß auf einem westfränkischen Reichstag der Beschluß gefaßt wurde, irgend einen Austrag zu suchen, um diesem Greuel ein Ende zu

machen. Die vornehmste Station der Normannen war damals Amiens. Ein geborener Däne, welcher Christ geworden war, Sigfrid, wurde zu seinen alten Landsleuten geschickt, und brachte endlich eine Übereinkunft zu stande, daß ihnen 12000 Pfund reines Silber gezahlt würden, sie aber dann versprechen sollten, zwölf Jahre lang von dem westlichen Frankenreiche fernzubleiben. Da es während der hierauf eintretenden Ruhe doch nicht an Feindseligkeiten fehlte, so faßten die Westfranken den Beschluß, den Normannen mit aller Gewalt zu Leibe zu gehen, sobald sie die von ihnen versprochene Waffenruhe brechen würden. Westfranken und Dänen standen dergestalt zu Krieg und Frieden bereit einander gegenüber. In der That rückten den eingegangenen Bedingungen gemäß die Dänen nach der Küste hin ab, um ihre Zusage zu erfüllen. Hier aber wurden sie insoweit anderen Sinnes, als nur ein Teil von ihnen in See ging, ein anderer sich auf die lotharingischen Gebiete warf und Löwen einnahm.

Damals nun war der ältere Sohn Ludwigs des Stammlers, dem das deutsche Ludwigslied gegolten, mit Tode abgegangen; jetzt starb auch sein jüngerer Bruder Karlmann, unter welchem jener Vertrag abgeschlossen war, unerwartet infolge einer Verwundung, die er auf einer Jagd zufällig erhielt. Da nun haben die Westfranken, die in dem zweifelhaften Verhältnis nicht ohne Führer bleiben konnten, beschlossen, den Kaiser Karl III. als ihren König anzuerkennen.

Das war das Ziel, nach dem einst Ludwig der Jüngere gestrebt hatte. Und wie oft hatten die Westfranken sich nach der Hülfe der Ostfranken umgesehen; von Hinkmar selbst war einmal diese Auskunft als wünschenswert anempfohlen worden. Dem jüngeren Bruder Ludwigs, dem Kaiser Karl, dem damaligen Oberhaupte der zweiten Linie der Karolinger, wurde nun der westfränkische Thron in aller Form angeboten. Mit Freude und Stolz nahm er dies Anerbieten an. In Ponthion leisteten ihm die westfränkischen Großen ihre Huldigung, nicht viel anders, als sie einst zu Karl dem Großen nach dem Tode von dessen Bruder übergegangen waren. Noch einmal trat in dem Reiche die provinziale Absonderung vor der Idee der Einheit zurück.

Für Kaiser Karl III. ein Ereignis, wie es ihm in den Träumen seiner Jugend vorgeschwebt hatte; er war wieder das allgemein anerkannte Oberhaupt des Frankenreiches. Aber diese Veränderung der Situation brachte den Westfranken, die Hülfe von derselben erwarteten, vielmehr selbst eine neue Gefahr.

Die Normannen-Dänen hatten einen Teil ihrer Macht nach Lotharingien gewendet; der Kaiser konnte nicht anders, als alle Kräfte, über die er gebot, gegen Löwen zu richten, wo sie sich aufgestellt hatten. Dazu bot er aber nicht allein seine ostfränkischen Unterthanen auf, sondern auch die westfränkischen, die jetzt zu ihm übergetreten waren. Die Unternehmung hatte jedoch nicht den Erfolg, den man erwartete. Die Dänen wehrten sich auf das tapferste; dabei aber richtete sich ihr Widerwille nicht sowohl gegen die alten

Unterthanen des Kaisers, als gegen die Westfranken: sie nahmen den größten Anstoß daran, daß diese mit Kaiser Karl gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. Sie haben nicht eigentlich gesagt, nach dem Tode Karlmanns seien sie nicht an das gebunden, was mit ihm abgemacht war; sie gaben die Bundesbrüchigkeit eher den Westfranken Schuld, welche mit dem Kaiser gegen sie gezogen waren.

Sobald nun der Angriff der westlichen und östlichen Franken auf Löwen gescheitert war, schlugen die Normannen den Weg nach der Seine ein. Gewöhnlich wird berichtet, von seiten der Normannen sei ein neuer Angriff von der Seeseite her unternommen worden. Ich folge dem einfachsten Bericht des oft angeführten Chronisten, welcher davon nichts weiß, und nehme an, daß die Dänen sich zu Land durch den Hennegau nach der Seine gezogen haben. Hier erscheinen sie plötzlich ohne Schiffe; sie bemächtigen sich der auf der Seine liegenden fränkischen Fahrzeuge, um über den Fluß zu gehen.

Aber die Westfranken, ihres Beschlusses, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, eingedenk, sammeln alle Streitkräfte, die in Neustrien und Burgund vorhanden sind und rücken gegen die Dänen heran in dem Vertrauen, dieselben zu überwältigen. Sie müssen jedoch erleben, daß ihr vornehmster Anführer, Herzog Ragnold von Maine, fällt. Zwar sind es nur wenige Leute, welche mit ihm umkommen; aber die übrigen verlieren ihre Zuversicht und ziehen sich zurück.

Nochmals setzen sich andere Frankenhaufen den Dänen bei Pontoise entgegen: sie errichten daselbst ein Kastell, um dem Feinde den Weg zu versperren. Dahin wendet sich nun der Anführer der Dänen: sie werden der fränkischen Burg Meister, indem sie ihr das Trinkwasser abschneiden. Die Franken bedingen sich nur freien Abzug aus, die Burg überlassen sie den Dänen, die dann nicht säumen, dieselbe in Brand zu stecken. Aber ihre Raubsucht und Rachbegierde ist damit nicht befriedigt: sie wenden sich jetzt, wahrscheinlich verstärkt durch die bei ihrem Angriff auf Kent zurückgewiesenen dänischen Heerhaufen, die dann in die Seine hereingefahren zu sein scheinen, gegen die große Hauptstadt, die schon damals als einer der vornehmsten Mittelpunkte des gesamten westlichen Europa angesehen wurde. Für das karolingische Reich war es eine Lebensfrage, ob Paris von den Dänen eingenommen werden oder sich nochmals gegen dieselben werde behaupten können. Auch aus diesem Gesichtspunkte ist es nicht sowohl erlaubt als geboten, dem Ereignis eine kurze Erörterung zu widmen.

In Paris hatte man Vorbereitungen zur Gegenwehr getroffen. Man hatte eine Verschanzung errichtet, die in den Erzählungen schlechthin als der Thurm bezeichnet wird; doch war sie nicht vollendet, als die Dänen zum Angriff heranstürmten. Die Franken setzten sich herzhaft zur Wehr. Man schlug den ganzen Tag, von früh bis abend; als die Nacht eintrat, kehrten die Dänen zu den Schiffen zurück; die Franken benutzten die Nacht, um ihre Verschanzungen zu befestigen. Besonders eifrig wirkten hiebei nach alter

karolingischer Sitte der Bischof Gauzlin und der Graf Odo zusammen. Denn das war die vorwaltende altkarolingische Idee, die Religion, besonders die Kirchen, in denen die Reliquien verwahrt wurden, und die Mauern der Städte zugleich zu verteidigen. Als die Dänen am anderen Tage ihren Angriff erneuerten, fanden sie verdoppelten Widerstand. Man stritt abermals bis zum Abend: die Dänen zogen sich wieder nach ihren Schiffen zurück.

Die Absicht, Stadt und Land einzunehmen, gaben sie aber keineswegs auf. Sie errichteten auch ihrerseits eine Befestigung, um von da aus ihre Angriffe methodischer ausführen zu können. Man schlug sich mit wetteifernder Tapferkeit einige Wochen lang. Die Verschanzungen, die durch eine Brücke mit der Stadt verbunden waren, wurden von derselben aus unterstützt und erfrischt. Da aber eine heftige Flut die Brücke zerriß, erneuerten die Dänen nun ihren Anfall mit verdoppelter Heftigkeit und Wut. Zwar hatte der Bischof die Besatzung durch die kriegsgeübtesten und tapfersten Männer verstärkt, allein abgeschnitten, wie sie war, vermochte sie nicht den Feind abzuwehren und ging zu Grunde. Auf den Mauern der Stadt sah man den Bischof und das Volk; sie konnten jedoch nur den Untergang ihrer Freunde bejammern, nicht ihn verhindern. Die Verschanzung wurde endlich genommen; man fand nur die gräßlich verstümmelten Leichen der Verteidiger.

In diesem Moment, in welchem man einen unmittelbaren Angriff auf die Stadt erwartete, behielt der Bischof noch so viel Besinnung, daß er an den mit den kaiserlichen Truppen nicht allzufern stehenden Markgrafen Heinrich eine Sendung um Hülfe ergehen ließ, der dieser auch wirklich folgte, ohne jedoch etwas entscheidendes ausrichten oder auch nur unternehmen zu können. Gauzlin hoffte noch mehr durch Verhandlungen mit dem Dänenführer Sigfrid zu erreichen, allein noch ehe das gelungen war, erlag der Bischof einer Krankheit. Unter dem Rufe „der Bischof ist tot“ wandten die Dänen ihre Waffen gegen die Stadt. Aber durch den großen Unfall war doch das Volk von Paris in den täglichen Scharmützeln nicht entmutigt. Die größte Gefahr lag darin, daß die Normannen der Stadt die Zufuhr abschnitten. In dieser Bedrängnis hat Odo den Hülferuf des Bischofs erneuert. Der wackere Kriegsmann gewann es über sich, die Stadt insgeheim zu verlassen, um dem Kaiser die bestimmte Kunde zugehen zu lassen, daß Paris in die Hände der Feinde fallen werde, wenn er nicht zu Hülfe komme. Dann kehrte Odo zurück, nicht ohne sich durch eine Schar von Feinden einen Weg mit den Waffen bahnen zu müssen. Das Volk vermißte ihn schon und empfing ihn mit Jubel.

Die Belagerung und Verteidigung wurden nun mit gleicher Anstrengung fortgesetzt. Tausende sind dabei erlegen, aber das Volk, welches an seinem Glauben festhielt, das für Gott und seine Kirche stritt, verteidigte sich auf das hartnäckigste. So hat die Stadt acht Monate hindurch Widerstand geleistet. Lange jedoch konnte das nicht mehr fortdauern, da die Lebensmittel beinahe erschöpft waren.

Und unterdessen war der erneuerte Hülferuf Odos bis zu dem Kaiser gedrungen, der damals in seinen pacifikatorischen Handlungen in Italien soweit gediehen war, daß er es wieder verlassen konnte; ungesäumt machte er sich auf, um dem Hülferuf zu entsprechen. Im Juli finden wir ihn in Metz, im August in Attigny, im September in Quiercy, von wo er die Kräfte des Reiches gegen Paris führte, das er für die Hauptstadt seines Reiches hielt, um sie zu retten. Der Anfang seines Unternehmens war jedoch sehr unglücklich.

Die Vorhut führte auch diesmal der Markgraf Heinrich, auf welchen als den bewährtesten sich alle Augen richteten. Er war aber zu keck einer so geübten Mannschaft gegenüber, wie die dänische. Als er an die Verschanzungen derselben heranritt, nicht um zu schlagen, sondern nur um zu rekognoszieren, fand er den Tod. Wie es scheint, stürzte sein Pferd in eine der Gruben, welche die Normannen aufgeworfen und mit Rasen bedeckt hatten, wie es einst im Thüringerkriege geschehen war. Als er gestürzt war, sprangen die Normannen aus ihrem Versteck hervor und machten seinem Leben ein Ende.

Man kann den Eindruck ermessen, den dieser unersetzliche Verlust auf den Kaiser hervorbrachte, allein er ward dadurch nicht abgehalten, mit seiner Macht gegen Paris vorzurücken. Die Dänen wurden genötigt, die Verschanzungen, die ihm im Wege lagen, zu räumen und sich auf das linke Ufer der Seine zurückzuziehen. Der Kaiser drang bis an die Stadt vor, er soll sein Lager am Mont Martre aufgeschlagen haben. Der Bericht, dem wir folgen, sagt nur, er habe Hülfstruppen in die Stadt geworfen. Dem Kaiser Karl III., der kein Kriegsheld war, läßt sich doch die Ehre nicht abstreiten, daß er der Stadt Paris zu Hülfe gekommen ist und sie entsetzt hat. Es ist die letzte Handlung eines karolingischen Kaisers von unzweifelhafter Berechtigung. Aber mit dem normannisch-dänischen Heere zu schlagen war er um so weniger gesonnen, da der Winter bevorstand. Die Unterhandlungen mit den Feinden wurden wieder aufgenommen; der Kaiser bewilligte ihnen einen Preis für ihren Abzug und verstattete ihnen eine Einlagerung in Burgund.

Schon damals fand diese Auskunft den schärfsten Tadel. Dem Kaiser ging es in Paris wie bei Aschloh. Seine Handlungen brachten ihm keine Ehre, sie zogen ihm vielmehr Schimpf zu: man vermißte eben eine scharfe Züchtigung seiner Feinde. Das kann jedoch den lange Nachlebenden nicht hindern, die Bedeutung seiner Handlungen zu würdigen. Bei Aschloh hat er die Konfinien von Lotharingien und Germanien von einer unmittelbaren Gefahr befreit; ein nicht geringerer Erfolg ist es, daß er Paris vor dem Untergang rettete.

Aber damit hat er den Angriffen der Normannen allerdings hier so wenig ein Ende gemacht wie dort; wie er einst eine Abkunft mit den Großmähren geschlossen hatte, um nach Italien gehen zu können, dann in Italien den vornehmsten Gegner Wido von Spoleto wieder zu Gnaden annahm, um nur nicht von den Saracenen übermannt zu werden. Das eigentliche Ziel

erreichte er nirgends; aber er behauptete das Ansehen und den Bestand des Kaisertums im allgemeinen.

Wie tief die Idee des Reiches und seiner Einheit Wurzel geschlagen, wie sehr sie sich aller Gemüter bemächtigt hatte, sieht man besonders an den Successen Kaiser Karls III., dem sich von den drei Teilen, Italien, Ostfrancien und Westfrancien, einer nach dem anderen unterwarf, weil es der Lauf der Dinge so mit sich brachte; jedoch war diese Pacifikation keineswegs festgegründet. Daß er sich immer persönlicher Beihülfe, die dann das beste that, bediente, ließ in der Nation das Mitgefühl, worauf doch die Autorität eines Kaisers größtenteils beruht, nicht aufkommen, noch in den Großen die Ehrfurcht, die ein wesentliches Moment in ihrer Subordination bildet.

Wenn man den Lebenslauf Karls III. begleitet, so hat man das Gefühl, wie wenn man auf einer mittleren Höhe, die mit mancherlei Annehmlichkeiten ausgestattet ist, wandelnd, plötzlich an einen Abgrund versetzt wird, der das Gemüt mit Befremden erfüllt. Seines besten Kriegsmannes, des Grafen Heinrich, war Karl bei Paris beraubt worden. Nachdem er jetzt nach dem Elsaß zurückgekommen war, erhob sich in Deutschland ein Sturm gegen den Bischof Liutward, der noch bei weitem mehr als Bernhard von Septimanien ein Vorbild despotischer Minister späterer Zeiten geworden ist.

Ein Landsmann Karls III., hatte er ihm während seiner ganzen Regierung als Kanzler und Erzkaplan zur Seite gestanden. Einer der Chronisten macht die Bemerkung, er sei dem im Buche Esther erwähnten Haman, dem Rate des Königs Ahasverus, noch überlegen gewesen; denn Haman werde nur als der zweite im Reiche bezeichnet, Liutward habe aber noch mehr Macht besessen und Verehrung genossen, als Kaiser Karl selbst. Von Liutward selbst schreibt sich, wie man auch ohne ausdrückliches Zeugnis unbedenklich annehmen darf, die Politik des Kaisers her, welche mehr auf diplomatischen Verbindungen, als auf unbedingter Ausübung der Macht fußte. Liutward selbst beging Eigenmächtigkeiten, welche die angesehensten Mitglieder des Hofes gegen ihn aufregten; die Verheiratung reicher Erbinnen an seine Verwandten niederer Herkunft konnten sie ihm nicht verzeihen. In allen Zeiten haben Stellungen dieser Art Eifersucht und Haß erregt.

In Kaiser Karl III. drängten besonders die schwäbischen Herren, den Mann zu entfernen, der sie in seinem Namen beherrschte. Sogar einen ketzerischen Irrtum in Bezug auf die Persönlichkeit des Gottmenschen gab man ihm Schuld. Erzbischof Liutbert von Mainz, Erzkaplan Ludwigs des Jüngeren, seitdem aber seiner Wirksamkeit enthoben, bildete eine Partei zum Sturze Liutwards und nötigte den von einem Schlaganfall gelähmten Kaiser, denselben zu entlassen. Karl III. war schon in seiner Jugend von geistigem und körperlichem Unwohlsein heimgesucht worden. Jetzt warf ihn dieselbe Krankheit nieder, der sein älterer Bruder erlegen war. Auch seine Gemahlin Richarda wußte man durch gehässige Anklagen von ihm zu trennen. Der Mann, der die drei Reiche regierte und kaiserliche Pflichten erfüllen sollte,

wurde auf sein Krankenlager eingeschränkt. Sein Zustand, der keinen anderen Ausgang erwarten ließ, als einen frühen Tod, mußte um so mehr eine allgemeine Bewegung hervorrufen, da ihm kein Sohn lebte, der ihn hätte ersetzen können.

Neuntes Kapitel.

König und Kaiser Arnulf.

Niemals hat es einen Todesfall von umfassenderer Bedeutung gegeben, als den, welcher damals bevorstand. Das Großkönigtum und Kaisertum Karls des Großen waren wieder in Eine Hand zusammengefallen. Der Urenkel war dem Stifter an Umfang des Machtgebietes in der That zu vergleichen, aber freilich nicht an wirklicher Autorität innerhalb desselben: in alle Grenzen waren fremde Nationen eingedrungen, afrikanische Moslimen auf der einen, die nordischen Heiden auf der anderen Seite; an einer dritten, der niederen Donau hatte sich eine christliche Macht gebildet, die nach dem Orient hin gravitierte, der sich die slavischen Bevölkerungen überhaupt anschlossen. Hätte es verschiedene karolingische Fürstentümer gegeben, in Germanien, in Gallien und in Italien, so würde die von Karl dem Großen begründete Macht vielleicht in jedem besonders zur Geltung gekommen sein: das eine würde die Repression der Saracenen, das andere die Behauptung der Marken an der Donau und der Elbe, das dritte die Verjagung der Normannen von dem lotharingischen und westfränkischen Boden haben ausführen können; aber dahin hatten es die dynastisch-geistlichen Irrungen nicht kommen lassen. Die Bildungen der einzelnen Reiche waren von dem Ergebnis dieser Irrungen und dem Erbrecht ausgegangen: nicht etwa von Erwägungen der politischen Position, welche die Behauptung der Grenzen in ihrer Gesamtheit zum Zwecke gehabt hätten. Die späteren Karolinger sind nicht so verächtliche Persönlichkeiten, wie man sie darzustellen liebt. Der Sohn Lothars, Ludwig II. nicht allein, sondern auch die drei Söhne Ludwigs des Deutschen waren Männer von Verdienst und Thatkraft. Ludwig der Stammler und dessen Söhne sind nicht zu voller Ausbildung gelangt. Für die Gesamtmacht waren die Gegensätze der karolingischen Fürsten untereinander verderblich. Hauptsächlich durch diese waren die Normannen zu ihren Einbrüchen in die Gebiete der Maas und der Seine veranlaßt worden, aus denen sie dann nicht verjagt werden konnten. Die Thätigkeit Ludwigs II. war durch die geistlichen Konflikte gebrochen worden, zuletzt waren dann die drei großen Länder wieder unter Einen Herrn gekommen, der aber nicht fähig war, die centrale Macht zu entwickeln, welche zur Behauptung der

Grenzen erforderlich gewesen wäre. Vielmehr waren in dem Innern andere Selbständigkeiten erwacht, welche die Reichsgewalt in sich selbst beschränkten. Die Tendenz provinzieller Selbständigkeit gab sich allenthalben kund. Wie hätte sie sich nicht mit unwiderstehlicher Gewalt erheben sollen, sobald der Kaiser, unter dessen Autorität sie gestanden, nicht mehr war? Für die Lombarden war der Moment gekommen, der sie der Verpflichtung sich neutral zu halten überhob; die beiden Linien, in deren Mitte sie sich bewegt hatten, existierten nicht mehr. Wie hätten die westfränkischen Großen, durch welche Karl III. herbeigerufen war, in dem Falle, daß er mit dem Tode abging, sich nicht ihrer Selbständigkeit erinnern sollen? Aber in dem Mittelpunkt des Reiches trat über die Frage, wie der sterbende Kaiser zu ersetzen sein werde, die stärkste Bewegung ein: sie betraf die Fortsetzung des Reiches selbst. Man erlebte das sonderbare Schauspiel, daß bei Lebzeiten des Kaisers eine politische Bewegung entstand, die noch unter seinen Augen zu einem Resultat führte, das einer Absetzung gleichkam. Wir suchen uns ihre Motive zu vergegenwärtigen.

Karl III. selbst hatte die Absicht verraten, den Enkel Kaiser Ludwigs II., Sohn der Irmingarde, Ludwig, den er als Sohn annahm, zu seinem Nachfolger zu erklären. Allein in einer ganz anderen Richtung bewegten sich die Entwürfe der Oberhäupter in Deutschland selbst.

Noch aus der Blütezeit Karls III., der Zeit, in welcher er Kaiser geworden war, haben wir einen Bericht über den Stand des karolingischen Hauses. Man wünscht nichts mehr, als daß ein echter Karolinger der Ehe Karls mit Richarda entsprieße; denn das sei notwendig, um die räuberischen oder vielmehr tyrannischen Erhebungen, die sich überall regen, niederzuwerfen. Man will die Urheber derselben nicht nennen, kennt sie aber; sie werden sich unterwerfen oder, durch die Fortsetzer der höchsten Gewalt besiegt, in alle Winde zerstreut werden. Gegen sie bedarf man eines Fürsten, aber eines solchen, der ein Mann ist. Aus dem ganzen Geschlechte aber lebte nur ein thatkräftiger Mann, Arnulf von Kärnthen. Auf diesen richteten die Anhänger des karolingischen Hauses ihre Hoffnungen, wiewohl er nicht aus gesetzlicher Ehe entsprungen war. „Er lebt noch, und möge er leben, damit die Leuchte aus dem Hause des großen Ludwigs (der Autor meint Ludwig den Deutschen) nicht verlösche.“

Vergegenwärtigen wir uns die Lage, in welcher sich Arnulf befand. Er hat Karanthanien und Pannonien aus den Händen seines Vaters empfangen, war aber dadurch in die schwersten Verwickelungen mit den Großmähren geraten. Die Söhne Engelschalks, welche Swatopluk verfolgten, fanden Aufnahme und Rückhalt bei Arnulf. Swatopluk forderte ihn auf, die jungen Männer von seinem Hofe zu entfernen und ihm zugleich die eidliche Versicherung zu geben, daß er an den kurz vorher bei dem Einfall der Bulgaren zu Tage gekommenen Machinationen gegen seine Herrschaft und sein Leben keinen Anteil genommen habe. Da Arnulf weder auf das eine

noch das andere einging, so brach jener Krieg aus, in dem Swatopluk Pannonien verwüstete, und von dem wir bemerkten, daß Karl ihn unmöglich fortdauern lassen konnte; er machte demselben durch einen Frieden ein Ende, in welchem Swatopluk seine Unterwürfigkeit versicherte. Für die Weltstellung des Kaisers mochte dies notwendig sein, aber Arnulf fühlte sich dadurch schwer gekränkt, daß Karl seinen Gegner zu Gnaden annahm. Auf ähnliche Weise waren die Bayern dadurch aufgeregt, daß ihr Gegner Swatopluk immer mächtiger wurde.

Man hat damals erzählt, Liutward habe sich, als er aus der Nähe seines Kaisers verstoßen wurde, selbst zu Arnulf begeben und ihn aufgefordert, die Regierung zu ergreifen. Darin aber würde eine Wiederbefestigung des Regiments gelegen haben, gegen welches sich eine weitverzweigte Opposition regte, zu der Arnulf im Grunde selbst gehörte. Arnulf würde die Haltung, die er bisher eingenommen, aufgegeben und niemals die Einwilligung der Fürsten des Reiches erlangt haben, die er doch für sich, da er kein legitimer Erbe war, doppelt bedurfte. Eben an ihn wendeten sich die Fürsten des Reiches, die Oberhäupter der Stämme.

Ein für die Entwickelung der deutschen Geschichte wichtiger Moment. Bei dem Abgang einer unzweifelhaft legitimen Succession des herrschenden Geschlechtes, welches alle Stämme vereinigt hatte, kam die Autonomie derselben zum erstenmal zum wirklichen Ausdruck. Bayern und Sachsen, die erst von Karl dem Großen reuniert worden, traten jetzt mit den Ostfranken zu diesem Zwecke zusammen; nicht als hätten sie daran gedacht, das Reich aufzulösen, ihr Sinn war vielmehr, es zu erhalten und zwar durch den wackersten Mann, der sich finden ließ; sie bedurften einen König, in welchem die höchste Gewalt, welche sie zusammenhielt, repräsentiert war. An einen westfränkischen Karolinger konnte man nicht denken, denn aus diesem Zweige war nur ein Kind, dessen Echtheit selbst in Zweifel gezogen wurde, übrig. Hätte Karls III. Regierung bestanden, so würde man einen heranwachsenden natürlichen Sohn desselben, der gar bald von sich reden machte, haben an die Spitze stellen können. Das würde aber das Ansehen der Schwaben, die schon jetzt einen den übrigen Stämmen unwillkommenen Einfluß auf die kaiserlichen Entschlüsse ausgeübt hatten, bestätigt und verdoppelt haben. Man bedurfte eines thatkräftigen Mannes, der das Scepter unabhängig ergreifen und eine Bahn der Politik, die den allgemeinen Wünschen entsprach, selbst im Gegensatz mit der bisherigen Regierung einschlagen konnte.

Sehr möglich, daß Hildegarde, die Tochter Ludwigs des Jüngeren, die durch ihre Mutter dem sächsischen Stamme angehörte, bei den Beratungen über die Nachfolge einen persönlichen Einfluß ausgeübt hat. Der Übergang des Kaisertums von ihrer, der fränkischen Linie, auf die schwäbische, mag ihr unbequem genug gefallen sein. Sie konnte Richarda nicht lieben, so wenig wie der Erzbischof Liutbert von Mainz den Schwaben Liutward, der

ihn verdrängt hatte. Wir werden später auf den Gegensatz der beiden großen Geschlechter zurückkommen, welcher sich schon hiebei bemerkbar machte.

Karl III. hat dem einen von ihnen, aus welchem Markgraf Heinrich entsprungen war, der ihm die wichtigsten Dienste geleistet hatte, besondere Gunst erwiesen. Diesem aber stand ein anderes Geschlecht, dem die größte Bedeutung für die deutsche Geschichte vorbehalten war, das konradinische eifersüchtig gegenüber. Dieses hatte sich der besonderen Gunst des jüngeren Ludwig erfreut; er war mit Hildegarde befreundet, deren Wittum in der Mitte seiner Besitzungen lag. Man darf annehmen, daß der Gegensatz der großen Geschlechter auch bei dem Anteil mitwirkte, welchen Hildegarde dem Herzog von Kärnthen widmete. Am meisten aber kam es diesem zu statten, daß er als ein natürlicher Gegner Karls III. betrachtet wurde.

Die Kränkung, welche Arnulf erfahren hatte, war das Moment, welches ihm die Krone verschaffte. Denn eben der unverhohlene Gegensatz, in dem er sich zu der Politik Karls III. befand, machte ihn bei den mächtigsten Reichsfürsten beliebt. Besonders agitierten die Bayern für ihn. Sie konnten nichts mehr wünschen, als daß er in eine Stellung gebracht würde, in welcher er neben seiner ererbten Macht auch die Gesamtkräfte des Reiches ins Feld zu führen in den Stand kam.

Bei den Beratungen, die über die Succession im Reiche gepflogen wurden, vereinigten sich nun die bayrischen Großen mit den sächsischen, denen sich die Thüringer anschlossen, und den fränkischen. Auf einer Zusammenkunft, wahrscheinlich zu Frankfurt, wurde Arnulf als ihr König und Senior anerkannt. Und auf der Stelle erschien er nun mit den Kräften seines Herzogtums im Felde, um die Schwaben zur Anerkennung zu bewegen. Diese konnten nicht den Versuch machen, der Erhebung Arnulfs, der schon unter ihnen selbst einflußreiche Anhänger hatte, zu widerstreben; sie traten ihm bei. Daran, daß er einer von der Kirche nicht sanktionierten Verbindung entsprungen war, nahm man keinen Anstoß.

Bei dem Anblick dieses allgemeinen Abfalles gab Kaiser Karl III. selbst nicht allein die Absichten, die er hegte, sondern seine Sache überhaupt auf. Wir finden die Nachricht, er habe noch durch eine besondere Botschaft Arnulf an den Eid der Treue erinnern lassen, den er ihm einst auf Reliquien geleistet habe, und sich nur einen Ruhesitz in Schwaben ausbedungen. Allein diese Schmach wurde ihm erspart, er starb am 13. Januar 888. Arnulf trat dann ohne weiteres an seine Stelle.

Alles geschah nur durch die weltlichen Oberhäupter der Stämme, jedoch unter Mitwirkung des Erzbischofs von Mainz, Liutbert, der die Geschäfte wieder in die Hand nahm. Ich denke nicht, daß die Wahl Arnulfs eben nur ein Königtum über die Stämme in sich schloß, die ihn erhoben hatten. Sie sahen in ihm den Nachfolger Karls III. in jeder Beziehung; es war das allgemeine karolingische Königtum, mit welchem sie ihn bekleideten.

Da trat nun aber die oben berührte Schwierigkeit ein. Die übrigen Reichsteile waren von dem Gefühl durchdrungen, daß der Abgang Kaiser Karls III. ihre Unabhängigkeit bedeute. Berengar von Friaul wurde im Januar 888 zu Pavia als König gekrönt, unzweifelhaft noch vor dem Tode Karls III., infolge der Erhebung Arnulfs. Odo von Paris wurde vermöge seiner Stellung selbst als König anerkannt. In ihrer Mitte streckte Wido von Spoleto bald nach der westfränkischen, bald nach der italienischen Krone seine Hände aus. In Hochburgund trat ein Dynast, eigentlich ein Nachfolger jenes Abtes Hukbert von St. Moritz, Rudolf, als unabhänger Fürst auf und wurde als solcher anerkannt. In ihnen allen repräsentierte sich die natürliche Tendenz zu einer provinzialen Unabhängigkeit. Ereignisse, die innerhalb des Imperiums kaum verstanden, außerhalb desselben vollkommen unverständlich bleiben mußten. In der Lebensbeschreibung des Königs Alfred von Asserius, dessen Regierung eben in diese Zeit fällt, findet sich die Notiz, beim Tode Karls seien fünf verschiedene Fürsten eingesetzt worden; Arnulf habe das Gebiet östlich vom Rhein behauptet, an Rudolf sei ein Teil der inneren Provinzen gekommen, an Odo das westfränkische Reich, an Berengar und Wido die Lombardei und das transalpinische Land. Der Autor fügt hinzu, die fünf Reiche seien aber nicht bei ihren Inhabern geblieben, sondern ein Krieg sei ausgebrochen, der eine Verwüstung derselben zur Folge gehabt habe. Eine vollkommene Auflösung sieht jedoch auch Asserius in dieser Teilung nicht; er berichtet, Arnulf habe das Imperium behauptet. Ob sich das wirklich so verhalten sollte, bildete nun das große Problem der Zeit.

Daß Arnulfs Autorität von Anfang an als eine allgemeine, das ganze Imperium umfassende betrachtet wurde, ergiebt sich aus der ersten Synode, die unter ihm im Juni 888 in Mainz gehalten worden ist. Nicht allein lothringische, sondern auch zweifellos westfränkische Geistliche, die Erzbischöfe von Rheims und Rouen, sowie die Bischöfe von Noyon und Beauvais haben an derselben teilgenommen. Sie kann als eine Synode des Gesamtreichs betrachtet werden. Auch das italienische Element fehlte nicht ganz. In ihrem Dekret sagen die Bischöfe: sie seien hier unter der Herrschaft ihres Königs und Seniors Arnulf versammelt; sie beschließen, daß ein Kirchengebet für ihn und seine Gemahlin und zugleich für das Wohl der gesamten Christenheit abgehalten werden solle.

Damit stimmt zusammen, wenn zuerst Odo sein Königtum sich von Arnulf bestätigen ließ und kurze Zeit darauf auch Berengar bei der ersten bewaffneten Drohung diesem Beispiel nachfolgte.

Sehr eigentümlich war die Beziehung, in welche Arnulf zu dem niederburgundischen Reiche trat. Boso war schon am 11. Januar 887 gestorben. Aber zu einer neuen Königswahl war es dann nicht gekommen. Von Bedeutung ist es wohl, daß eine Synode ihre Akten mit dem Namen Karls III. bezeichnet hat. Eben damals hatte sich die Witwe Bosos, Irmingarde, an Kaiser Karl gewendet. Von ihrer Zusammenkunft schreibt sich die Vermutung

her, deren oben gedacht wurde, daß Karl ihren Sohn Ludwig, der noch im zartesten Alter stand, zu seinem Thronfolger ausersehen habe. Das aber trug wahrscheinlich dazu bei, seinen eigenen Sturz herbeizuführen. Drei Jahre lang gab es keinen König in Burgund, was dann dort die schlimmsten Folgen hatte. Von allen Seiten wurde die Landschaft von Feinden überflutet, so daß sich die Bischöfe an den Papst wandten. Nach dessen Anweisung schritten sie zu einer Wahl, die auf den Sohn Bosos, Ludwig, fiel. Der Teilnahme weltlicher Großen geschieht hier keine Erwähnung; aber die Bischöfe sprachen das Vertrauen aus, daß sich die Edeln und Fürsten zur Verteidigung des Landes erheben würden. Sie setzten eine Regentschaft ein, die aus dem Herzog Richard von Burgund, dem Bruder Bosos, und der Mutter Ludwigs, Irmingarde, bestehen sollte. Dabei wird auf den Schutz des verstorbenen Kaisers Karl und auf die Unterstützung durch Arnulf ausdrücklich Bezug genommen. Dieser erschien auch insofern als der Inhaber der ganzen kaiserlichen Gewalt. Irmingarde hatte bereits selbst Arnulf in Forchheim aufgesucht und ihm auch den reichen Güterbesitz ihrer Mutter Angilberga in Erinnerung gebracht. Wir haben eine Urkunde Arnulfs, in der er seines verwandtschaftlichen Verhältnisses zu Irmingarde gedenkt und den Güterbesitz ihrer Mutter bestätigt.

Die Trennung der beiden Stände, welche in dem Königreich Burgund hervortritt, fand nun auch in Deutschland eine Parallele. Im Jahre 895 wurde ein Konzil in der Villa des Königs Tribur gehalten, welches aus Bischöfen verschiedener Provinzen, Schwaben, Franken, Alemannien und Sachsen bestand, denen sich der damaligen Lage der Dinge gemäß einige Bischöfe aus Lothringen beigesellt hatten. Die Bischöfe hielten eine besondere Versammlung, in welcher sie Arnulf über sein Verhältnis zur Kirche befragten. Er antwortete: er werde der entschlossenste Vorkämpfer gegen die sein, welche die Vorrechte der Geistlichkeit zu schmälern suchten. Die Erklärung trägt den Charakter einer Wahlkapitulation. Erst nach Empfang dieser Erklärung bringen die geistlichen Herren ihm ein Hoch aus.

In diesem Sinne hat auch jene versifizierte Chronik, die man unter dem Namen des Poeta Saxo kennt, das Königtum Arnulfs aufgefaßt; er begrüßt in ihm den späten Nachkommen jenes Bischofs Arnulf von Metz, auf welchen die Karolinger ihren Ursprung zurückführen. In dem neuen König sieht er den Beschützer der Kirche gegen alle ihre inneren und äußeren Feinde, namentlich auch gegen die Normannen, die damals mächtiger waren als je.

Von den Handlungen Arnulfs ist es fast die berühmteste, daß er den Normannen in einem glücklichen Kampfe entgegentrat.

Zwei Normannenheere, die in England in Nachteil geraten waren, hatten sich auf die niederdeutschen Küsten geworfen. Arnulf stellte ihnen ein Heer entgegen, um ihnen den Übergang über die Maas zu verwehren; aber sie überschritten doch diesen Fluß an einer Stelle, wo man das nicht erwartet hatte, und durchstreiften dann weit und breit das Land, das sie in ihrer ge-

wohnten Weise mit Plünderungen und Brandschatzungen heimsuchten. Das deutsche Heer setzte sich in Bewegung, um den Feind auf dem rechten Ufer des Flusses aufzusuchen. Bei dem Bache Gueule stießen dann die feindseligen Heerhaufen aufeinander. Eine zum Rekognoszieren ausgeschickte deutsche Schar ließ sich von den Normannen, die auch hier unter dem Namen Dänen erscheinen, überraschen und überwältigen. Unter den Gefallenen war auch der Erzbischof von Mainz. Nun erst bekamen die Normannen Mut; sie suchten in ihrer Weise einen festen Platz einzunehmen, um daselbst zu überwintern. Dazu wählten sie Löwen, das sie schon einmal gegen ein starkes ost- und westfränkisches Heer behauptet und von wo aus sie den erwähnten Zug gegen Paris unternommen hatten. Da zog Arnulf, welcher die Oberdeutschen herbeigerufen hatte, aus Bayern gegen sie heran, und es kam zu einem blutigen Zusammentreffen an der Dyle, das immer im Gedächtnis geblieben ist. Es kostete einen Entschluß, die deutschen Reiterscharen, welche in der Nähe der Feinde bereits die Dyle überschritten hatten, zu vermögen, sich denselben zu Fuß entgegenzustellen. Der König selbst soll sich erboten haben, zuerst vom Pferde zu steigen, worauf er gebeten wurde, lieber den Rücken zu decken. Die Masse des deutschen Kriegsheeres rückte den Normannen zu Fuß entgegen und wurde von ihnen mit Gelächter empfangen in Erinnerung an die letzte Schlacht. Aber auf der anderen Seite feuerte diese Erinnerung die Deutschen an, gegen den Feind auf das tapferste zu kämpfen. Wie Eisen und Feuerstein trafen, wie der Chronist sagt, Normannen und Franken aufeinander. Indem jene genötigt wurden, über den Fluß zurückzugehen, wurden sie überwältigt und zum größten Teile niedergemetzelt.

König Arnulf hatte gesiegt. Obgleich er der Normannen, welche wir bald darauf wieder im Lager bei Löwen finden, nicht Meister wurde, so ist doch aus den englisch-französischen Berichten zu ersehen, daß er ihnen Einhalt gethan hat. Eine bewaffnete Gegenwehr, bei der sie in Nachteil und Gefahr gerieten, veranlaßte sie, ihre Züge nach anderen Regionen zu richten.

Wenn man nun aber fragt, weshalb Arnulf bei dem ersten Konflikt nicht zugegen war und gleich nach dem letzten Brabant wieder verließ, so ist die Antwort, daß er an der Donau mit seinen Erbfeinden, den Großmähren, in offenen Kampf geraten war. Zwischen ihm und Swatopluk war eine neue Zusammenkunft anberaumt gewesen, aber der Slavenfürst vermied es, vor den ostfränkischen König zu kommen. Er verleugnete die versprochene Treue, so daß nun Arnulf ernstlich Bedacht nahm, ihn in seinem Gebiet anzugreifen. Er zog den Herzog der Slovenen, Brazlavo, der ihm unterthänig war und das Gebiet zwischen Drau und Sau inne hatte, auf seine Seite. Durch diesen wurde eine Verbindung mit dem Bulgarenkönig Symeon angeknüpft, durch dessen Einfluß den Mähren die Zufuhr von Salz abgeschnitten werden sollte. Im Juli 892 überschritt Arnulf die mährische Grenze; er führte nicht allein Bayern, sondern auch Franken und Schwaben ins Feld.

Aber die Mähren hielten sich in ihren Städten und Burgen, das offene Land wurde verwüstet. Arnulf hatte beabsichtigt, Mähren von verschiedenen Seiten anzugreifen; wir finden aber nur, daß eine eben erst in diese Regionen eingedrungene Völkerschaft, ein Haufe Ungarn, ihm zu Hülfe kam, der zur Verwüstung des Landes beitragen konnte, nicht aber zur Besitznahme.

Das Unternehmen wiederholte sich im Jahre 893; wir hören von neuen Verwüstungen, die aber noch weniger Erfolg hatten; nur mit Mühe konnte Arnulf nach Bayern zurückkehren.

Das großmährische Reich erhielt sich in seiner Integrität; es besaß zugleich eine Hegemonie der gesamten Slaven. Nicht durch die Waffen, sondern durch den Tod wurde Arnulf seines gefährlichsten Gegners entledigt. Swatopluk muß als einer der gefährlichsten Antagonisten betrachtet werden, welche die Slavenwelt jemals dem deutschen Reiche entgegengesetzt hat. Mit energischer Thatkraft verband er Verschlagenheit und Umsicht. In der Mitte des Occidents und Orients trotz seiner Abneigung gegen die Deutschen und seiner damit verbundenen Hinneigung zu den orientalischen Kulturstaaten stand er doch auch mit dem römischen Papst in Verbindung, in dessen Auftrag er sogar einmal eine Botschaft an Arnulf übermittelt hat.

Swatopluks Söhne teilten sein Gebiet; da ihnen nicht daran liegen konnte, die aggressive Stellung ihres Vaters zu behaupten, so traten sie sogleich in Unterhandlungen mit den Deutschen, die zu einem friedlichen Abkommen führten, von dessen Inhalt wir weiter nichts hören.

Arnulf bekam dadurch mehr freie Hand. Seine friedliche, gleichsam diplomatische Thätigkeit war auf die Vorbereitung einer Stellung gerichtet, die er seinem Sohne Zwentibold in Lothringen zudachte. Er wollte ihm ein besonderes Königreich dort gründen, zu welchem Zwecke er im Jahre 894 vor allem mit den kirchlichen Gewalten in engere Verbindung trat, die im folgenden Jahre zum Ziele führte.

Seine kriegerischen Anstrengungen wendete er nach Italien, wo Verhältnisse obwalteten, die ihm Hoffnung machten, zum Kaisertum zu gelangen. Ehe wir ihn dahin begleiten, fassen wir indessen die in Rom und Italien eingetretenen Verhältnisse übersichtlich zusammen.

Die Abwendung Johanns VIII. von der westfränkischen Linie hatte für ihn selbst verhängnisvolle Folgen. Sicilien, gegen welches Kaiser Ludwig II. alle Kräfte des christlichen Westens und Ostens zu vereinigen gedacht hatte, war definitiv in den Händen der Saracenen, die nun ihre Angriffe auf Unteritalien auf das stärkste erneuerten. Ein bloßes Spiel mit Worten ist es nicht, wenn man darin eine Art von Wiederholung der Angriffe Hannibals auf Italien sieht. Aber die Moslimen waren doch in der That mächtiger, als einst die Punier. Sie beherrschten das westliche Becken des Mittelmeeres und setzten sich am Fuße des Vesuv fest. Nochmals wird des alten Pästum und seiner Akropolis gedacht, die sie einnahmen. Von Garigliano her überfielen sie die kirchlichen Gebiete selbst.

Johann VIII. war eine unverwüstliche Natur; den Angriffen der Saracenen hat er sich selbst mit einer kleinen Seemacht entgegengesetzt, doch blieb er weit entfernt, sie zu überwältigen. Es war an sich mehr die Aufgabe des Kaisers als des Papstes. Und schon hatte sich neben Johann VIII. und im Widerspruch zu ihm eine andere hierarchische Größe erhoben: der Bischof von Porto, Formosus.

Es war einer der beschäftigtsten und wirksamsten Prälaten der Zeit. Immer im Auftrage der Päpste, war er doch zugleich mit ihrer Politik in Konflikt gekommen. Auf einer Mission zu den Bulgaren hatte er den König derselben, welcher sich zur abendländischen Kirche neigte, zu der Erklärung bewogen, daß derselbe seinen Übertritt gleichsam davon abhängig machte, daß Formosus Erzbischof von Thessalonich werde, im Widerspruch mit der Maxime des römischen Stuhles, die Beförderung eines Prälaten von einer bischöflichen Stellung zur anderen nicht zu dulden. Unmittelbar stieß Formosus mit Johann VIII. zusammen, der ihm die Absicht, sich zum römischen Stuhle aufzuschwingen, schuld gab und ihm die Teilnahme an einer Verschwörung gegen Karl den Kahlen beimaß, der eben in dem engsten Bündnis mit dem Papste stand. Das möchte wohl damit zusammenhängen, daß Formosus sich mehr dem Interesse der beiden älteren Zweige des karolingischen Hauses angeschlossen hatte. Er war bei der Zusammenkunft der Angilberga mit Ludwig dem Deutschen in Trident zugegen gewesen, in welcher es zu einer Verständigung derselben gekommen war. Es streift das Gebiet der hohen Politik, die doch über seine Sphäre hinausging, wenn er nun gegen Karl II., den Gewählten des Papstes, Partei nahm. Obwohl ein Mitglied der Hierarchie, bewegte er sich doch immer in einer Politik, die ihm selbst die beste schien. Er ist dafür mit dem Banne belegt und zur Laienkommunion nur unter der Bedingung zugelassen worden, daß er sich von Rom fern halte. Aber der Nachfolger Johanns VIII., Marinus, trug kein Bedenken, ihn zurückzurufen und ihn in seinem Bistum wiederherzustellen.

Seitdem nahm nun die päpstliche Politik überhaupt einen anderen Gang. Und vielleicht darf man darin den Einfluß des geschickten Liutward erkennen, daß die Päpste sich dem Kaiser Karl III. wieder anschlossen. Hadrian III., der Nachfolger des Marinus, folgte einst einer Berufung des Kaisers nach Worms, starb aber auf dem Wege dahin.

Nach dem Tode Karls III. war nun für die Italiener die vornehmste Frage, ob sie Arnulf als den gesetzmäßigen Nachfolger des verstorbenen Kaisers anerkennen würden. Zwei Oberhäupter erhoben sich, Berengar von Friaul, der mit ostfränkischer, und Wido von Spoleto, der mit westfränkischer Hülfe die oberste Gewalt zu erringen trachtete. Eine auf dem Wege der Forschung beinahe nicht zu ergreifende noch verständliche Figur ist Wido von Spoleto, der den Angriffen der Saracenen gegenüber es vorgezogen hatte, sich über die Alpen zu begeben, wo es ihm gelang, großen Einfluß zu gewinnen; sogar die westfränkische Krone nahm er an; doch bald wurde er

inne, daß er gegen Odo von Paris sich zu behaupten nicht im stande sei und ergriff den günstigen Moment, um nach Italien zurückzukehren und hier seinem alten Feinde Berengar von Friaul die Spitze zu bieten. Durch die Teilnahme der Westfranken, besonders auch der Burgunder, behielt er in einer Schlacht an der Trebbia im Jahre 889 den Platz; er warf Berengar nach Friaul zurück und gewann in Italien nach und nach vollkommen die Oberhand.

Den Ausgang der Schlacht scheint man in der Lombardei als ein Gottesurteil angesehen zu haben. Die Bischöfe des italischen Reiches, die eben nach einer anderen Seite gedrängt worden waren, entschlossen sich, dem ein Ende zu machen und Wido von Spoleto als König anzuerkennen. Es war ein Akt, der sich darauf gründete, daß Wido mit dem römischen Stuhl zusammenstand. Der Anspruch Arnulfs, welcher die altkaiserlichen Rechte repräsentierte, ist dabei nicht vollkommen vergessen worden. Wenn, wie erwähnt, Swatopluk einen Auftrag des Papstes Stephan VI. an Arnulf ausrichtete, so bezog sich dieser darauf, daß Arnulf nach Italien gehen und sich der Herrschaft in diesem Lande bemächtigen möchte.

Arnulf fühlte sich aber nicht in der Lage, diesem Rufe zu folgen; der Mittelsmann selbst gehörte zu seinen gefährlichsten Gegnern; er hätte fürchten müssen, auf der einen Seite sich nicht behaupten zu können, auf der anderen nichts auszurichten. Da er die Aufforderung ablehnte, so säumte Stephan VI. nicht, Wido als König von Italien anzuerkennen. Eine vereinzelte Nachricht meldet, derselbe sei bei seiner Anwesenheit in Rom am 21. Februar 891 zum Kaiser gekrönt worden; und wir besitzen Urkunden, die das außer Zweifel setzen.

Beides Akte von einer unendlichen Tragweite, da sie die Trennung Italiens in beiderlei Beziehungen von dem karolingischen Reiche in sich schließen. Es fällt in die Augen, daß ein so vollkommener Übergang von der Autorität eines deutschen Königs, die selbst nach Karls des Großen Tode über ein halbes Jahrhundert als die maßgebende betrachtet worden war, zur Anerkennung eines Fürsten, dessen vornehmste Stütze in seinen burgundischen Verbindungen lag, eine allgemeine Bewegung veranlassen mußte. Es wäre teilweise wenigstens eine Rückkehr zur Politik Johanns VIII. gewesen. Damit aber wird es zusammenhängen, daß Formosus, der vornehmste Gegner dieser Politik nach dem Tode Stephans zum Papst erhoben wurde. Es geschah durch eine Faktion der Großen, welche ihn nach Rom brachten und im Gegensatz gegen einen Mitbewerber, der das Volk für sich hatte, im September 891 auf den Thron setzten.

Man begreift die Verlegenheit, in welche ein Papst geriet, der einst Hinneigungen zu dem karolingischen Hause verraten hatte, jetzt aber von den Anhängern einer entgegengesetzten politischen Richtung, die noch immer wie in Rom selbst, so in Tuscien sehr stark war, bei der eben ergriffenen Politik festgehalten wurde. Im April 892 hat er wirklich das Kaisertum Widos nicht allein durch eine Krönung bestätigt, sondern auch dessen Sohn Lambert

zum Mitkaiser erhoben. Diese haben dagegen der römischen Kirche alle ihre Rechte und Besitzungen verbürgt. Aber dabei gab doch Formosus seine Zuneigung zu der zweiten Linie des karolingischen Hauses, die sich in Arnulf fortsetzte, nicht auf; im Jahre 893 erschienen in Regensburg päpstliche Gesandte, durch die Teilnahme einiger Großen noch besonders autorisiert, um Arnulf aufzufordern, daß er die Besitztümer des heiligen Petrus und das italische Reich den bösen Christen entreißen und es selbst in seine Hände bringen möge.

Die Notizen des Liutprand, nach denen der Sohn Arnulfs, Zwentibold, der unter der wohllautenden Umänderung Sinibald erscheint, noch im Jahre 893 in Italien vorgedrungen sein soll, haben manchen fabelhaften Zug, so daß ich mich ihrer nicht zu bedienen wage. Aus den zuverlässigen Fuldenser Annalen aber, die davon nichts haben, geht hervor, daß Arnulf ohne Rücksicht auf den bevorstehenden Winter sich zu Weihnachten zu einem Zuge nach Italien anschickte. Nur an der Spitze der Schwaben — denn die anderen Stämme waren anderweit beschäftigt — erschien er im Januar 894 in Italien. Die Städte waren jetzt überhaupt gut befestigt und trotzten darauf, sich hinter ihren Mauern zu behaupten. Daß es Arnulf dennoch gelang, eine der festesten, Bergamo, zu erobern, erst die Burg, dann die Stadt selbst, die er einer gräßlichen Verwüstung preis gab, machte einen niederschmetternden Eindruck auf alle anderen. Es war der Grund, weshalb sie Arnulf nicht mehr ernstlich zu widerstreben wagten, auch Mailand und Pavia nicht. Hier empfing er die Huldigung der Lombarden, er nannte sich seitdem König von Italien.

Mit Ruhm gekrönt begab sich Arnulf nach Deutschland zurück. Seine Macht in Italien wurde dadurch nicht wenig verstärkt, daß Wido noch in demselben Jahre starb. Kein Zweifel, daß Lambert, von seiner Mutter Agiltruda unterstützt, noch immer eine ansehnliche Macht besaß. Aber die Spoletiner waren doch keine natürlichen Verbündeten des Papstes, die besten Worte sind gewechselt, die besten Versicherungen ausgesprochen worden. Aber zugleich vernehmen wir, daß die Besitzungen der Kirche ebenfalls von den Spoletinern geschmälert wurden. Da hat nun im Jahre 895 der Papst Formosus den König Arnulf nochmals eingeladen, nach Rom zu kommen. Die Reichsversammlung hatte keinen Grund, dem zu widerstreben. Besonders die Bischöfe waren lebhaft dafür.

In diese Zeit fällt jene Synode in der königlichen Pfalz Tribur, auf welcher Arnulf der gesamten Geistlichkeit des Reiches die erwähnten Versprechungen gab, durch welche diese zu einer freudigen Anerkennung seiner Macht bewogen wurde. Nun erst konnte er ein Reichsheer nach Italien führen; er war jetzt nicht mehr auf die Schwaben angewiesen.

Am 1. Dezember 895 befand er sich bereits in Pavia. Große Schwierigkeiten waren bei dem Zuge nach Rom nicht zu überwinden; aller Orten unterwarfen sich ihm Kastelle und Städte. Im Februar 896 langte er vor

Rom an, das die Lambertiner zum Mittelpunkt ihrer Macht auserlesen hatten; Agiltruda hatte die Mauern und Thore eigenmächtig befestigt, so daß der Papst, durch welchen Arnulf berufen worden war, in fluktuierende Besorgnisse geriet. Als die Deutschen, die zugleich als Wallfahrer gekommen waren und nichts mehr wünschten, als die Schwellen der Apostel zu besuchen, wie die übrigen Thore so auch das von St. Pancratio, welches zur transtiberinischen Stadt führte, verschlossen, die Mauern mit feindlichen Truppen besetzt fanden, hielten sie einen Kriegsrat, in welchem unter lebendiger Teilnahme Arnulfs der Beschluß gefaßt wurde, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dazu ist es jedoch in dem Sinne, den man gewöhnlich mit diesem Worte verbindet, nicht gekommen. Es genügte, jenes Thor mit Äxten einzuschlagen. Die Verteidiger waren vor den ersten Steinwürfen der Deutschen zurückgewichen. Diese konnten ohne weiteres in die Stadt einrücken. Der deutsche Berichterstatter sagt, der Kaiser habe die Stadt und den Papst von ihren Feinden befreit. Nun erst war Formosus im stande, den König Arnulf, wie er wünschte, zu empfangen. Er schickte ihm die römischen Großen und die griechische Schola entgegen, eine große geistliche Prozession begrüßte den König an der milvischen Brücke; der Papst selbst empfing den Heranziehenden an den Stufen von St. Peter, führte ihn nach der Basilika und setzte ihm die kaiserliche Krone auf. Dann folgte eine Volksversammlung, in welcher die Römer ihm den Treueid leisteten. Sie versprachen ausdrücklich, von Agiltruda und ihrem Sohne sich loszusagen und diesen zur Erlangung weltlicher Ehren niemals Hülfe zu leisten. In der panegyristischen Vita Berengars wird angenommen, derselbe habe den neuen Kaiser abgehalten, seine Waffen nach irgend einem anderen Punkte zu richten; aber leugnen läßt sich doch nicht, daß Arnulf das einzig richtige that, wenn er seine Waffen nach Spoleto wandte, wohin Agiltruda geflüchtet war. Allein auf dem Wege dahin verfiel er in eine Krankheit, die ihn zum Rückzug nötigte. Die vornehmsten Parteigänger der Spoletiner, die in Rom in seine Hände gefallen waren, führte er mit sich über die Alpen fort. Das Unternehmen schien auf das beste gelungen; aber daß damit eine haltbare Stellung errungen worden wäre, könnte man doch nicht behaupten.

Zuerst wurde Lambert noch anerkannt. Die Befehlshaber des Kaisers und Berengar hatten in Oberitalien eine schwere Stellung gegen ihn. Auch Adalbert von Tuscien hielt sich auf seiner Seite; und in Rom selbst trat, da der Papst Formosus im April 896 starb, eine Reaktion ein gegen alles, was unter ihm zuletzt daselbst vorgekommen war. Der Nachfolger desselben, Stephan VII., nahm einen Akt gegen ihn vor, der eine Beschimpfung in sich schloß, die ihres gleichen nicht hat.

Arnulf selbst hat seit seiner Rückkehr nichts namhaftes mehr vollbracht. Ich weiß wohl, daß ich hier, wenn es auf Annalen ankäme, seiner schon oft angedeuteten Einwirkung auf die Reichsfürsten und ihre Irrungen untereinander, namentlich auf die Gunst, die er den Konradinern zu Teil werden ließ, mehr

gedenken sollte. Darauf aber komme ich später zurück. Hier sei nur bemerkt, daß Arnulf zur Eintracht zwischen den Reichsfürsten wenig beigetragen, vielmehr durch seine Maßregeln die tiefste Zwietracht unter denselben veranlaßt hat. In dem Reiche der Franken ist er kaum mehr erschienen, und dann hauptsächlich in der Absicht, seinen Sohn in Lothringen mit den Großen zu pacifizieren, mit denen sich derselbe entzweit hatte. Er kam aus Bayern dahergezogen und ging dahin zurück. Hier hielt er seinen Hof in Regensburg. Seine Regierung macht nicht den Eindruck des altkarolingischen Kaisertums, welches von dem Mittelpunkte des Reiches aus die höchste Gewalt gleichmäßig nach allen Seiten hin zur Geltung zu bringen suchte; sie trägt vielmehr die Farbe eines Provinzialfürstentums, dem er das Kaisertum durch die Beistimmung der vornehmsten Fürsten annektiert hat. Sein hauptsächlichstes Bestreben ist dann immer dahin gerichtet, das bayrisch-karanthanische Herzogtum gegen die großmährischen Velleitäten in Schutz zu nehmen. Die Grenzstreitigkeiten mit den Mähren, in welche auch Böhmen verwickelt wurde, und in welche Arnulf trotz seines paralytischen Leidens persönlich eingriff, verdienen kaum einen Platz in der allgemeinen Geschichte. Auch seiner bayrischen Großen blieb er nicht eben sicher: sie gingen wohl zu den Nachbarn über; selbst ihre Niederlage brachte sie nicht zu völliger Unterwerfung.

In Arnulfs Privatleben wiederholten sich die trübsten Scenen aus dem Leben seines Vorgängers. Wie Richarda, so wurde auch Ota des Ehebruchs bezichtigt. Ein Gericht trat zur Untersuchung darüber zusammen; so viel man sehen kann, wurde sie freigesprochen. Die ältesten Nachrichten lassen das jedoch unentschieden. Auch die Krankheit Arnulfs, die unerwartet immer wieder hervorbrach, gab zu Verdächtigungen Anlaß. Ein Mann des Hofes ist deshalb mit dem Schwerte hingerichtet worden, eine Frau am Galgen umgekommen. Schrecklich zu sagen, da doch die Krankheit wahrscheinlich eben nur die Folge eines Schlaganfalls war, der sich ein paarmal wiederholte und der den Tod des Kaisers im Dezember des Jahres 899 herbeigeführt hat.

Arnulf unterschied sich von seinem letzten Vorgänger dadurch, daß er ein besserer Kriegsmann war. Die Schlacht an der Dyle, die Eroberung von Bergamo, die Besitznahme von Rom waren militärische Aktionen, die kriegerischen Ruhm auf immer erwarben. Arnulf ist der Geschichte von Ostfranken, d. h. von Deutschland unvergeßlich geblieben. Jene Vereinigung der Stammeshäupter, der er seine Erhebung verdankte, hat er aufrecht zu erhalten gewußt. Mit alledem hat er doch weder Ostfranken, noch das Abendland in einen haltbaren Zustand gebracht. Die Normannen waren noch immer im Übergewicht, die slavischen Völker an den Grenzen unbotmäßig, das großmährische Reich, obgleich pacifiziert, doch in sich uneinig und im Grunde feindselig, die Verhältnisse zu dem westfränkischen Reiche zweifelhafter Natur, Italien durch neue Bewegungen der mohammedanischen Völker in Anspruch genommen, der Streit im Papsttum fern davon, ge-